It. sing. 594 (1

<36610545690012 S

<36610545690012

Bayer. Staatsbibliothek

Dr Louis PLANCHON
N°
MONTPELLIER



F. Leopold sculp.

Heinrich Lichtenstein.

Reisen im südlichen Africa

in den Jahren

1803, 1804, 1805 und 1806

von

Hinrich Lichtenstein,

vormaligem Chirurgien-Major beim Battaillon Hottentottischer leichter Infanterie in Holländischen Diensten am Vorgebirge der guten Hoffnung, Doctor der Medicin und Philosophie, ordentlichem Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Berlin und Mitglied mehrerer Gelehrten-Gesellschaften.

Lichtenstein Reisen im südl. Africa

Erster Theil.

1

Mit sechs Kupfern und einer Karte.

Berlin, 1811.

Bei C. Salfeld.

Hb/66/965

5834

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Herrn Grafen

J. C. von Hoffmansegg,

dem unermüdlichen Beförderer des Guten,
Wahren und Schönen,

dem um die Naturwissenschaften durch Lehre,
Schrift und That

hochverdienten Forscher,

seinem innigst verehrten Gönner und Freunde,

widmet dieses Buch

zum öffentlichen Beweise seiner Liebe und Dankbarkeit

der Verfasser.

Vorrede.

Ich übergebe hier dem Publicum den ersten Theil meiner Reisebeschreibung, zwar nicht ohne einige Schüchternheit und wohl bekannt mit vielen Mängeln und Schwächen des Buchs, aber auch nicht ohne die innere Überzeugung, darin etwas Nützliches unternommen und es mit Treue und Sorgfalt ausgeführt zu haben. Da Wahrhaftigkeit das erste Erfordernifs einer guten Reisebeschreibung ist und ich das Hauptverdienst meines Werkes darin setze, so hätte ich gern, dafs der Leser gleich mit dem vollen Vertrauen auf meine Ehrlichkeit das Buch in die Hand nähme. Ich war daher fast gesonnen, in dieser Vorrede ausführlich von mir selber zu reden, um durch eine Darstellung meiner Art zu sein und zu beobachten, sowie durch eine Erzählung meiner Geschichte dieses Vertrauen für mich zu gewinnen. Indessen hat die

Selbstbeurtheilung so viele Schwierigkeiten und durch alle Bescheidenheit blickt so leicht eine versteckte Eitelkeit hindurch, dafs ich lieber meine Freunde und das Buch selbst für mich reden lasse, in welchem, wie ich glaube, das Streben, meine innerste wahrste Ueberzeugung mitzutheilen, nicht verkannt werden wird. Ich habe es daher auch verschmäht, selbst die Darstellungen zu verschönern, die unbeschadet der Treue des ganzen Bildes, gleichsam nur als äufsere Verzierungen, mit einigem Schmuck hätten ausgestattet werden können und das Ganze vielleicht anziehender gemacht haben würden. Daher erscheint meine Reise leer an Abentheuern und seltsamen Begebenheiten; die wenigen aber werden durch diese Sparsamkeit vielleicht dem Leser um so bedeutender. Der Reiz, den Schilderungen dieser Art gewinnen, wenn die Phantasie des Schriftstellers ihm bei ihrer Ausmalung ein wenig zu Hülfe kam, mufste nothwendig über dem Streben nach Natürlichkeit und einfacher Wahrheit verloren gehen. Es hat mich aber um so weniger Mühe gekostet, dieses Opfer zu bringen, je mehr ich es mir selbst gestehen mufste, dafs mein Naturel mir es verbiete, als der Held einer romantischen Reisebeschreibung aufzutreten.

Wohl hat (ich erkenne es) diese, in vieler Hinsicht gewifs lobenswerthe Nüchternheit ihr Nachtheiliges. Wer ganz wahr sein,

Alles in seiuem natürlichsten, am wenigsten wunderbaren Zusammenhange darstellen will und auch dieses Streben gern erkannt wissen möchte, fühlt sich oft zu einer gewissen Ausführlichkeit gedrungen, die leicht in Weitschweifigkeit ausartet. Das Einseitige aber hat schon immer den Schein des Falschen, als ob es durch die Kürze den innern Widerspruch vermeiden wollte. Ueberdies hatte ich nicht die deutsche oder europäische Lesewelt allein vor Augen, ich wünschte auch dem africanischen Bürger, besonders aber meinen Nachfolgern, den spätern Reisenden im südlichen Africa nützlich zu werden und ihnen mehr zu sein, als mir meine Vorgänger waren, von denen noch fast Keiner auf dieses Bedürfniſs Rücksicht genommen hat. Sie Alle schrieben zur Belehrung oder Unterhaltung ihrer Landsleute und Zeitgenossen, nicht zum Nutzen für die reisende Nachwelt, daher denn auch jeder von ihnen seinen nächsten Vormann oft härter und bitterer tadelt, als er es verdient. Man erinnere sich de la Caille's und Menzels Aeuſserungen über Kolbe, Sparrmans Beurtheilung der compilirten Beschreibung des Vorgeb. d. g. H. und Barrows Bemerkungen über Le Vaillant. Und wieder sind es eben diese letztern, deren theils parteiische, theils zu reichlich ausgeschmückte Schilderungen, viel zu der Gestalt der meinigen beigetragen haben,

in welchen ich beide Fehler zu vermeiden wünschte.

Zugleich mag das hier Gesagte zu meiner Rechtfertigung dienen (wenn es deren bedarf), daſs ich dem Drange zur Herausgabe meiner Bemerkungen, den ich überdies weniger in mir selbst, als in gewissen äuſsern Veranlassungen empfand, nicht widerstrebt habe und es wage, nach so vielen guten und gern gelesenen Werken über die Südspitze Africa's noch ein neues zu liefern und es der Welt als ein besseres darzubieten. Ich darf mich aber wohl auf Aristoteles berufen und auf Plinius und Sparrman, die es ihm am lautesten nachgesprochen haben, daſs aus Africa uns immer etwas Neues zukomme und noch lange zukommen werde. Jeder Reisende hat seine eigne Ansicht, nach dem Standpuncte, den ihn seine Bildung oder sein Schicksal nehmen lieſsen; jedem stellt sich Neues dar, das dem Andern entging; dem Einen ist die Gelegenheit günstiger, als dem Andern. Mir war sie es besonders und schon so früh auf meinen ersten Wanderungen in Africa ist mir, bei einer Vergleichung der bekannten Berichte mit den vielfachen Erfahrungen die sich mir aufdrängten, der Entschluſs sie der Welt mitzutheilen, gekommen, daſs ich mir kaum noch über sein erstes Entstehen Rechenschaft zu geben weiſs. Aber gleich war damit auch der Vorsatz verbun-

den, einen andern Weg einzuschlagen als meine Vorgänger. Nicht meine Reisen wollte ich bekannt machen, denn kaum hatte ich damals schon bedeutende unternommen, sondern eine geordnete Beschreibung des Landes, wie sie Bruns und Ehrmann zu geben versucht hatten, wollte ich liefern, eine Beschreibung, die das Topographische, Politische, das Naturhistorische, Ethnographische, besonders das so ganz vernachläſsigte Historische umfaſste. Daher fing ich früh an, Materialien zu einem solchen Werke zu sammeln, und die Gunst mächtiger Freunde unterstützte mich darin nicht wenig. Bald eröffnete sich mir die Gelegenheit, das Land selbst zu durchreisen und kaum war ich mit einem Vorrath wichtiger Erfahrungen heimgekehrt, als sich schon eine neue darbot, diesen Vorrath zu vermehren und zu berichtigen. Der wieder ausgebrochene Krieg gab unsrer Lage am Cap eine andre Gestalt und auch meinem Schicksale eine neue Wendung. Ich ward bald nach der Rückkehr von meiner zweiten Reise als Militärarzt angestellt und einige Zeit darauf von meinen Vorgesetzten zur Theilnahme an einer Expedition bestimmt, die weiter ins Innere des Landes vordrang, als ich je in meinen kühnsten Träumen, zu kommen gehofft hatte. Auf dieser dritten Reise war es, wo sich der Plan zu meinem Werke nunmehr ausführlicher zu

bilden anfing. Noch zwei kleinere Durchflüge und der Feldzug gegen die Engländer im Jahr 1806 setzten mich vollends in Besitz einer ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſs des Landes nach allen Rücksichten. Ich kam im Gefolge des General Janssens, und zwar mit ihm auf demselben Schiffe, nach Holland zurück. Der General-Commissär de Mist, der bereits ein Jahr früher zurückgekehrt war und inzwischen seine Reisebemerkungen ausgearbeitet hatte, übertrug mir, von andern und wichtigern Geschäften überhäuft, ihre Bekanntmachung und verstattete mir, freien Gebrauch von seinem Manuscripte und seinen übrigen Materialien zu machen. Ich benutzte diese Erlaubniſs, jedoch mit einer bedeutenden Abänderung seines Plans, indem ich, dem ältesten Entwurfe getreu, den erzählenden Theil streng von dem beschreibenden zu sondern entschlossen war und diesen letztern voranzuschicken dachte, um den Leser auf dem Schauplatze ganz einheimisch zu machen, ehe er die Erzählung der Reise, die die Belege und Beispiele zur Beschreibung des Landes an die Hand geben sollte, in die Hände bekäme. Schon war nach diesem Plane ein bedeutender Fortschritt in der Arbeit gemacht, als mancherlei Umstände und die Rathschläge stimmfähiger Gelehrten mich veranlaſsten, die Erzählung der Reisen vorangehen zu lassen und darin die Resul-

tate vorzubereiten, die der beschreibende Theil aufstellen würde. Bald war die Ausarbeitung dieses ersten Theils zu Stande gebracht, zu welchem mir, wie ich dankbar erwähnen muſs, Hrn. de Mist's Manuscript eine reiche Quelle vieler treflichen Bemerkungen war, die ich theils sogleich mit benutzte, theils für den ausführlichen beschreibenden Theil zurücklegte, um die Erzählung selbst nicht zu oft zu unterbrechen und jenem nicht vorzugreifen. Daſs mancherlei Hindernisse das frühere Erscheinen dieses, seit dem Sommer 1809 vollendeten Theils unmöglich gemacht haben, darf ich jetzt nicht beklagen, da es nun unter Umständen geschieht, zu denen ich mir in jeder Hinsicht Glück wünschen muſs.

Die Gestalt, welche das Werk nunmehr gewonnen hat, ist aus dem Conspectus, der von der Verlagshandlung vorausgeschickt ward, bekannt. Ich will indessen für die Besitzer dieses ersten Theils kürzlich wiederholen, was sie in den folgenden Bänden zu erwarten haben.

Ungeachtet mancher bedeutenden Abkürzung ward es nicht möglich, die Beschreibung der ersten Reise in einen Band zusammenzudrängen, wenn man ihn nicht unförmlich dick machen und die ohnehin schon bei weitem überschrittene Bogenzahl noch um zehn Bogen vermehren wollte. Es hat

daher bei dem dritten Abschnitte abgebrochen werden müssen. Der vierte Abschnitt, der die Rückreise von *Graaff-Reynett* nach der *Capstadt* enthält, macht den Anfang des zweiten Bandes. Sodann folgt im fünften Abschnitte die Skizze einer botanischen Reise nach *Zwellendam* und der umliegenden Gegend; im sechsten und siebenten die gröſste Reise zu dem neuentdeckten Stamme der *Beetjuanen*, von welchem Volke, sowie von den Buschmännern und andern wilden Hottentottenstämmen hier ausführliche Nachrichten mitgetheilt werden. Der achte Abschnitt erzählt eine einsame Reise zu den Grenzbewohnern im *Roggeveld* und der neunte eine Reise nach dem *Bosjesveld* und *Tülbagh* nebst den Streifzügen während des Feldzuges gegen die Engländer bis zur Abreise nach Europa.

Der dritte Band wird nun in systematischer Ordnung die Beschreibung des südlichen Africa vom Cap *Agulhas* bis zum Wendekreise des Steinbocks liefern. Hier werden alle die Bemerkungen ihren angewiesenen Platz finden, durch welche ich, wenn ich dem Beispiel meiner Vorgänger hätte folgen wollen, die Erzählung der Reise zu oft würde haben unterbrechen müssen. Ueberdies ist so Vieles, was die wichtigsten Gegenstände betrifft, falsch dargestellt oder ganz übersehen, daſs hier in kurzen Berich-

tigungen und dem Nachfüllen der Lücken kein Heil mehr zu finden war. Ich glaube daher recht zu thun, wenn ich nach eignem Plane von Neuem aufbaue und diesem beschreibenden Theile alle mögliche Vollständigkeit gebe, damit die Wahrheit erkannt werde.

Er enthält dem zufolge zuerst in der Einleitung ein Verzeichniſs sämtlicher über das südliche Africa erschienener Werke nebst beigefügten Bemerkungen über ihren Werth. Sodann betrachtet der erste Abschnitt die Natur des südlichen Africa und seiner ursprünglichen Erzeugnisse und Urbewohner im Allgemeinen. Das Clima, die Bildung und Gestalt des Landes, die darauf gegründeten Eigenthümlichkeiten der vegetabilischen Natur, der Character der dortigen Thierwelt und endlich das Leben der eingebornen Menschenracen auſser ihrem Zusammenhange mit den eingewanderten Europäern und deren Nachkommen, sind die Gegenstände dieser Betrachtung. Der zweite Abschnitt handelt die Geschichte des südlichen Africa vor und nach der Colonisation ab. Die ältesten Nachrichten sind aufgesucht und benutzt, die Berichte bis auf die neuesten Zeiten durchgeführt. Im dritten Abschnitte wird eine Schilderung der Sitten und des Bildungsgrades der heutigen Generation geliefert, an welche sich im vierten die politisch-geogra-

phische Beschreibung der Colonie und im fünften eine Darstellung der Verfassung und Regierungsform anschliefst. Die vier noch übrigen Abschnitte beschäftigen sich mit dem Zustande der öffentlichen Volksbildungsanstalten, der Wissenschaften und Künste, des Handels, des Ackerbaus und endlich mit Bemerkungen über die militärische Lage des Vorgebirges der guten Hoffnung.

Ob sich, bei der Wichtigkeit dieser abzuhandelnden Gegenstände und dem reichen Vorrathe mitzutheilender Angaben, dieser beschreibende Theil werde in einen Band zusammendrängen lassen, ist für jetzt wohl noch nicht zu bestimmen. Die Aufnahme, die das Publicum meinem Werke angedeihen läfst, wird diese Frage entscheiden, und wenn sich aus dem Absatz einiger Schaden für die Verlagshandlung ergeben sollte, so wird mir dies von selbst gebieten, mich kürzer zu fassen und, wie ungern auch, einzelne Abschnitte ganz wegzulassen.

Über die Karte und die Kupfer, die diesen Band begleiten, habe ich mich in den hinten angehängten Beilagen ausführlicher erklärt, und werde ähnliche Erklärungen für jeden der folgenden Bände wiederholen.

Berlin, im März 1811.

Hinrich Lichtenstein.

Verzeichniſs der Subscribenten.

Se. Majeſtät der König von Preuſsen.
Se. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preuſsen (Bruder des Königs).
Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preuſsen.
Se. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preuſsen.
Se. Königl. Hoheit der Prinz Louis von Preuſsen.
Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl von Preuſsen.

Se. Durchlaucht der Herzog von Schwerin, 4 Exempl.
Ihro Durchlaucht die Frau Erbprinzessin von Schwerin, 2 Exempl.

Se. Durchlaucht der Herzog von Mecklenburg-Strelitz.
Se. Durchlaucht der Prinz Ernst von Mecklenburg-Strelitz.
Se. Durchlaucht der Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz.

Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar und Eisenach.

Se. Durchlaucht der Fürst von der Lippe-Schaumburg-Bückeburg.

Aarau.

Hr. Buchhändler Sauerländer, 3 Eempl.

Arolsen.

Hr. August Speyer.

Bardorf.

Hr. Oberhauptmann von Oeynhausen.

Berlin.

Hr. Hauptmann von Archenholz, 2 Exempl.
— Kaufmann Baudouin.

Hr. Beschort, Mitglied des Königl. Nationaltheaters.
— Kaufmann Bibler.
— Major von Both.
— Geheime Secretair Bratring.
Der Kammerherr Graf Carl von Brühl.
Hr. Kriegsrath Bündel.
— Gern, Mitglied des Königl. Nationaltheaters.
— Doctor Grapengiefser.
— Graf von Hagen.
— Lieutenant von Hanneken.
— Graf von Hoffmansegg, 2 Exempl.
— Staatsrath Hufeland.
— Major Graf von Kalkreuth.
— Conducteur Kannegiefser.
— Kralowski.
— Justizcommissarius Krause.
— Hauptmann von Krosigk.
— Doctor Kühnau.
— Kupferstecher Leopold.
Die Lesegesellschaft der Realschule.
Hr. Münzdirector Loos.
— Graf Luckner.
— Major von Lützow.
— Doctor Marmalle.
— Doctor Merzdorff.
— Buchhändler Nicolai, 4 Exempl.
— Otto, Inspector des botanischen Gartens.
— Prediger Pauli.
— Hauptmann von Petersdorff.
— Geheime Ober-Finanzrath Ransleben.
— Professor Reich.
Fräulein Caroline von Riedesel.
Hr. Kaufmann Sander.
— Buchhändler Schöne.
Se. Exzellenz der Hr. Staatsminister Freiherr von Schrötter.
Hr. Ober-Steuerrath Siebmann.
— Staatsrath Uhden.
— Werkmeister, 2 Exempl.
— Professor und Doctor Wolfart.
— Director und Professor Dr. Zeune.

Braunschweig.

Frau Pastorin Afsmann.
Hr. J. G. Bierbaum.
Madame Bleibtreu.
Hr. Kammerherr von Bülow.
— Kammerherr von Cramm.
— K. Degener.
— Henneberg, Präfect des Oker-Departements.

Hr. Pastor Hoffmeister, 2 Exempl.
— Kammerherr J. W. Huyssen van Kattendyke.
— D. W. Krause.
— K. F. Löbbeke.
— K. H. Löbbeke.
— Buchhändler Lucius, 4 Exempl.
Der Maire der Stadt Braunschweig, Herr v. Münchhausen.
Hr. Doctor Römer.
— J. F. Rönkendorff.
— M. Herz Samson jun.
— J. H. Stähler.
— Notar Tüschen.
— Ober-Berg-Ingenieur und Berghandl.-Director Volkmar.

Bremen.

Herr Buchhändler Heyse.

Bremervörde.

Hr. Drost von Issendorff.

Brieg.

Das Museum.
Hr. Ober-Landes-Gerichts-Rath Scheller.

Buchwald.

Frau Gräfin von Reden.

Calvörde.

Hr. Postverwalter Kagel.

Capstadt.

Der Gouverneur der Capcolonie, Lord Caledon.
Hr. Prediger Hesse.
— Doctor Liesching.
— Apotheker P. H. Polemann.

Cassel.

Hr. Inspecteur Hausmann.
— Präsident Jacobson.
Das Königl. Pagen-Institut.

Curland.

Frau Pastorin Mylich in Blieden.
Hr. Starost von Kopp in Feldhof.
— Pastor Watson in Lesten.
Frau von der Recke in Neuenburg.
Hr. Doctor Hans Lichtenstein in Neuenburg.
Hr. von Heyking auf Oxseln.
— Prediger Wilpert.

Drakendorf.

Sr. Excellenz der Hr. Geheime Rath von Ziegesar.

Dresden.

Der Königl. Sächs. Geheime Legat. Rath Hr. Baron von Dankelmann.
Sr. Excellenz der Königl. Westphäl. Gesandte am Sächs. Hofe, Hr. Staatsrath von Dohm.
Sr. Excellenz der Hr. Cabinetsminister und Herr der Standesherrschaft Seidenberg, Graf von Einsiedel.

Frankfurth a. M.

Hr. Buchhändler Eſslinger, 3 Exempl.
— Buchhändler Herrman, 2 Exempl.

Frankfurth a. d. O.

Hr. Professor Gravenhorst.
— Doctor Middeldorpf.

Goslar.

Hr. General-Receveur Bokelmann.

Göttingen.

Hr. Hofrath Blumenbach.
Frau Hofräthin Himly.

Groſsbartensleben.

Hr. Domherr von Veltheim.

Halle.

Die Ringersche Buchhandlung, 2 Exempl.

Hamburg.

Hr. Buchhändler Bohn, 12 Exempl.
— Buchhändler Perthes, 40 Exempl.

Hanau.

Hr. Hauptmann Serrurier.

Harbke.

Hr. Kaufmann Ebschke.
— Graf Rötger von Veltheim.

Helmstädt.

Hr. Tribunalrichter Beynroth.
— Elster.
— Tribunalrichter Günther.
— Doctor Kroll.
— Abt Lichtenstein, 2 Exempl.
— Doctor August Lichtenstein.
— Tribunalrichter Topp.
— Hofrath Wiedeburg.

Hessen.

Hr. Oberamtmann Schwarz.

Kettwig.

Hr. Tuchfabrikant G. Scheidt.

Kiel.

Die Akademische Buchhandlung.

Königsberg in Preufsen.

Hr. Oberbürgermeister und Doctor Heidemann.
— Obermedicinalrath Hirsch.
— Professor Remer.

Leipzig.

Die I. B. G. Fleischersche Buchhandlung, 2 Exempl.

Liegen.

Hr. Buchhändler Jülicher.

St. Ludgeri (vor Helmstädt).

Hr. Oberamtmann Gerike.

Ludwigslust.

Hr. Kammerherr von Gersdorff.

Lunsen.

Hr. Pastor Gudewill.

Magdeburg.

Hr. Buchhändler Heinrichshofen, 4 Exempl.

Marburg.

Hr. Buchhändler Krieger.

Meiningen.

Hr. Hofapotheker Jahn.

Münster.

Hr. Buchhändler Peter Waldeck.

Neubrandenburg.

Hr. Justizrath Walther.
— Kammerrath von Zimmermann.

Neuenhausen.

Hr. Baron de la Motte Fouqué.

Neustrelitz.

Hr. Kammerherr von Bassewitz.
— Generalsuperintendent Glaser.
Sr. Excellenz der Herr Minister von Oertzen.

Neuwied.

Hr. Hofrath Bernstein, 2 Exempl.

Nürnberg.

Herren Buchhändler Riegel und Wiesner.

Petersburg.

Hr. Kaufmann Schwarz.

Prenzlau.

Hr. Prorector Dr. Kannengiefser.

Rödelheim.

Hr. Graf von Solms-Rödelheim.

Sandbeck.

Hr. von Sandbeck auf und zu Sandbeck.

Schöningen.

Hr. Bergrath Abich.
— Hofrath Mühlenbein.

Stendel.

Die Herren Buchhändler Franzen und Grosse.

Ummendorf.

Hr. Oberamtmann Ursinus.

Warberg.

Hr. Oberamtmann Wahnschaffe.

Weferlingen.

Hr. Supperintendent Buttermann.

Weimar.

Die Herzogl. Bibliothek.

Windau.

Hr. C. D. Herzwich.
— F. F. Klevesahl.
— E. von Krieger.
— I. C. Schumacher.

Inhalt.

Einleitung.

Seite 3 bis 28.

Veranlassung der Reise. — Seereise nach dem Cap. — Aufenthalt in der Capstadt. — Zustand der Colonie. — Reise des General Janssens zu den Kaffern. — Entschluſs des General-Commissärs de Mist, die Colonie ebenfalls zu durchreisen. — Vorbereitungen und Ausrüstung zu dieser Reise. — Namen der Theilnehmer. — Reisebedürfnisse und Einrichtung des Zuges.

Erster Abschnitt.

Reise durch die westlichen und nördlichen Gegenden der Capcolonie. S. 29 bis 226.

Abreise von der Capstadt. — *Rietvalley.* — *Blaauweberg.* — *Hartebeestkraal.* — Ausspannplätze. — *Klavervalley.* S. 37. — *Groenekloof.* — *Ganzekraal.* — Van Reenens Stuterei. — Musicalische Sclaven. — Le Vaillants Freund, Jan Slaber. — *Uylekraal.* — Fertigkeit der africanischen Wagenlenker. — *Teefontein.* — Insectenjagd. — *Saldanhabay.* S. 54. — Ihre Geschichte und Beschreibung. — Ueber ihre Vorzüge und Nachtheile, und über die mancherlei Vorschläge zur Abhelfung der letztern. — *Flamingoheerden.* — Die Inseln der *Saldanhabay.* — *Bergrivier.* S. 74. — Laubschers Pächterei. — *Hippopotamus-jagd.* — Hohes Alter eines Sclaven. — Mündung des *Bergriviers.* — *Sanct-Helenabay.* — Mühsames Uebersetzen über den

Bergflufs. — *Piketberge.* — Pächterei der Wittwe Lieuwenberg. — District der *vier und zwanzig Flüsse.* — Leiste's Pächterei: *Gelukwaard.* — Vorzeitigkeit der europäischen hieher verpflanzten Gewächse. — Reis- und Indigo-Cultur. — Termitenhaufen. — *Pikenierskloof.* S. 102. Barrows Uebertreibungen von den Grausamkeiten der Colonisten. — *Berg-Valley.* — Paviane. — Hottentotten-Kraal. — Ein Hottentott vom Stamme der Grofs-Namaaqua's. — Campement in *lange-Valley.* — Malerische Gebirgsgegend. — *Jakhals-Valley.* — Bereitung des Riemenleders. — *Olifantsrivier* S. 120. — Mühsame Passage des *Nardouwberges.* — Nächtliches Verirren der Gesellschaft in unbewohnter Gegend. — Uebernachten an den Ufern des *Doornriviers.* — Das Thal *Moedverlooren.* — *Onder-Bokkeveld.* — *Uye-Valley.* S. 138. — Schafzucht und Ackerbau dieser Gegend. — Die Krankheiten der Colonisten. *Tygerhoek.* — *Hantamsdistrict.* — Van Reenen's Besitzungen daselbst. — Character der Colonisten dieser Gegend. — Abdrücke von Fischen im Thonschiefer. — Die Sprützschlange. — *Roggeveldsgebirge* S. 153. — Grofse Jagden der Colonisten in den unbewohnten Gegenden. — Kaltes Clima des *Roggevelds.* — Geschichte der Ermordung einer Colonistenfamilie durch Sclaven und Buschmänner. — Aus der Erde schlagendes Natron. — *Middel-Roggeveld.* S. 165. — Beschreibung einer Colonistenwohnung. — Streitsucht der Roggeveldsbewohner. — Grofse Heerden von Straufsen. — Komberg. S. 177. — Beispiele von der zunehmenden Bevölkerung der Colonie. — Das *kleine Roggeveld.* — Besuch von Buschmännern. — Die *grofse Karroo.* S. 195. Beschreibung derselben. — Das *kalte Bokkeveld.* — Dessen Fruchtbarkeit. — Merkwürdige Form des *Schurfdeberges.* — Felsenhöhlen neben dem Hause des Cyclopen-ähnlichen Wegeaufsehers. — Mühsames Erklimmen des *Witsemberges.* — Herrliche Aussicht von dessen Gipfel. — Ankunft in *Roodezand.* S. 225.

Zweiter Abschnitt.

Roodezand; Reise von da nach *Zwellendam* und längs der Südküste nach der *Algoabay.* S. 227 bis 389.

Beschreibung des Thals *Roodezand.* — Character seiner Bewohner. — Herrschende Bigotterie. — Umliegende Gegend. — Das Wasserfallsgebirge. — *Mostertshoek.* — *Breederivier.* — *Goudinie.* — Heisse Quelle an *Brandvalley.* S. 240. — *Bosjesveld.* — *Rivier zonder end.* — *Baviaanskloof.* — Beschreibung der dortigen kleinen Brüdergemeinde und ihrer Anlagen. — *Zoetemelksvalley.* — *Essaquaskloof.* — *Breederivier.* — Ankunft in *Zwellendam.*

S. 261. — *Krombeksrivier.* — *Vetrivier.* — *Zoetemelksrivier.* — Bereitung des Aloë-Gummis. — *Falsrivier.* — Wunderbare Spiegelung der See in der Luft. — *Gauritsrivier.* — Abermaliges Verirren der Gesellschaft bei Nacht. — Ankunft in der *Mosselbay.* S. 285. — Die Muschelhöhlen daselbst. — Weitere Beschreibung der Gegend. — *Brakkerivier.* — *Outeniqualand.* — Waldschluchten des Gebirges. — *Kaimansrivier* und mühsame Passage des *Kaimansloches.* S. 306. — *Krakådakouw.* — *Zwartrivier.* — *Daukamma.* — Der *Neisna-See* und dessen Umgebungen. S. 318. — *Plettenbergsbay.* — Aufenthalt daselbst. — Beschwerlicher Zug über das *schwarze Gebirge* nach *lange Kloof.* — Conrad Buys. — *Krommerivier.* S, 351. — Erstes Zusammentreffen mit reisenden Kaffern. — *Leeuwenbosch.* — Bezaubernde Kraft der Schlangen. — *Kabeljaurivier.* — *Chamtoosrivier.* — Schöne Gegend jenseits desselben. — Elephantenjagd. — *Rietrivier.* — Verlegenheit der Reisegesellschaft wegen des Ausbleibens der Wagen. — Bleimine an *Van Stade's Rivier.* S. 373. — *Algoabay.* — *Fort Fredric.* — Industrie der deutschen Garnison. — Beschreibung der Bay. — Der Missionär Van der Kemp. — Dessen Hottentottenschule in *Bethelsdorp* S. 387.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Kaffernstammes der *Koossa.* — Bruchstück aus dem Tagebuche des General Janssens. — Eigene Reise längs der kafferschen Grenze bis nach *Graaff-Reynett.* S. 390 bis 633.

Die Kaffern. Name, Ausdehnung und allgemeine Characteristik dieses Volks. — Muthmaafsungen über seine Abstammung. — Das Kaffernland. — Der Stamm der *Koossa.* — Leibesgestalt, Krankheiten, Aberglaube, Zaubereien, sittliche Unreinheit, Trauerceremonien, physische Erziehung, Beschneidung der Jünglinge, Vielweiberei, Heirathen und Ehen, Wohnungen und Viehhürden, Viehzucht, Nahrung, Jagd, Landbau, Kleidung und Putz, Waffen, Art zu kriegen, Kunstfertigkeiten der *Koossa.* — Beschreibung ihres Landes: der *Ammakoosina.* S. 466. — Politische Verfassung. — Ansehn der Könige. — Gerichte und Strafen. — Geschichte des Stammes der *Koossa* und ihres Krieges mit den Engländern und Colonisten. S. 481. — Kafferstämme im Innern. S. 494. —

Fragment aus dem Reisejournal des General Janssens. S. 500. — Dessen Aufenthalt an der *Algoabay* und seine Unterhandlungen mit den abtrünnigen Kafferchefs. — Reise ins Kafferland zur Zusammenkunft mit dem König Geika.

S. 525. — Unterhandlungen mit diesem Oberhaupte. S. 535. Weitere Verrichtungen des Hauptmanns Alberti im Kaffernlande.

Fortsetzung unsrer eignen Reise. — Abreise von der *Algoabay*. S. 553. — *Zwartkopsrivier*. — Merkwürdiger Salzsee. — *Koega*. — Einrichtung unsrer Feldlager. — *Zondagsrivier*. — Häufige Besuche von Kaffern. — Große Heerden von Antilopen und Quagga's. — Der Springbock. — *Bosjesmansrivier*. — Vergebliches Warten auf die Ankunft der Kafferfürsten. — *Hofmansgat*. — Deformitäten der Mimosen. — *Nieuwejaarsdrift*. — Der *kleine Fischfluß*. — *Modderfontein* in *Agterbruintjeshoogte*. S. 574. — Reise längs den Ufern des *großen Fischflusses* zu einer Zusammenkunft mit dem König Geika. — Lager an *Herrmannuskraal*. — Außenbleiben des Königs. — Unterredung mit seinem Abgesandten. — Rückkehr nach *Modderfontein*. S. 592. — *Bruintjeshoogte*. — Einförmigkeit und Armseligkeit des Colonistenlebens. — *Camdeboo*. — Ankunft in *Graaff-Reynett*. S. 608. — Beschreibung des Orts. — Darstellung des Characters der hiesigen Colonisten und der Umstände, welche die neuerlichen bürgerlichen Unruhen zur Zeit der englischen Regierung herbeiführten. — Verrichtungen des General-Commissärs an diesem Orte. S. 625.

Erste Beilage.

Bemerkungen über die Sprache der *Koossa*, nebst einem kleinen Wörterverzeichnisse. S. 635.

Zweite Beilage.

Erklärung der Karte. S. 673.

Dritte Beilage.

Erklärung der Kupfer. S. 683.

Reisen

im

südlichen Africa.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Durch den Frieden zu Amiens war gegen das Ende des Jahrs 1801 die Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung den Holländern wiedergegeben, welche sie, nach einem fast anderthalbhundertjährigen Besitze, im Jahre 1795 an die Engländer verloren hatten. Das Staatsbewind der batavischen Republik beschäfftigte sich darauf angelegentlichst mit den Vorschlägen zur bestmöglichen Einrichtung und Benutzung dieser wichtigen Besitzung und fand um so mehr Schwierigkeiten in diesem Geschäfft, da man bei der, einige Jahre früher erfolgten Auflösung der ostindischen Compagnie, von welcher die Capcolonie bis dahin abhängig gewesen war, und bei dem Einflusse, welchen die siebenjährige Verwaltung einer fremden Macht auf die Regierungsweise, die Sinnesart der Einwohner und den Ertrag der Colonie gehabt haben mufste, von den vormals bestandenen Einrichtungen und Anordnungen wenige mehr gebrauchen, keine unverändert lassen konnte.

Schon im December 1801, ehe noch die Praliminarien durch den wirklichen Friedensvertrag

bestätigt wurden, forderte das Staatsbewind deshalb den Rath der asiatischen Besitzungen (welches Departement nunmehr die Angelegenheiten der ehemaligen ostindischen Compagnie verwaltete) auf, sein Gutachten über die Art und Weise zu geben, wie die Regierung der Capcolonie bei der Zurückgabe an die batavische Republik einzurichten sein möchte, und ein Ausschufs dieses Collegiums ward demnächst beauftragt, dieses Gutachten einzuliefern. Einem Mitgliede dieses Ausschusses, dem Herrn J. A. de Mist, einem Manne, den weder das Unglück seines Vaterlandes, während den Umwälzungen einer funfzehnjährigen Zerrüttung, noch der Übermuth selbstsüchtiger Gegner, denen der Taumel des Volks zuweilen eine gefährliche, immer aber nur ephemerische Macht verlieh, muthlos zu machen oder von dem Eifer für Recht und Wahrheit und von der graden Bahn einer gemäfsigten Denkart abzulenken vermocht hatten, fiel das Geschäfft anheim, diesen Bericht zu verfassen. Mit wunderwerthem Fleifs brachte er es in wenigen Wochen zu Stande, und zwar zu so grofser Befriedigung seiner Committenten, dafs ihm am 1sten April 1802 der ehrenvolle Auftrag ward, als General-Commissär des Staatsbewinds die Capcolonie aus den Händen der Engländer wieder zu übernehmen, den in seinem Berichte vorgeschlagenen und angenommenen Grundsätzen gemäfs die Regierung und Verfassung der Colonie anzuordnen und den schon im Februar ernannten neuen Gouverneur der Colonie, J. W. Janssens, zu installiren.

Einige Monate waren indessen noch erforderlich, ehe die Ausrüstung der Schiffe, die Versammlung und Kleidung der zur Besatzung des Caps bestimmten Truppen, die Einschiffung der für die dortigen Magazine erforderlichen Vorräthe und andre nicht minder unerläſsliche Geschäffte beendigt sein konnten. Erst gegen die Mitte des Julius waren die Schiffe segelfertig, nachdem in den ersten Tagen dieses Monats die Einschiffung der Truppen statt gefunden hatte und zwischen dem 6ten und 15ten der Generalcommissär und Gouverneur selbst nebst ihrem Gefolge an Bord gekommen waren. Unter dem des letztern befand ich mich selbst. Ein unüberwindlicher Trieb, meine Kraft in den Abwechselungen und Mühseligkeiten eines gröſseren und freieren Lebens zu versuchen, wie weite Reisen durch fremde Himmelsstriche es bieten, der Wunsch ein Land zu kennen, das seit meinen Knabenjahren meine Einbildungskraft, seit dem reifern Jünglingsalter meine Wiſsbegierde beschäfftigt hatte, war es, was mich bestimmte, dem Gouverneur Janssens, der wenige Monate vor seiner Abreise, in Deutschland einen Führer und Lehrer für seinen dreizehnjährigen Sohn suchte, meine Dienste anzubieten. Er nahm sie an, ich verlieſs mit fröhlichem Muth und heiterem Vertrauen in mein Schicksal Vaterland, Ältern, Geschwister und Freunde und segne noch jetzt den raschen Entschluſs, mit welchem ich kühn ergriff, was mein Genius mir darbot.

Die Gunst der wackeren Männer die ich als Befehlshaber nannte, verbietet mir über sie selbst zu reden. Aus dem Munde eines so tief verschul-

deten möchte auch das verdienteste Lob, ein Dank, eine Schmeichelei erscheinen, und es giebt eine Classe von Lesern, die in dem leisesten Beifall hinreichenden Grund zum Verdacht der Parteilichkeit finden könnten, die einen deutschen Schriftsteller am wenigsten kleidet. Wahr ist es, ich liebe in jenen Männern eine ganze Nation, aber dieser Liebe zu gefallen meine Erzählung auch nur durch die kleinste Unwahrheit zu entstellen, würde ich mir zur unverzeihlichen Schwachheit anrechnen und lieber ganz schweigen, als aufhören, mit der Unbefangenheit und Geradheit zu reden, die das Ausland von jeher in dem Character meiner Landsleute so ehrenwerth gefunden hat. Das aber hat mir diese Arbeit zur angenehmsten Beschäftigung meines Lebens gemacht, daſs ich den Lohn, welchen vielleicht erst die Nachwelt meiner Wahrheitsliebe ertheilen wird, nie durch Indiscretion gegen meine Wohlthäter zu erkaufen in Versuchung gerathen bin.

Vier Wochen vergingen, ehe ein günstiger Ostwind das Auslaufen aus dem Texel gestattete. Es war am 5ten August, als wir in Begleitung zahlreicher, nach Ost- und West-Indien bestimmter Transportflotten diese Reede verlieſsen. Nachdem wir im Canal* durch widrige Winde, die uns in *Plymouth* einzulaufen nöthigten, und auf der weitern Reise durch ungewöhnliche Stillen aufgehalten worden, erreichten wir gegen Ende Septembers die Canarischen Inseln und lagen zehn Tage auf der Reede vor *Santa Cruz* auf *Teneriffa*. Nicht günstiger war uns der Wind auf der weiteren Reise bis zur

Linie, die wir erst am 20sten November schnitten. Von hier aus war die Fahrt glücklich und schnell, und am 23sten December kamen wir in der Tafelbay vor Anker *).

Ich schweige von meinem ersten Aufenthalt in der Capstadt und von den Ereignissen, welche die Übergabe der Colonie verzögernd begleiteten. Ein eigner, der Geschichte der Capcolonie gewidmeter Abschnitt in einem andern Theile dieses Werkes wird darüber ausführlichere Nachricht und genügende Aufschlüsse geben. Nur folgendes sei mir erlaubt, hier vorerinnernd daraus zu bemerken.

Als die Engländer im Jahr 1795 das Cap eroberten, war die Colonie in einem seltsamen Zustande von Anarchie und innerer Zerrüttung, der das schnelle und leichte Gelingen des feindlichen Angriffs nicht wenig begünstigte, und in den Augen des unbefangenen Beobachters die Unterjochung von der Hand einer fremden Macht, als ein verhältnifsmäfsig kleineres Unglück, als das augenblickliche Vorbeugungsmittel wahrscheinlicher gröfserer Übel, erscheinen liefs. Ein Paar unruhige Aben-

*) Die Erzählung dieser Seereise und die Mittheilung mancher, vielleicht nicht uninteressanter Beobachtungen verspare ich, da dringendere Gegenstände mir hier die nöthige Ausführlichkeit verbieten, für eine eigne kleine Schrift, durch welche ich künftigen Seereisenden nützlich zu werden hoffe. Ein Bruchstück aus meinem Journal, den Aufenthalt in Teneriffa betreffend, ist durch die Güte des Herrn Hofraths Bruns zu Helmstädt in den Allg. geogr. Ephemeriden von 1806 bekannt gemacht. Manche zu sichtbare Spuren der ursprünglichen Bestimmung dieses Tagebuchs hätte ich indessen aus dem Abdruck des Fragments hinweg gewünscht.

theurer hatten aus Europa den Freiheitsfanatismus hinüber gebracht, und unter den, ohnehin von Alters her zu innerm Zwist und Ungehorsam geneigten Colonisten einen Revolutionsgeist rege gemacht, der bei ihrer Unwissenheit und Rohheit eine eben so lächerliche als gefährliche Gestalt annehmen mufste, und ohne die Dazwischenkunft des Feindes sich wahrscheinlich bald über die ganze Colonie verbreitet, vielleicht sogar ihren Ruin herbeigeführt haben würde. Der trostlose Zustand des, in politischen Spaltungen mit sich selbst entzweiten Mutterlandes, die Unsicherheit seiner damaligen Regierung und die Erschöpfung und Stockung seiner Kräfte, wodurch es gehindert ward, seiner Colonien eingedenk zu sein — dies Alles hatte ohne Zweifel viel dazu beigetragen, den Aufwieglern Gehör und Eingang zu verschaffen, und sie vor einem kräftigen Verfahren der Regierung, wie vor dem lauten, vielleicht wirksamen Unwillen der Bessergesinnten zu bewahren. Es fehlte indessen viel, dafs die neue englische Verwaltung die üblen Folgen dieses Freiheitschwindels ganz hätte unterdrücken können, zumal da man ihre wahre Absicht verkannte, und nur das eigne politische Interesse vor Augen behaltend, sie als Verfechter der Oranischen Ansprüche betrachtete, gegen welche eben sich aufzulehnen, man im Begriff gewesen war *). Vor-

*) Diese Meinung war bei dem Angriff der Engländer so allgemein, dafs sie selbst auf die schnelle Abschliefsung der Capitulation als Hauptursache mitwirkte. Der Oberst Gordon, der sie abschlofs, war ein erklärter Anhänger der Oranischen Parthey. Wenige Tage nachher gab dieser übrigens

züglich in dem District Graaff-Reynett und dem östlichen Theil von Zwellendam blieb der Widerwille gegen die englische Regierung während der ganzen Zeit ihrer Verwaltung vorherrschend. Man brachte die Widerspenstigen zwar mit gewaffneter Hand zur Ruhe, doch geschah dies mit so wenig Vorsicht und Schonung, daſs das Übel dadurch eher verschlimmert als gebessert wurde. Dazu kam ein Zwist mit dem Kafferstamm, der die östliche Grenze der Colonie bewohnt, und eben als in Graaff-Reynett höchst unverständiger Weise die Hottentotten zur Bezwingung der rebellischen Bauern gebraucht wurden, die darauf nach einem förmlichen Treffen, mit Frau und Kindern in einen entlegenen Winkel der Colonie flüchteten, brach ein zahlreicher Trupp jener Wilden längs der Seeküste in die Colonie ein, zerstörte die Wohnungen, verheerte die Gärten und Felder, machte sich Bahn mit Morden und Brennen und drang bis in das Outeniqualand, in die Nähe der Moſselbay vor. Ein Commando englischer Soldaten unter dem General Vandeleur trieb sie zwar in ihre alten Grenzen zurück, doch war dieser Kampf nicht leicht und der glücklichere Erfolg ward erst mit manchem Opfer erkauft, ja noch zur Zeit unsrer Ankunft dauerte ein feindliches Verhältniſs zwischen den Kaffern und der dermaligen Regierung fort *).

rechtliche Mann der Welt das Geständniſs seines Irrthums durch eigenhändige Entleibung.

*) Das Publicum kennt einige unvollständige Nachrichten über diese Vorfälle aus dem 2ten Theil der Barrowschen Reisen. Vollständiger und treuer werde ich sie an einem andern Orte dieses Werks liefern.

Alle diese Begebenheiten und der durch sie herbeigeführte traurige Zustand des östlichen Theils der Colonie forderten nun wohl allerdings die volle Aufmerksamkeit des neuen holländischen Gouvernements. Kaum war denn auch die Colonie im Februar 1803 von den Engländern wirklich zurückgegeben, als General Janssens den Entschluſs faſste, jene Gegenden selbst zu bereisen, und durch persönliche Anordnungen an Ort und Stelle den Übeln schnell und kräftig zu steuern. Da die Organisation der Regierung, womit sich der General-Commissär eben damals eifrig beschäfftigte, ohnehin in den ersten Monaten nicht vollendet sein konnte, so durfte der Gouverneur als Vollstrecker der jetzt erst entstehenden Gesetze, in diesem Augenblick sich eher eine Abwesenheit aus der Hauptstadt erlauben, als späterhin, wenn er die Zügel aus den Händen des Repräsentanten der höchsten Macht übernommen haben würde. Er trat seine Reise in den ersten Tagen des Aprils an und die mancherlei Mühseligkeiten, die er auf diesem Zuge zu erdulden hatte, wurden ihm durch das vollständige Gelingen seiner wohlthätigen Absichten, so wie durch eine genaue Bekanntschaft mit dem eigenthümlichen Zustande des Landes belohnt, welches fortan seiner Verwaltung anvertraut sein sollte. Die einzelnen Begebenheiten dieser Reise werden schicklicher da Platz finden, wo ich im Verlauf meiner eigenen Reise im Gefolge des General-Commissärs der Gegenden erwähne, die General Janssens auf seiner Reise durchzog.

Inzwischen war während seiner Abwesenheit

(am 6ten Jul. 1803) die Nachricht von dem, abermals zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege am Cap angekommen und ihm durch Eilboten entgegengesandt. Die Gegenwart des Befehlshabers ward zur Anordnung der Vertheidigungsmaaſsregeln dringend erforderlich und dies rechtfertigte die Eile, mit welcher er nunmehr den Rest seiner Rückreise von 170 Stunden in zehn Tagen zurücklegte. Von dem Tage seiner Ankunft (1sten Aug.) an, beschäfftigten denn auch eben diese Anordnungen ihn selbst unablässig, indessen der General-Commissär die Organisation der Colonie vollendete und die Instructionen für die Civilbeamten und Collegien ausfertigte.

Auch er hatte die Absicht und den Auftrag, das Innere der Colonie zu bereisen, um sich durch eigne Ansicht von dem Einzelnen und Ganzen die genaue Kunde zu verschaffen, die bei seiner Rückkehr ins Vaterland seinen Berichten über die Vortheile, Mängel und Bedürfnisse der Colonie den Hauptwerth geben muſste. Es war inzwischen eine Zeitlang die Frage, ob bei den nahen Besorgnissen eines feindlichen Angriffs die Entfernung seiner Person aus der Capstadt zuläſslich sein möchte; doch waren bald wieder die Vorstellungen des Nutzens, den eine solche Reise für das Interesse des Mutterlandes und der Colonie zugleich haben muſste, überwiegend, zumal da es aus mehreren Gründen nicht wahrscheinlich war, daſs das englische Ministerium sofort auf einen Angriff der ostindischen Colonien denken würde, und da in der Person des thätigen und tapfern Gouverneurs, der Co-

lonie eine Schutzwehr blieb, auf die man sich verlassen durfte. Überdies konnten eben im Fall eines feindlichen Angriffs aus der Anwesenheit einer hohen Magistratsperson in den entlegenern Districten, vielleicht grofse Vortheile für die Vertheidigung der Colonie gezogen werden.

Sobald daher die Reise beschlossen war, wurden sogleich die nöthigen Vorbereitungen dazu ins Werk gerichtet. Besonders gut kam es hier zu statten, dafs der Gouverneur erst eben diese Reise vollendet hatte, und seine Erfahrungen über die nöthigen Bedürfnisse und die Mittel einen solchen Landzug mit Nutzen, ohne zu harte Entbehrungen und zu grofse Unbequemlichkeit zu machen, mittheilen konnte. Der einsichtsvolle Artillerie-Capitain Paravicini di Capelli, Aide de Camp des Generals, der denselben auf seiner Reise begleitet hatte, ordnete diese Vorbereitungen mit vieler Gefälligkeit an und verdiente sich durch diese Bemühung noch oft aus weiter Ferne den Dank der ganzen Reisegesellschaft.

Aus den viel gelesenen Le Vaillantschen Reisebeschreibungen sind die Zurüstungen bekannt, die ein einzeln reisender, an Entbehrungen gewohnter Naturforscher zu machen hat, um auf seinem Wege durch die unwirthbaren Landstriche des südlichen Africa an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens für sich und ein Paar Hottentotten, so wie an den Mitteln keinen Mangel zu leiden, deren er zu Erreichung seines wissenschaftlichen Zweckes bedarf. Doch möchte man sich nach diesem Maafsstab schwerlich eine nur einigermaafsen genügende

Vorstellung von dem machen, was zur Fortschaffung und Unterhaltung unsrer beinahe 40 Menschen starken Reisegesellschaft, die einer kleinen Carawane glich, erforderlich war.

Da nun diese Reise überhaupt wohl die erste in ihrer Art ist und von allen Reisebeschreibungen aus dem Innern von Africa keine etwas ähnliches darstellt, so darf ich mich denn auch wohl bei diesen Vorbereitungen schon deswegen etwas länger aufhalten, weil daraus das ganz Eigenthümliche unsrer Art zu reisen erkannt, und bei den Lesern durch die Neuheit des Gegenstandes ein lebhafteres Interesse schon im voraus geweckt werden wird.

Ähnliche Reisen, wie die welche der General-Commissär zu unternehmen im Begriff war, hatten zu allen Zeiten seit Gründung der Colonie statt gefunden und das Volk war gewohnt, die hohen Magistratspersonen mit einer Art von Gepränge, mit einem Gefolge und einer Bedeckung reisen zu sehen, die im Stande waren, der ungebildeten, am Äufsern klebenden Menge einigermaafsen Achtung zu gebieten und ihr den Rang und die Würde des Regenten zu bezeichnen *). Diese Gewohnheit

*) Herr Barrow scherzt im ersten Capitel seiner Reise (S. 11 der deutsch. Üb.) bitter über diese Reisen, die sein französischer Übersetzer (S. 16) „Expéditions de parade" nennt, und bemerkt dafs sie nie einigen Gewinn für die Länderkunde gebracht. Das war aber auch ihr Zweck nicht und der Nutzen, den die mehrsten derselben für das Ganze hatten, läfst sich aus der Geschichte der Colonie nachweisen. Überhaupt ist es sehr ungerecht, den Holländern des 17ten und 18ten Jahrhunderts die Verheimlichung ihrer geographi-

hatte ihren Grund in einer Nachahmung der javanisch-batavischen Sitten, die in der Capcolonie von jeher den Maaſsstab für alles Ceremonielle abgaben, und da sie hier einmal eingeführt war, durfte sie auch jetzt von dem anspruchlosen Manne wegen der Würde seines Postens nicht vernachlässigt werden, zumal da eben dieses zahlreichere Gefolge und eine Bedeckung gewaffneter Mannschaft schon deshalb erforderlich war, weil die Reise diesmal in die Nähe wilder Völkerstämme und durch einsame unbewohnte Landstriche gehen sollte, in welchen Bosjesmanshorden und Banden verlaufener Sclaven oder herumschweifende englische Deserteurs die Vernachlässigung dieser Vorsicht vielleicht sehr fühlbar zu rächen im Stande gewesen wären.

So unentbehrlich nun, wie dieses Gefolge selbst waren die für die ganze Mannschaft mitzunehmenden Vorräthe von Bedürfnissen aller Art, und man wird in der Folge sehen, daſs die Vorsorge dafür durchaus nicht über die ersten Bequemlichkeiten des Lebens und die zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Mittel hinausging. Wenn die freiwillige

schen Entdeckungen, ihre sogenannte kaufmännische Politik zum Verbrechen zu machen, denn auf dieser beruhte ja ihre ganze Existenz, und die geographische und politische Lage des Staates war es, die solches Verfahren nothwendig machte. Man schützte den Reichthum nur dadurch, daſs man seine Quellen verbarg, und ihn, um den Neid nicht rege zu machen, daheim mit Frugalität genoſs, indessen England und Frankreich als so viel mächtigere, volkreichere und selbstständigere Staaten es schon wagen durften, im Bewustsein ihres Ausschlieſsungsvermögens ihre Entdeckungen und deren Vortheile kund werden zu lassen.

Entsagung eines auf Robinsonschem Fuſs zu reisen gesonnenen Wandrers ein ganz interessantes Schauspiel darbietet, so hoffe ich meine Leser nicht weniger zu unterhalten durch die Darstellung des, von unzähligen Schwierigkeiten auf jedem Schritt gehemmten Strebens einer Gesellschaft Europäer, sich auf dem Zuge durch ein heiſses, gebirgiges, unfruchtbares, wasserarmes, dünnbewohntes, halbwüstes Land die ungewohnten Beschwerden und Entbehrungen jezuweilen durch Erkünstelung vaterländischer Genüsse zu versüſsen. In der That erfordert die Ausrüstung zu einem solchen Landzuge nicht viel weniger Mühe und Vorsorge, als die zu einer Seereise, so unwirthbar ist dieses Land, so ganz entblöſst von allen den Vortheilen, die in andern Weltgegenden Kunst und Natur dem Reisenden bieten. Schwerlich werde ich daher anders als durch eine gewisse Ausführlichkeit im Stande sein, von der Menge unumgänglich dazu erforderlicher Dinge einen Begriff zu geben. Zuvor sei es mir inzwischen erlaubt, über das Personal der Gesellschaft einiges zu sagen, weil danach sich die Art uud Menge unsrer Bedürfnisse besser beurtheilen läſst.

Es bestand aus folgenden Personen:

Mr. J. A. de Mist, General-Commissär.

Mr. A. L. de Mist, dessen Sohn und Secretär.

C. A. H. Michgorius, Commis der Colonialen Rechenkammer und zum Bureau-personale des General-Commissärs gehörig.

H. Gilmer, Lieutenant bei der Escadron leichter Dragoner, Commandant der Escorte. Er hatte

schon den General Janssens auf seiner Reise begleitet, und führte zugleich die Aufsicht über die Wagen, Vorspanne, die Sorge für die Reitpferde, Fourage u. s. w.

P. L. Le Sueur, Cadet bei demselben Corps und Ordonnance des General-Commissärs.

Mich selbst hatte der General-Commissär zu seinem Begleiter gewählt, um nöthigenfalls die ärztlichen Geschäffte zu versehen. Zugleich hoffte er von meinen geringen Kenntnissen einigen Nutzen zum Behuf der anzustellenden Beobachtungen und Sammlungen naturhistorischer Gegenstände. General Janssens, in dessen besonderem Dienste ich stand, ertheilte mir die Erlaubniſs zu der Reise um so bereitwilliger, da sein ältester Sohn, mein Eleve, Harry Janssens, uns zu begleiten bestimmt war. Auſserdem war mir zur Hülfe bei etwanigen häufigern Krankheitsfällen zur Seite gesetzt mein Freund

F. Winters, Wundarzt beim Militär-Hospital der Capstadt.

M. Halewyn, Buchhalter und Haushofmeister.

P. Menger und H. Kümmel, Kammerdiener.

Ein Corporal nebst sieben Mann Dragoner, von denen fast jeder zugleich als Handwerker, als Sattler, Schmidt, Wagenmacher u. s. w. brauchbar war.

Ein Sergeant der Infanterie, als Aufseher über die Hottentotten und Sclaven.

Ein Halbemondbläser vom Jägercorps, eine sehr nützliche, fast unentbehrliche Person, indem es durchaus gewisser Signale bedurfte, den Zug zusammenzuhalten, die Hüter des auf die Weide gesandten Viehes zurückzurufen, den etwa Verirrten

auf

auf die rechte Spur zu helfen u. s. w. Auch ward die Ordnung unsrer kleinen Feldlager und die Mannszucht durch regelmäſsiges Reveille- und Retraiteblasen gut unterhalten.

Zwölf Hottentotten, welche als Fuhrleute, Hirten und Jäger in beständigem Dienst waren. Zu ihnen kamen noch täglich zehn bis zwölf andre, die zu dem jedesmaligen Vorspann gehörten.

Vier Sclaven zur Bedienung einzelner Mitglieder der Gesellschaft oder zur Wartung ihrer Pferde.

Endlich ein Postbote des Gouvernements, der täglich vorausgeschickt ward, die Vorspanne zu bestellen und für Proviant und Fourage zu sorgen. —

Unsre Gesellschaft ward noch auf eine angenehme Weise vermehrt durch den Beitritt einiger Frauenzimmer. Auguste de Mist, jüngste Tochter des General-Commissärs, war bei der Abreise aus Holland durch nichts abzuhalten gewesen, ihrem Vater übers Meer zu folgen. Das unter jeder Gestalt rührende Schauspiel wahrer kindlicher Liebe erneuend, hatte sie die Gefahren und Unbequemlichkeiten einer langen Seereise verachtet, ihre Geschwister und ihre Freundinnen verlassen, und bereitwillig Verzicht geleistet auf die Freuden des gebildet-geselligen Lebens, vielleicht für mehrere Jahre. Wohl manches andere neunzehnjährige Mädchen, gewohnt, in den ersten Cirkeln einer groſsen Residenz zu leben, wäre schon durch die Aussicht auf die sichere Entbehrung dieser Freuden allein, in ihrer Kindestreue wankend gemacht worden. Nicht so unsre Gefährtin. Auch den Ersatz noch, den ihr die lebhafte Capstadt für diese Ent-

behrungen darbot, opferte sie auf, um ihrem Vater in den heifsen Einöden des inneren Africa zur Seite zu bleiben. Es schien ihr erträglicher, die Gefahren und Beschwerden, die von dieser Reise unzertrennlich waren, mit ihm zu theilen, als fern von ihm, daheim für sein Leben zittern, ihn, in Krankheit, der Pflege fremder Hände vertraut wissen zu müssen. Allerdings stellte ihr der verständige Vater nicht nur jene Gefahren und Beschwerden auf das deutlichste vor Augen, sondern gab ihr auch zu bedenken, wie sein Zweck durch ihre Begleitung keine Hemmung und Zögerung leiden dürfe, wie sie also im Voraus sich entschliefsen müsse, alle persönlichen Wünsche und Bequemlichkeiten den einmal für die Reise getroffenen Einrichtungen unterzuordnen. Das Alles war nicht im Stande sie abzuschrecken, und wie sehr auch, wer sie kannte, im Voraus auf ihre Resignation rechnen möchte, so übertraf doch die Festigkeit, mit der sie den gemachten Forderungen treu blieb, die Ausdauer in Erduldung von Beschwerden aller Art und die Pünktlichkeit, mit welcher sie den getroffenen Anordnungen nachlebte, alle Erwartungen, selbst ihres Vaters. Es ist nicht minder unglaublich als wahr, dafs auf der ganzen, fast sechsmonatlichen Reise weder durch sie noch ihre Begleiterinnen der Zug ein einzigesmal verzögert, der Aufbruch verspätet oder sonst eine Anordnung unterbrochen wurde. Ich darf freilich nicht vergessen, zu bemerken, dafs solche Entsagungen ihr um so weniger schwer fallen mufsten, je mehr ihr vielfach gebildeter Geist und ihr reiches Gemüth sie in dem

steten Wechsel neuer und merkwürdiger Gegenstände Lohn und Ersatz finden ließsen. Die Freude an dem eigenen Anschauen so manches, bisher nur aus Beschreibungen gekannten Naturwunders, an dem Zusammentreffen mit Menschen und Völkern von fremdartiger Körper- und Sittenbildung liefs keinen Raum für die kleinlicheren Rücksichten auf Ruhe und Bequemlichkeit und versüfste ihr die ermüdendsten Anstrengungen. Es war überhaupt in diesem Frauenzimmer eine seltne Vereinigung weiblicher Zartheit mit einer ruhigen, fast männlichen Festigkeit, durch welche sie nicht selten den einen oder andern der übrigen Gesellschaft beschämte. Eine ihrer, in der Capstadt geborenen Freundinnen, Dem. Versveld, hatte sich, sie zu begleiten, entschlossen. Mit gleicher Ausdauer ertrug auch sie, des Climas und der Landessitte gewohnter, die Beschwerden der Reise. Zu beider Bedienung war eine europäische Kammerjungfer mitgenommen.

Es war beschlossen, dafs alle diese Personen (die zu den Wagen gehörige Mannschaft ausgenommen) die Reise zu Pferde machen sollten. Wir führten deren 25 bei uns, von welchen immer einige, von den Sclaven los an der Hand geführt wurden, um ihre Kräfte zu sparen. Ein grofser Wagen, der die nothwendigsten täglichen Bedürfnisse und die kleinen Päckereien der einzelnen Reisenden trug, war zugleich mit einigen bequemen Sitzen für Ermüdete oder Unpäfsliche versehen *),

*) Es verdient bemerkt zu werden, dafs der Chef dieser Expedition, obgleich der älteste der ganzen Gesellschaft und

und an der innern Seite nach Landessitte mit einigen Gewehren und Büchsen behangen, deren nicht wohl viele zu Pferde mitgeführt werden konnten. Fünf andre Wagen waren angefüllt mit unserer ganzen Bagage. Dazu gehörte zuerst ein hinlänglicher Vorrath trocknen Proviants an Reis, Zwieback, Erbsen, getrocknetem Obst, Caffé, Thee, Zucker, Gewürz, Tabak, Wachskerzen u. s. w., ferner an Wein, Brannteweín und Essig.

Um bei dem Zuge durch unbewohnte Gegenden die Nächte nicht unter freiem Himmel zubringen zu müssen, welches ungeachtet des milderen Climas, durchaus der Gesundheit nachtheilig ist und selbst von den eingebornen Weiſsen nicht ertragen wird, waren 10 bis 12 Zelte von unterschiedener Gröſse mitgenommen, die nebst den dazu gehörigen Stangen, Pflöcken, Seilen und Klopfern allein schon einen ganzen Wagen füllten. Eben so nothwendig war eine Anzahl einfacher Feldbetten, indem die Menge giftiger Schlangen und Insecten das Schlafen auf bloſser Erde sehr gefährlich macht. Aus den Magazinen des Hospitals waren dazu neue Matratzen, Pfühle und wollene Decken geliefert, auf denen man zwar nicht weich, doch nach den Ermüdungen einer beschwerlichen Tagereise sanft genug ruhte. — Viel Raum ward erfordert für die Feldküche, wie für die Marmiten und Feldkessel

bereits ein Mann von 54 Jahren, der einzige blieb, der sich auf der ganzen Reise auch nicht ein einzigesmal dieser Bequemlichkeit bediente, und den ganzen Raum von beinahe 900 Stunden zu Pferde zurücklegte.

der Mannschaft. Um sich davon eine Vorstellung zu machen, mufs man in Anschlag bringen, wie viel dazu gehörte, bei einem Lager in freiem Felde so viele Menschen zu beköstigen, zumal wenn wir, wie auf dem Zuge längs den kafferischen Grenzen, in mehreren Wochen nicht in bewohnte Gegenden kamen. Aufser der Gesellschaft des General-Commissärs mufste da, für den Hofmeister und die Bedienten — für die Dragoner — nachher für ein Detachement Jäger — für die Hottentotten — für die Escorte junger Colonisten-Mannschaft und endlich für die Sclaven besonders zugekocht werden. Auch gehörte, um bei der Mahlzeit mit Freuden sich sättigen zu können, noch dazu ein kleiner Apparat von Feldtischen, Feldstühlen, Tafelgeschirr und Tischzeug. Es bedurfte in der That eines so thätigen Mannes, wie unser Hofmeister war, dies Alles in Ordnung zu halten. — Zur Selbsthülfe bei möglichen Unglücksfällen mit den Wagen und Pferden war eine kleine Feldschmiede nebst einem Vorrath von Zimmermannsgeräthschaften, Radwinden, Nägeln und Hufeisen nicht minder erforderlich. Eine Kiste mit allerhand Trödelwaaren zu Geschenken für Kaffern und Hottentotten oder zum Eintausch gegen Seltenheiten aus dem Lande oder dem häuslichen Leben dieser Völker bestimmt, eine andre mit Arzneimitteln, chirurgischen Instrumenten und Bandagen, zwei Fäfserchen Schiefspulver nebst ein Paar hundert Pfund Blei und einer Menge von Gewehren, die Reisekoffer mit Kleidern, Wäsche, Büchern und Karten, so wie überzählige Sättel und anders Reitzeug nahmen fast al-

len noch übrigen Raum ein. Fügt man zu diesem Allen noch den täglichen Vorrath an Gerste oder Hafer für unsre Pferde und was etwa noch zuweilen für einen Zug durch die Karroo oder andre menschenleere Landstriche an Brod, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln u. s. w. mitgenommen ward (wenn dergleichen überhaupt zu haben war), so wird man leicht begreifen, daſs die sechs Wagen nur nothdürftig hinreichen konnten, dies Alles zu bergen. In der That lehrte uns auch schon früh genug die Erfahrung, daſs die mehrsten derselben zu schwer und zu hoch bepackt waren und zwang uns unterweges ihre Zahl zu vermehren.

Es wird genug sein, hier ein für allemal zu bemerken, daſs solche auf weiten Reisen zu gebrauchende Wagen von einer ganz andern Art sind als die, deren man sich in Europa zu ähnlichen Zwekken oder selbst in der Nähe der Capstadt zu kleinen Vergnügungsreisen bedient. Die trockne und heiſse Witterung, besonders aber die Unwegsamkeit der Gebirgsstraſsen, macht ein viel derberes Material und eine festere Zusammenfügung nöthig, als man bei uns den Wagen zu geben weiſs. Mehrere einheimische Baumarten liefern denn auch ein Holz, daſs sich durch Härte und Zähigkeit ganz besonders zu dergleichen Arbeiten eignet, und man darf wohl behaupten, daſs nicht leicht stärkere Wagen gebaut werden, als am Cap. Sie haben gewöhnlich die Form mäſsiger Frachtwagen, doch sind sie zierlicher, etwa wie die besseren norddeutschen Postwagen, mit einem leinenen Verdeck (hier Zelt genannt) überspannt und haben in der Boden-

planke eine Länge von 13 Fuſs, in der Spur eine Weite von 62 Zoll rheinländischen Maaſses. Die Banden der Räder werden von fast halbzölliger Dicke genommen.

Wiederholte Versuche haben gelehrt, daſs aus Europa hiehergesandte Wagen von keinem Nutzen, wenigstens von sehr kurzer Dauer sind. Davon machen jedoch die englischen Cabriolets mit eisernen Achsen eine Ausnahme.

Ein solcher Wagen wird nach Maaſsgabe der Fracht oder des längern und beschwerlichern Weges bespannt, mit 8, 12 bis 16 Ochsen, von denen je zwei und zwei einen Jochbalken auf dem Nacken tragen, an welchen sie vermittelst zweier zu beiden Seiten des Bugs durchgesteckten und unter dem Halse durch einen ledernen Riem zusammengehakter Jochscheiden *) befestigt werden. In der Mitte jedes Jochbalkens befindet sich nach hinten ein starker eiserner Ring, durch welchen er an das, aus starken Riemen von Rindsfell geflochtene Seil sich befestigt. Man hat in andern Ländern das Ziehen der Ochsen mit dem Kopfe rathsamer gefunden und auch hier wird, zumal von Europäern, oft dafür gestritten, doch möchte wohl der eigenthümliche Bau der africanischen Rindvieh-Race, der sich durch ein besonders hohes und spitzes

*) Ich muſs hier diesen africanischen Kunstausdruck lassen, weil wir für den bei uns unbekannten Gegenstand kein Wort haben, doch aber zur Verhütung eines Miſsverständnisses erinnern, daſs man nicht dabei an eine Scheide (Vágina) denken muſs. Vielmehr heiſst es deshalb so, weil es die Ochsen von einander scheidet.

Bug kenntlich macht, für die hier gebräuchliche Art entscheiden.

Zu Fuhrleuten bei so bespannten Wagen braucht man am liebsten Hottentotten oder Bastarde *), die am besten mit den Ochsen umzugehn wissen und unter allen Beschäftigungen die eines Rinderhirten am mehrsten lieben. Sie regieren das Spann ohne Zügel durch bloſses Zurufen, indem ein jeder Ochse seinen eigenen Namen hat und durch Zusatz der Silben „Hot“ und „Haar“ nach der Seite hin gelenkt wirb, wohin man ihn haben will. Die bekannte groſse Peitsche, deren Stiel von Bambus-Rohr oft 14 bis 16 Fuſs und die Schnur eben so lang ist, mit welcher ein geschickter Fuhrmann jeden einzelnen Ochsen, bis zu den vordersten hin, an dem bestimmten Fleck, der ihm die zu nehmende Richtung andeutet, zu treffen weiſs, — diese Peitsche wird bei einem wohldressirten Spann sehr selten und etwa nur dann gebraucht, wenn die Thiere ermüdet sind oder die Schwierigkeiten des Weges besondre Anstrengungen nöthig machen.

Jenes ununterbrochene Zurufen, das stets mit hoher, heiserer, fast unnachahmbarer Stimme geschieht, und den Ochsen selbst mehr durch den Ton als durch die Bildung der Laute verständlich wird, hat für den Reisenden, der auf einem solchen Wagen zu sitzen gezwungen ist, etwas ungemein ermüdendes. Auf engern und mühsamern Wegen

*) Abkömmlinge von Hottentotten und Weiſsen oder Hottentotten und Sclaven. Mehr darüber im 2ten Theil an einer schicklichern Stelle.

reicht der Fuhrmann auch nicht allein damit aus, dann ist noch ein Knabe nöthig, der die vordern Ochsen an einem um die Hörner gebundenen Riem leitet. Es ist in der That seltsam anzusehn, wie so ein Knabe durch Höhen und Tiefen, über Klippen und Berge, die Wendungen eines so langen Spannes zu regieren weiſs. Das geschieht denn, vorzüglich wenn mehr als 16 Ochsen vorgespannt sind *), die der Fuhrmann allein nicht zu lenken im Stande ist, theils durch geschickte Leitung der Vorder-Ochsen, die immer am besten dressirt, so wie das hinterste Paar die stärksten sind, theils durch Werfen mit kleinen Steinen, wodurch die mittlern Paare nach der einen oder andern Seite hin getrieben werden. Ist ein Fluſs zu passiren, so muſs der arme Junge oft bis ans Kinn ins Wasser, immer die Leitriemen festhaltend und sorgend, daſs die Vorder-Ochsen durch unzeitiges Stillstehn mitten im Strome, nicht das Spann in Verwirrung bringen.

Die Kräfte der Zug-Ochsen sind hier leicht erschöpft. Auf ebenem Wege mit mäſsiger Fracht und bei kühler Luft fördern sie in einer Stunde so viel als ein mäſsig rascher Fuſsgänger. Im Sande, bei schwererer Fracht oder in der Sonnenhitze halten sie es mit solchem nicht aus. Die Entfernungen der Örter von einander werden nach Stunden Fahrens berechnet, die eben daher auch nicht in

*) Wir hatten ihrer auf sehr steilen Wegen zuweilen 24 bis 26 nöthig, und doch verging dann wohl ein halber Tag, ehe alle Wagen glücklich hinaufgebracht waren.

allen Gegenden gleich grofs sind. Man rechnet, dafs eine Reise von acht solcher Stunden, von einem Spann von 12 Ochsen mit der gewöhnlichen Fracht von 20 Centnern bequem in einem Tage zurückgelegt werden könne, wenn man die Vorsicht gebraucht, Morgens früh und Nachmittags, oder in heifser Jahrszeit auch wohl Nachts zu reisen und am Mittage, etwa auf halbem Wege, zu ruhen. Eine solche Entfernung heifst hier ein Schoft, und alle gröfseren Abstände, z. B. einer Colonistenwohnung von der Capstadt, werden nach solchen Schoften oder Tagereisen angegeben. — Die Unterhaltung der Zug-Ochsen kostet wenig oder gar nichts. Sobald sie aus dem Joche losgelassen sind, gehn sie ans Wasser zum Saufen und begnügen sich dann mit der sparsamen Weide, die die africanischen Felder bieten. Da wahre Gräser hier selten sich finden, so sind sie an Haidegewächse, Binsenarten und selbst an Saftpflanzen gewöhnt, mit welchen letztern sie sich besonders im Sommer und in den Karroo Gegenden allein behelfen müssen, wenn sie nicht mit den dürren Stengeln des kleineren Strauchwerks vorlieb nehmen wollen *). Die Ochsen von europäischer Race werden hier für stärker und dauerhafter gehalten als die inländischen, über welches alles, wie über manches andere hieher gehörige, ausführlicher an andern Orten.

*) In einigen Gegenden müssen sie denn das auch wirklich. Ein bewundernswürdiges Beispiel, wie lange die armen Thiere es dennoch bei diesem elenden Futter aushalten können, wird man im 6ten Abschnitt finden.

Meines eigenen kleinen Apparats glaube ich noch erwähnen zu dürfen. Aufser den oben genannten Karten und Büchern *) bestand dieser in einer guten Bussole mit Visieren und einigen kleinern Taschen-Compassen, einem guten Fernrohr, einem Thermometer **), einem trefflichen Microscop u. s. w. Ein anatomisches Besteck, ein Paar Pfund arsenicalischer Seife zum Zubereiten von Vögelbälgen und Thierhäuten, ein starkes Fäfschen mit Branntewein zum Aufbewahren von Amphibien und kleineren Säugethieren, einige tausend Insectennadeln von aller Gröfse, mehrere eigends zum Insectenfang eingerichtete blecherne Dosen, Schmetterlingsfänger u. s. w., zwölf hölzerne Kistchen, mei-

*) Meine Reisebibliothek enthielt die bekanntesten Reisebeschreibungen meiner Vorgänger Kolbe, Sparrmann, Thunberg, Le Vaillant und Barrow. Aufser einigen derselben in französischer Sprache hatte der General-Commissär noch Stavorinus, Degrandpré's nnd Crossigny's Reisen, nebst mehrern holländischen Bearbeitungen jener Werke mitgenommen. Den zweiten Platz nahmen mehrere naturhistorische Werke ein, die ich jedoch, obgleich im botanischen und entomologischen Fach das Neueste nicht fehlte — (Dank sei es dem unergründlichen Reichthum der südafricanischen Natur) — nur selten befriedigend fand. Da denn doch auch auf das Bedürfnifs der Ruhe und Erheiterung vorauszusehn war, so hatte ich mir Göthe's Schriften, Lessing's Nathan, Schiller's Don Carlos, Sterne's Sentimental Journey, und Tasso's Aminta zu Begleitern gewählt. Ich habe in diesen Büchern die sechs Monate hinter einander täglich und anhaltend gelesen, doch nie mich zu dem Wunsche veranlafst gefunden, dafs ich mehr möchte mitgenommen haben.

**) Mein Reise-Barometer war schon am Bord des Schiffs zerbrochen und ein, zu ähnlichem Zwecke brauchbares, am Cap nicht aufzutreiben.

nen jedesmaligen Fang in Sicherheit zu bringen *), dergleichen stärkere mit Fächern für Mineralien, ein Vorrath von Papier zum Trocknen der Pflanzen nebst Mappen zum Einsammeln — dies ungefähr waren die Mittel, mit welchen ausgerüstet ich unsre Reise auch für die genauere Kenntniſs der Natur des Landes nützlich zu machen hoffte.

*) Ich habe in dieser einfachen Methode, die Insecten aufzubewahren, Vorzüge vor der Le Vaillantschen gefunden. Es kommt nur darauf an, daſs die Kistchen hinlänglich stark von Holz sind, und daſs man eine jede Nadel stark genug zu befestigen, so wie überhaupt die, Insectensammlern bekannten Vortheile, sich zu Nutze zu machen verstehe.

Erster Abschnitt.

Reise durch die westlichen und nördlichen Gegenden der Capcolonie.

Da General Janssens auf seiner Reise nach den Grenzen des Kafferlandes die ostwärts gelegenen Landstriche der Colonie besucht hatte und es wegen der drohenden Zeitumstände nicht vorherzubestimmen war, wie lange sich der General-Commissär werde von der Capstadt entfernen dürfen, so fand er für gut, sogleich die westlichen und nördlichen Gegenden zu durchreisen, um den Bewohnern dieser, durchgehends seltner besuchten Districte einen Beweis zu geben, daſs ihre Wohlfahrt nicht minder als die der übrigen Eingesessenen dem neuen batavischen Gouvernement am Herzen liege. Zugleich hatte man dabei den Vortheil, in dieser frühen Jahrszeit noch sicherer auf Wasser und gute Viehweide rechnen zu können, welche beide im Sommer gar leicht den sandigen und dürren Feldern dieses Landstriches fehlen.

Die nöthigen Vorbereitungen, so wie die Menge von öffentlichen Angelegenheiten, welche noch vorher vom General-Commissär muſsten angeord-

net und beendigt werden, verzögerten unsre Abreise bis zum 9ten October. Früh in der Nacht wurden die Wagen vorausgesandt, mit anbrechendem Tage folgte der gröſste Theil der Reisegesellschaft und um 6 Uhr verlieſs der General-Commissär selbst, begleitet vom Gouverneur nebst den vornehmsten Civil- und Militärpersonen das Casteel. Als Repräsentanten des Staatsbewinds wurden ihm alle seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen und das Casteel verkündete der Stadt seinen Abschied durch einen Ehrengruſs von ein und zwanzig Kanonenschüssen.

An der *Rietvalley*, einem etwa zwei Stunden von der Stadt und nahe am Strande gelegenen Gouvernementsplatze *) hatten wir seine Ankunft erwartet. Hier lag der Stamm eines neu zu errichtenden Hottentottencorps unter dem Commando des Capitains Le Sueur, der dasselbe, nachdem es ein vollzähliges Bataillon geworden war, in der Folge als Lieutenant-Colonel commandirte **). Er bewohnte das unter der englischen Regierung sehr vernachlässigte und verfallene Wohnhaus und bewirthete uns mit einem willkommenen Frühstück.

*) *Platz* heiſst hier jeder angebaute, culturfähige, bewohnbare oder bewohnte Ort. Ich lasse überhaupt dergleichen Provincialismen unverändert, weil sie die Sachen doch immer besser bezeichnen als eine Übersetzung oder Umschreibung thun würde, und weil die Leser sich ohnehin bald daran gewöhnen. So übersetze ich auch die Namen nicht, denn wie unpassend *Rohrthal* für *Rietvalley*, oder wie lächerlich *Salzfluſs* für *Zoutrivier*, sieht jeder leicht ein.

**) Bei demselben Bataillon ward ich ein Jahr nachher als Chirurgien-Major angestellt.

Um das Haus herum hatten sich die schwarzgelben Recruten aus Binsen- und Schilfmatten kleine niedrige Hütten gebaut, aus welchen hin und wieder auch Frauen und Kinder mehr als halb nackt hervorkrochen.

Der Gouverneur nebst den übrigen Freunden trennten sich hier von uns. Bei der Wärme des Abschiedes und der Wehmuth der Rückkehrenden ward zuerst eine Vorempfindung der Gefahren und Beschwerden dieser Reise rege, welche bis dahin den heitern Vorstellungen gewichen war, die ein jeder nach seinen Wünschen sich im Voraus davon entworfen hatte. Still und einsilbig zogen wir nebeneinander her; ein tiefsandiger Weg und völlige Windstille bei herannahendem Mittag trugen eben nicht bei, diese Stimmung zu heben. Es war, als laste auf der ganzen Gesellschaft die Ahnung des Verhängnisses, das kaum drittehalb Jahre später in eben dieser Fläche die holländischen Waffen treffen sollte. Denn eben diese Ebene zwischen den blauen Bergen und Tigerbergen war es, in welcher das unglückliche Treffen vom 8ten Jan. 1806 das Schicksal der Colonie entschied und sie den Engländern wieder in die Hände lieferte.

Die Unannehmlichkeiten des Weges wurden noch in hohem Grade vermehrt durch eine unzählige Menge kleiner Fliegen (hier unrechter Weise Muskitos genannt), die uns gar sehr belästigten. Sie waren kaum halb so groſs als die kleinsten Stubenfliegen und schienen besonders in Niederungen, wo der Boden etwas feucht war, am häufigsten zu sein. Ihr Stich, wiewohl nicht schmerz-

haft, verursachte ein empfindliches Jucken, bei dessen erstem Gefühle einem eine Art von Schauder anwandelt. Wenig halfen uns gegen diese lästigen Thierchen die vorsorglich mitgenommenen Florschleier. Ihre Menge, ihre Kleinheit und die Hitze veranlaſsten uns bald, auf den Schutz dieses gerühmten Mittels Verzicht zu leisten. Ich habe der Muskiten in der Folge selten wieder so viele beisammen gesehn, wie sie denn überhaupt eben nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehören.

Nachdem wir mehrere Stunden hintereinander so fortgezogen waren, erreichten wir um die Mittagsstunde einen Platz, genannt *Brakkefontein*, einem Schlächter in der Capstadt, Namens Pfeil zugehörig. Der Besitzer war selbst dort gegenwärtig und bot uns einige Erfrischungen, die nach den Beschwerden eines noch ungewohnten Marsches durch eine dürre Heide ohne Wasser und Schatten an einem so heiſsen Tage gar sehr willkommen waren. Das hiesige Wasser war für jemand, der an den hellen Trunk aus den Quellen des Tafelberges gewohnt ist, eben nicht wohlschmeckend. In den heiſsen Sommermonaten macht es der Überfluſs an Salztheilen fast ungenieſsbar. Wir fanden in der Folge, daſs noch viele Quellen längs der Westküste den Namen der jetzt besuchten mit mehrerem Rechte verdient hätten, und wären gar oft zufrieden gewesen, wenn wir nur ein Glas des jetzt so viel getadelten und verachteten Wassers hätten bekommen können.

Nachdem die gröſste Sonnenhitze vorüber war, setzten wir unsern Weg fort und fanden zwei Stunden

den weiter eine hübsche mit höherem Gesträuch umgebene Quelle, die gutes und reichliches Wasser enthielt, womit sich besonders unsre Pferde, denen die *Brakkefontein* eben nicht geschmeckt haben mochte, gar sehr erquickten. Dieser Ort hieſs der *Hartebeestkraal* und war einer von den vielen, die man Ausspannplätze nennt, weil sie von der Regierung zum Behuf der Reisenden, die, wie oben erinnert, auf jeder halben Tagereise solcher Ruhepunkte bedürfen, offen gehalten und Niemanden in ausschlieſslichen Besitz oder Pacht gegeben werden. Diese Einrichtung kommt besonders den weit von der Capstadt entfernt wohnenden Colonisten zu statten, die jährlich oder wenigstens alle zwei Jahre die Reise nach der Stadt unternehmen, entweder um ihre Producte als Butter, Seife, Elfenbein, Aloë, Thierhäute u. s. w. dort abzusetzen, oder um die ausstehenden Gelder für das Vieh, das ihnen von den ausgesandten Schlächterknechten an ihrem Wohnorte selbst abgekauft wird, einzukassiren. Für den Ertrag werden ihre kleinen Bedürfnisse an Tuch, Leinewand, Acker- und Bau-Geräthe, auch wohl an Caffé, Thee, Gewürz und Taback befriedigt. Zugleich werden auf einer solchen Reise die geringen Abgaben an die Regierung berichtigt, Bitten um neue Ländereien oder Ausdehnung der alten eingereicht, Processe über Gränzstreitigkeiten betrieben u. s. w., und vormals waren denn auch Heirathen und Kindtaufen, die nicht anders als in der Capstadt vollzogen werden konnten, Mitveranlassung zu solchen Reisen. (Eben auf dieser Reise machte der General-

Commissär darin die Änderung, daſs dergleichen Acte vor dem Landdrosten des Distrikts vollzogen werden durften.)

Gewöhnlich unternehmen sie diese Züge in den ersten Sommer-, oder wenn man lieber will Frühlingsmonaten (September, October), weil dann ihr Vieh fetter und stärker ist und überall bessere Weide findet. Die eigentlichen Wintermonate, (April bis August) wären wegen des kühlern Wetters nun für das Vieh wohl noch günstiger, wenn dann nicht auf die Menschen die Nässe und Kälte zu nachtheilig wirkte, und wenn nicht (welches der Hauptgrund ist) das Anschwellen und Austreten der Flüsse, vor welchen sie dann zuweilen Wochen lang still liegen müssen, die Reise so sehr verzögerte.

Manche Colonisten haben einen ganzen Monat nöthig, ehe sie von ihrem Wohnorte nach der Capstadt gelangen, und führen dann meistens ihre ganze Familie mit sich, theils um die Ihrigen nicht daheim ohne Schutz gegen die möglichen Angriffe der Wilden zu lassen, theils aber auch, weil sie zur Fortschaffung der Wagen all' ihres Zugviehes und ihrer mehrsten Sclaven und Hottentotten bedürfen, die Frau also ohne Bedienung und Beistand bleiben würde. Auch sind die Weiber ohnedas schon an die unruhige Lebensart gewöhnt, da die Colonisten mancher Gegenden durch die Natur zu einem Nomaden-Leben gezwungen werden und ihre Winterwohnung mehrere Tagereisen von dem Sommeraufenthalte entlegen haben. Ja es giebt Familien, die (wiewohl gegen den ausdrück-

lichen Willen der Regierung) gar keine Wohnung haben und mit ihrem Gesinde und Vieh von einem Ort zum andern ziehn, in ihren Wagen oder unter Zelten wohnen, und sich immer so lange aufhalten, als es noch für ihre Ochsen Weide und Wasser, und für sie etwas Wild giebt. Gegen solche basonders ist das sehr weise Verbot der Regierung gerichtet, sich an einem Ausspannplatze nicht länger als zwei Tage aufzuhalten, weil dadurch offenbar ihr allgemeiner Nutzen wegfallen und für die Nachfolgenden die Weide verdorben werden würde. Von der Nothwendigkeit dieser Einrichtung, die Mancher deswegen für nachtheilig halten könnte, weil dadurch kulturfähiges Land verloren geht, kann man sich nicht deutlicher überzeugen, als wenn man eine reisende Haushaltung an einem solchen Ausspannplatze ihr Lager aufschlagen sieht. Die beste Herberge könnte ihnen nicht erwünschter sein, als so ein Platz, wo sie gleich wie zu Hause seyn dürfen und grade die Bedürfnisse, die ihnen die unentbehrlichsten sind, unentgeldlich finden. Schwerlich würde ein africanischer Colonist, den alle übrigen Umstände zwingen, mit einem gröſseren Troſs zu reisen, und der daher so leicht die selbstgewonnenen Lebensmittel für sich und die Seinigen bei sich führt, von einem Wirthe etwas mehr begehren, als Wasser und Weide fürs Vieh. Auch ist der Werth, den man auf diese Bedürfnisse setzt, so groſs, daſs sich die bekannte und so allgemein übliche Hospitalität der Africaner nicht bis auf sie erstreckt. Der Colonist wird ohne Bedenken den Gastfreunden, die bei ihm

einkehren möchten, Speise und Trank in Überfluſs darreichen; aber für die Benutzung seiner Weide durch das Zugvieh des Fremden fordert er einen Ersatz, gewöhnlich einen Schilling (den 8ten Theil eines Conventionsthalers) für jeden Ochsen täglich. Da ist es denn sehr natürlich, daſs der Reisende lieber einen Ausspannplatz zu erreichen sucht, und etwa von dort aus seine in der Gegend wohnende Freunde besucht. Man hat es am vortheilhaftesten gefunden, des Abends spät einzuspannen und die Nacht durchzureisen, weil die Ochsen dann besser ziehn und weniger ermüden. Man richtet sich so ein, daſs man bei Sonnenaufgang oder bald nachher an dem Ausspannplatze ankommt. Dann bauen die Weiber aus Zweigen und Matten eine Art von Hütte in dem Schatten des Wagens, machen ein Feuer an, holen ihre Kessel und Töpfe hervor und sorgen für die Küche. Von dem mitgebrachten Vorrath Pökelfleisch, oder dem frischen eines gestern geschlachteten Schafs, wird eine Suppe gekocht, die selten anders als sehr kräftig und schmackhaft ist, ja man kann es treffen, daſs solche Wandersleute, die, auf der Erde ausgebreitete, ihnen zur Tafel dienende Matte mit dem seltensten Wildpret besetzt haben, das eine zufällige Jagd längs ihrem Wege ihnen ohne viel Mühe verschafft hat. Der Nachmittag ist zum Schlafen bestimmt, aber mit Sonnen-Untergang werden die Ochsen herbeigeholet und die Reise fortgesetzt. Man reist auch schon deshalb gern in der Nacht, weil man dadurch der Gefahr, von bösen Menschen oder Raubthieren angefallen zu werden, ent-

geht, denn im Zuge sind Menschen und Thiere wachsamer und die Vertheidigungsmittel leichter zur Hand. Doch taugt diese Art zu reisen wenig für Jemand, der das Land kennen lernen will, daher sie denn auch von uns nur im Nothfall gebraucht ward.

Es geschieht nicht selten, daſs solche Ausspannplätze, die meistens ein Feld von 10 bis 12,000 Quadratruthen und darüber einnehmen, von Colonisten zu Lehn erbeten werden, und zuweilen glückt es, die Regierung durch die Vorstellung, es sey ein brauchbarer, doch unbenutzter Fleck, zu überraschen und zu hintergehn. Daraus entstehen denn allemal die lautesten Beschwerden und Streitigkeiten. Dadurch daſs man solchen, unrechter Weise verpachteten Ausspannplätzen nachher die Servitut auflegt, den Reisenden Wasser und Weide unentgeldlich zu verstatten, fällt besonders in sehr bereisten Gegenden der ganze Nutzen für den Pächter weg. Besser ist die Einrichtung, daſs man den ringsumher wohnenden Colonisten zu gewissen Jahrszeiten den Gebrauch eines Ausspannplatzes als Gemeinweide verstattet. Überhaupt hat man von jeher zu den Ausspannplätzen die am wenigsten kulturfähigen der ganzen Nachbarschaft ausgesucht. —

Gegen Abend erreichten wir endlich die *Klavervalley* (das Kleethal) einen erst vor wenigen Jahren neu angelegten Platz des Herrn Sebastian van Reenen, wo wir nach einer vierzehnstündigen Tagereise die erwünschte Ruhe fanden und von dem Besitzer und seiner Familie mit beson-

derer Freundlichkeit aufgenommen wurden. Unsre Wagen waren kurz vorher angekommen, doch hatte man mit ihrer Fortschaffung durch den sandigen Weg soviel Mühe gehabt, daſs es durchaus nothwendig befunden ward, noch einen Wagen zu Hülfe zu nehmen und dadurch die Fracht der übrigen in etwas zu erleichtern. Die deshalb nöthigen Anstalten konnten mit desto mehrerer Muſse gemacht werden, da ohnehin beschlossen war, in den nächsten Tagen die umliegenden Gegenden in Augenschein zu nehmen. Gleich am folgenden Morgen begleitete ich daher mit einem Theil der Gesellschaft den General-Commissär nach der eine starke Stunde östlich gelegenen Domaine: *de Groenekloofspost*, welche gewissermaaſsen der Hauptort des mit dem Namen *Groenekloof* belegten Arrondissements ist, in welchem sich etwa dreiſsig gröſsere und kleinere Pächtereien befinden. In diesem weiteren Sinne wird unter dem Namen *Groenekloof* ein langer, von mehrern Thälern eingeschnittener, ziemlich wasserreicher Bergrücken verstanden, der besonders gute und gesunde Viehweide liefert. Die oben erwähnte Domaine ward daher seit dem ersten Anbau dieser Gegend von der Regierung zur Unterhaltung des Rindviehes benutzt, welches sie für die Beköstigung der Garnison, des Hospitals, der Sclavenloge u. s. w. im Vorrath zu halten pflegte. Seitdem es aber vortheilhafter befunden ist, die Fleischlieferungen an Privatpersonen zu verpachten, hat man den Gebrauch dieses Platzes den Lieferanten überlassen, die das Vieh durch ausgesandte Knechte aufkaufen, und

wenn es nach einer oft langen Reise abgetrieben und mager geworden ist, sich hier wieder erholen lassen. Sechs andre Domainen hat die Regierung der verdienten Commission: *für Landbau und Viehzucht*, zum Gebrauch eingeräumt. — Diese Domaine dient auch dem Pächter der Zoutpannen oder Salzseen zur Wohnung, welcher das Recht hat, gegen einen jahrlichen Pachtzins von ungefähr 1200 Thalern, das gediegne Salz in den trocknen Jahrszeiten zusammenraffen zu lassen, und sich dagegen verpflichtet, die Capstadt damit zu dem Preis von drittehalb Thalern für den Scheffel fein Salz, zu versorgen. Die hier gemeinten Salzpfannen liegen ziemlich weit von hier nach dem Strande zu, und dies, so wie die Verpachtung derselben auf den kurzen Zeitraum weniger Jahre hat Nachtheile herbeigeführt, die das Gouvernement in der Folge veranlaſsten, zweckmäſsige Änderungen darin vorzunehmen.

Nachdem wir zu Mittag nach der *Klavervalley* zurückgekehrt waren, besuchten wir Nachmittags den Bruder unsers Wirthes, den durch seine Reisen ins Kafferland *) bekannten Herrn Jacob van Reenen. Dieser bewohnt einen, vormals ebenfalls dem Gouvernement zugehörigen, jetzt

*) A Journal of a Journey from the Cape of good hope, undertaken in 1790 and 1791 by Jacob van Reenen and others of his countrymen etc. etc. By Capt. Edw. Riou. Lond. 1792. Deutsch übersetzt 1793. M. s. darüber die Litteratur der Reisebeschreibungen im südlichen Africa im dritten Bande dieses Werks.

von ihm als Eigenthum besessenen Platz: *de Ganzekraal* (Gänsekraal) eine Stunde von der Klavervalley nach der Küste hin, nahe am Strande gelegen. Dieser Platz so wie die Klavervalley gehören zu den besten und fruchtbarsten nicht nur dieser Gegend, sondern der ganzen Colonie. Überhaupt hat wohl keine Familie gröſsere Verdienste um die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, als die zahlreichen Gebrüder van Reenen, von denen fast jeder, obgleich Bürger und Einwohner der Capstadt, eine oder mehrere Pächtereien im Innern der Colonie besitzt. Es mag einen kleinen Beweis von Jacob van Reenens Thätigkeit und Betriebsamkeit geben, daſs er in diesem Jahr 240 Morgen *) Land bestellt und dazu 1600 Fuder Mist gebraucht hatte. Doch theilte er uns die Erfahrung mit, daſs er seine Felder nur alle drei Jahre zu düngen brauche, um eines reichlichen Ertrages gewiſs zu seyn. Eins seiner Felder hatte bei diesem Verfahren nun schon 24 Jahre hintereinander Gerste getragen. — Allerdings gehört eine solche Fruchtbarkeit hier zu den groſsen Seltenheiten, und ist überhaupt wohl mehr der Nähe der See, als der Güte des Bodens zuzuschreiben, an welcher viele andre Plätze, namentlich die Klavervalley, Jacob van Reenens Land bei weitem übertreffen. Letzteres Landgut besteht fast einzig in einer mehr als eine Stunde langen, aber selten

*) Ich erinnere ein- für allemal, daſs bei allen solchen Angaben immer das dort gebräuchliche Rheinländische Maaſs verstanden wird.

über 500 Fuſs breiten Niederung, die vormals das Bette eines Baches gewesen seyn mag und südlich von einem ziemlich hohen Ufer begränzt wird. Dadurch ist es vor den herrschenden austrocknenden Winden geschützt und der Einwirkung der Sonne, die überall zu statten kommt, wo nur Wasser ist, doppelt ausgesetzt. Es bedarf nur einiger Aufmerksamkeit zur Ableitung des überflüssigen Wassers, um von diesem, aus der besten Dammerde bestehenden Boden den gröſsten Nutzen zu ziehen. Daſs ein Lucerne-Feld in einem Sommer achtmal gemäht werden konnte, mag als eine Probe der besondern Fruchtbarkeit dieses Thals dienen. Europäische Gras-Arten, die van Reenen hier gesäet hatte, gediehen besonders gut, was auch als eine Ausnahme von der Regel anzusehen ist. Man darf hier nicht vergessen, daſs dieses neues Land ist, dessen Ertrag nach einigen Jahren wohl etwas abnehmen und durch Dünger wird unterstützt werden müssen.

Gar sehr würde man sich betrügen, wenn man von der Fruchtbarkeit der beiden hier genannten Güter einen Schluſs auf die der ganzen Colonie im Allgemeinen machen wollte. Nur an sehr wenig andern Orten wird die seltne Ergiebigkeit des Landes so verständig benutzt, und das ist nicht immer der Unwissenheit und Faulheit der Besitzer zuzuschreiben, sondern vielmehr der gröſsern Entfernung von der Capstadt, als dem Haupthindernifs des vortheilhaften Absatzes, dem Mangel an den nöthigen Capitalien und Sclaven, und den oft unübersteiglichen Schwierigkeiten des Transports.

So lange diese Hindernisse bleiben, so lange zumal die Handarbeit immer durch Sclaven geschehen muſs, also so unendlich hoch zu stehen kommt, ist für den innern Flor der Colonie nicht viel zu hoffen.

Der zweite Ruhetag ward von dem General-Commissär zu einer kleinen Reise nach einem andern Gouvernements-Platz, *de groote Post*, benutzt, wobei er zugleich einige andre Gegenden der *Groenekloof* in Augenschein nahm. Nachmittags erhielten wir Besuche von Herrn Jacob van Reenen und andern Colonisten aus der Nachbarschaft. Jener gab mir noch manche interessante Aufschlüsse über seine Reise ins Kafferland und zeigte überhaupt Kenntnisse im naturhistorischen und geographischen Fach, die man sonst in Süd-Africa selten findet. Er war in seiner Jugend in Europa gewesen und hatte Frankreich und Holland durchreist. Seine Frau ist eine Schwester unsers berühmten Persoon.

Herr van Reenen lieſs auch einige der schönsten Pferde aus seiner Stuterey vorführen. Der Beschäler war ein sehr schöner National-Engländer, den er noch unter dem vorigen Gouvernement, wiewohl mit groſser Mühe und vielen Kosten aus England bekommen hatte *). Er glaubte jedoch, seinen Kauf nicht bereuen zu dürfen und auf vielen Vortheil rechnen zu können, da seine

*) Unter der englischen Regierung wurden mehrere englische Hengste eingeführt. Auſser Herrn van Reenen kenne ich noch vier Colonisten, die davon bekommen haben.

Race anfange sich merklich zu verbessern. In der That schien von den ausgezeichnet schönen Füllen, die uns gezeigt wurden, viel für die Verbesserung der Pferdezucht in dieser Gegend zu erwarten zu sein. Es ist nicht leicht, zu bestimmen, von welcher Abkunft die ursprüngliche capische Pferderace sein mag, da diese Thiere schon bald nach Anlegung der Colonie hier eingeführt wurden. Soviel ist indessen gewiſs, daſs zu des ältern van der Stell Zeiten aus Persien Pferde hieher geschafft wurden, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward aus Süd-America die beliebte, vorzüglich in der Capstadt und ihren Umgebungen vorgezogene Race eingeführt, welche man hier Spanier nennt: eine Art Blau- und Grau-Schimmel von mittelmäſsiger Gröſse, stark von Brust und besonders zu Zugpferden sehr tauglich. Von jener (der persischen) Abkunft soll die in den nördlichen Distrikten noch am reinsten erhaltene Race sein, die sich durch starken Knochenbau, gröſsere Höhe und besondre Ausdauer auszeichnet, und lichtbraun von Farbe ist. Auffallend schöne giebt es unter beiden Racen sehr wenige. Sachkundige versichern, daſs ein africanisches Pferd im Ziehen um ein Drittel schwächer sey, als ein europäisches. Dagegen übertreffen sie letztere bei weitem im Erklettern von Bergen auf steilen und felsigen Wegen; auch sind sie, weil sie von Jugend auf in den dürren Gebirgen ihre Nahrung suchen müssen, sehr genügsam und so harthufig, daſs es nicht Noth thut, sie zu beschlagen. Lange anhaltende und heftige Anstrengung ertragen sie nicht wohl,

daher man zum Ziehen schwerer Wagen durchaus Ochsen gebrauchen muſs, zumal auf längeren Reisen, die in einige Entfernung von der Capstadt und über die Gebirge unternommen werden. Um sich ihrer Dienstfähigkeit auf die Dauer zu versichern, muſs man sie nie zu stark anstrengen, oft ruhen und weiden lassen, und wo möglich dann und wann mit Gerste oder Hafer füttern. Dann halten sie es unfehlbar länger aus, als unter denselben Bedingungen europäische thun würden, und es ist fast unglaublich, welche ungeheure Räume bei dieser Vorsicht mit ihnen zuweilen in wenigen Tagen zurückgelegt werden. Die mehrsten gehen einen für den Reiter, wie für das Pferd sehr bequemen kurzen Gallopp, den sie sehr lange aushalten, wenn man sie nur nicht unvernünftiger Weise antreibt. Er hat aber die üble Folge, daſs sie sehr früh lahm und steif werden. Der Paſs scheint ebenfalls den hiesigen Pferden so eigen und natürlich zu sein, daſs es den Cavalleristen wahre Mühe kostet, sie zum Schritt und Trab zu dressiren. —

Zur Unterhaltung der Gesellschaft lieſs Herr van Reenen Abends seine Sclaven musiciren. Sie bliesen auf Clarinetten, Hörnern und Fagotten erst einen Choral, nachher mehrere Märsche und Tänze. Man hatte Ursache, mit der Stimmung und Präcision zufrieden zu seyn, wiewohl immer noch viel fehlte, daſs man es eine gute Harmonie-Musik hätte nennen können. Sie holten nachher Violinen, Baſs und Flöten, worauf sie sich nicht weniger geschickt zeigten. Man findet diese Einrichtung in

manchen capischen Familien, und es giebt in der Stadt Freigelassene, die sich ausschliefslich mit dem Musik-Unterricht für Sclaven beschäftigen. Aber weder Lehrer noch Schüler kennen eine Note, sondern Alles wird nach dem Gehör gespielt. Die natürliche Neigung der Sclaven (besonders der Malayen) zur Musik, die Tanzlust der jungen Welt und der Vortheil, den die Herren dabei finden, wenn die Feierstunden auf diese Weise ausgefüllt werden, begünstigen diese Mode gar sehr. Ich kenne grofse Haushaltungen, in welcher kein Sclave ist, der nicht irgend ein Instrument spielte, und wo das Orchester gleich beisammen ist, sobald es den Kindern des Hauses einmal einfällt, etwa bei dem Nachmittagsbesuch einiger Bekannten ein Paar Stunden durch Tanz auszufüllen. Es bedarf nur eines Winks und sogleich ergreift der Koch statt der Zange die Flöte, der Stalljunge vertauscht die Striegel mit der Violine, und der Gärtner setzt seinen Spaden bei Seite, um das Violoncell zu streichen.

Am Morgen des 12ten Octobers verliefsen wir die *Klavervalley* und ihre höflichen Bewohner. Bei der Abreise des General-Commissärs ward der Landessitte gemäfs in ihm der Regent durch einige Schüsse aus kleinen Pällern geehrt. Dasselbe wiederholte sich fast auf jedem Platz, den wir besuchten oder auch nur vorüberritten, und ward von den guten Leuten als etwas so unerläfsliches angesehen, dafs nur völliger Mangel an Pulver ihnen eine hinreichende Entschuldigung schien, wenn sie es unterliefsen. Auch sonstigen Gästen, die

man auszeichnen oder ehren will, werden beim Abschiede ein Paar Schüsse aus den schweren Jagdgewehren nachgeschickt. Mir selbst ist auf meinen spätern einsamen Reisen wohl dergleichen Ehre für eine Cur oder ähnliche Gefälligkeiten widerfahren. Den Werth dieser Ehrenbezeugung wird man erst recht erkennen, wenn man überlegt, welch ein unentbehrliches Bedürfniſs das Schieſspulver für die Colonisten ist und wie sparsam sie damit umgehn sollten. Denn ohne dieses Vertheidigungsmittel gegen wilde Thiere und Menschen, ohne ein Mittel also, das nicht allein das Erworbene bewahrt, sondern selbst in den Beschäftigungen der Jagd eine neue Erwerbsquelle sichert, kann keine africanische Haushaltung bestehen, und doch kann es Zeiten geben, wo die zu karg versehenen Vorräthe der Regierung es verbieten, mehr als ein Pfund oder zwei auf einmal jedem Colonisten verabfolgen zu lassen. Und dann ist ein einziger Schuſs allerdings schon etwas werth. —

Unser Weg ging Anfangs noch zwischen den Hügeln und Thälern der *Groenekloof* hindurch, bis wir an dem äuſsersten nordwestlichen Platz dieses Bezirks, der *Oranjefontein*, vorübergekommen waren. Dann ward die Gegend ebener, sandiger und dürrer. Wir erreichten nach viertehalbstündigem Ritt ein Häuschen, daſs einsam, traurig und sonnig an dem kahlen Abhange eines spitzen Hügels, des *Klipberg*, lag. Vormals war dieser Hügel ein Signalposten gewesen, wie wir noch aus der auf dem Gipfel liegenden alten Kanone erkannten, und das Haus hatte dem Wächter zur Woh-

nung gedient. Jezt fanden wir darin Le Vaillants bekannten Jagdgefährten Jan Slaber, einen bereits bejahrten hagern Mann von mehr als gewöhnlicher Leibeslänge. Sein mit Recht von Le Vaillant gerühmter alter Vater war schon seit 17 Jahren todt und hatte wenig hinterlassen. Deshalb war die *Teefontein* verkauft und die Kinder hatten sich auf kleineren Pächtereien angesiedelt. Er sowohl als die Seinigen sprachen mit vieler Wärme von ihrem alten Freund Le Vaillant und erinnerten sich gar wohl mancher kleinen Umstände seines Besuchs. Von andern Reisenden hatten sie bereits erfahren, daſs er ihrer in seiner Reisebeschreibung erwähnt, und schienen im Ganzen sehr gleichgültig gegen diesen Ruhm. Aus der bekannten gefährlichen Tigerjagd wollte unser Wirth soviel nicht gemacht wissen, und als wir ihm Le Vaillants Beschreibung davon wieder vorlasen, erklärte er die Nebenumstände gradezu für erdichtet *).

Unser weitere Weg führte durch eine groſse höchsteinförmige sandige Fläche, die mit einzeln stehendem niedrigen Gesträuch bewachsen war. Mehrere Haidearten, niedliche *Pelargonien*, *Gni-*

*) Auch die gute alte Mutter Slaber, die in der Capstadt in dem Hause meines Freundes, des lutherischen Predigers Hesse wohnte, habe ich sehr wohl gekannt und von ihr und ihren Töchtern ähnliche Aeuſseruugen über Le Vaillant gehört, die jedoch zuweilen mit einigem Unwillen über manche zu ausführliche Beschreibung ihres häuslichen Beisammenseins begleitet waren. Die alte Frau starb 1804 in dem hier sehr seltenen hohen Alter von 92 Jahren.

dien, *Passerinen*, selbst hin und wieder noch ein spätes Liliengewächs, besonders aber eine Menge *Gorterien*, *Aster*, *Elichrysen* und andre Syngenesisten, die eben jezt der Mittagssonne ihre Strahlenkronen geöffnet hatten, versüfsten uns durch ihren Anblick den mühsamen Weg. Zu unsrer Rechten sahen wir die grofse Bergkette, die vom Norden her nach dem *Cap Agulhas* zu hinläuft, ihre zackigen Gipfel erheben, und erkannten die Höhen zu deren Fufs die Schlucht nach den jenseitigen Thälern von *Roode-Zand* hin eingeht.

Der Ort, den wir nunmehr erreichten und wo wir zu übernachten beschlossen, hiefs *Uylekraal* (Eulenkraal). Es war die Pächterei eines gewissen Conrad Laubscher, der sich hier von geringem Kornertrag und Pferdezucht nährte. Schon erkannten wir in dem roheren Bau des Hauses, in der ärmlichern Einrichtung, wie in der Kleidung unsrer Wirthe, die zunehmende Entfernung von der Capstadt. Doch drang sich uns schon hier die Bemerkung auf, dafs ein hoher Grad von Reinlichkeit, den man überall auch in den elendesten Wohnungen an der Grenze antrifft, als ein lobenswerther Zug in dem Character der Colonisten ausgezeichnet zu werden verdient. Das Haus war zu klein, uns Alle zu beherbergen, es wurden daher einige Zelte aufgeschlagen, um hier zuerst im Felde zu übernachten. Zur Ausfüllung der noch übrigen Zeit brachte Laubscher eine Spatzierfahrt in Vorschlag, bespannte seinen leichten Wagen mit acht muthigen Hengsten, ergriff mit der linken Hand die Zügel, mit der rechten die lange Peitsche und

fuhr

fuhr so unsre Damen' und einen Theil der Gesellschaft (die übrigen folgten zu Pferde) nach der eine Stunde nordwärts gelegenen *Teefontein*, dem Landsitz des Herrn Jan van Reenen, ältesten Bruders der beiden obengenannten.

Alle Kunst unsrer europäischen Wagenlenker wird zu Schanden vor der Fertigkeit, welche die Africaner darin besitzen. Mitten im stärksten Trab, selbst im Gallopp bleiben sie eines Spannes von 8 Pferden vollkommen Meister und wissen selbst auf unebenem Wege jedes Loch, jeden Stein zu vermeiden. Die lange Peitsche dient auch hier, wie bei dem Ochsenspanne, nicht allein zum Antreiben, sondern auch zum Lenken der Pferde, und mit ungemeiner Sicherheit wissen sie jedes Pferd an dem rechten Fleck damit zu treffen. Laubscher gab uns von dieser Sicherheit eine Probe, indem er zu allgemeiner Bewunderung mitten im Trab einen vorher bezeichneten Vogel, der in einiger Entfernung vom Fahrwege im Saatfelde lag, mit der Peitsche traf und tödtete. Seine Gewandheit im Fahren setzte uns um so mehr in Erstaunen, da er das Geschäft allein verrichtete und der Hülfe des Sclaven entbehrte, welcher gewöhnlicherweise neben dem Kutscher zu sitzen pflegt, und die Zügel sämtlicher Pferde fest gefaſst hat, so daſs der Fuhrmann nur zuweilen hineinzugreifen braucht, um den einen oder andern derselben anzuziehen. Auf diese Weise lenken sie mit dem längsten Zuge, im vollen Trab, ohne Gefahr, um die schärfsten Ecken. Ich selbst habe einmal mit mehreren Freunden in einem Wagen gesessen, den vierzehn rasche Hengste zogen

und der von einem sehr geschickten Bastardhottentotten vor den Augen des Gouverneurs durch die sehr engen Strafsen des damaligen Lagers am Liesbeksrivier gefahren ward. Diese Fertigkeit ist so allgemein, dafs die Eingebohrnen sich wundern, wenn man davon einiges Aufheben macht.

Die *Teefontein* ist einer der besten Plätze in dieser sandigen Gegend und die dortige Weide besonders gesund für Pferde und Schafe. Den Schatten höherer Bäume, die sich auf dem, überhaupt ganz verfehlten, und wahrscheinlich aus der Idee verfertigten Le Vaillantschen Kupferstich finden, sucht man hier ganz vergebens. Das Wasser ist gesund und wohlschmeckeud, wiewohl nicht in grofsem Ueberflufs vorhanden; die gelbliche Färbung, die es wahrscheinlich vorhandnen Eisentheilen verdankt, hat der Quelle den Namen erworben. Wir wurden hier unter andern mit einem ächt africanischen Gericht regalirt, nämlich mit den sogenannten *Aniswurzeln* *), die einen gewürzhaften fast etwas zu strengen Geschmack haben, und gekocht eine sehr gesunde Nahrung geben sollen. Sie sind in dieser Jahrszeit am besten und werden zuweilen als eine Leckerei nach der Capstadt gebracht.

Mit einbrechender Nacht kehrten wir mit unserm Wirth nach dessen Wohnung zurück, wo ich den Raum, den mir unser Zelt darbot, benutzte, einmal meine in diesen Tagen eingesammelten Schätze an Pflanzen und Insecten in Ordnuug und

*) Wahrscheinlich *Sium filifolium* Thunb.

Sicherheit zu bringen. In der That übertraf die Ausbeute meine Erwartung bei weitem, indem ich nicht gehofft hatte, in diesem, verhältnifsmäfsig unfruchtbarsten Theil der Colonie viel zu finden. Ich bemerkte aber zu meiner Freude, dafs diese sandigen Dünen ihre ganz eigenthümlichen Erzeugnisse und Bewohner hatten, die sich schon merklich von denen in der Nähe der Capstadt unterschieden, und von welchen die mehrsten mir bei näherer Untersuchung so neu und fremd erschienen, dafs ich fast vermuthen mufs, die früher hier gewesenen Naturforscher haben diese Gegend ganz vernachläfsigt, oder wenigstens nicht in einer so günstigen Jahrszeit bereist *). Mir schien es, als könne man in diesem Lande nicht reisen, ohne fast unwillkührlich zum Naturaliensammler zu werden. Auch steckte mein Sammelgeist bald mehrere der Gesellschaft mit an, und was wir dann in einem etwas ergiebigen Tage zusammenbrachten, war immer schon des Nennens werth. Wieviel Mühe dann

*) Dieser Reichthum der südafricanischen Fauna an bisher noch unbekannten Gegenständen hat sich denn auch an der von mir mitgebrachten Insectensammlung bewährt, indem sich unter den 6 bis 700 Arten, die sie enthielt, nach des Hrn. Prof. Illigers Untersuchungen, 340 völlig neue vorfanden. Eine ebenfalls sehr reiche Ausbeute lieferte eine, früher vom Hrn. Prediger Hesse an meinen Freund Hausmann übersandte, kleine Sammlung, wovon dieser in Illigers *Magazin für Insectenkunde* Rechenschaft gegeben hat. Diese Sammlung war aber gröfstentheils in der Gegend der *Teefontein* veranstaltet, und eben bei unserm Besuch fanden wir die Töchter des Hrn. van Reenen noch beschäftigt, sie zu vervollständigen

aber auch wieder mit dem Untersuchen, Einlegen und Bewahren verbunden war, wieviel durch Unvorsichtigkeit der Sclaven, durch Umwerfen der Wagen, durch Nässe beim Durchfahren tiefer Flüsse u. s. w. beschädigt und verderbt wurde, wie oft endlich der Mangel eines geräumigen Obdachs und die Nothwendigkeit das Umlegen der Pflanzen im heftigsten Wind, oder das Einstecken der Insecten im Regen, oder das Ausstopfen von Vögeln in der unerträglichen Hitze eines engen Zelts vorzunehmen, die Freude an den eingesammelten Seltenheiten verbitterte, läſst sich leicht begreifen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages wurden die Anstalten zur Abreise getroffen, und nachdem die Zelte abgebrochen und nebst dem übrigen Feldhausrath wieder eingepackt waren, erschallte um 7 Uhr aus dem Hifthorn das Signal zum Aufbruch. Wir kamen noch einmal an der gestern besuchten *Teefontein* vorüber und wurden, ungeachtet aller Vorstellungen, daſs die zunehmende Hitze des Tages uns Eile gebiete, von den freundlichen Bewohnern genöthigt, ein Frühstück bei ihnen einzunehmen. Dann setzten wir unsre Reise auf einem Wege, der dem gestrigen vollkommen glich, weiter fort und erlaubten unsern Pferden an einem Sandbach, *de lange Fontein* genannt, eine kurze Ruhe und Stillung ihres Durstes. Von hier an ward der Weg immer sandiger, und als wir bald darauf unsre vorausgeschickten Wagen wieder einhohlten, muſsten wir mit wahrem Mitleiden die Anstrengungen der armen Ochsen mit ansehen, die die schweren Frachten durch den fast grund-

losen Sand zu ziehen verdammt waren. Die dabei befindliche Mannschaft erhielt hier die Weisung längs dem östlichen Ufer der *Saldanhabay* hinzuziehn, indessen wir selbst die felsige Halbinsel besuchen wollten, die sich zwischen ihr und dem Meere hindehnt.

Erst nach drei Stunden eines für Menschen und Thiere gleich beschwerlichen Marsches in grofser Hitze erblickten wir das äufserste südliche Ende dieser Bay und erfreuten uns an dem herrlichen Anblick der weit ausgedehnten fast unabsehbaren, spiegelglatten Wasserfläche und der sie eindämmenden hohen Gebirgsreihe. Ein Haus, das wir erblickten, versprach den zum vollen Genufs dieses Anblicks nothwendigen Schatten, aber leider fanden wir es verschlossen und kein menschliches Wesen war in der ganzen Gegend zu entdecken. Eben waren wir im Begriff, unter einer halbabgebrochenen Scheune für unsern verehrten Anführer und unsre Damen ein ärmliches Lager zu bereiten, als sich ein alter Mosambiquer uns vorstellte, der in gebrochenem mit Portugiesich und Malayisch untermischtem Holländisch zu verstehen gab, er gehöre hier zu Haus, hüte im nahen Felde die Ochsen seines abwesenden Herren und sei nun herbeigeeilt, uns seine Dienste anzubieten. Auf unser Begehren ins Haus gelassen zu werden, entschuldigte er sich, sein Herr habe den Schlüssel mitgenommen, wohl aber öffnete er uns sein eignes kleines Gemach neben dem Hause, wo ein reinlicher Tisch, ein Paar Stühle und ein mit geflochtenen Ochsenriemen überspanntes Ruhebette

wenigstens die nöthigsten Bequemlichkeiten finden liefsen. Zu dem, was wir an kalter Küche bei uns hatten, gab er bereitwillig seinen ganzen Rest Brod her; schwerer ward es die Frage nach Eiern zu befriedigen, die wir hier vermuthen mufsten, da sich um das Haus herum einige Hühner zeigten. Weil die aber hier zu Lande nicht an Ställe gewöhnt sind und ihre Eier zerstreut im Felde umher legen, so kostete es viel Suchen unsrer ganzen Mannschaft, ehe ein Dutzend beisammen war. Neu gestärkt durch dies frugale Mahl und eine zweistündige Ruhe verliefsen wir Nachmittags diesen Ort, nachdem wir noch von dem Sclaven erfahren, dafs der Platz *Geelbek* genannt werde.

Unser Weg ging nun längs dem westlichen Ufer der Bay hin und berührte bald ihren flachen sandigen Strand, bald, wo die Rippen der Bergreihe tiefer in sie hineinragen, führte er über die Höhen hinweg und gewährte dann eine wahrhaft liebliche Aussicht über die Bay hin. Die zerstreut liegenden Fischerhütten am diesseitigen Ufer, das ruhige Wasser von einzelnen Flamingos und kleineren Seevögeln mancherlei Art bevölkert, und jenseits die hüglichte Ebene, in weiter Ferne von den malerischen *Piketbergen* begrenzt, machten ein angenehmeres Ganzes, als sonst africanische Landschaften bieten, deren Hauptcharacter eine starre, öde Eintönigkeit zu sein pflegt. Besonders findet der Maler fast überall den Mangel eines reicheren Vordergrundes zu beklagen und mufs sich den selbst schaffen, oder die Wohnungen der Menschen und die Gebilde ihres Fleifses zu Hülfe nehmen.

In der Mitte der Halbinsel tritt ein mächtiger Berg mit schroffem Abhang dicht an die Bay. Ueber ihn hin führt der Weg, zur Rechten die schwindelnde Tiefe, zur Linken abgerundete Felsenhöhen mit grünlichgrau belaubtem Gesträuch und Saftpflanzen mancherlei Art bewachsen. Hinauf führt ein sandiger Fahrweg in allmählichem Steigen, steiler geht jenseits der Weg über Sandsteinbänke und ermüdend, ausweichendes Gerölle hinab. — Das Geräusch unsers Zuges schreckte zu beiden Seiten kleine Antilopen aus ihrem Lager auf, die durch das Gebüsch hin entflohen und nur dann und wann in gewaltigen Sätzen sich über demselben erhoben und unsern verfolgenden Blicken sichtbar wurden. — Dem zur Jagd gerüsteten Vortrab unsers Zuges stieſs bei dem Umdrehen um eine scharfe Felsenecke eine häſsliche Schlange auf, die sich blähend erhob, aber von einem raschen Hagelschuſs zu Boden gestreckt ward. Es war eine *Poſ-Adder*, eine der giftigsten und bösesten, die man hier kennt; sie zeichnet sich durch unverhältniſsmäſsige Dicke und durch hübsche Zeichnung schwarzer und weiſser Flecken auf bräunlichem Grunde vor den übrigen aus, und hat das eigne, daſs sie, wenn sie ergrimmt, den Hals aufblähend erweitert. Ihre Länge maſs anderthalb Ellen, ihr Umfang in der gröſsten Dicke sechs Zoll *).

*) Kein Theil der südafricanischen Fauna ist bis jezt noch mehr vernachläſsigt geblieben, als die Amphibien. Ich bin daher nicht im Stande die systematischen Namen mit Gewiſsheit anzugeben und muſs vorläufig auf den naturhistorischen Theil verweisen, der die Resultate tieferer, zum Theil noch anzustellender Nachforschungen liefern wird.

Die Sonne ging eben unter, als wir bei dem Gouvernementsposten in der *Saldanhabay* ankamen. Der Aufseher der Bay, unter dem Titel Posthalter, bewohnt das nicht weit vom Strande aufgeführte bequeme und wohlunterhaltene Gebäude. Links von demselben erhebt sich ein vorspringender Berg, auf dessen spitzer Kuppe ein Signalposten angelegt ist. Zur Seite des Hauses ist eine Quelle trinkbaren Wassers, deren sparsamen Ertrag ein ausgemauerter und überdacheter Behälter sichert. Der jetzige Posthalter, Namens Stoffberg, ein allgemein geachteter, rechtschaffener Mann, ein Deutscher von Geburt und vormals Unterofficier bei der capischen Garnison, empfing uns mit herzlicher Gastfreundlichkeit und bemühete sich an den beiden Tagen unsers Aufenthalts, uns seine Kenntnisse über das Local der Bay und über manche sie betreffende, in den neuern Reisebeschreibungen zur Sprache gebrachte Fragen in möglichster Vollständigkeit mitzutheilen. Die Leser werden sich gefallen lassen, einige Resultate meiner Erfahrungen und Nachforschungen über diese interessante Gegend hier mitgetheilt zu finden.

Die *Saldanhabay* hat von jeher das Schicksal gehabt, verkehrt benannt, auf den Karten, selbst den neuesten falsch dargestellt und mangelhaft ja unrichtig beschrieben zu werden. Folgendes mag dies Alles beweisen.

Antonio de Saldanha, Befehlshaber der dritten Division einer portugiesischen Flotte, die unter dem Oberbefehl des berühmten Albuquerque, Vasco de Gamas Entdeckungen fortzu-

setzen und zu benutzen bestimmt war, landete, wie uns Barros erzählt *), im Jahr 1503 in einer Bay des südlichen Africa, die in der Folge nach ihm *Aguada de Saldanha* genannt wurde. Diese Bay war keine andere als — die heutige Tafelbay; das beweisen alle Umstände, die von Barros genau genug angegeben werden. Hundert Jahre lang behielt sie den Namen des portugiesischen Seehelden und die ersten Engländer benannten sie noch also, bis im Jahre 1601 der Holländer Joris (Georg) Spilbergen ihr den jetzigen Namen: *Tafelbay* ertheilte und (ich weiſs nicht aus welchem Grunde oder Irrthume) die bisherige Benennung der Bay zuschob, von welcher hier die Rede ist. Wegen ihres Mangels an süſsem Wasser blieb diese fortwährend für die Schiffahrt unbenutzt und nur Wallfischfänger und Robbenschläger pflegten sie seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts zu besuchen.

Erst im Anfange des 18ten ward die Gegend um sie her von den Holländern angebaut, und bald zeigte sie sich an einzelnen Stellen über alles Erwarten fruchtbar; besonders boten die Felder an ihrer Küste, stets von den Seedünsten getränkt, in der ärmeren Jahrszeit dem Vieh eine gesuude und reichliche Weide. Wie unvollkommen sie damals bekannt war, mag man aus den alten Karten

*) Joam de Barros dos fectos que os Portugueses fizeram etc. Lisboa 1552. Dec. I, Livr. VII, Cap. 4. — Ausführlicher wird davon bei Gelegenheit der Entdeckungsgeschichte des südlichen Africa die Rede sein.

und Kolbes Beschreibung ersehen. Auf den mehrsten derselben geht sie tief landeinwärts in fast östlicher Richtung, ja erst die Barrowsche gab eine erträglichere Darstellung davon, obgleich sich aus einer Vergleichung derselben mit der zu diesem Werke gelieferten, manch wichtiger Unterschied ergeben wird. Ich überlasse diese Vergleichung, so weit sie die Figur der Bay betrifft, einem jeden der Leser und mache nur noch darauf aufmerksam, daſs ihre Lage auf unsrer Karte nunmehr dahin berichtiget ist, daſs die Mündung der Bay auf 32° 54′ S. B. liegt, nicht aber auf 33° 10′ (!) nach der Barrowschen Karte *).

Die *Saldanhabay* ist ohne Widerrede der sicherste und bequemste Hafen an der ganzen Küste von Süd-Africa, und hat vielleicht überall wenige ihres Gleichen, an Gröſse, Sicherheit und Güte des Ankergrundes. Fünf kleine Inseln, die theils in der Mündung, theils mehr nach dem südlichen Grunde der Bay hin liegen, scheinen eigends von der Hand der Natur dazu bestimmt, die Gewalt des mit westlichen Stürmen herangedrängten Meeres aufzuhalten; von Bergen ist sie fast rings umgeben,

*) Herr Barrow selbst gesteht im 2ten Theil seines Werks (S. 21 d. deutsch. Ueb.) die Mängel seiner Karte, wiewohl nicht mit der Offenheit und Unbefangenheit, die man verlangen könnte. Dem günstigen Zeugniſs des General Vandeleur, auf den er sich beruft, muſs ich das meinige entgegensetzen und behaupten, daſs ich seine Karte sehr selten brauchbar gefunden habe. So liegen z. B. auch *Graafreynett* und die *Algoabay* um einen ganzen Längegrad zu weit östlich.

daher kann nur der Nordwind, der hier so selten ist, zuweilen die Ruhe der glatten Oberfläche in etwas stören und dazu hat der nördliche Theil des Bassins (die *Hoetjesbay*) eine solche Weite und Tiefe, daſs die gröſsten Kriegsschiffe nicht nur bequem darin vor Anker liegen, sondern selbst gemächlich manövriren können. Der Raum ist groſs genug für mehrere Flotten. — Gegen Süden hin gewinnt die Bay immer mehr das Ansehn eines Landsees, wird allmählich seichter und ist hier besonders fischreich. Stoffberg versicherte, in einem Nachmittag einmal soviel Fisch gefangen zu haben, daſs er allein 16 Oxhofte voll davon einsalzen konnte. Da die Sclaven diese Nahrung sehr lieben, so haben manche Colonisten Fischerei in der Bay, oder lassen von den Besitzern der obenerwähnten Fischerhütten den Vorrath für ihre Haushaltungen Fuderweise holen. Die Versendungen dieses Artikels gehen bis weit über *Tulbagh* hinaus in die *Bokkevelder* und *Goudinie*. In den Wintermonaten zeigen sich auch häufig Nordkaper in der Bay und werden dann mit weniger Mühe gefangen.

Das Land umher ist, wie gesagt, fruchtbar und leicht könnte der Ertrag an Korn durch vermehrte Nachfrage oder Erleichterung des Absatzes um das Dreifache vermehrt werden. Auch werden mit Recht die Gartengemüse dieser Gegend als besonders schmackhaft gerühmt.

Bei so günstigen Umständen, könnte man sich wundern, warum nicht bei Stiftung der Colonie hier vielmehr eine Stadt angelegt worden, als an der offenen und unsichern Tafelbay, oder warum

nicht wenigstens jezt vorzugsweise die Schiffe im Winter hier einlaufen, wenn nicht alle diese Vortheile durch einen Uebelstand aufgewogen würden, der all' ihren Nutzen völlig wieder aufhebt. Es fehlt nemlich dieser Bay an süſsem Wasser, wenigstens ist es nur in so geringer Menge vorhanden, daſs es nicht genannt zu werden verdient, wenn von Versorgung einer gröſsern Volksmenge oder ganzer Flotten die Rede ist. Der Wasserbehälter an der Quelle neben dem Gouvernementsposten faſst ungefähr 30 Oxhoft, doch fehlt viel, daſs diese Quelle selbst, täglich nur den 4ten Theil davon lieferte. Der Posthalter kann kaum einige kleine Fahrzeuge nothdürftig mit Wasser versorgen, wenn er nicht für seine Haushaltung und sein Vieh Mangel leiden will. Eine andre Quelle auf dem Signalberge ist völlig salzig und obgleich sie im Herabflieſsen und Durchsickern (sonderbar genug!) etwas von dieser Eigenschaft verliert, dennoch am Fuſse des Berges immer noch untrinkbar. Nicht besser geht es mit den gegrabenen Brunnen, die alle durchaus salziges Wasser geliefert haben. — Es ist ganz natürlich, daſs die Frage: ob und wie diesem Mangel abzuhelfen sein möchte, schon seit lange das Nachdenken manches verständigen Mannes beschäftigt haben muſs, und bekanntlich hat Herr Barrow manche ganz plausibel klingende Vorschläge, die schon lange vor ihm von capischen Bürgern auf die Bahn gebracht waren, in seinen Werken angegeben. Das zwingt mich, länger bei diesem Gegenstand zu verweilen, und ihn etwas näher und von mehreren Seiten zu beleuchten, als von Herrn Barrow geschehen ist.

Dieser übrigens achtungswerthe Schriftsteller und seine Nachbeter haben ein Geschrei erhoben von der Beschränktheit, Unthätigkeit und alle besseren Bestrebungen hemmenden Habsucht der vormaligen holländischen Regierung, welches nun dermaaſsen die Stimme fast des ganzen lesenden Europa geworden ist, daſs man sich beinahe scheuen sollte, darüber etwas zu sagen, wenn nicht bessere Einsicht und das Bewuſstsein gröſserer Unpartheilichkeit hier zu reden geböten, und feiges Stillschweigen zu einer Verunglimpfung der Wahrheit machten. *Audiatur et altera pars!*

Man vergesse doch nie, daſs die Beurtheilung einer Maasregel sich nach dem Verhältnisse richten muſs, in welchem die Kraft der Person oder der Macht, von welcher man sie fordert, zu ihrer Ausführbarkeit steht, und wende diese Regel an auf den vorliegenden Fall. Da mag dann nun gleich die Frage voranstehen: Ob es überhaupt für die Holländer, so lange sie Herren der Colonie waren, wünschenswerth gewesen sein würde, daſs die *Saldanhabay* mit Wasser und allen übrigen ihr fehlenden Schiffsbedürfnissen versehen sei? Ich stehe keinen Augenblick an, diese Frage mit Nein zu beantworten. Hier meine Gründe: —

Angenommen die *Saldanhabay* wäre einmal plötzlich mit einem Ueberflusse von Wasser versorgt und dadurch in den angenehmsten Hafen der ganzen Küste verwandelt worden, was waren davon die Vortheile? Gröſsere Frequenz von Schiffen, vermehrter Wohlstand der Gegend umher, vielleicht Ansiedelung von Fremdlingen, Errichtung

von Gebäuden, kurz — Emporkeimen einer neuen Colonie; aber wohlverstanden das Alles nur so lange es den Engländern beliebte, Frieden zu halten und neutralen Schiffen, wenn es deren überhaupt noch gab, das Einlaufen in diesen Hafen zu verstatten. Wie groſs sind dagegen die Nachtheile, die jenes Naturwunder gehabt haben würde. Ich nenne nur einige: Verarmung der Capstadt und Simonsbay, ungeheure Kosten für die Anlegung von Festungswerken, von Magazinen, Casernen u. s. w. Nothwendigkeit eine fortdauernde Administration, ein Untergouvernement hier zu unterhalten u. s. w. Die Hauptfrage ist aber diese: Wieviel Truppen würden dazu erforderlich sein, die alsdann soviel weiter ausgedehnte Vertheidigungslinie, hinlänglich zu besetzen, da es z. B. dann auch durchaus erforderlich wäre, zwischen dem *Cap* und der *Saldanhabay* einen oder mehrere vermittelnde feste Puncte zu haben? Und wozu wären am Ende alle diese enormen, für Holland durchaus unerschwinglichen Kosten gemacht? Einzig um den Engländern bei jedem wieder ausbrechenden Kriege, in welchem sie sich des Caps wieder zu bemächtigen Lust haben möchten, diese Eroberung zu erleichtern. Man setze die Truppenzahl, die man zur Vertheidigung dieses Platzes verwenden möchte, so groſs wie Holland sie nur zu liefern im Stande ist, die Engländer werden eine gröſsere bringen. Man nehme die ganze Lage des Orts, die kleinen Inseln in der Mündung, die umherliegenden Höhen u. s. w. noch so günstig zur Anlegung von Batterien und Schanzen, die Ueberlegenheit der engli-

schen Seetaktik wird dieser Vertheidigungsmittel spotten, man wird durch sie hinsegeln und in ihrem Rücken eine Landung veranstalten.

Nein, eben in der Unzugänglichkeit und Unwirthbarkeit der afrikanischen Küsten, in dem Wassermangel und der Unfruchtbarkeit ihrer Bayen bestand bis jetzt das Hauptmittel zur Vertheidigung der Colonie. Man konnte nunmehr die kleine Macht auf einen Punkt concentriren und war sicher, nur dort von der Seeseite, nicht etwa im Rücken zu Lande angegriffen zu werden. Bei dem letzten Angriff im Jahr 1806 haben die Engländer die Schwierigkeiten einer Landung in der *Saldanhabay* deutlich genug einsehen gelernt. Sie war überflüssig, weil die Sache sich früher in der Nähe der Capstadt entschied, aber sie wäre verunglückt, wenn die Befehle des Gouverneurs, die Gegenden umher völlig zu entvölkern, mit dem Vieh und aller Habe landeinwärts zu flüchten, und was etwa nicht fortgeschafft werden konnte, zu vernichten und unbrauchbar zu machen, pünktlicher befolgt wären, und wenn einige Bewohner der Capstadt, die dort Landgüter besitzen, den Enthusiasmus und Eifer der Colonisten getheilt hätten. — Es wäre ein unverzeihlicher Fehler des holländischen Gouvernements gewesen, wenn es ein einigermaaſsen bedeutendes Etablissement in irgend einer der Bayen angelegt hätte, weil ein solches, bei ihrer Schwäche es zu Wasser und zu Lande gehörig zu vertheidigen, bei jedem Kriege eine sichere Beute des Feindes geworden wäre.

Ich komme auf die Vorschläge, welche ge-

schehen sind, die *Saldanhabay* mit Wasser zu versehen. Früher als Herr Barrow hat schon Herr Friedrich Kirsten den Vorschlag zu einem Canal gethan, der aus dem Bergrivier nach der *Saldanhabay* geführt werden sollte. Gegen dieses Project, das seinen Urhebern und Vertheidigern nur wenige Bogen Papier und eine Zeichnung kostete, lassen sich ganz wichtige Bedenklichkeiten erheben. Ich darf mich hier nicht darauf einlassen, sie alle ausführlich anzugeben, folgende sind aber die wichtigsten. Zuerst der geringe Fall, den diese Leitung haben würde. Die See stöfst nemlich bei der Fluth 4 Meilen weit in den *Bergrivier* hinein, und eine halbe Meile weiter hinauf, bei der Vereinigung dieses Flusses mit dem *Zoutrivier*, sollte die Ableitung schon geschehen, und das Wasser nun sechstehalb Meilen weit fortgeleitet werden. Da man nun annehmen kann, dafs die Höhe des Wassers in der *Saldauhabay*, dem des Seewassers im *Bergrivier* gleich ist, so hätte man auf diese ganze Länge nicht mehr Fall, als der *Bergrivier* in der einen halben Meile vom Ausflufs der Wasserleitung bis dahin, wo das Meer hinauftritt. Ein genaues Nivellement ist überdies von den Urhebern des Projects nie angestellt. Ferner: es sind bedeutende Höhen zu durchgraben, wenn man die Leitung auf dem nächsten Wege anlegen und nicht noch mehr von dem Gefälle verlieren will. Überdies mufs das ganze Werk im Sande gearbeitet werden, der durchaus keine offene Wasserleitung gestattet, und wenn man sie durch bleierne Röhren bewerkstelligen wollte, bei jeder klei-

kleinen Beschädigung völlige Verstopfung verursachen würde. Endlich: der *Bergfluſs* selbst ist nicht zu jeder Jahrszeit mit Wasser versehen, wie Herr Barrow behauptet, wenigstens oft nur so sparsam, daſs die in der *Saldanhabay* liegenden Schiffe, durch die Verzögerung ihrer Abreise in nicht geringe Verlegenheit versetzt werden würden. Ja, man setze nun einmal den Fall, daſs Muthwille oder Bosheit die Wasserleitung in einem Augenblick, wo groſse Flotten in der Bay lägen, zerstörte, würde das nicht von allen ferneren Besuchen abschrecken? Von den ungeheuren Kosten will ich gar nicht einmal reden. Herr Barrow berechnet die auf 10,000 Pfund Sterling, eine Summe, die wohl in Europa ausreichen möchte, nicht aber in einem Lande, wo Alles durch Sclavenhände geschehen muſs, deren jeder wenigstens einen halben Thaler Tagelohn kostet, und dann doch kaum zum dritten Theil soviel ausrichtet, als ein europäischer Tagelöhner.

Ein andrer Vorschlag betrifft die Ableitung der Quelle von *Witte-klip*, die nur anderthalb Meilen von der *Saldanhabay* liegt und allerdings mehr Fall hat. Aber ihr Ertrag ist ohne Widerrede zu klein für das Bedürfniſs einer gröſsern Zahl von Schiffen, und will man nur auf wenige rechnen, so stehn wieder die Kosten mit dem Nutzen nicht in Verhältniſs. Und daſs sie sehr bedeutend sein würden, daſs man in diesem Clima mit ledernen Schläuchen (die Herr Barrow vorschlägt) nicht ausreichen würde, bedarf wohl keines Beweises.

Alle angestellten und ungünstig ausgefallenen

Versuche, süfses Wasser durch Nachgraben zu finden, haben Herrn Barrow noch nicht überzeugen können. Da sollen nun wieder die armen Bauern die Schuld haben, die die Sache nur nicht verstehen. Denn Wasser mufs ja da sein, weil — zehn bis zwölf Meilen von hier sich eine grofse Gebirgsreihe hinzieht, von der das Wasser bis hieher in unterirdischen Canälen herabfliefsen soll, und dafs es das könne, beweist der hier zu Tage ausgehende Granit! Diese Theorie des Herrn Barrow gehört mit der über die Entstehung der Salzseen in eine Classe und ist eine seiner Verirrungen, wie ich an einem andern Orte ausführlicher darthun werde. Aber dieser sonst so achtungswerthe Schriftsteller will nie die Schwierigkeiten der höhern Cultur dieses Landes in der Natur finden, er sucht sie immer in dem Character seiner Bewohner und seiner Regierung, und taucht seine Feder dann in die bitterste Galle, um beide als das Non plus ultra von Rohheit, Ungeschicklichkeit, Kurzsichtigkeit und Habsucht zu schildern. Er kann es der holländischen Regierung nicht vergeben, dafs sie nicht ungeheure Summen an diese Colonie verschwendete, damit die Minister seines Königs sich dann einer glänzendern Eroberung möchten zu rühmen gehabt haben.

Es läfst sich aus den Registern der vormaligen Ostindischen Compagnie beweisen, dafs das Etablissement am Vorgebirge der guten Hoffnung in den 143 Jahren, während welcher jene Gesellschaft es besafs, einen Zuschufs von mehr als Hundert Millionen Gulden gekostet hat, nicht mit einge-

rechnet die geringen Hülfsmittel, die die Colonie selbst zu ihrer Unterhaltung darbot. Der Gewinn dagegen war gering, indem in Friedenszeit alle andre Seemächte die Vortheile dieses Etablissements theilten, ohne zu den Kosten der Unterhaltung mehr als das geringe Ankergeld ihrer Schiffe beizutragen. Im Kriege dagegen stiegen für die Besitzer die Kosten der Vertheidigung auf eine fast unerschwingliche Höhe, und die wenigen Vortheile des Handels fielen dann gröſstentheils weg, weil die feindlichen Schiffe nicht allein ausblieben, sondern auch die befreundeten und neutralen abhielten. Lange schon wäre diese Colonie eine Beute von einer der beiden gröſseren Seemächte geworden, wenn nicht gegenseitige Eifersucht die Holländer im Besitze geschützt hätte. Lieber sah man sie in den Händen einer kleinen Macht, als in denen des Feindes, und nichts war natürlicher, als daſs England Meister davon ward, sobald Frankreich zu einer Seemacht von zweitem Range hinabsank.

In den sieben Jahren, während welcher die Capcolonie unter brittischer Gewalt stand, wurden, wie mich mehrere Engländer aus authentischen Quellen versichert haben, nicht weniger als sechzehn Millionen Pfund Sterl. auf ihre Unterhaltung verwendet, und in welchem traurigen Zustand war dennoch die Colonie, als die Holländer sie im Jahr 1803 wieder übernahmen! Nur die Bewohner der Capstadt und unter ihnen vorzüglich Einzelne hatten besondern Vortheil von dieser Verschwendung gezogen, der Luxus war ge-

stiegen und die in Menge hergesandten, ohne Vortheil von der Regierung verkauften Bedürfnisse an Kleidungsstücken und Modewaaren waren wohlfeil geworden. Das Innere der Colonie dagegen war in der höchsten Zerrüttung, alle öffentlichen Anstalten und Gebäude in hohem Grade verfallen. Ich weiſs, nicht ohne Grund, weil das englische Gouvernement auf den fortdaurenden Besitz der Colonie sich keine Rechnung machte, und sie lieber wieder herzugeben entschlossen war als Ceylan, also nicht für die Nachfolger neue Anlagen machen wollte. Es soll dies nur beweisen, wie wenig hier selbst durch die Verschwendung so ungeheurer Summen auszurichten ist, und die Zeit wird lehren, ob das brittische Gouvernement bei dem neuen Besitz mehr Glück in seinen Bestrebungen haben wird. Bei dem liberalen Geist, den diese Regierung von jeher in der Verwaltung ihrer Colonien gezeigt hat, läſst sich allerdings viel hoffen, nur zweifle ich bei dem Allen, daſs es bei näherer Untersuchung je Lust haben wird, an die Ausführung der Barrowschen Pläne in Betreff der *Saldanhabay* Hand anzulegen.

Noch ein Bedürfniſs fehlt dieser Bay, von welchem ich doch auch reden muſs, da man geglaubt hat, ihm ebenfalls leicht abhelfen zu können. Dies ist nemlich Brennholz, ein Artikel von groſser Wichtigkeit für starkbemannte Schiffe. Herr Barrow glaubt, die verschiedenen Arten von Strauchgewächsen, die auf den umliegenden Sandbergen wachsen, vorzüglich die dicken holzigen Wurzeln einer gewissen Art, (er meint die *Cussonia spi-*

cata), welche ganze unterirdische Wälder bilde, lieferten dazu ein trefliches Material. Dagegen läſst sich erinnern, daſs der Vorrath denn doch auf die Dauer wohl nicht zureichend sein möchte, wenn beständig groſse Flotten damit sollten versorgt werden müssen, weil eben diese unterirdischen Wälder sehr langsam entstanden sind, und wohl nicht sobald sich wieder erneuern möchten. Der Vorschlag, Eichen, Pappeln und Silberbäume hier anzupflanzen, ist deswegen unausführbar, weil in dem mit Salztheilen geschwängerten Boden durchaus nichts anders wachsen will, als was hier eigenthümlich zu Hause gehört, nemlich wenn von gröſsern Bäumen die Rede ist, die tiefe Wurzeln schlagen.

Doch zurück zum Verfolg unsrer Reise. — Es war uns nicht wenig befremdend, am andern Morgen, als wir das gegenüber liegende Ufer der Bay durch Fernröhre beschauten, unsre Wagen nicht an der bezeichneten Stelle zu erblicken. Sie kamen erst um eilf Uhr dort an, nachdem sie die ganze Nacht sich vergebens bemüht hatten, durch den tiefen Sand vorwärts zu kommen. Man hatte mehreremale die Züge der hinteren Wagen mit vor die vorderen hängen müssen, um sie durch die vereinte Kraft von 24 Ochsen nur aus der Stelle zu bewegen. Man mache sich daraus einen Begriff von den manchfachen Schwierigkeiten, die hier gröſseren Reisen entgegenstehen.

Es ward ein Boot hinübergeschickt, welches ich mit bestieg, um die Bay etwas näher kennen zu lernen. Sie ist in dieser Gegend ungefähr eine Viertelmeile breit und für gröſsere Fahrzeuge nicht

mehr fahrbar. Selbst in unserm kleinen Boot mufsten wir, weil es eben Ebbe war, einen grofsen Umweg um eine Bank machen, die in beträchtlicher Ausdehnung die ganze Mitte der Bay fast nach einem Drittheil ihrer Breite einnimmt. Ein grofser Trupp Flamingos von wenigstens 200 Stück spatzierte hochbeinig auf der eben vom Wasser überspülten Sandfläche und schien sich an dem von der Sonne hervorgelockten Seegewürm eine angenehme Atzung zu suchen. Wir kamen ihnen bis auf 150 Schritt nahe, und bemerkten ganz deutlich ihr seltsames Manoeuvre beim Fressen, indem sie den langen Hals rückwärts umdrehen, um mit dem beweglichen Oberkiefer ihre Speise vom Grunde aufzuheben. Ich habe in der Folge, da ich ein Paar dieser Thiere lebendig besafs, bemerkt, dafs sie nie anders fressen, und als sie bald aus Mangel ihrer gewohnten Nahrung starben, zeigte eine nähere Untersuchung des Schnabels, dafs der Unterkiefer ganz unbeweglich und mit dem Joch- Felsen- und Zungenbein fest verwachsen ist. — Eine interessante Bemerkung der Colonisten ist es, dafs die Flamingos an der hiesigen Küste nicht brüten. Sie verschwinden in der heifsen Jahrszeit ganz und man sieht bei ihrer Zurückkunft nie Junge unter ihnen. Wahrscheinlich bleiben sie also an ihrem Geburtsort bis sie Kraft genug haben, die lange Reise mitzumachen. — Da man hier von diesem Vogel nichts zu gebrauchen versteht und noch nicht so weit gekommen ist, ihre Zungen mit den Leckermäulern der Alten, z. B. einem Apicius, Caligula, Vitellius und Heliogabalus für eine vor-

trefliche Speise zu halten, so wird ihnen wenig oder gar nicht nachgestellt, obgleich es nicht schwer sein soll, ein ganzes Dutzend mit einem starken Hagelschufs zu erlegen. Daher sind sie nicht scheu und man kann ihnen sehr nahe kommen, ehe sie davon fliegen.

Am andern Tage machten wir in gröfserer Gesellschaft eine Fahrt nach der nächsten der kleinen Inseln, dem *Schapen-Eyland*, also genannt von der guten Weide, die sich dort für diese Thiere findet. Dies Inselchen hat ungefähr eine Stunde im Umkreis und gleicht fast in Allem dem *Robben-Eyland*. Das Grundgestein ist Granit und hin und wieder kommen Thonschieferlagen zu Tage. Eine kleine Quelle, die sich an der Nordseite findet, ist dürftig und brack *). Die Vegetation ist höchst spärlich und beschränkt sich auf einige Arten *Mesembryanthemum*, (unter denen man das M. *crystallinum*, die bekannte Eispflanze, vorzüglich häufig findet) und einige kleine Strauchgewächse. Die Bewohner dieser und der übrigen Inseln sind besonders Seevögel, Schlangen und Eidechsen. Aufser ihnen findet man auch noch europäische Kaninchen, die einmal hieher gebracht sind und sich reichlich vermehren. — Bis in die

*) Ich behalte dieses Wort hier und in der Folge bei, da es unsrer Sprache an einem fehlt, welches den Begriff hinlänglich bezeichnete. Das Brackwasser verdankt seine Eigenschaft einem kleinen Antheil schwefelsauren Natrons, und in der That würde man sich den Geschmack nicht deutlicher versinnlichen können, als durch eine schwache Glaubersalz-Auflösung.

Gegend dieser Insel und allenfalls noch eine halbe Meile hinter ihr, ist die Bay tief genug für die kleineren Seeschiffe, die gröfseren bleiben zwischen ihr und dem *Meeuwen-Eyland* liegen, und Kriegsschiffe finden nur nördlich von diesem und in der *Hoetjesbay* die nöthige Tiefe. Die drei andern Inseln heifsen *Jutten-*, *Malagassen-* und *Marcus-Eyland.* Letztere liegt am nächsten bei der *Hoetjesbay;* jene aber zu beiden Seiten in der Mündung. Etwa sechs bis sieben Meilen südlich von selbiger im offenen Meer liegt das *Dassen-Eyland*, welches wenig besucht wird und wo sich daher noch Robben finden, die auf den übrigen Inseln fast ganz ausgerottet sind. Auf dieser Insel befindet sich auch das einfache Grabmal eines hier beerdigten dänischen Schiffs-Capitäns mit einer in den Stein gehauenen Inschrift. — Wir waren mit günstigem Südostwind und eintretender Ebbe in einer halben Stunde von dem Gouvernementsposten nach dem *Schapen-Eyland* hingesegelt, und mufsten dagegen auf der Rückfahrt drei Stunden zubringen, die in der brennenden Sonnenhitze allerdings beschwerlich fielen. Abends besuchten wir noch den Signalberg, von welchem uns eine schöne Aussicht über die ganze Länge der Bay mit allen ihren Inseln und Buchten erfreute.

In dem Hause unsers Wirths lebte ein alter 80jähriger Soldat, der unter des grofsen Friedrichs Fahnen den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, dann in holländische Dienste getreten war und nun, nachdem er durch die englische Eroberung seine Invaliden-Pension verloren hatte, von dem

braven Stoffberg aus alter Freundschaft ernährt und bekleidet ward. Der alte Mann interessirte uns wegen der besondern Munterkeit seines Geistes. Er hatte noch den vollen Gebrauch aller seiner Sinne, erzählte mit grofser Lebhaftigkeit und Genauigkeit von den gefochtenen Schlachten, und spielte uns einige Märsche und Tänze auf seiner Geige mit mehr als gewöhnlichem Feuer und Spuren ehemaliger Fertigkeit. —

Unser Abendessen hielten wir von den auf dem *Schapen-Eyland* eingesammelten Pinguin- und Möwen-Eiern *). Der Geschmack des Dotters ist sehr gut, doch weniger rein als von Hühner-Eiern. Das Weifse behält beim Gerinnen durchs Kochen immer eine durchsichtige gallerartige Consistenz mit opalisirendem Schimmer.

Sonntags den 16ten Oct. verliefsen wir die achtungswerthe Stoffbergische Familie und liefsen uns in einigen Böten nach dem jenseitigen Ufer übersetzen, wo wir unsre, Tags vorher fortgeschickten Pferde bereits vorfanden. Der Besitzer eines kleinen, nahe am Strande liegenden Hauses hatte sie die Nacht beherbergt. Die Gegend, durch welche unser Weg uns führte, war wieder eine sandige, mit Haidegesträuchen bewachsene Ebene, die sich gegen die Mitte allmählich zu einem weit ausgedehnten Rücken (dem *Mastenberg*) erhebt. Jenseits kamen wir nach dreistündigem Ritt zu der Wohnung eines gewissen Stadler an der *kleinen Springfontein*, wo uns das Bedürfnifs

*) *Aptenodytes demersa* und *Diomedea exulans* Linn.

einiger Ruhe und der Colonistenfamilie treuherzige Gastfreundlichkeit eine Stunde lang aufhielt.

Nachher veranlaſste mich die Menge schöner Käfer, die ich im Sande bemerkte, hinter dem Zuge zurückzubleiben, mein Pferd zu leiten und einsam meiner Lieblingsbeschäftigung zu folgen. Das Gesträuch ward hier höher, mehrere Arten von *Protea*, *Rhus* und andre kleine Bäume beschränkten die Aussicht, und erinnerten einmal an ein vaterländisches Hölzchen. Ich verfolgte einen schönen Prachtkäfer, der vor mir aufflog, vielleicht mit zu vieler Hitze, verlor darüber den Weg, fand endlich einen unrechten wieder, und wäre wahrscheinlich heute nicht zur Gesellschaft gekommen, hätte man nicht, besorgt über mein Auſsenbleiben, einen jungen Colonisten nach mir ausgeschickt, der mit dem eignen Scharfblick seiner Landsleute, meine Spur zu finden und zu verfolgen gewuſst hatte. Er brachte mich nach dem Hause des reichsten Colonisten dieser Gegend, Namens Jacob Laubscher, bei welchem die Gesellschaft schon einige Stunden vor mir angelangt war. Wir fanden hier ein kleines unansehnliches Wohnhaus, doch mehr innern Wohlstand, als bei den meisten übrigen Colonisten, und die Zahl und Gröſse der öconomischen Gebäude lieſsen auf besondre Ergiebigkeit dieser Pächterei schlieſsen. In der That bestand hier eine Art patriarchalischer Haushaltung, von der man sich einen kleinen Begriff wird machen können, wenn ich erwähne, daſs unser Wirth 80 Pferde, 690 Rinder, 2470 Schafe, 230 Ziegen und eine verhältniſsmäſsige Menge Feder-

vieh besaſs, daſs er täglich 105 Personen an Sclaven, Hottentotten, übriger Dienerschaft und seiner Familie zu speisen hatte, und in diesem Jahr die Aussaat von allen Arten Getraide auf 61 Mudden berechnete. —

Eine africanische Pächterei von dieser Bedeutung gleicht einem kleinen in sich geschlossenen Staat, in welchem alles Einzelne sich gegenseitig bedingt und wieder von einander abhängig ist. Von dem Ertrag des Landes und der Heerden muſs das ganze Personal ernährt werden, so daſs der Ueberschuſs in der That so bedeutend nicht ist, wie man glauben sollte. Er reicht vielleicht eben hin, die Ausgaben für Artikel zu bestreiten, die hier nicht auf eignem Boden gewonnen werden können, und diese sind: 1) Fabricate, als Tuch, Leinewand, Hüte, Gewehre; 2) gewisse Artikel des Luxus: Caffe, Thee, Zucker und feines Gewürz; 3) rohere Materialien: Eisen, Theer, Pech. Nur durch diese Bedürfnisse hängt der Colonist mit der übrigen Welt zusammen, und ich möchte behaupten, daſs es auſser den hier genannten Artikeln nicht viele mehr giebt, die nicht selbst gewonnen oder verfertigt würden. Es giebt kein Handwerk (das hier zu statten kommen kann) in welchem nicht irgend einer der Sclaven erfahren wäre; Werkstätten aller Art umgeben die Wohnung und es ist wirklich interessant, das organische Eingreifen aller dieser Beschäftigungen in einander, zusammengedrängt auf einen so kleinen Raum, in klarer Übersicht zu beobachten.

Der Hausherr, der von allen diesen Arbeiten

mehr oder weniger eigne Kenntniſs hat, führt über das ganze Wesen eine beständige Aufsicht, die in der That, bei der Ausdehnung seines Gebiets und der Menge zu beobachtender Gegenstände, so leicht nicht ist. Wie wenig er auch selbst mit arbeitet, so ist es doch die schreiendste Ungerechtigkeit, ihn der Faulheit oder des Müſsigganges zu beschuldigen; der africanische Landmann ist allerdings thätig und rührig, ohne eben den Grad von Geschäftigkeit und Unruhe zu äuſsern, mit welchem man wirkliche Arbeitsscheu bei uns so gut zu bemänteln weiſs. Dazu kommt, daſs das Clima, die abgeschiedene Lebensart, der Mangel an bürgerlichem Verkehr, die Freigebigkeit der Natur in Darreichung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse und andre Umstände, dem capischen Colonisten ein gewisses Phlegma, seinen Bewegungen eine Langsamkeit giebt, die man leicht für Trägheit halten möchte, und die allerdings gegen die rastlose Gewerbthätigkeit der niedern Volksklassen im nördlichen Europa gar sehr absticht.

Trefflich paſst hieher, was Göthe in den Fragmenten über Italien bei Gelegenheit der so oft und so hart gerügten Geschäftlosigkeit der niedern Volksklassen in Neapel sagt. Er behauptet sehr richtig, daſs wir nordische Nationen, die südlichen Völker, mit denen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte viel zu strenge beurtheilen, und führt noch ein ähnliches Urtheil des Herrn von Paw in dessen „*Recherches sur les Grecs*“ zur Bestätigung mit an.

Wenn Herr Barrow unter den vielen Lastern

der africanischen Colonisten (und welche hätte er ihnen nicht aufgebürdet?) auch den hohen Grad von Faulheit mit anführt, so zeigt er, daſs er entweder sich nie um das Detail einer africanischen Landwirthschaft bekümmert, oder den Unterschied des Clima ganz unbeachtet gelassen hat und von einem capischen Bauer fordern zu können glaubt, was ein englischer Tagelöhner leisten muſs. Ich muſs mich hier eines gröſsern Details enthalten, da ein andrer Ort bessere Gelegenheit zu einer ausführlichen Bearbeitung dieses reichhaltigen Stoffes bieten wird, und füge nur noch hinzu, daſs ich auf meinen ersten Reisen fast täglich mich selbst zu fragen veranlaſst worden bin, ob dies wirklich dieselben africanischen Colonisten seien, die ich aus meinem, so viel gerühmten Barrow als solche Barbaren, als solche fast untermenschliche Halbwilde kennen gelernt hatte. So sehr contrastirte seine Beschreibung mit der Wirklichkeit.

Die *Rietvalley* (so heiſst der Platz, auf welchem wir uns jetzt befanden) liegt hart am groſsen *Bergrivier*. Das Wohnhaus und die Nebengebäude stehen etwa eine Viertelstunde von dessen Ufern entfernt an einer mäſsigen Anhöhe. Die Niederungen zwischen beiden geben treffliche Weide und werden mit Vortheil zum Getraidebau benutzt. Die Mündung des Fluſses ist etwa 3 Meilen von diesem Ort entfernt, doch möchte man leicht das Doppelte rechnen müssen, wenn man dem Lauf des Flusses in allen seinen unzähligen Windungen und Buchten folgen wollte. Nichts-

destoweniger stöſst die See bei hoher, durch Nordwestwinde in die *Helena-Bay* getriebener Fluth nicht allein bis hieher, sondern wohl noch eine Stunde oberhalb der *Rietvalley* in den Fluſs hinauf und verdirbt das Wasser auf längere Zeit so sehr, daſs die Bewohner dieser Gegend aus Mangel an süſsem Wasser mit allem Vieh in eine andre flüchten müssen. Dagegen hat sie aber den Vorzug, daſs hier eine der verderblichsten Viehseuchen, die sogenannte *Lamziekte* (weil das Vieh dabei völlig lahm wird) durchaus nicht bekannt ist. Das bringt dem Besitzer wieder einigen Vortheil, indem viele seiner Bekannten von nah und fern zu der Zeit, wo die Seuche am ärgsten wüthet, ihr Vieh hieher schicken und gegen ein gewisses Kostgeld so lange bei ihm weiden lassen, bis die Gefahr vorüber ist.

Der Bergrivier ist auch deshalb merkwürdig, weil er der einzige innerhalb der Gränzen der Colonie ist, in welchem sich noch Fluſspferde oder, wie man sie hier nennt, Seekühe (*Hippopotamus amphibius* Linn.) finden. Einer der Gouverneurs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (ich meine Tulbagh) hatte geglaubt, es sei Schade, diese Thiere ganz auszurotten und man müsse einige zur Probe behalten. Deshalb war eine Strafe von 1000 Gulden auf die eigenmächtige Erlegung eines Fluſspferdes gesetzt. Nach Laubschers Aussage hielten sich etwa noch 10 bis 12 dieser ungeheuren Thiere in dem Flusse auf, die bei Tage selten oberhalb des Wassers zum Vorschein kommen, bei Nacht aber sich oft ans Land wagen und

dann in den Saatfeldern vielen Schaden anrichten, indem sie nicht nur das junge Getraide abweiden, sondern eine noch gröſsere Menge mit ihren plumpen Füſsen zertreten. Noch eben am Tage unsrer Ankunft war eins der gröſsten in der Niederung gerade vor dem Hause gespürt. Dies veranlaſste den General-Commissär, die Erlaubniſs zu einer Seekuhjagd zu geben, auf welcher aber nur eins erlegt werden sollte. Von diesem sollten dann das Fell, das Skelet und die merkwürdigsten Eingeweide sorgfältig präparirt und nach der Capstadt geschickt werden, deren Nähe hier besonders zu statten kam, weil gewöhnlich auf den weiten Wegen von den übrigen Gegenden, wo man sie noch findet, diese unbehülflichen Präparate sehr beschädigt werden. Leider aber muſste es bei diesen schönen Plänen bleiben und die Jagd ausgesetzt werden, weil kein Fahrzeug zu bekommen war, auf welchem man ohne Gefahr sich hätte dem Flusse anvertrauen können, und von dem Ufer aus ist es unmöglich sie aufzujagen. Das dazu bestimmte Boot ward leck befunden, als wir eben hineinsteigen wollten, und wir muſsten uns daher mit dem Anblick der ganz frischen Spur begnügen. Sie hatte reichlich die Gröſse eines gewöhnlichen Tellers und dicht am Ufer im Schlamme, wo das Thier etwas tiefer hinein gesunken war, erkannte man zwischen den Spuren eine, von dem hängenden Bauch tief gezogne Furche.

Noch eine Merkwürdigkeit sahen wir an diesem Ort, nemlich einen alten fast 120 jährigen Sclaven. Obgleich er selbst sein Alter nicht anzuge-

ben wuſste, so ergab sich das doch aus mehrern Umständen. Er wuſste sich nemlich zu erinnern, daſs, als er sein Vaterland Java als erwachsener Jüngling verlieſs, der Herr van Outhoorn General-Gouverneur zu Batavia war. Nun aber regierte dieser Herr von 1691 bis 1704. Am ersten Januar 1801 kam er des Morgens feierlich zu seiner jetzigen Herrschaft und gratulirte zum neuen Jahrhundert mit dem Zusatz, dies sei nun das zweitemal daſs er dies thue, denn vor hundert Jahren habe er mit allen seinen Mitdienern seinem damaligen Herrn in der Capstadt denselben Glückwunsch abgestattet und von daher noch behalten, daſs dies schicklich sei, obgleich seine jetzigen Cameraden von dieser Höflichkeitspflicht nichts zu wissen schienen. Er beschrieb genau, wie die Capstadt ausgesehen als er dort angekommen, wie wenige und kleine Häuser, keine Kirche, ein hölzernes Casteel u. s. w. Mit besondrer Wärme und Dankbarkeit pries er seines Herren Milde, der ihn so gut verpflege, obgleich er keine Dienste mehr zu leisten im Stande sei, ein Lob in welches die übrigen Sclaven einstimmten. Überhaupt brauchte man aber auch nur kurze Zeit das Verhältniſs des Hausvaters zu seiner Familie und Dienerschaft, seine Art mit den Leuten umzugehn, ihnen Befehle, Verweise und Strafen zu ertheilen beobachtet zu haben, um sich aufs Neue lebhaft in das Zeitalter der Erzväter versezt zu fühlen. Und ähnliche Haushaltungen sind in der That hier so selten gar nicht, man hat die gehässigen Schilderungen nach einzelnen Beispielen (die fast Ausnahmen sind) entworfen und es gehn

wohl

wohl über keinen die Capcolonie betreffenden Gegenstand (zumal in Deutschland) verkehrtere Vorstellungen im Schwange, als über das Verfahren der Colonisten gegen ihre Sclaven und Hottentotten.

Am 18ten October ward eine Reise nach der Mündung des groſsen *Bergflusses* angestellt. Herr Friedrich Kirsten, dessen ich schon oben erwähnte, hatte uns nach seinem dort gelegenen Platz, Namens *Vischwater* eingeladen, von wo aus wir die *Sanct Helenabay* und die Mündung des Flusses näher in Augenschein nehmen konnten.

In der That hat diese Bay in ihrer Figur und Lage ganz besondre Ähnlichkeit mit der Tafelbay. Sie steht denselben Winden offen und ist noch unsicherer als jene. Ich darf hier wohl anführen, daſs diese Bay die erste dieser Gegend war, welche von Europäern besucht ward. Vasco de Gama nemlich landete hier im November 1497 am Tage der heiligen Helena *), daher ihr Name. Sie ist die einzige, die ihre erste Benennung beibehalten hat, die übrigen haben die portugiesischen Namen mit holländischen vertauscht. Doch lassen sich auch hier Zweifel erregen, ob nicht etwa eine Verwechselung vorgegangen, denn Barros erzählt ausdrücklich, man habe hier keinen Fluſs gefunden, aus dem man sich mit Wasser hätte versehen können, sondern erst 4 portugiesische Legoas nördlich. Den Fluſs habe man *Rio San Jago* genannt. Will man nun nicht an-

*) Barros Dec. I. Livr. 4. Cap. 2.

nehmen, der *Bergrivier* habe damals einen andern Lauf genommen (welches indessen nicht ganz unmöglich ist), so muſs unter Vasco's *Helenabay* eine andre verstanden werden.

Der *Bergfluſs*, der überhaupt nicht breit ist, hat an seiner Mündung nicht mehr als etwa 160 bis 180 Fuſs Breite. Er theilt das Schicksal aller übrigen Südafricanischen Flüsse, deren sämtliche Mündungen durch Sandbänke verschlossen sind. Man braucht nur zu erwägen, daſs sie meistens einen starken Fall, zu gewissen Jahrszeiten aber alle einen reiſsenden Strom haben, der viel Erdreich mit fortschlemmt, ferner, daſs sie bis auf sehr wenige Ausnahmen sich unmittelbar in die offene See ergieſsen, die während eines groſsen Theils des Jahrs von periodischen Winden gegen den Strand getrieben wird, also die weitere Fortschlemmung des Sandes verhindert, — um die Ursache davon deutlich einzusehn. Nach Maasgabe der Jahrszeit, je nachdem bald der Fluſs, bald die See mächtiger ist, liegt die Bank bald weiter in dem Bette hinauf, bald auſserhalb vor der Mündung. Die mehrsten Flüsse der Südküste sind zur Ebbezeit bequem an der Mündung zu durchwaten, ja manche werden ganz trocken. Höher die Westküste hinauf, wo die Flüsse durch lange Sandebenen laufen, ehe sie zum Meer gelangen, verschwindet ihre Spur an der Küste oft ganz, und sie verlieren sich im Sande. Dies Schicksal haben nicht nur kleine Flüsse, sondern groſse Ströme, wie der *Oranjerivier*, dessen Wellen in der Mitte des Landes in ein kleines Felsenbette zusammengedrängt, das Schrecken

der Reisenden sind, und sich oberhalb solcher Engen zuweilen in furchtbaren Überströmungen ausbreiten, nichts desto weniger aber gegen die Küste hin, wo sie sich über weite Sandflächen hin zerstreuen, die leichte Beute der aufsaugenden Sonnenstrahlen werden; ein neues Bild von der Ohnmacht vertheilter und gespaltener Kräfte!

Die Bank vor der Mündung des *Bergriviers* ist von allen am wenigsten seicht, und selbst zur Ebbezeit noch mit 2 Fuſs Wasser bedeckt. Doch macht die Brandung das Ein- und Auslaufen selbst für Schaluppen mühsam, und das Project des Hrn. Degrandpré *), die Bank ganz fortzuschaffen und dadurch das Einlaufen in den Fluſs selbst für gröſsere Schiffe möglich zu machen, kann wohl nur in den Augen eines ganz Unkundigen, weder mit den hier obwaltenden Ursachen der Versandung, noch mit den Schwierigkeiten des Wasserbaues an offenen Seeküsten überhaupt Bekannten, Beifall finden; auch wenn man die, oben bei Gelegenheit der *Saldanhabay* in Anregung gebrachten politischen Bedenken ganz unberücksichtigt lassen will.

Wenn man von der *St. Helenabay* aus die Küste nordwärts hinabblickt, überzeugt man sich leicht, daſs die Richtung derselben auf den bisherigen Karten viel zu nördlich angedeutet ist. Nimmt man die Bussole zu Hülfe, so ergiebt sich, daſs ihre Richtung von hier aus Nord-Nord-West ist. —

*) Man sehe dessen (französische) Uebersetzung von Barrows Reisen, Note 10 hinter dem 6ten Capitel.

Etwa anderthalb Stunden südlich von dieser Bay liegt der *Patryssen-berg* (Rebhühnerberg) von etwa 500 bis 600 Fuſs Höhe. Von diesem Berg aus sieht man nicht nur den *Tafelberg* deutlich, sondern General Janssens bemerkte sogar, als er im August 1804 diese Gegend bereiste, mit bloſsen Augen ein in die *Tafelbay* einsegelndes Schiff und mit ihm alle seine Begleiter. Die Reinheit der Luft und die Stellung der weiſsen Segel gegen die untergehende Sonne trugen wohl vieles zu diesem seltenen Erscheinen bei, immer aber bleibt es merkwürdig, daſs man in einer Entfernung von 18 geographischen Meilen von so mäſsiger Höhe ein Schiff zu erkennen im Stande ist. Vom *Tafelberg* aus habe ich selbst einmal mit einigen Freunden bei aufgehender Sonne ein Schiff in Westen gesehen, das erst am andern Tage in die *Tafelbay* einlief. Der Capitain, den ich deshalb befragte, sah sein Logbuch nach und es fand sich, daſs er sich zu der gegebnen Zeit allerdings grade in der Richtung befunden, in welcher wir ihn gesehen hatten. Er hatte aber damals noch kein Land erkennen können, (wegen seines niedrigen Standpuncts, umgeben von den Dünsten der See) und er berechnete seine damalige Entfernung vom Tafelberg auf 28 bis 30 geographische Meilen!

Auf dem Platz des Hrn. Kirsten, den derselbe vorzüglich zur Weide für seine Rinderheerden benutzt und der daher wie alle Nebenbesitzungen von ähnlicher Bestimmung ein *Viehplatz* genannt wird, wurden wir mit einem treflichen Gericht Seefisch bewirthet, der erst kurz vor unsrer

Ankunft in dem Flusse gefangen war. So wie an der Saldanhabay macht auch hier der ergiebige Fischfang und der kleine inländische Handel mit gesalzenen und getrockneten Fischen einen Nahrungszweig der Küstenbewohner aus.

Wir reisten Abends nach der *Rietvalley* zurück und setzten am andern Morgen nach einem herzlichen, von den gewohnten Ehrenbezeigungen begleiteten Abschied von der Laubscherschen Familie, unsre Reise weiter fort. Wir zogen den Fluſs eine Zeitlang hinauf, bis nach dem Wohnplatz des Herrn Kirsten, der am jenseitigen Ufer liegt. Ein Theil der Gesellschaft war schon auf dem halben Wege in ein entgegengeschicktes Boot gestiegen und den Fluſs bis hieher hinauf gefahren. Da er hier sehr tief ist, und eine Fähre wegen der Seltenheit des Bedürfnisses die Mühe und Kosten nicht lohnt, an eine feste Brücke aber wegen der häufigen Winterüberschwemmungen noch viel weniger zu denken ist, so kostete es allerdings viele Mühe, unsern ganzen Zug an die andre Seite hinüber zu schaffen. Die Menschen wurden in Kähnen hinübergefahren und bei jedesmaligem Übersetzen wurden einige Pferde schwimmend an den Zäumen nachgezogen. Die Ochsen schwammen ebenfalls durch, doch muſsten ein Paar hier zu Hause gehörige, schon darauf abgerichtete Rinder ihnen erst vorschwimmen. Die Wagen wurden jenseits abgeladen, leere Fässer darin befestigt, dann zog man sie an langen Tauen über den Strom und brachte nachher die Waaren in Bööten herüber. Alle diese Anstalten hatten für einen Europäer al-

lerdings etwas Interessantes, und von dem hohen Ufer herabgesehen, bildeten einzelne Momente z. B. die schwimmenden Heerden und Wagen, mit dem am Ufer zerstreut liegenden Reise-Apparat und den buschbewachsenen Ufern des Flusses eine höchst-malerische Ansicht. Der Wunsch, der sich fast der ganzen Gesellschaft aufdrängte, diesen und ähnliche Auftritte und Ansichten von unsrer Reise durch die Kunst aufbewahrt zu sehen, erinnerte uns schmerzlich an den Verlust eines wackern jungen Mannes Namens Moreauval, welcher wegen seiner Geschicklichkeit als Landschaftmahler und Kupferstecher schon in Holland zur Theilnahme an dieser Reise bestimmt war, aber das Unglück hatte, am Bord des holländischen Transportschiffs de Vrede, welches im November 1802 im Canal an der englischen Küste Schiffbruch litt, mit so vielen andern rechtschaffenen und verdienstvollen Männern sein Grab in den Wellen zu finden.

Indessen verging über dem Ab- und wieder Aufladen der Wagen soviel Zeit, daſs man davon abstehen muſste, heute noch weiter zu reisen. Ich ging mit einbrechender Nacht, begleitet von einigen meiner Gefährten und ein Paar rüstigen africanischen Jägern, den Fluſs hinab, in der Hoffnung ein Fluſspferd zu Gesicht zu bekommen und wo möglich zu schieſsen. Indessen war auch diesmal unsre Mühe vergebens und wir kehrten unverrichteter Sache spät Abends nach dem Hause zurück.

Der Weg von *Kirstenfontein* ostwärts längs dem rechten Ufer des *Bergrivier*, gewährt nur ein höchst langweiliges Einerlei von tiefem Sand, der

hin und wieder recht hübsche Blümchen (vorzüglich recht artige Pelargonien), nirgends aber nur so hohes Gesträuch hervorbringt, dafs der Reisende einen Augenblick im Schatten ruhen könnte. Die grofsen Sandmaulwürfe (*Duinmollen*) sind hier besonders häufig, daher man mit Pferden, die daran noch nicht gewohnt sind, sehr auf seiner Hut sein mufs, denn die Gänge dieser Thiere sind so breit und tief, dafs ein Pferd zuweilen bis an den Leib hineinsinkt und stürzt. Das widerfuhr heute mehrern unsrer Gesellschaft, doch ohne dafs jemand Schaden genommen hätte. Zuweilen gab eine Krümmung des Flusses, die nahe an unsern Weg trat, unsrer Reise eine kleine Abwechselung und hin und wieder fanden wir das Ufer mit einer schmalblättrigen Weide bewachsen, deren frisches Laub gegen das traurige Grau-grün der übrigen Gewächse vortheilhaft abstach. Obgleich die heifse Jahrszeit jezt erst eintrat, fanden wir den Flufs doch schon an vielen Stellen wasserleer und bemerkten nur eine schwachrieselnde Gosse, die über den Thonschieferbänken und durch ihre Fugen hinabflofs. In den flacheren Gegenden des Bettes sammelt es sich dann wieder, und weil die gewöhnlich tief ausgespült sind, hält sich das Wasser lange darin. Man nennt solche Stellen hier Gruben (*Kuilen*) und legt gern Viehplätze daneben an. Wir bemerkten zu beiden Seiten des Flusses eine Menge kleiner zerstreut liegender Häuser und Hütten, deren jede einen solchen Viehplatz bezeichnete. Der Besitzer vertraut die Aufsicht darüber einem oder ein Paar alten Sclaven oder Hottentotten und

schickt zu gewissen Jahrszeiten sein Vieh hieher, um es vor Seuchen zu bewahren oder ihm bessere Nahrung zu verschaffen.

Nachdem wir Mittags auf halbem Wege bei einer Colonistenwohnung Halt gemacht und ein wenig geruhet hatten, näherten wir uns Nachmittags den *Piketbergen*, einem hübschen Gebirge, das fast parallel mit der grofsen Gebirgskette von Norden nach Süden streicht und dessen höchster Rücken scharfzackig nach beiden Seiten hin abgekanntet ist. Einzelne gewaltige Säulen, die von dem höchsten Sandstein-Lager stehen geblieben sind, lassen errathen, dafs es einst zwischen ihnen keine Lücken gab. Ihr Anblick ist in der That wunderbar und man ist eine Zeitlang versucht, sie für Werke von Menschenhand, für Ruinen von Thürmen oder dergl. zu nehmen. Diese Säulen erstrecken sich weit nach Norden, selbst noch dahin, wo dies Gebirge sich in die höher gelegenen Sand-Ebenen verflacht, und ragen dort, wie meine Leser aus Barrows Nachrichten schon wissen, als eine lange, unabsehbare Reihe von isolirten Thürmen aus dem flachen Lande hervor.

Wir erreichten bei einbrechender Dämmerung die südliche Spitze dieses Gebirges, gegen welche der Strom des Bergflusses abprallt und seinen nördlichen Lauf in den nordwestlichen verändert. An einer weiten wasserreichen Schlucht, die *Rietkloof* genannt, fanden wir das Haus, wo wir übernachten sollten. Die Bewohner empfingen uns freundlich und labten uns besonders mit einem reichlichen Vorrath von Sina-Äpfeln, die in die-

sem Abstand vom Meere, in dem fetteren Erdreich und unter dem Schutz des Gebirges hier besonders gut gedeihen. — Ein kleiner Strom hellen Wassers fliefst aus der Schlucht nahe am Hause vorbei. Bei starkem Platzregen im Winter schwillt er an zu einer gefährlichen Gröfse. Wir sahen noch die Spuren der Verwüstung, die er in diesem Winter in den Kornfeldern unsers Wirths angerichtet hatte. Auch hörten wir hier zuerst wieder Klagen über Viehseuchen, die zu gewissen Jahrszeiten hier stark grassiren, indessen die Gegenden der Seeküste frei davon sind.

Auf einem Spaziergange um das Haus, sahen wir hier zuerst eine Frau aus dem Geschlechte der Buschmänner, und bekamen eine vorläufige Vorstellung von der ungemeinen Häfslichkeit dieser Nation, besonders im weiblichen Geschlecht. Sie safs mehr als halb nackt an dem Eingange einer niedrigen Strohhütte, neben einem qualmenden Feuer von frischem Strauchwerk, und war beschäftigt, einen magern Hasen abzustreifen, den ihr Mann, ein Hottentott und Viehhirte unsers Wirths, aus dem Felde mitgebracht hatte. Der schmutzige Überzug ihrer Haut und der sie bekleidenden Thierfelle, so wie die widerliche Wildheit, mit welcher sie das Thier handhabte, machten in der That den Anblick höchst ekelhaft. Von unsrer Gegenwart nahm sie weiter keine Notiz, als dafs sie zuweilen einen scheuen Blick gegen uns aufschlug.

Die folgende Tagereise ward durch die Neuheit der Gegenstände, die sich auf unserm Wege

nunmehr darboten, angenehmer als die letztern gewesen waren. Statt der ermüdenden Sandflächen sahen wir Hügel und Berge vor uns, die nicht allein eine bequemere festere Strafse für unsern Zug abgaben, sondern auch dann und wann liebliche Aussichten in die grofse Fläche verschafften, die sich zu unsrer Rechten weit hin ausdehnte. Wir zogen in mäfsiger Höhe an dem südlichen Theile der *Piketberge* hin, deren allmählig sich neigende Abhänge nebst den sie trennenden Thälern sich in die Fläche verlieren. An dem Fufs dieser Höhen zeigten sich mehrere hübsche Wohnungen mit Bäumen und Saatfeldern umgeben. Viele von ihnen hätten gar gut gepafst, einem Landschaftsmaler Gelegenheit zu der Darstellung ächt africanischer Ansichten in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu geben. Die Schluchten zu unsrer Linken waren mit Gesträuch mäfsig bewachsen. Vieles davon war noch in Blüthe und der Duft hatte eine Menge schöner Insecten herbeigelockt, die einen sehr reichlichen Fang abgaben. Um Mittag hatten wir endlich die *Piketberge* im Rücken und der Weg fing an, sich gegen das Thal zu senken. Eine grofse Pächterei, mit einem Gehölz von hochstämmigen Eichen und dunkellaubigen Orangenbäumen umgeben, lag einladend vor uns. Nur unvollkommen und mühsam wird sich ein Europäer vorzustellen im Stande sein, welche Erquickung dem africanischen Reisenden, der Tagelang durch dürre Wüsten gezogen und von der Sonne halb versengt ist, der kühle Schatten reichbelaubter Bäume gewährt. Der Platz, den wir nun-

mehr erreichten, dünkte uns allen ein zauberischer Aufenthalt. Vor der Thür des reinlichen, wohlgebauten Hauses empfing uns die Besitzerin, eine ehrwürdige hochbejahrte Matrone. Eine doppelte Reihe von Eichen breitete ihren Schatten weit über den rasenbedeckten Boden aus, und ein Bach von hellem Quellwasser flofs queer durch sie hin. Mit der gewohnten treuherzigen Freundlichkeit bereitete man uns ein einfaches Mahl unter den Bäumen, dessen Genufs nicht weniger durch die Gutmüthigkeit der Geber, als durch die Reize des Orts und die vorhergegangne Entbehrung erhöht ward. Ein nahestehender Mandarinen-Baum *), in dessen dunkelgrünem Laube eine Menge goldgelber Früchte glüheten, lieferte einen trefflichen Nachtisch. — Um den Bewohnern dieses Hauses ein Denkmal seiner Anwesenheit und Gewogenheit zu hinterlassen, schrieb der General-Commissär in die Haus-Bibel der alten Frau Lieuwenberg einige Zeilen, in welchen er seine Freude über die hier gefundene Aufnahme und über die zweckmäfsige Anlage und sorgfältige Unterhaltung dieses Landwesens ausdrückte, und beklagte, dafs so we-

*) Mandarinen-Aepfel, am Cap Narretjes genannt, eine in Europa unbekannte Art von Sina-Aepfeln, die sich von der bekannten durch geringere Gröfse, sowohl des Baums als der Frucht und durch gröfsere Dichtigkeit der Häute, welche die Fächer der Frucht umschliefsen, sowie überhaupt durch geringere Menge des Safts unterscheidet. Sie soll iu Japan einheimisch und von dort hierher gebracht worden sein. Der Geschmack dieser Frucht ist fast noch lieblicher, als der der süfsen Orangen.

nige andre Colonisten durch ähnliche Anpflanzungen von Bäumen ihren Aufenthaltsort zu verschönern besrebt sind.

Nachmittags setzten wir unsern Weg weiter fort, und kamen gegen Abend an dem Fufs der grofsen Gebirgskette an. Das Land zwischen den *Piketbergen* und hier fanden wir fruchtbarer und wasserreicher, als die bisher besuchten Gegenden und die verhältnifsmäfsig grofse Zahl von Pächtereien, die wir auf unserm Wege berührten oder seitwärts liegen liefsen, gab davon gleich den redendsten Beweis. Wir befanden uns nunmehr in dem fruchtbaren District: *Vier en twintig Rivieren* (24 Flüsse) der also genannt wird, weil der gröfste von den vielen kleinen Bergströmen, die dieses weite Thal bewässern, aus einer offenen Schlucht, von einer grofsen Zahl kleiner Bäche zusammengesetzt, entspringt, und diese Zahl haben nun Einige genau auf 24 bestimmt. Dieser Strom ist da, wo er eben in die Fläche tritt und wo sich noch nicht alle seine Arme vereinigt haben, gefährlich zu durchwaten. Man mufs die Furthen sehr genau kennen, um diese Passage ohne Führer zu unternehmen, weil es viele morastige Untiefen giebt, in welchen Rofs und Mann, ohne alle mögliche Selbstrettung versinken. In der Regenzeit übertritt der Flufs seine Ufer, und die zahlreichen kleinen Inseln, die seine Arme bilden, verschwinden gänzlich. Dann erscheint er ein grofser breiter Strom und unterbricht auf Wochenlang alle Gemeinschaft der Nachbaren. Wenige Stunden von hier ergiefst sich sein schma-

les Bette unbedeutend in den kleinen *Bergrivier.* Auf unserm Wege blieb er uns weit zur Rechten liegen.

Wir waren vom rechten Wege abgekommen und erreichten daher erst in der Dunkelheit den Platz: *Gelukwaard*, das Eigenthum eines redlichen Deutschen, Namens Leiste. Vor 30 Jahren war dieser Mann als Unterkaufmann im Dienst der Ostindischen Compagnie, hieher gekommen und von dem damaligen Gouverneur van Plettenberg, wegen seiner mathematischen Kenntnisse, in den Dienst des hiesigen Gouvernements genommen. Er hatte lange Zeit die Stelle eines geschworenen Landmessers bekleidet und auf Veranlassung des Gouverneurs van de Graaff mehrere Reisen zur Verbesserung der Landkarten unternommen. Nachher erheirathete er diesen Platz und seine practischen Kenntnisse, seine Industrie und Gewandheit hatten ihn jetzt zum reichsten Colonisten dieser Gegend und zum Orakel der ganzen Nachbarschaft gemacht. Er besaſs auſser diesem Platz noch einen im *Zwartland*, der seinen Handel nach der Capstadt vermittelte und mehrere Viehplätze im *Rogge-* und *Bokkeveld.* Seine genaue Kenntniſs der Gegenden, welche wir zu bereisen im Begriff waren, veranlaſste unsern Chef zu dem Entschluſs, die Zeit, welche auf einige nothwendige Ausbesserungen unserer Wagen gewandt werden muſste, bei ihm zuzubringen und zu dem Entwurf eines genauern Reiseplans nach den Vorschlägen des wohlunterrichteten Mannes zu benutzen.

Der folgende Tag gab uns Gelegenheit, alle die Reize unsers Aufenthaltsorts kennen zu lernen. Seine Lage dicht unter der steilen, hohen und zackigen Felsenmauer, das frische Grün der weiten Alleen von alten Eichen, der künstlichen Wiesen und Saatfelder, die ausgedehnten Weinberge, Obstgärten und Orangerien, der Anblick zahlreicher wohlgenährter Rinderheerden und der weite Kreis von reinlichen, geräumigen Gebäuden, von Scheunen, Ställen, Weinlagern und Werkstätten aller Art, wirkte zu einem höchstgefälligen Ganzen zusammen. Wohlhabenheit, verständige Benutzung aller Vortheile des Locals und sorgfältige Unterhaltung aller gemachten Anlagen, sprachen aus jedem Theil dieser groſsen Wirthschaft.

Wein, Citronen, Sina-Äpfel und getrocknetes Obst, sind die einträglichsten Producte dieses Platzes, sowie des ganzen fruchtbaren Landstrichs der 24 Flüsse. Die groſse Entfernung der Capstadt, wohin alles zu Wagen transportirt werden muſs, verringert um vieles die Vortheile, die man sonst aus dieser Fruchtbarkeit ziehen könnte. Denn nur in schlechten Jahren, wenn in andern Gegenden das Korn nicht gerathen ist und die Getraidepreise über das Gewöhnliche steigen, ist der Bewohner dieses Landstrichs im Stande, die Kosten des Transports aus einer Fracht Korn, die hier nur 10 Müdde beträgt, gut zu machen. Die Hin- und Herreise erfordert 10 bis 12 Tage, und was in dieser Zeit an Wagen und Vieh abgenutzt und gewagt wird, kann in der That nur bei sehr hohen Preisen durch den Vortheil des Verkaufs aufgewogen werden.

Der Wein ist hier von besonderer Güte und den besten Sorten von *Paarl*, *Stellenbosch* und *Hottentottschholland* gleich zu stellen. Hr. Leiste hatte seit vielen Jahren besonderen Fleiſs auf die Weincultur gewendet und ihr bedeutende Verbesserungen zu geben gewuſst, obgleich er bekannte, daſs man sich sehr betrügen würde, wenn man durch Einführung der in Europa üblichen Behandlungsart den Weinbau zu verbessern glauben wollte. Die hier einmal übliche sei wirklich gröſstentheils vom Clima vorgeschrieben, nur komme es darauf an, daſs man es an Aufmerksamkeit, Wartung und Reinlichkeit nicht fehlen lasse, wie freilich bei den mehrsten Colonisten der Fall sei, indem es nur wenige gebe, welche die zum vortheilhaften Weinbau erforderliche Menge von Sclaven, Gebäuden und Fässern besäſsen. Vortreflicher Cap-Madera und sogenannter Capischer Pontac sind die Sorten, die hier vorzüglich gut gerathen, dagegen die ganz süſsen Capweine hier minder gut gedeihen, als an der Ostseite des Tafelbergs.

Es mag hier als eine Probe der besondern Fruchtbarkeit, so wie überhaupt der eigenthümlichen Wirkung des hiesigen Clima angeführt werden, daſs wir auf diesem Platz eine Eiche sahen, die acht Fuſs im Umfang hatte und nicht älter war, als 24 Jahre. Denn so lange war es her, daſs Hr. Leiste die ganze Allee pflanzte. Man darf hier nicht vergessen, daſs das Wachsthum aller nordeuropäischen Gewächse in diesem Clima besonders beschleunigt wird, indem sie die, ihrer Natur ursprünglich bestimmte Winterruhe nicht genieſsen

können. Kaum sieht man sie einen Monat oder anderthalb entlaubt und schon treibt die Wärme, die hier im Winter nie bis zum Gefrierpunct hinabsinkt und an heitern Wintertagen immer unsrer Frühlingswärme gleich kommt, neue Knospen und Blüthen hervor. Die Folge davon ist, dafs einige derselben hier durchaus nicht fortkommen und alle Wartung verschmähen, z. B. die Linde, sonst der Lieblingsbaum der Holländer, die Ulme, die Buche, die Esche u. s. w., dafs andre, wie z. B. unsre Obstsorten: Kirschen, Pflaumen, Äpfel, Birnen hier nur höchstmittelmäfsige Früchte tragen, und endlich dafs die Bäume, die hier gut arten, wie die Eiche, die Rofscastanie und die Nadelhölzer in Absicht der Güte des Holzes immer den europäischen weit nachstehen. Wenn man einen Eichenstamm von 2 Fufs Durchmesser genau untersucht, wird man kaum einen Kern von 2 Zoll finden, der an Härte unserm Eichenholz gleich kommt; alles Übrige ist Splint. Hiesiges Tannenholz ist fast unbrauchbar wegen seiner Porosität und Weichheit. Diese Vorzeitigkeit ist der Character aller Producte, die dem Capischen Clima nicht eigenthümlich sind, sondern durch die Kunst abgezwungen werden. Sie zeigt sich in allen europäischen Gewächsen, wie in den Thierarten, die hieher verpflanzt wurden, (z. B. auffallend an den Pferden) und fast wird man versucht, sie selbst in dem physischen und moralischen Wesen des eingewanderten Menschengeschlechts unterscheidend wieder zu erkennen. Sie verdient in jeder Hinsicht als eins

der

der Haupthindernisse der gröſsern und kräftigern Productivität des Landes betrachtet zu werden.

Wie wenig dem Unternehmungsgeist unsers achtungswerthen Wirths irgend ein Mittel zur Verbesserung seiner Güter und zur Vervollkommnung des hiesigen Landbaues überhaupt entging, mag auch daraus hervorgehen, daſs wir hier Reis- und Indigo-Pflanzungen fanden. Von jenem hatte ihm eine Aussaat von zwei Hutköpfen voll ausgesuchter Saatkörner eine Erndte von 16 bis 17 Müdden *) gebracht. Der Reis war sehr schön und weiſs, und an Güte fast dem Carolina-Reis gleich zu schätzen, wenigstens übertraf er bei weitem den ostindischen. Allein bei genauer Berechnung aller darauf verwendeten Kosten fand es sich, daſs selbst diese ungemeine Ergiebigkeit nicht hinreichte, um mit dem, aus jenen Gegenden am Cap eingeführten Preis halten zu können. Es beschäftigte nemlich die Wartung dieses Gewächses, wegen der stets zu unterhaltenden Bewässerung und wegen der Raubsucht der unzähligen Schaaren der kleinen Kernbeiſser (*Loxia Astrild*), die fortdaurend müssen verscheucht werden, den ganzen Sommer hindurch eine bedeutende Anzahl von Sclaven, deren Hände nun andern Arbeiten entzogen wurden. Ja in trockenen Jahren war es vorauszusehn, daſs ungeachtet aller Mühe, die ganze Erndte misrathen werde. — Dieselben Schwierigkeiten hatten sich bei der Indigo-Cultur gezeigt und überdies war die Güte der Waare höchst mittelmäſsig ausgefallen. Auch

*) Eine capische Müdde kommt ungefähr einem Scheffel gleich.

Bayerische Staatsbibliothek München

hatte Hr. Leiste bemerkt, daſs die Gesundheit der damit beschäftigten Sclaven augenscheinlich leide. Er hatte daher beschlossen, gänzlich davon abzustehen, zumal da auch dieses Product unendlich viel wohlfeiler im Handel zu bekommen war. — Jene Rücksicht auf das körperliche Wohl der Sclaven drückte sich übrigens in der ganzen Einrichtung dieses Hauswesens deutlich aus, und auch hier fanden wir einen alten Malayer von 107 Jahren.

Durch die Geschicklichkeit der Stellmacher und Schmiede unsers freundlichen Wirths waren nunmehr unsre Wagen wieder in brauchbaren Stand gesetzt und alle unsere Leute, bis auf den geringsten Hottentotten, fühlten sich durch die aufmerksame Verpflegung, die wir hier genossen hatten, aufs neue zu den Beschwerden der weiteren Reise gestärkt. Ein heftiges Regenwetter, das in den beiden Tagen unsers Aufenthalts eingetreten war, lieſs ebenfalls nach, und wir verlieſsen, überhäuft mit Höflichkeiten und Gefälligkeiten aller Art, am 24sten October bei heiterem Wetter und der angenehmen Luft, die nach einem Regen hier erquickender zu wirken scheint, als irgend wo anders, das reizende *Gelukwaard*.

Unser Weg ging Nordwärts dicht am Fuſse der groſsen Gebirgsmauer hin. Wir kamen an mehreren hübschen Pächtereien vorüber, bemerkten aber, je weiter wir uns von den 24 Flüssen entfernten, desto deutlicher, daſs das Land allmählig wieder die dürre Einförmigkeit annehme, über welche wir uns schon so oft zu beklagen gehabt hatten. Mehrere kleine Bäche, die aus den Schluchten des Gebirges herablaufen, durchschnitten un-

sern Weg, und ihre tief ausgewühlten Betten zeigten, zu welcher Höhe diese kleinen Ströme bei starkem Regenwetter, oder wenn die wiederkehrende Sonne den Schnee, der sich im Winter auf den Gipfeln des Gebirges lagert, schmilzt, anschwellen können. Mehrere dieser tief eingerissenen Graben wurden von unsern Wagen nicht ohne Mühe und mit Gefahr des Umwerfens durchfahren.

Zum ersten Mal auf unsrer Reise sahen wir hier eine Menge Termitenhaufen, (die Gebäude der grofsen weifsen Ameisen) die zur Rechten und Linken unsers Weges im Felde zerstreut standen. Sie haben die Gestalt und Gröfse von Bienenkörben und sind so hart, dafs ein schwerbeladener Wagen, der etwa darüber fährt, nicht im Stande ist, sie ganz einzudrücken. Sie finden sich immer in zahlloser Menge beisammen und zwar nur in solchen Gegenden, die die hiesigen Landleute *Zuure Velden* (saure Felder) nennen *). Ganz fremd

*) Zur vorläufigen Erklärung mufs ich hier erinnern, dafs man unter saurem Feld solches Land versteht, dessen Boden von Thon und Sand gemischt ist und nur binsenartige Gräser hervorbringt, zum Anbau eigentlicher Futterkräuter aber, vermöge seiner Lage, Höhe und aus andern nicht leicht zu erklärenden Ursachen durchaus nicht tauglich ist. Saures Feld heist es deswegen, weil das Vieh nach dem Genufs solcher Weide wirklich Magensäure bekommt. Nichtsdestoweniger ist sie dem Rindvieh besonders zuträglich, und wenn es einmal daran gewöhnt ist, verträgt es nicht wohl ein saftigeres Futter, ohne plötzlich abzumagern. Süfses Feld nennt man dagegen die fruchtbarere Gegend, die wahre Gräser und weiche Futterkräuter trägt. Die abgerundeten Hügel an den Füfsen grofser Gebirge, zumal nach der Südseite hin, sind meistens saure Felder. Sie kommen nie tiefer als 100 Toisen

sind sie dagegen den Sandebenen und den feuchteren Niederungen, sowie auch dem wahren Karroogrund, der sich von dem Erdreich saurer Felder besonders durch einen gröſsern Gehalt an Eisen unterscheidet, übrigens aber auch noch durch sein Vorkommen in flachen und dürren Gegenden eine ganz eigne Natur annimmt. Die Termiten, die man in der Karroo antrifft, sind dem Äuſsern nach fast in nichts als in der geringeren Gröſse von den Termiten der sauren Felder unterschieden, müssen aber als eine eigne Art betrachtet werden, indem sie nie über der Erde bauen.

In der Nähe der Termitenhaufen findet man jedesmal Gänge vom Capischen Ameisenfresser (*Oryctopus*, sonst *Myrmecophaga capensis*). Den Buschmännern liefern diese weiſsen Ameisen ein angenehmes Nahrungsmittel, sowie die Colonisten sie einsammeln lassen, um ihr Federvieh damit fett zu machen. Zu dem Ende werden die Haufen mit Piken umgehauen und die Thierchen, die dann in groſser Menge zum Vorschein kommen, bei Händen voll in Säcke geworfen. Die Stücke eines solchen Haufens haben auf dem Bruch ein grobzelliges Gefüge, wie groſslöcheriger Schwamm, und zeigen durch Farbe und Festigkeit,

über der Meeresfläche vor und gränzen nach oben hin an die Region der Saftgewächse und Felsenpflanzen. So wie die Termitenhaufen einen sichern Beweis abgeben, daſs ein Feld saurer Art sei, so erkennt man süſse Felder aus der Anwesenheit der *Kuhnia* (sonst *Stoebe*) *Rhinocerotis*, die sich besonders seit einem halben Menschenalter in einigen Gegenden ungemein stark vermehrt.

daſs zu dem Thon, aus welchem sie aufgebauet sind, noch etwas von den Säften des Thieres gekommen sein muſs. Eben dieser Zusatz macht sie auch geschickt, um als Brennmaterial zu dienen; man kann wenigstens ein schon brennendes Feuer beträchtlich dadurch verstärken, obgleich ihre Brennbarkeit an sich mit der der Steinkohlen nicht zu vergleichen ist und es schwer halten möchte, ohne dazwischen gelegtes Holz ein wirksames Feuer damit hervorzubringen. Nach dem Ausglühen verlieren die Brocken eines Termitenhaufens ihre dunkle Farbe und Härte, und es bleibt nur der mit Sand gemischte Thon zurück. In den Häusern und an den Vorräthen thun diese Termiten nicht den mindesten Schaden, und unterscheiden sich dadurch von den javanischen, die bekanntlich in den Magazinen der ostindischen Compagnie zuweilen so ungeheure Verwüstungen angerichtet haben und noch öfter unschuldig angeklagt sind, wenn es darauf ankam, bei groben Veruntreuungen das Verschwinden groſser Waarenparthien zu erklären. Hatte ein Magazin-Aufseher der Compagnie doch sogar einmal die Frechheit, den armen Termiten das Verderben einer Parthie Stab-Eisen und metallener Glocken, die man eben vermiſste, Schuld zu geben. —

Wir ruhten Mittags an dem Platz einer Wittwe Namens Lieuwenberg; die gute Frau schien nicht in den besten Vermögensumständen zu sein und hatte überdies das harte Schicksal zu ertragen, drei ihrer Töchter blödsinnig zu sehen. Die Mädchen waren vollkommen erwachsen und nicht

übel gestaltet. Wie uns einige Nachbaren versicherten, war dies Uebel in der Familie einheimisch, und ähnliche Spuren von Geistesschwäche bemerkte man, wie sie sagten, auch an einigen der nächsten Seitenverwandten. — Abends kamen wir an den Fufs der *Pikenierskloof*, einer Passage über das Gebirge, die in den *Olifantsriviers-district* und nach dem *Roggeveld* hinführt. Das, Haus, in welchem wir unser Nachtlager nehmen sollten, gehörte einer Wittwe Coetzé und war in diesem Augenblick voll von Gästen, die theils von dem warmen Bad am *Olifantsrivier* herkamen, theils dahin reisen wollten. Dieses Bad wird als besonders heilsam in Gicht und rheumatischen Zufällen gepriesen und daher in dieser gemäfsigten Jahrszeit häufig von Kranken besucht. Mehrere dieser Gäste schilderten uns den Weg, den wir zu nehmen dachten, als sehr mühsam und gefährlich für unsre schwerbepackten Wagen. In der That fanden wir am andern Morgen, als wir unsre Reise fortsetzten, diese Vorhersagung einigermaafsen bestätigt. Der Weg über den steilen Berg hat nemlich nicht grade hinauf geführt werden können, sondern geht in mehrern Windungen an dem Berg hin, allmählich aufwärts. Die Biegungen müssen oft in sehr spitzen Winkeln gemacht werden und geben dann die Hauptschwierigkeiten für das Fuhrwerk ab, indem in einem solchen Augenblick die Ochsen nicht alle zum Zug kommen können und der Wagen entweder zurückgleitet oder durch unzeitiges Antreiben und fehlerhafte Richtung des Zuges zu kurz drehet und

I. S. 102.



Nach einer Skizze gez: von Rösel. gest: von E. Henne.

Ansicht von Pikenierskloof.

zwischen die Felsen eingeklemmt wird. — Wir hatten unsre Bagage schon am frühen Morgen vorausgeschickt, holten sie aber, als wir eine Stunde später folgten, noch auf der halben Höhe der *Kloof* *) wieder ein, wo sich einer der Wagen auf die oben beschriebene Art festgefahren hatte. Er war nicht anders aus der Stelle zu bringen als dadurch, daſs man ihn ganz ablud und durch Menschenhände wieder in die Richtung und in den Weg brachte. Man kann in der That noch von Glück sagen, wenn man den Gipfel eines solchen Berges ohne Beschädigung und Zerbrechung des Fuhrwerks erreicht; denn da die Hülfe so fern ist, so kann ein Unfall dieser Art die Reise ganze Tage lang aufhalten.

Es ist in der That ein ganz interessantes Schauspiel für einen Europäer, der etwa nicht die Alpen oder andre bedeutende Gebirgsgegenden bereist hat, dem Zuge einer africanischen Carawane über einen solchen Gebirgspaſs zuzusehn. Man erhohlt sich Anfangs kaum von seinem Erstaunen über die Kühnheit dessen, der zuerst es wagte, über diese Abhänge einen Fahrweg zu denken und ihn wirklich zu versuchen. Nur das Bedürfniſs, die Nothwendigkeit diese Felsenmauern mit Haab und Gut zu übersteigen, wenn man sich in den fruchtbaren jenseitigen Thälern ansiedeln

*) Man weiſs schon aus andern Reisebeschreibungen, daſs unter dem Namen Kloof nicht sowohl dessen eigentliche Bedeutung: Schlucht, sondern ein jeder Weg über ein hohes Gebirge verstanden werde.

wollte, konnte ein so kühnes Unternehmen ausführbar machen und alle Schwierigkeiten überwinden lehren. Die rauhe Wildniſs dieser höhern Regionen, die gigantische Urgestalt der nackten Felsenmassen, die schwindelnde Höhe, von welcher man in die nahe Tiefe hinabsieht, macht es fast unbegreiflich, wie man sich mit schweren Lastwagen hier oben befinden könne, und diese einfache starre Gröſse der Natur contrastirt lebhaft mit der Beweglichkeit des Menschen, die dagegen kleinlich erscheint auch in seinen kühnsten Bestrebungen.

Hier erst sieht man ein, warum die Wagen so plump und schwer haben gebaut werden müssen, und warum man zum Ziehen der Lasten den langsamen, aber ruhigen Ochsen, dem raschen, aber zu feurigen und seine Kräfte zu schnell verbrauchenden Pferde hat vorziehen müssen. Je näher dem Gipfel, desto steiler wird der Pfad, desto häufiger und kürzer die Wendungen, desto ermatteter das Zugvieh. Und dennoch kommt es hier gerade am mehrsten darauf an, daſs es seine Kräfte gebrauche, wenn nicht durch augenblickliches Stillstehn und Zurückrollen des Wagens, Ladung, Ochsen und Menschen in Gefahr kommen sollen, wo nicht ganz verloren zu gehn, doch schwer beschädigt zu werden. Da mag man es nun dem africanischen Fuhrmann so sehr nicht verargen, wenn er einmal gewaltsame Mittel gebraucht, um in solchen gefährlichen Augenblicken die erschöpften Ochsen zur Anstrengung ihrer ganzen Kraft zu vermögen, zumal da das Hornvieh bei groſser Er-

müdung auch eigensinnig und störrisch wird und weder auf den Zuruf hört, noch der Peitsche folgt. Man kann daher nicht anders als mit wahrem Mitleiden zusehen, wenn die Ochsen, besonders das hinterste Paar, auf die es denn oft, wenn die vorderen wegen einer kurzen Wendung des Weges nicht mitziehen dürfen, allein ankommt, mit einem dicken *Sclambok* aus Rhinocerosleder gepeitscht, oder wohl gar mit eisernen Spornen angetrieben werden. Allein man thut den Africanern, so roh sie auch sein mögen, zuviel, wenn man (wie Herr Barrow) behauptet, sie hätten an solchen Grausamkeiten ihre Freude. Es ist kaum der Mühe werth, hier zu widerlegen, was dieser Schriftsteller darüber erzählt *), so sehr widersprechen sich seine Angaben einander selbst. Wer wird es ihm z. B. glauben, daſs die Wunden, die ein solcher grausamer Bauer seinem eignen Vieh in der Wuth über das Stillestehn des Zuges mit einem scharfen Messer beibrachte, und die in drei Tagen wieder geheilt waren, sieben Zoll lang und zwei Zoll tief gewesen. Eine solche Wunde kann in so kurzer Zeit nicht heilen. Ich muſs ihm hier geradezu widersprechen und behaupten, daſs ich nie einen Ochsen mit Narben von Messerstichen, wie er sie so häufig angetroffen haben will, gesehen habe. Auch schauderten alle Colonisten vor solcher Miſshandlung und nur ein einziger erinnerte sich, es erlebt zu haben, daſs man, um einen Ochsen aus der Stelle zu bringen, in Erman-

*) M. s. d. ersten Theil S. 226 und folg.

gelung eines Sporns ein Messer gebraucht habe. Jene Beschuldigung gehört zu den Verunglimpfungen, die sich Herr Barrow zuweilen erlaubt, um den Character der ihm persönlich gehässigen Colonisten in ein nachtheiliges Licht zu setzen. Er nimmt es sich dabei nicht übel, das einzelne Beispiel zur allgemeinen Regel zu erheben, und schadet durch diese einzige Übertreibung in der That der Wahrheit mehr, als Le Vaillant, der hin und wieder ein belustigendes Abentheuer erdichtet. Es ist wohl noch die Frage, welche Grausamkeit härtere Rüge verdiente, die des rohen Africaners, der sein Vieh in Augenblicken der Angst und Gefahr mit Sporn und Peitschen antreibt, oder die des gebildeten Europäers, der ohne Nutzen ein Pferd stutzt und anglisirt, oder es zum muthwilligen Zeitvertreib im Wettrennen zu Tode jagt.

Die Höhe des Gipfels, den wir nunmehr erklommen hatten, betrug nach einer ungefähren Schätzung etwa 2000 bis 2500 Fuſs über der Fläche des unter uns liegenden Landes, welches selbst wieder etwa 1000 Fuſs höher liegt, als die Fläche des Meers. Eine weite Aussicht auf die *Piketberge* und über sie hinaus, lohnte für die Mühseligkeiten des Kletterns, und nicht weit von dem Gipfel bot uns eine enge Grotte, in deren Mitte ein kleiner Quell klaren kühlen Wassers entsprang, Obdach gegen die Strahlen der Sonne und Erfrischung.

Jenseits führte uns ein minder steiler und unebener Weg an dem Abhange des Berges allmählig in das Thal hinab, das rings von hohen und

kahlen Bergen umschlossen, fast keinen Ausgang zu haben schien. Wir erreichten nach einigen Stunden Weges durch enge Thäler einen hübschen grünbewachsenen Fleck, wo wir Wasser und reichliche Weide für unsre Pferde fanden, und ihnen und uns eine kurze Ruhe gönnten. Es war ein Ausspannplatz und sein Name *Jans Kraal.* Deutlich bemerkten wir hier einen auffallenden Unterschied der Vegetation von der, welche wir bisher angetroffen hatten, und der heutige Tag lieferte für das Herbarium und die Insectensammlung so viel neues und seltenes, daſs nachher kaum die erforderliche Zeit gefunden wurde, dies Alles gehörig einzulegen und aufzubewahren. Ein, zwischen den nahe zusammentretenden Bergen sich hinschlängelndes enges Thal bezeichnete uns unsern ferneren Weg. Am Ende dieses Thals, welches die *Berg-Valley* genannt und für besonders fruchtbar gehalten wird, fanden wir die Wohnung des Veld-Cornets Gideon Rossouw *), wo wir übernachten sollten. Das Thal erweitert sich in dieser Gegend, und nach Norden hin stoſsen san-

*) So schreibt jetzt diese Familie, die von einem französischen Réfugié, Namens Rousseau, abstammt, ihren Namen. Auf ähnliche Weise verstümmeln die übrigen Colonisten französischer Abkunft ihre Namen, indem sie sie nach dem Gehör in holländischer Sprache niederschreiben. — Veld-Cornet ist die Benennung der untern Magistratsperson, die in erster Instanz kleine Grenzstreitigkeiten und Klagen zwischen Colonisten und Hottentotten entscheidet, und über einen Bezirk von 10 bis 12 Pächterfamilien eine Art von Regierung führt. Ihr Gehalt besteht allein in einer Befreiung von dem gewöhnlichen Erbpachtzins.

dige, weniger hohe und steile Bergrücken daran. Das Erdreich schien uns besonders fruchtbar, und die Feldfrüchte standen ziemlich gut, doch klagte der Besitzer, daſs ein groſser Theil seines Landes durch den Gehalt an Salpeter unbrauchbar gemacht werde. Er leitete unsere Aufmerksamkeit auf mehrere Stellen, an welchen dies Salz aus der Erde schlug, obgleich es noch früh im Jahre war und noch vor Kurzem geregnet hatte. Im Winter zieht das Regenwasser die Salztheile mit in die Tiefe hinab, welche dagegen im Sommer in einer dicken Rinde auf der Oberfläche zum Vorschein kommen und dann fast alle Vegetation stören. Es ist ein sehr allgemeines Übel, besonders in den *Roggeveldèn* und *Bokkeveldèn* und trifft sich da meistens in fettem fruchtbarem Erdreich am häufigsten.

Auf den Bergen zur Seite dieses Thals sahen wir zuerst eine Gesellschaft von Pavianen (*Simia Cynocephala Linn.*), die bei unsrer Annäherung eiligst die Flucht gegen die Höhe hin nahmen und die ganze Nacht hindurch ihr durchdringendes Gebelle hören lieſsen. Sie thun in diesem Gebirge den Gartenfrüchten vielen Schaden und selbst die wachsamsten Hunde sind nicht im Stande, diese listigen Thiere an ihren nächtlichen Diebereien ganz zu hindern. Obgleich Kolbe die Schilderung von dem regelmäſsigen und überlegten Verfahren bei ihren Diebstählen etwas übertreibt, so ist doch allerdings wahr, daſs sie in ganzen Gesellschaften auf den Raub ausgehen, sich wechselseitig unterstützen und Vorräthe von Früchten in Sicherheit bringen.

Der Bach, der aus der *Berg-Valley* hervorkommt und diesen Platz mit Wasser versieht, ist so stark, daſs er eine kleine Mühle treibt, die Rossouw hier angelegt hat. Wir fanden ihn selbst an einer Stelle so tief, daſs wir uns darin baden konnten, eine Erfrischung, die wir uns immer verschafften, wo nur irgend Gelegenheit dazu war, und die nicht wenig zur Erhaltung der Gesundheit unsrer Leute beitrug. Besonders benutzten denn unsre Dragoner und Hottentotten, die eben nicht reichlich mit Wäsche versehen waren, diese Gelegenheit, ihre Hemden und übrige Wäsche zu reinigen und das warme Clima kam ihnen denn sehr zu Hülfe, daſs sie ihr Leinenzeug trocken wieder anlegen konnten, nachdem es wenige Minuten über einem Strauch gehangen. — Das Wasser, das aus diesen Thälern zusammenflieſst, sammelt sich in einen ganz ansehnlichen See, der einige Meilen westwärts nach der Küste hin liegt und *de Verloren Valley* genannt wird. Bei starkem Regen ergieſst sich dieser See in das Meer, den gröſsten Theil des Jahrs hindurch aber ist die Verdunstung des Wassers eben so stark, als der Zufluſs aus dem Gebirge.

Der Veld-Cornet berichtete uns, daſs sich nicht weit von seiner Wohnung noch ein kleiner Kraal von einigen Familien reiner Hottentotten befinde, die noch ganz nach der Sitte ihrer Vorfahren lebten. Sobald sie Mangel an Lebensmitteln haben, und anders nicht, zeigen sie sich bei ihm und andern Nachbaren und bieten ihre Dienste an. Wenn sie dann nach einiger Zeit einen klei-

nen Vorrath von Schafen, Früchten oder Brod verdient haben, ziehen sie wieder heim, um der ihnen so natürlichen Trägheit zu fröhnen und kommen gewiſs nicht eher wieder, als bis sie entschiedener Mangel dazu zwingt. Doch muſs es schon sehr arg kommen, ehe sie sich dazu bequemen, ja sie leiden lieber Hunger und schnüren sich den Leib mit Riemen zusammen, als daſs sie arbeiteten. Eine Zeitlang halten sie es auch wohl bei spärlicher vegetabilischer Kost, bei Zwiebeln und Wurzeln aus, gänzlichen Mangel an Fleisch aber erträgt kein südafricanischer Wilder, und der ist es, der sie endlich dazu treibt, sich bei den Colonisten als Viehhirten zu verdingen. Man weiſs ihnen übrigens nichts Böses Schuld zu geben, und ist der Meinung, daſs sie auch zum Schaden zu faul seien. Neuerlich sind von dem holländischen Gouvernement alle dergleichen freie und müſsige Hottentottengesellschaften innerhalb der Grenzen der Colonie aufgehoben, wenn sie nicht die Mittel, aus denen sie sich den nöthigen Unterhalt schaffen, nachweisen können.

Am Mittwochen den 26sten Oct. setzten wir frühmorgens unsre Reise auf einem tiefsandigen, allmählich steigenden Wege weiter fort. Unser Wirth begleitete uns eine Strecke und führte uns an seinem Garten vorbei. Wir sahen hier eine schöne Anpflanzung von Orangenbäumen, die, obgleich bereits 10 Wagen voll Sina-Äpfeln an die Nachbaren verkauft waren, noch so voll hingen, daſs die Zweige unter der Last zu brechen drohten. Die Bäume waren so ungewöhnlich hoch-

stämmig, dafs wir zu Pferde unter ihnen hinreiten und uns einen Vorrath von Früchten auf die Reise einsammeln konnten. Es giebt mehrere Gegenden im Innern der Colonie, die der Cultur der Citronen, Sina- und Mandarinen-Äpfel besonders günstig sind, wo aber wieder der Ertrag verloren geht, weil die Kosten des Transports aus dem Verkauf nicht gewonnen werden können. Einige industriöse Colonisten bringen dann den ausgepreſsten Citronensaft oxthoftweise nach der Stadt, ja es giebt sogar einige, die aus den Schalen das Oel zu gewinnen wissen und damit einen ganz vortheilhaften Handel treiben. — Auffallend ist es, dafs die bittere Orange in keinem Theil der Colonie gedeihen will, dagegen findet sich die grofse dickschalige Limone (*Citrus decumana*) ziemlich häufig.

Bei diesem Garten bemerkten wir einen Hottentotten, auf welchen uns Rossouw noch besonders aufmerksam machte. Er war von dem Stamme der *Grofs-Namaaquas* und unterschied sich schon äuſserlich von den Hottentotten, die ich bis dahin gesehen, durch ansehnlichere Gröſse und Stärke. In früher Jugend war er in einem Kriege zwischen seiner Nation und den etwas nördlicher wohnenden *Dammaras* von letztern zum Gefangenen gemacht, und hatte eine Zeitlang unter ihnen gelebt. Der Sitte dieses Volks gemäſs war er von ihnen beschnitten, und zum Zeichen seiner Gefangenschaft waren ihm die beiden mittelsten obern Schneidezähne ausgeschlagen. Er zeigte uns das, und fügte hinzu, dafs, wenn er

zum zweitenmale von ihnen gefangen genommen wäre, diese sehr kenntliche Zeichen ihm ohnfehlbar den Verlust seines Lebens zugezogen haben würden. Deshalb sei er zu den Christen geflohen und wohl zufrieden mit der Behandlung, die er bei seinem jetzigen Herrn erfahre.

Nachdem wir ein gutes Ende Weges durch eine dürre und sandige Gegend zurückgelegt hatten, zwang uns Hitze und Durst in einer etwas zur Rechten gelegenen Wohnung vorzusprechen. Obgleich man hier unsern Besuch nicht erwarten konnte, fanden wir dessen ungeachtet alles zu unserm Empfang eingerichtet und kamen in die Verlegenheit, der freundlichen Hausfrau die Einladung auf ihr Mittagsmahl ausschlagen zu müssen, indem unsre vorausgesendete Mannschaft uns an einem bestimmten Ort zu erwarten und ein Mittagsessen im Felde bereit zu halten angewiesen war. Ich erwähne dieser Aufmerksamkeit hier nur, um die so sehr allgemeine und ausgedehnte Gastfreundschaftlichkeit der Africaner durch ein neues Beispiel zu bewähren.

In einer artigen Niederung, *de lange Valley* genannt, fanden wir einige Zelte aufgeschlagen und unsre Leute vom Ersten bis zum Letzten beschäftigt, sich, ein jeder in seinem Posten für das kleine Lager nützlich zu machen. Eben deshalb war für heute eine Rast im freien Felde angeordnet, damit ein jeder lerne, was er für die Zukunft, wenn die Noth uns das Campiren in einsamen Gegenden gebieten würde, zu thun habe, und damit

man

man sich in dem schnellen Aufrichten und Abbrechen des Lagers übe. Da heute die Neuheit dieser Beschäftigung noch Alle erfreute und ein jeder der Gesellschaft mit Hand anlegte, so ging Alles schnell und heiter von Statten. Unsre Damen nahmen sich selbst der Küche mit an, die jungen Leute wetteiferten mit einander, die Tische, Stühle und andre zu dem kleinen Mahl erforderliche Geräthschaften herbeizuschaffen und zu ordnen, und die frohste Laune versüſste die frugale Mahlzeit, die ein jeder durch die kleine Arbeit sich verdient zu haben glauben durfte. — Wir waren eben beschäftigt wieder einzupacken und aufzubrechen, als zwei Colonisten auf uns zukamen, die auf dem Wege nach der Stadt begriffen gewesen waren, aber da sie gehört hatten, der General-Commissär wolle die Gegend besuchen, in welcher sie wohnten, ihre Familien allein hatten weiter ziehen lassen und uns aufsuchten, um ihre Begleitung und eine Bewirthung in ihren Häusern anzubieten. Es waren zwei Brüder Namens Louw, Bewohner des *Onder-Bokkeveldes.* Alle Versuche, ihnen so viel Zeitverlust und eine doppelte Reise von mehr als hundert Stunden Weges abzurathen, waren vergebens. Sie würden es nie vergessen können, meinten sie, gerade zu einer Zeit abwesend gewesen zu sein, wo zum ersten Mal, so lange die Colonie bestand, ein Regent ihre Gegend zu besuchen gekommen. Sie begleiteten uns also sofort auf unserm ferneren Wege, blieben auch noch die zwei folgenden Tage bei uns und

ritten dann voraus, um daheim Alles zu unserm Empfang zu bereiten *).

Schon bei dem Eintritt in die *Berg-Valley* hatten wir Gelegenheit gehabt, die ganz eigenthümliche Natur africanischer Gebirgsgegenden zu bewundern, jetzt aber durchzogen wir eine Bergschlucht, deren kühne Gröſse unsere Bewunderung zum stillen Staunen erhob. Unermeſsliche Sandsteinmassen, durch die Riesenkraft der Natur himmelhoch auf einander gethürmt und meistens in regelmäſsigen Parallel-Lagen von Norden nach Süden sich neigend, hin und wieder durch eingestürzte Schichten die Regelmäſsigkeit des Gefüges unterbrechend, in den klaffenden Spalten mit Pflanzen bewachsen, deren dunkelglänzendes Laub sich schwermüthig aus dem matten Gestein hervorhob, bildeten zur Rechten und Linken zwei senkrechte Mauern, Jahrtausenden trotzend, und dennoch zugleich den schwindelnden Wandrer mit augenblicklichem Einsturz bedrohend. Eine zahllose Menge munterer *Klippdassen* scheuchte das Geräusch unsers Zuges aus ihrer ruhigen Einsamkeit

*) Die africanischen Landleute, die zu Pferde reisen, haben immer ein Handpferd bei sich, das ihre kleinen Päckereien trägt und das sie dann und wann mit dem Reitpferde verwechseln. Die Verlegenheit, in welche sie gerathen würden, wenn ihr Pferd mitten in einer Wüste ermüdete oder krank würde, macht diese Vorsicht unerläſslich. Ein Hottentottenknabe, der fast nackend und ohne Sattel hinterherreitet, trägt das schwere Gewehr, das den Reisenden hin und wieder ein Stück Wild verschafft und sie gegen die Angriffe der Wilden schützt. Auf diese Weise legen sie täglich 20 Stunden und mehr zurück.

auf, unter neugierigem Umsehen entflohen sie vor uns in die sicheren Schlupfwinkel; hoch auf den unzugänglichen Rändern der öberen Flötze hüpfte der behende *Klippspringer*, die Gemse des südlichen Africa, und weit über uns in den Lüften kreiste ein hungriger Geier, in die Tiefe der Schlucht hinabspähend. Steil erhob sich unser Weg in dem gewaltigen Bergriſs und ein neues Schauspiel erwartete uns, als wir endlich auf dem Gipfel hervortraten, und freier auf die zurückgelegte Straſse und meilenweit über sie hin, zur Rechten und Linken in die verworrenen engen Thäler zurückblicken konnten. Die Trümmer einer untergegangenen Welt schienen in chaotischer Unordnung zu unsern Füſsen zu liegen; nirgends eine Spur von Leben, Alles mit den riesenhaften Massen zu einer Öde erstarrt. Eine einzige isolirte Pyramide, die sich in einem der weitesten Thäler einsam in bedeutender Höhe erhob und von den Giganten der Vorwelt aus ungeheuren Felsenklumpen mit Absicht aufgethürmt schien, war der Mittelpunkt des groſsen Gemäldes und der einzige, auf dem das Auge mit Ruhe verweilen mochte. Keinem unter uns hatte sich je weder in der Natur noch in den Werken der Kunst ein ähnlicher Anblick dargestellt; einen Reichthum neuer Ideen findet der Maler, der einst, ausgerüstet mit Kunst und Empfindung, diese Gegend besucht.

Es war spät Abends, als wir nach einem mühsamen Wege über mehrere hohe und steile Berge die Wohnung eines gewissen Hendrik van Zyl in der *Jakhals Valley* erreichten. An diesem ein-

samen, traurigen und von der übrigen Welt fast ganz abgeschiedenen Ort, fanden wir inzwischen wieder dieselbe Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit, die einen so rühmlichen Zug in dem Character des Süd-Africanischen Colonisten ausmacht. Obgleich in diesem Hause schon auffallend mehr Ärmlichkeit herrschte und die Bewohner an äußerer Bildung den Colonisten, die wir bis dahin kennen gelernt hatten, schon weit nachstanden, so ward uns dennoch nicht nur eine sehr reinliche und anständige Bewirthung, sondern man beeiferte sich auch, noch in derselben Nacht die Ausbesserungen unsrer Wagen bewerkstelligen zu helfen, die auf dem letzten Wege wieder bedeutend gelitten hatten.

Es ward unterdessen fast Mittag des folgenden Tages, ehe diese Arbeiten beendigt waren und wir weiter ziehen konnten. Auf einem tiefsandigen Wege mußten wir die gegenüber liegende Höhe erklimmen und nunmehr bereits daran gewöhnt, nichts als Sand, Felsen und einzeln stehendes Haidegestrippe zu sehen, fielen uns die einförmigen Mühseligkeiten mit jedem Tage minder beschwerlich. In dieser Gegend wuchs besonders häufig eine Pflanze, die sich auch näher nach der Stadt hin, z. B. besonders in der Gegend von Tulbagh auf den Brachäckern ungemein stark vermehrt. Die Colonisten nennen sie *Rhenosterbosjes (Kuhnia Rhinocerotis Willd.)*, weil man zu den Zeiten, da es noch Rhinoceros in der Colonie gab, bemerkte, daß diese Thiere den Strauch zu ihrer Nahrung besonders liebten. Es ist derselbe,

den ich oben als das Kennzeichen süfser Felder nannte.

Der Platz, auf welchem wir Nachmittags einige Stunden ruhten, gehörte einer Wittwe Namens van Wyk, deren älteste bereits verheirathete Tochter, eine Frau von etwa 28 Jahren uns wegen ihrer besondern Corpulenz auffiel. Es ist indessen nicht möglich, bei so ausnehmender Leibesstärke mehr Schönheit der Gesichtszüge und des Teints, mehr natürlichen Anstand und Leichtigkeit der Bewegungen vereint zu finden, als diese Frau besafs. Aus früheren Reisebeschreibungen ist es schon bekannt, dafs Beispiele von aufserordentlicher, wirklich sehenswerther Corpulenz, in diesem Lande, vorzüglich unter dem weiblichen Geschlecht nichts ganz Seltenes sind. Die Milde des Climas, animalische Nahrung, wenig anstrengende häusliche Beschäftigungen, Unbekanntschaft mit Sorgen und Mismuth, dies die Ursachen eines, fast allen Colonisten natürlich gewordenen Phlegmas und zugleich einer schlaffen, zum Fettwerden geneigten Leibesconstitution. —

Wir lernten auf diesem Platze die Art kennen, wie man hier zu Lande das Riemenleder bereitet, welches allgemein statt des Tauwerks gebraucht wird, und zwar in solcher Ausdehnung, dafs wenig Colonisten Stricke oder Bindfaden kennen. Es wird nemlich die frische oder nafsgemachte Ochsenhaut mit einem Messer (nach Art der Königin Dido) zu einem langen Riem geschnitten, der nach Maasgabe des Gebrauchs, zu welchem man ihn bestimmt, mehr oder weniger

Breite hat. Dieser Riem wird, nachdem er 24 Stunden in Lauge gelegen, soviel mal doppelt genommen, als erforderlich ist, dem Strang die Länge von 6 bis 8 Fuſs zu geben, welcher alsdann in eine Art von Galgen gehängt und unten mit einem frei hängenden Gewicht von 80 bis 100 Pfund beschwert wird. Zwei Sclaven beschäftigen sich nun damit, einen durch den Strang hin gesteckten Stock darin auf und nieder zu bewegen, und zwar unter beständigem Drehen des Gewichts, wodurch sich der Strang bald nach der Rechten bald nach der Linken drillt und also der Stock immer mit voller Kraft auf alle Seiten der Riemen wirken kann. So wird unter öfterm Wechseln der Anhängepuncte in kurzer Zeit das Leder gereckt, geschabt und gar gemacht, und kann nun sogleich zu Zugseilen für die Wagen und zu jedem andern Gebrauch benutzt werden, zu welchem bei uns Hanf-Taue bestimmt sind. Die Leichtigkeit, sich dieses Material zu besorgen und seine Dauerhaftigkeit haben ihm den Vorzug vor allem Tauwerk verschafft, und man ist daher noch nicht darauf verfallen, die einheimischen Arten Hanf-ähnlicher Gewächse, deren es eine Menge giebt, zu einem öconomischen Zweck zu benutzen. Vielleicht wird man in Zukunft darauf gerathen, wenn zunehmender Handelsverkehr den Ochsenhäuten als Handelsproduct höheren Werth geben sollte. Alle Lederwaaren überhaupt stehen im Verhältnisse zu den übrigen Bedürfnissen in geringen Preisen. In einiger Entfernung von der Stadt werden alle Sclaven, und an den Grenzen selbst die Kinder der Colonisten

in selbstbereitetes Leder gekleidet, und es fehlt nicht an Gewächsen, die vortrefflichen Gerbestoff liefern. Selbst die Wilden des südlichen Africa besitzen eine groſse Fertigkeit in der Bereitung der Thierhäute und wissen ihnen eine besondre Weichheit zu geben. In den Häusern der Colonisten findet man die Sitze der Stühle, die Rahmen der Bettstellen, und selbst kleine Söller zum Aufbewahren trockner Vorräthe, von geflochtenem Riemenwerk, und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil es in dem bei weitem gröſsten Theil der Colonie keine Bäume giebt, die dick genug wären, um Bretter daraus zu schneiden. Nur zum Zusammenfügen der Schilf- und Rohrdächer können lederne Riemen nicht benutzt werden, weil sie dem Wurmfraſs zu sehr ausgesetzt sind, und zu diesem einzigen Gebrauch bringt sich jeder Colonist den nöthigen Vorrath *Kabelgarn*, das heiſst aus einander gezupfter Ankertaue von der Capstadt mit, die durch ihren Gehalt an Theer vorzüglich geschickt sind, die Würmer von den Dächern abzuhalten, wo sie sich auch deshalb besonders gern einzunisten pflegen, weil man zu den Latten und Sparren, in Ermangelung andern Holzes, die gummihaltige *Mimose* gebrauchen muſs.

Wir fanden hier noch einigen Weinbau, dem sonst diese nördlichen gebirgigten Gegenden der Colonie so wenig günstig sind, übrigens in dem Garten neben dem Hause einen Überfluſs an Obstbäumen mancherlei Art, besonders Apricosen und Pfirschen. Die Früchte (auch die Weintrauben) werden an der Sonne getrocknet und den Nach-

baren verkauft, auch wohl gelegentlich mit nach der Capstadt verführt.

Voll von den fälschlichen Vorstellungen über die Rohheit und Einfältigkeit der Colonisten, wie wir Alle waren, da wir die Schilderungen englischer und französischer Reisebeschreiber bis dahin für wahr und vollständig zu halten nicht anstanden, waren wir nicht wenig verwundert, in diesem Hause, das etwa 80 Stunden von der Capstadt entfernt und von allen Beförderungsmitteln geselliger Bildung abgeschnitten liegt, einen Grad von Cultur und Tugenden zu finden, von denen jene Reisenden ganz schweigen. Es herrschte hier eine Reinlichkeit und Ordnung, ein Anstand des Gesprächs, eine Milde gegen die Sclaven, eine Freundlichkeit der Leute unter einander, die uns mit Achtung gegen die fast 70jährige Hausmutter und ihre Familie erfüllte. Wir waren es gewohnt der Person unsers Chefs und seinem Gefolge mancherlei Höflichkeiten erzeigen zu sehn, aber selten geschah dies mit der ungekünstelten Zutraulichkeit und zugleich mit der Rücksicht nehmenden Feinheit, wie hier. Ich gestehe es, Beispiele von diesem Grad der geselligen Bildung sind unter den entlegen und einsam wohnenden Colonisten selten, indessen immer noch bei weitem häufiger als von dem Gegentheil, der viehischen Rohheit, die Herr Barrow als Grundzug in dem Character des africanischen Bauern angiebt.

Am Abend dieses Tages erreichten wir das Ufer des *Olifantsriviers* (Elephantenflusses) und eine dabei gelegene, von hohen Bergen umgebene

Niederung, die abermals *Rietvalley* hieſs *). Der Besitzer dieses Platzes war ein Neffe der Gebrüder Louw, die uns bis hieher begleiteten, dann aber allein vorausreisten. Er selbst war nach der Capstadt hinaufgezogen **), und seine fast erwachsenen Kinder bewirtheten uns, so gut sie konnten. Nicht weit von diesem Ort (etwa 4 Stunden nordwestwärts) liegt wieder ein natürlicher Salzsee, aus welchem sich die Bewohner dieser Gegend mit

*) Man verarge es den wenig sprachkundigen Colonisten des vorigen Jahrhunderts nicht, wenn sie in Erfindung der Ortsnamen eben nicht sinnreich gewesen sind, und in diesen Benennungen fast immer den oft wieder vorkommenden natürlichen Standort bezeichnet, oder sie von dort angetroffenen Thieren entlehnt haben. Dies giebt inzwischen zu öftern Verwechselungen Anlaſs, oder macht nähere Bezeichnungen nöthig, die den Namen über die Gebühr verlängern. Die Regierung hat daher im Jahr 1805 Vorschläge gethan, diesem Uebelstand abzuhelfen, die vielleicht von dem englischen Gouvernement benutzt werden. — So giebt es z. B. auch noch einen Elephantenfluſs im District Zwellendam, der mit diesem nicht verwechselt werden muſs. Ebenfalls kommen mehrere Seekuhflüsse, Büffelsflüsse, Löwenflüsse etc. in der Colonie vor.

**) Wie einst der heiligen Stadt Jerusalem, so geschieht hier der Capstadt die Ehre, daſs man zu ihr, als dem Sitz der Regierung hinaufsieht und die ihr näher liegenden Gegenden die Oberländer (de Bovenlanden) nennt. Nach der Stadt reisen heiſst in der Colonistensprache: optrekken oder naar boven ryden, obgleich sie eigentlich (die Bayen abgerechnet) niedriger liegt als irgend eine Wohnung der Colonie. Man reist immer bergan, je weiter man sich von der Stadt entfernt und doch heiſsen die Gegenden nach den Grenzen hin: die Unterfelder. Die Benennungen: Onder-Bokkeveld, Onder-Roggeveld u. s. w. sind aus eben diesem Sprachgebrauch zu erklären.

diesem Bedürfniſs versehen. Da aber der Ertrag nicht immer gleich ist und es Jahre giebt, wo die Salzpfanne ganz trocken bleibt, so versorgen sie sich in guten Jahren mit einem Vorrath auf drei und mehrere Jahre voraus. — Wir fanden hier auch wieder eine Wassermühle, und das ist fast immer ein Beweis von der Ergiebigkeit eines Platzes, weil man davon auf hinlänglichen Reichthum an Wasser schlieſsen kann. Die Räder sind alle oberschlächtig und haben selten mehr als 6 bis 8 Fuſs im Durchmesser. Weil in den mehrsten Colonistenwohnungen das Korn sonst auf Handmühlen gemahlen werden muſs, so sind solche Wassermühlen auch noch dadurch für ihren Besitzer einträglich, daſs die Nachbaren gegen einen gewissen Lohn ihr Korn hier mahlen lassen. Fünf bis sechs Müdden Waizen sind das höchste, was in 24 Stunden von einer solchen Mühle gemahlen werden kann. In dem Garten daneben fanden wir den gröſsten Granatbaum, der uns in der Colonie zu Gesicht gekommen ist. Er war fast 20 Fuſs hoch und in seinem Schatten hätten mehrere Personen vor den Strahlen der Sonne bequemen Schutz gefunden.

Wir setzten am andern Morgen über den Elephantenfluſs. Er war in der Furth wenig über zwei Fuſs tief, und eine kleine Insel mit eingerechnet, die in der Mitte derselben lag, etwa 100 Fuſs breit. Der hoch an das Ufer hinaufgetriebne Sand und losgewühlte Baumstämme bewiesen inzwischen, daſs auch dieser Fluſs zu gewissen Jahrszeiten beträchtlich austritt, und dann alle Gemein-

schaft der Bewohner seiner beiderseitigen Ufer hemmen muſs. Gleich am jenseitigen Ufer erhebt sich ein steiler Berg, der seinen hottentottischen Namen *Nardouw* behalten hat. Wir hatten mehr als eine Stunde nöthig, ihn zu Pferde zu erklimmen. Unsre Wagen aber, die wir auf der Mitte der Höhe antrafen, hatten hier aufs Neue einen schweren Stand. Wir fanden einen davon hart beschädigt und die mehrsten der übrigen, selbst für das doppelte Vorspann zu schwer beladen, so daſs sie halb abgepackt und die Fracht in zwei Malen hinaufgeschafft werden muſste. Auf der untern Hälfte des Berges machten die mitten in den Weg vorspringenden Thonschieferbänke das Fortkommen der Wagen so beschwerlich, daſs oft die Kraft aller unsrer Mannschaft erforderlich war, sie hinaufzuheben; gegen den etwas flacheren Gipfel zu, versanken Ochsen und Fuhrwerk wieder in tiefen Sand. Man beurtheile aus diesem einzigen Beispiele die Schwierigkeiten des Transports und innern Handelsverkehrs in diesem Lande.

Wir mochten etwa eine Stunde auf dem flachen und dürren Gipfel des *Nardouwberges* fortgeritten sein, als das Terrain begann, sich allmählig zu neigen. Ein dünner Wasserstrahl, der zwischen dem nackten Gestein hinlief, veranlaſste uns, unsern Pferden hier etwas Ruhe und Erquickung zu gönnen und die nachkommenden Wagen abzuwarten. Ein plattes Felsenstück diente uns als Tisch, um den wir uns lagerten, um von dem mitgenommenen Proviant ein kärgliches Mittagsmahl zu halten. Eben als wir noch damit be-

schäftigt waren, erschien ein Bastard-Hottentott, der den General-Commissär aufsuchte, um sich bei ihm über harte Behandlung seines Herrn zu beklagen. Herr de Mist veranlaſste den Burschen mit uns weiter zu reisen, lieſs, als wir einige Wochen später in die Gegend kamen, wo der Beklagte wohnte, denselben nebst dem Veldcornet des Districts vor sich kommen und verschaffte dem Hottentotten sein Recht. Er blieb nachher in unsern Diensten und war einer der thätigsten und treusten unserer schwarzgelben Dienerschaft.

Von der Mittagsruhe in brennender Sonnenhitze fast nicht minder ermüdet, als von dem Ersteigen des Berges, setzten wir, als es kühler zu werden anfing, unsern Weg weiter fort, um neuen und härtern Beschwerden entgegen zu gehen. Der Muth der Gesellschaft, besonders die Standhaftigkeit unsrer Damen sollte heute auf die erste schwere Probe gestellt werden. Durch eine mangelhafte Beschreibung des Weges nemlich, den wir zu nehmen hatten, um eine etwa zwei Stunden entlegene Pächterwohnung, unser heutiges Nachtlager, zu erreichen, wurden wir verleitet, einer frischen Wagenspur zu folgen, die zu unsrer Linken abging und allerdings der zu nehmenden Richtung besser folgte, als der wenig betretene Weg, dem wir hätten folgen sollen. Es vergingen zwei und drei Stunden, ehe wir unsers Irrthums endlich inne wurden und unter der tröstenden Hoffnung, daſs doch auch dieser Weg endlich zu Menschen führen müsse, überfiel uns die Nacht. Wieder umzukehren schien auf keinen Fall rathsam,

da wir uns dann eben so gut noch weiter von unserm Wege verirren konnten und die Richtung nach Norden, in welcher wir jetzt fortzogen, uns immer unserm Ziele näher bringen mufste. Glücklicherweise gab uns das erste Mondesviertel ein schwaches Licht, und sicherte uns wenigstens den Weg, auf welchem wir einmal waren. Indessen ermatteten unsre Pferde, die seit dem frühen Morgen kein ordentliches Futter gehabt hatten, immer mehr. Eins der meinigen, das vielleicht auf dem Berge von einem schädlichen Kraut mochte gefressen haben, war, bald nachdem wir den rechten Weg verlassen hatten, krank niedergefallen. Noch nicht ahndend, dafs wir auf einem Irrwege seien, hatte ich meinem Sclaven befohlen, bei dem kranken Thiere zu bleiben, bis die Wagen kommen und seine Kameraden ihm helfen würden, es fortzuschaffen. Die trostlose Lage des armen 16jährigen Jungen, der nun vergebens auf Hülfe warten mufste und von Hyänen und Löwen, deren Spuren wir gerade heute zuerst gesehen hatten, angegriffen werden konnte, fiel mir jetzt schwer aufs Herz. Indessen waren wir jetzt zu weit vorgerückt, um ihm ohne eigne Gefahr Hülfe senden zu können, und es war zu hoffen, dafs er selbst furchtsam genug gewesen sein werde, bei einbrechender Nacht das Pferd zu verlassen und den Wagen entgegenzugehen; eine Hoffnung, die sich nachher denn auch wirklich bestätigte.

Vergebens spähten wir in der Gegend, die immer ebener und flacher zu werden schien, nach allen Richtungen umher, ob nicht aus der Ferne

ein Licht sich zeigen werde, vergebens hielt der ganze Zug mehreremal still, um den Laut des Hundegebelles zu vernehmen, den Einer deutlich gehört haben wollte. Rundumher nichts als eine, im umnebelten Mondlicht dämmernde, lebensleere Wildniſs. — Des Reitens eben so müde, als die Pferde des Gehens, saſs der gröſste Theil der Gesellschaft ab, und unsicheren Trittes zog ein jeder sein müdes hungriges Thier hinter sich her, bald über lose Steine stolpernd, bald in ermüdenderm Sande forttaumelnd. Jetzt begann der Boden, wie wir deutlich merkten, sich allmählich zu neigen und wir durften nun hoffen, wenigstens Wasser zum Labsal für unsre erschöpften Pferde zu finden. Unsre Hoffnung ward zur Gewiſsheit, als wir endlich um 10 Uhr eine Reihe ziemlich hoher Bäume in der Tiefe gewahr wurden. Wir gelangten zum Ufer eines ganz ansehnlichen Stromes, den wir nach allen Merkmalen für keinen andern als den kleinen *Doorn-Rivier* halten konnten. Das Bedürfniſs der Ruhe war zu allgemein, als daſs es uns hätte einfallen sollen, über den Fluſs zu setzen, auch wenn wir es hätten wagen wollen, die ziemlich breite Furth bei Nacht zu durchwaten. Es ward daher beschlossen, hier den Anbruch des Tages abzuwarten und uns den Aufenthalt so leidlich zu machen, als es bei hungrigem Magen und Mangel an allen Lebensmitteln möglich sein würde. Die Pferde wurden abgesattelt, getränkt und mit den Halftern an die *Mimosen* gebunden, an deren Wurzeln hin und wieder einige dünne Grashalme aufgeschossen waren. So-

dann beschäftigte sich Alles, Holz herbeizuschaffen, um ein groſses Feuer anzumachen, das bei der Kälte und Dunkelheit der Nacht doppeltes Bedürfniſs ward. Ein zweites Feuer ward auf einer der nächsten Anhöhen angezündet, um den Leuten ein Zeichen zu geben, die von unserm, bei den Wagen zurückgebliebenen Hofmeister etwa ausgeschickt sein möchten, uns aufzusuchen. Bald stellte sich auch das Bedürfniſs des Schlafes ein, doch war die Kälte sehr hinderlich, es zu befriedigen. Da keiner von uns seine wärmere Bekleidung mitgenommen hatte, so muſste das Feuer allein wärmen, doch hielt man es dagegen nicht lange in einer Lage aus, denn während man sich zur Rechten briet, durchdrang zur Linken ein kalter Südwind die dünnen Kleider bis auf die Haut. Zum Glück hatten einige unsrer Dragoner ihre Pferdedecken und Reitermäntel bei sich, aus denen denn doch mit Hülfe eines, zum Kopfkissen dienenden Sattels wenigstens für unsre Damen eine Art von Lager bereitet werden konnte, worauf sie ein Paar Stunden ruhig schliefen. Wir übrigen streckten uns neben das Feuer in den Sand, überboten einander in den Preisen, die wir jetzt wohl für ein Stück Brod, für ein Glas Genever oder für eine Pfeife Taback geben würden, und verwünschten bei jedem neuen Umdrehen nach dem Feuer die unerträgliche Kälte der Nacht, — die wir doch eigentlich hätten segnen sollen. Denn in der Folge erfuhren wir, daſs gerade dieser Ausspannplatz, auf welchem wir uns befanden, wegen der groſsen Menge schwarzer Scorpionen verrufen sei,

welche als eine der giftigsten Thierarten in der Colonie bekannt sind. In warmen Nächten ist die Gefahr, von ihnen verwundet zu werden, gerade am gröſsten, und noch wenige Wochen vor diesem Abentheuer hatte ein gewisser van Wyk das Unglück gehabt, daſs eine seiner besten Sclavinnen, eben als sie beschäftigt war, trocknes Holz zusammenzuholen, von einem wahrscheinlich unter der Rinde eines alten Stammes verborgnen Scorpion in das Handgelenk gestochen wurde. Obgleich man sogleich alle erdenklichen Mittel anwendete, die zu Gebote standen, starb dennoch das Mädchen 18 Stunden nachher an der brandig gewordenen Entzündung. Bei der Kälte bleibt dies gefährliche Insect in seinen Schlupfwinkeln, und verliert in einer Art von Erstarrung die Kraft zu schaden.

Um unsre Lage vollends unangenehm zu machen, überzog sich gegen Morgen der Himmel und es fing an zu regnen. Zugleich brach der Tag an und ein auf Kundschaft ausgesandter Dragoner entdeckte in der Ferne eine kleine Hütte, aus welcher ein alter Sclave hervorgezogen wurde, der in dieser einsamen Gegend eine kleine Viehheerde seines Herrn bewachte. Von diesem erfuhren wir nun, daſs der Platz, auf welchem wir hätten übernachten sollen, bereits drei Stunden hinter uns liege, daſs wir uns allerdings auf dem rechten Wege nach dem *Unter-Bokkeveld* befanden und die Wohnung von Jacob Louw noch heute würden erreichen können. Ein Paar Thaler Trinkgeld vermochten ihn endlich, zwei unsrer Dragoner zu

den

den Wagen zu führen, damit unsre Leute von Allem unterrichtet würden und uns sobald als möglich folgen möchten. Wir selbst saſsen vor Sonnenaufgang wieder auf, durhhwateten nicht ohne Mühe den ziemlich tiefen und mit losen Steinen angefüllten *Dornfluſs* und setzten dann unsern Weg auf einer breiten betretenen Straſse längs einer Reihe von felsigen Hügeln weiter fort. Drei Stunden mochten wir so unter zunehmender Ermattung der Pferde und Reiter fortgezogen sein, als sich uns ein stillestehender Wagen entdeckte. Mitten auf dem hohen Meer kann die Erscheinung eines Schiffes nicht gröſsere Freude erregen, als uns der Anblick dieses Wagens. Eine Colonistenfamilie war daneben gelagert, in einiger Entfernung weideten die Ochsen. Eine junge hübsche Frau lag krank in dem Wagen, ihretwegen hatte der Mann die Reise nach dem Bade am *Olifantsrivier* unternommen, doch war es unwirksam geblieben; sie kehrten jetzt in ihre Heimath zurück und dieser Wagen war es, dessen Spur uns gestern irregeleitet hatte. Die Mutter der Kranken war beschäftigt ein Stachelschwein zu kochen, das sie gestern gefangen hatten, und bereitwillig theilte sie unsern Damen einige Tassen von der Brühe, die ihnen schmeckte wie die schönste Bouillon, und ein Paar Stückchen Brod mit. Während man sich gegenseitig erklärte, holte der Mann seine Branntweinflasche und vertheilte den geringen Vorrath zur Stärkung unter die erschöpften Fremdlinge. Ein Schnittchen Brod, das ein jeder zu seinem Antheil erhielt, machte das Frühstück zu dem

schmackhaftesten, das wir je genossen zu haben glaubten. Ich war im Stande, einen kleinen Theil dieser Höflichkeit dadurch zu vergelten, dafs ich der Kranken, die an heftigen hysterischen Beschwerden litt, ein kleines Gläschen mit Naphtha überliefs, das ich zufällig bei mir hatte, und da uns unser Weg in der Folge nicht weit von ihrem Wohnorte vorüberführen mufste, so versprach ich, sie dort noch zu besuchen und weitern Rath und einige Arzneien zu ertheilen. Jetzt wies uns Therron (so hiefs der Colonist) einen schmalen Fufssteg, der seitwärts ab in ein tiefes Thal führte, wo wir ein Haus und wenigstens leidliche Weide für unsre Pferde finden würden. Wir verliefsen dann die Leute unter aufrichtigen Danksagungen und zogen unsre Pferde den steilen Fufspfad ins Thal hinab. — Bald fanden wir das bezeichnete Haus, das einem entfernt wohnenden Pächter Namens Wilders gehörte, der aber seit Jahren schon diesen Ort nicht mehr besucht hatte. An seiner Statt hausete hier ein treuer Freigelassener und zwei Bastard-Hottentotten, die Wächter der Viehheerde. Korn bringt das Felsenthal nicht hervor, daher fragten wir vergeblich nach Brod. Seine halbwilden Bewohner leben von gesalzenem und gedörrtem Fleisch, zu dessen Zubereitung wir uns die Zeit nicht nehmen konnten, auch wenn es ein minder abschreckendes Ansehn gehabt hätte. Ein Paar unreife Citronen, die an den Bäumen hingen, war Alles was man uns anbieten konnte, aber unsre Pferde fanden längs dem Bache einige frische Kräuter zur Nahrung, und ihnen zu gefal-

len mufsten wir hier schon ein Paar Stündchen bleiben, die unsrer Seits dazu benutzt wurden, die verlorenen Kräfte durch einen erquickenden Schlaf unter den Citronenbäumen zu ersetzen. Der Freigelassene bedeutete uns nun, dafs wir sehr viel näher reisen würden, wenn wir in dem Thale fortzögen und nicht wieder auf den Fahrweg gingen, der eben wegen der Einschnitte des Thales sich in einem Bogen von mehreren Stunden rechts wende. Er selbst liefs sich bewegen, uns den Weg zu zeigen und führte uns nun einen Fufssteg, dessen Mühseligkeit Alles überstieg, was wir je wieder vor oder nachher auf unsrer Reise in der Art gesehen haben. Der Name des Thals, den ihm sein erster Entdecker gegeben haben mag, ist: *Moed verlooren.* Nie war ein Name verdienter und bezeichnender. Der Pfad nemlich, den wir zu nehmen hatten, um aus dem Thale heraus und auf die gegenüberliegende Höhe zu gelangen, war so steil und gefährlich, dafs wir mit jedem Schritt mehr bereueten, ungeachtet unsers Verlangens nach Ruhe nicht den Umweg von ein Paar Stunden vorgezogen zu haben. Es war nicht daran zu denken, auf den Pferden sitzen zu bleiben, ja der Weg war oft so steil, dafs man zum Klettern beide Hände gebrauchen, das Pferd loslassen und mit der Peitsche allein gegen die, oft 2 bis 3 Fufs hoch vorspringenden Bänke hinantreiben mufste. Dann ging es wieder eine Zeitlang an der Fronte des Berges hin, auf einem schmalen Vorsprung der Mauer, rechts eine schroffe drohend überhängende Felsenwand, links ein jäher Abgrund. Ein jeder

war froh, wenn es nur wieder etwas zu steigen gab und der Weg sich beschwerlicher, aber minder gefährlich wieder gegen die offene Höhe hinwandte. Es bedurfte einer vollen Stunde, ehe wir endlich den Gipfel erreichten, und die Gefahr des Falles und Sturzes mit Mann und Roſs sämtlich glücklich überstanden hatten. Selbst die Gebrüder Louw, an ähnlich beschwerliche Wege sattsam gewöhnt, versicherten uns, daſs sie den Weg von *Moed verlooren* nur einmal in ihrem Leben betreten, dann aber keinen Muth übrig behalten hätten, ihn zum zweitenmale zu wagen. Sie glaubten uns Glück wünschen zu können, daſs von einer Gesellschaft von 20 Personen Alle ohne einige andere Beschädigung, als hin und wieder ein zerstoſsenes Knie oder Schienbein, davon gekommen wären, und tadelten höchlich die Unvorsichtigkeit des Freigelassenen, der uns diesen Weg geführt. Von nun an ward es zur Regel, nicht ohne erfahrne Wegweiser zu reisen und zugleich ward die Einrichtung getroffen, immer auf einem Handpferd einige Lebensmittel bei uns zu führen.

Wir erreichten endlich gegen Abend die Wohnung von Jac. Adrian Louw, *Lokenburg* genannt, nachdem wir 32 Stunden in freier Luft, fast ohne Nahrung und unter den Mühseligkeiten der beschwerlichsten Wege und erschöpfendsten Strapazen zugebracht hatten. Ich überlasse es den Lesern, sich die Lage der jungen Frauenzimmer, welche sich in unsrer Gesellschaft befanden, ganz auszumalen. Man wiederhole sich in Gedanken die Vorfälle der letzten beiden Tage und denke

sich nun zwei kaum 20jährige, an Bequemlichkeit, Überfluſs und Wohlleben gewöhnte Mädchen, die eine lange Tagereise zu Pferde zurücklegen, um Nachts auf dem sandigen Ufer eines Flusses unter einem Reitermantel zu schlafen und eine zweite Tagereise, ohne Nahrung und Erquickung, nicht nur halb zu Fuſs, sondern kletternd auf den unwegsamsten Pfaden schroffer Gebirge, die zarten Hände wundritzend an dem scharfen Gestein und den Dornen des Felsengebüsches, nur zuweilen unterstützt von der Hand eines dienstfertigen Begleiters; dazu die Unbequemlichkeit der weiblichen Kleidung, selbst die unendlich ermüdendere Art des Reitens auf einem Frauensattel, und man wird gestehen, daſs, wieviel auch ein jeder ertragen haben mochte, es nicht in Vergleich zu setzen sei mit dem, was die Mädchen mit so vieler Geduld und so vielem Muth überstanden hatten. Keine Klage entschlüpfte ihrem Munde, erst nachher gestanden sie, was sie von Hunger und Anstrengung gelitten; auf dem Wege selbst wetteiferten sie in froher Laune und zerstreuten oft durch ein heitres Gespräch den hervorbrechenden Miſsmuth des Vaters. Wie viele meiner Leserinnen haben wohl noch Lust, dieselbe Reise zu machen?

Die Niederung, in welcher *Lokenburg* liegt, heiſst *de Uyen-Valley* (das Zwiebelthal) weil hier Arten von *Iris* und *Ixia* wachsen, deren Zwiebeln von den Hottentotten gerne gegessen werden. Die Gegend ist fruchtbar und besonders der Schaf- und Pferdezucht günstig, der Besitzer der reichste Mann des Districts. In dem Hause sah man we-

nig Spuren groſsen Wohlstandes, daran ist aber mehr die Entlegenheit der Gegend und die frugale Sitte der Grenzbewohner, als übertriebene Sparsamkeit Schuld. Das Land ist hier dünn bewohnt, wir selbst hatten in den letzten 20 Stunden kaum ein Haus angetroffen, Louw zählte kaum vier Nachbaren, die er in einer halben Tagereise zu Pferde erreichen konnte. Korn wird wenig gebaut, der Wein wird wegen der hohen und kalten Lage nicht reif und die Obstarten sind sämtlich von minderer Güte, als in den übrigen Strichen der Colonie. Der Hauptreichthum des *Onder-Bokkevelds* besteht in Schafen, die hier und in den *Roggevelden* besonders gedeihen, doch hatte die Dürre der letzten Jahre viele hinweggerafft. Die Zahl der Schafe, das Eigenthum von etwa 20 Hausvätern, beträgt 17000, kann aber füglich auf 30000 vermehrt werden, wenn es günstige Jahre giebt; man berechnet den Verlust der letzten Jahre allein auf 10000. Ferner zählt man 2000 Rinder und 1000 Pferde, alles nach einem sehr mäſsigen Anschlag. Man fing hier eben auch an, die Wolle tragende, (die africanischen Schafe tragen nemlich keine Wolle) spanische Schafrace einzuführen. Das Gouvernement nahm sich dieser Versuche, als eines der kräftigsten Mittel, der Colonie zu einem gewinnbringenden Product zu verhelfen, mit vieler Vorliebe an, wovon unten mehr.

Daſs man den Kornbau nicht eifriger treibt, daran sind hauptsächlich die Schwierigkeiten des Transportes Schuld. Ein jeder gewinnt ohne Mühe soviel, als er für seine Haushaltung gebraucht,

obgleich es überall an Wasser fehlt. Davon macht der Platz, auf welchem wir uns befanden, eine Ausnahme, er ist der einzige, auf welchem man die Fruchtbarkeit durch angelegte Wasserleitungen zu erhöhen im Stande ist. Louw war selbst Willens Reis zu bauen und hat in der Folge, wie ich auf meinen späteren Reisen in dieser Gegend erfahren, den Vorsatz mit vielem Erfolge ausgeführt. Auch Taback wird hier gewonnen. An gröſseren Bäumen, welche Bauholz liefern könnten, fehlt es hier ganz. Der *Hantams-Rivier* und *Doornrivier*, von welchen jener mit Weiden, dieser mit Mimosen bewachsen ist, liefern etwas Nutzholz. Das Bauholz wird, obgleich nicht ohne groſse Beschwerde des Transports, aus den *Cederbergen* herbeigeschafft, daher sind auch die Häuser in diesem District viel geräumiger, bequemer und geschmackvoller gebaut, als in den *Roggevelden*, wohin schweres Bauholz, wegen der Unwegsamkeit der Gebirgsstraſsen, gar nicht gebracht werden kann.

Da das *Unter-Bokkeveld* gegen Norden an die äuſserste Grenze der Colonie und an die einsamen Landstriche stöſst, die von den *Bosjesmans* durchzogen werden, so hatte man vormals viel von den Einfällen und Räubereien dieser unbezwinglichen Wilden zu leiden. Seit mehreren Jahren haben sie sich aber mehr nach Osten gezogen und beunruhigen nun hauptsächlich die Bewohner des *Roggeveldes*. Die kleinen Horden, die noch übrig geblieben sind, stehen mit dem *Bokkeveld* in friedlichen Verhältnissen und man giebt ihnen jährlich einen gewissen Tribut an Schafen, wofür sie sich

ruhig verhalten. Der Veldcornet, Jan Gideon Louw, der Vetter unsers Wirths, hat um diesen Frieden besondre Verdienste. Er brachte im Jahr 1798 eine Collecte von 460 Schafen und Ziegen von den Bokkevelds-Colonisten zusammen, die den *Bosjesmans* geschenkt wurden. Man schloſs damals mit ihnen eine Art von Vertrag, der durch stets erneuerte Geschenke bis jetzt erhalten worden ist. Seitdem sich aber einige der Colonisten, besonders die von den Grenzen entfernter wohnenden, geweigert haben, ihre Beiträge zu liefern, treten aufs Neue Besorgnisse für die Fortdauer dieses guten Verständnisses ein.

Das Aussenbleiben unsrer Wagen und Mannschaft setzte uns den folgenden Tag in nicht geringe Verlegenheit. Sie kamen endlich Abends spät, nachdem sie ebenfalls sich von der rechten Straſse verirrt und auf den bösen Wegen mancherlei Beschädigung erlitten hatten, bei uns an. Nur zwei Dragoner fehlten, die zuweit hinter dem Zuge zurückgeblieben waren. Hier kam unser Halbemond-Bläser trefflich zu statten. Er muſste sich auf eine der nahen Anhöhen stellen und sein weithinschallendes Horn ertönen lassen, worauf denn in der Dunkelheit auch diese beiden Verirrten bei uns anlangten und so die ganze Gesellschaft wieder beisammen war.

Inzwischen waren die mehrsten Wagen in solchem Grade beschädigt, daſs es nicht zu wagen war, ohne ernstliche Ausbesserung die Reise mit ihnen fortzusetzen. Das machte denn abermals eine Ruhe von zwei Tagen nöthig, die sämtlichen

Reisenden zur Herstellung ihrer Kräfte und mir besonders, zur Ordnung meiner Sammlungen, trefflich zu statten kam. Der General-Commissär benutzte diese Muſse, einige andre Plätze dieses Districts zu besehen und reiste den 1sten November, in Begleitung einiger seines Gefolges und des Veldcornets Louw, nach dessen sieben Stunden nordwärts am groſsen *Doornrivier* gelegenen Platz, *de Oorlogskloof* *) genannt. Auf dem Rückwege besuchte er noch einige andre, nicht weit vom Wege entfernt liegende Plätze und ward, ungeachtet der Armuth, die in diesen Hütten herrschte, von Allen mit vieler Freude und Höflichkeit empfangen.

An den Abenden und Nächten, die wir hier zubrachten, ward es empfindlich kalt und das Thermometer sank auf 3° Reaumur. In der einen Nacht reifte es heftig, was man in der Nähe der Capstadt selbst mitten im Winter nicht erlebt. Die hohe Lage dieser nördlichen Gegenden ist die Ursache dieser Erscheinung. Ueber das so ganz unterschiedene Clima dieser Landstriche werde ich in der Folge, wenn meine Leser mit dem ganzen Local etwas bekannter geworden sind, ausführlicher zu handeln Gelegenheit finden.

Mit vieler Dankbarkeit erinnerte sich unser Wirth des trefflichen Thunberg, der ihn hier im

*) Oorlogskloof, die Kriegsschlucht; also genannt wegen eines Treffens, das hier einmal den Bosjesmans geliefert wurde. Dieser Platz ist der nördlichste dieses Districts. Gleich dahinter fangen die unwirthbaren Gegenden des Namaaqualandes an.

Jahr 1775 besuchte und damals seinem noch jetzt lebenden Sohne, der sehr gefährlich krank war, durch sorgfältige ärztliche Behandlung das Leben rettete. Als eine besondre Merkwürdigkeit zeigte er uns auch einen, aus dem kleinern Horn des africanischen Rhinoceros geschnitzten Becher, der nach dem allgemeinen Volksglauben die Eigenschaft haben soll, dafs er anzeigt, ob eine Flüssigkeit Gift enthalte. Wenn man nemlich eine solche hineingiefst, verräth sie ihre Schädlichkeit durch starkes Aufbrausen, und ohne Gefahr kann man jede Flüssigkeit geniefsen, die in einem solchen Becher unverändert bleibt! Gewifs ein gefährlicher Glaube, den ich jedoch vergebens dem ehrlichen Manne aus dem Sinne zu reden mich bemühte *).

Am Mittwochen den 2ten November zogen wir weiter und machten Mittags an einem kleinen Häuschen Halt, das ein gewisser Pieter van Zyl bewohnte. Wir fanden hier abermals eine niedliche, wirklich liebenswürdige Hausfrau, die Alles aufbot, uns den kurzen Aufenthalt so angenehm zu machen, als es ihre sehr beschränkten Umstände verstatteten. Der Mann hatte Tags vorher ein Gericht sogenannter *Namaaquas-Rebhüner* zusam-

*) Im ersten Bande der Sammlung aller Reisebeschreibungen (Leipzig 1748) S. 408 wird angeführt, dafs das Rhinoceros von den Malayen für das Weibchen des Einhorns gehalten werde. Dann folgen die Worte: „Die Hörner schätzen sie sehr hoch, als Mittel wider alle Arten von Gift.“ Es ist daher wahrscheinlich, dafs dieser Aberglaube von malayischen Sclaven in die Capcolonie eingeführt wurde.

mengeschossen, deren es hier in solcher Menge giebt, daſs drei Schüsse mit feinem Hagel hinreichend gewesen waren, um ihrer 60 zusammenzubringen. Dieser Vogel hat die Gröſse einer kleinen Taube und ist von sehr feinem Geschmack; auf meinen späteren einsamen Reisen auſserhalb der Grenzen der Colonie, hat er mir oft zu einem angenehmen Nahrungsmittel gedient.

Nachmittags besuchten wir auf einem kleinen Umwege die kranke Frau, deren Familie uns vor einigen Tagen so bereitwillig von ihrem geringen Vorrath gespeiset und getränkt hatte. Ich fand sie noch sehr krank und hinterlieſs ihr die versprochenen Arzneimittel, nebst einigen Vorschriften und diätetischen Rathschlägen. Am Abend desselben Tages langten wir auf der *Matjesfontein* *), bei einem gewissen Jan Strauſs an. Hier war das Haus so klein, daſs alle Zelte aufgeschlagen werden muſsten, indem nicht einmal für den General-Commissär ein Plätzchen zur Schlafstelle auszumitteln war.

Dieser Strauſs war von deutscher Abkunft. Sein Vater, der als Soldat nach dem Cap gekommen und nachher ein ganz angesehener Bürger der Capstadt geworden war, hatte das traurige Schicksal gehabt, von seinen Sclaven auf eine grausame Art ums Leben gebracht zu werden. Strauſs, der damals ein kleiner Knabe, aber gröstentheils

*) Eine gewisse Art von Binsen, aus welchen recht hübsche Matten verfertigt werden, heiſst bei den Colonisten Matjesgoed, daher der Name.

Augenzeuge dieser schrecklichen That gewesen war, unterhielt uns mit einer ausführlichen Erzählung davon.

Ich fand hier für die kurze Zeit unsers Aufenthalts hinreichende Beschäftigung, denn es hatten sich viele Kranke und Gebrechliche aus der Gegend eingefunden, die meinen Rath und Hülfe begehrten. Wunderbar ergriff mich die Anrede der Mehrsten, indem sie mich mit gläubigem Vertrauen auf die Unfehlbarkeit meiner Kunst, „Meister" titulirten und mir, durch eine sehr natürliche Erinnerung an die Wunder des Evangeliums, die eigne Ohnmacht recht fühlbar machten *). Dazu waren die Mehrsten mit langwierigen, tief eingewurzelten Uebeln behaftet, die selbst eine fortgesetzt sorgfältige Behandlung schwerlich geheilt haben würde. Ueberhaupt sind chronische Beschwerden in der Colonie unverhältnißmäßig viel häufiger als hitzige. Bei weitem der größte Theil der Frauen in den entlegenern Districten leidet an hysterischen Beschwerden, die bei einer sonderbar widersinnigen Behandlung, die man dagegen anzuwenden gewohnt ist, oft einen furchtbar hohen Grad erreichen und sogar zuweilen hectischen Tod bringen. Dann sind in dieser Gegend Steinbeschwerden eine gewöhnliche Plage der

*) Die holländischen Schiffschirurgen heißen in der Schiffersprache: Meester, und dieser Name ist mit vielen andern Schiffer-Ausdrücken in die Colonistensprache übergegangen. Dasselbe ist, wie Edwards in seiner trefflichen Beschreibung der englischen Besitzungen in Westindien bemerkt, auch in den dortigen Colonien der Fall.

Männer, welches vielleicht dem durchgehends schlechten Trinkwasser und dem Mangel an geistigen Getränken zuzuschreiben ist. In den Gegenden, wo guter Wein wächst oder wohlfeil zu haben ist, kennt man dieses Uebel durchaus nicht. Die venerische Krankheit kommt unter den Weifsen höchst selten vor, erreicht dann aber, bei der Unbekanntschaft mit einer zweckmäfsigen Heilart, einen fürchterlichen Grad von Bösartigkeit. Häufiger findet man sie unter den Hottentotten, bei denen sie (auffallend genug) nie so sichtbar zerstörend wirkt.

Nächst diesen Krankheiten sind rheumatische Zufälle und Gicht-Beschwerden die allgemeinsten und durch die ganze Colonie verbreiteten Uebel. Doch werden sie mit Hülfe des milden Clima's, durch die dagegen üblichen einheimischen Mittel und den Gebrauch der natürlichen warmen Bäder leichter besiegt, als jene. Kinder leiden viel an Bräune und Gichtern, aufser diesen sind aber auch fast keine Kinderkrankheiten bekannt. Scrofeln kommen sehr selten vor und die Blattern haben nie in dem Innern der Colonie geherrscht. Ueberhaupt kennt man wenig hitzige Krankheiten und die Fieber erreichen unter den Colonisten nie den Grad von Bösartigkeit als in Europa, oder unter den eingewanderten Europäern.

Wie grofs auch unser Vorrath von Arzneien war, so würde er dennoch nicht hingereicht haben, wenn alle Hülfesuchenden nach Erfordernifs hätten versehen werden sollen. Ich war daher bald genöthigt, mich mit den Heilkräften der

einheimischen Gewächse bekannt zu machen und mufste mich begnügen, in den mehrsten Fällen deren Gebrauch zu empfehlen, damit es uns selbst nicht einmal an Hülfsmitteln gebräche, wenn etwa einer von der Gesellschaft krank würde. Auf den Rath eines Freundes in der Capstadt hatte ich mich mit einem Vorrath Hallischer Medicamente versehen, auf welche die Colonisten ein ganz besonderes Vertrauen setzen, und nicht leicht kann man ihnen ein angenehmeres Geschenk machen, als mit einem Glase *Pulvis antispasmodicus* oder *Essentia dulcis*. Da es mir indessen gerade an dem Vertrauen auf diese Mittel fehlte, so erlaubte ich mir ihren Gebrauch nie in Krankheitsfällen, sondern benutzte den Vorrath nur, um hin und wieder eine Höflichkeit zu erwiedern, oder eine kleine Freude zu machen. Ueberhaupt habe ich mir durch meine medicinischen Kenntnisse manchen Freund unter den Colonisten erworben und auf den späteren Reisen durch diese Gegenden, den Lohn für meine Bereitwilligkeit, jedem Kranken zu helfen und zu rathen, in mancherlei Gegengefälligkeiten und allgemeiner Liebe der Colonisten gefunden. Indessen ging mit dieser Praxis immer ein grofser Theil meiner Zeit verloren, die mir für so manche andre Beschäftigung kostbar war. Ich genofs daher an den Rastplätzen viel weniger Ruhe, als einer meiner Gefährten, indem sich meine Mufse in Excursionen in die umliegende Gegend, in Untersuchung und Aufbewahrung der gefundenen Schätze, und in jene fast täglich häufiger werdenden ärztlichen Geschäfte theilte.

Unser nächster Ruheplatz war an dem Fuſs eines kleinen Gebirges, dessen südliches Ende *de Tygerhoek* (Tiger-Ecke) genannt wird. Wir fanden hier in dem Hause eines Colonisten aus der zahlreichen Sippschaft der van der Merwe eine freundliche Aufnahme, unterhielten uns mit dem vernünftigen Mann über die Viehkrankheiten, die in diesen Gegenden herrschen, und fanden in der unweit des Hauses gelegenen Niederung abermals eine reiche Ausbeute an seltenen Insecten und Pflanzen.

Ein Paſs zwischen zwei kleinen Gebirgsecken, durch welchen zwei Ebenen mit einander verbunden werden, ohne daſs dem Durchgang einige Schwierigkeiten des Terrains entgegenständen, wird von den Colonisten ganz passend: „*Poort*“ (ein Thor, eine Pforte) genannt. Eine solche Poort bildet die Tiger-Ecke mit einem gegenüberstehenden Hügel; wir zogen Nachmittags hindurch und erfuhren von unsern Wegweisern, daſs dieser Durchgang vor zwei Jahren eine Zeitlang von den Bosjesmans besetzt gewesen. Sie pflegten sich hinter den eisenhaltigen Sandsteinfelsen zu verbergen, welche ganz die Farbe ihrer Haut haben, und auf die vorüberziehenden Reisenden mit ihren giftigen Pfeilen zu schieſsen, ohne daſs sie von diesen so leicht wieder entdeckt werden konnten. Auf dem weitern Wege bemerkten wir (was auch schon diesen Morgen der Fall gewesen war) Spuren einer zahllosen Heerde von Strauſsen, die wenige Tage vorher hier durchgezogen sein muſste. Sie halten sich im Sommer gern auf diesen Höhen

auf, ziehen aber im Winter in die ebenern Gegenden hinab.

Der Fuſs des *Hantamsberges* war das Ziel unsrer heutigen Reise. Die Wohnung des Veldcornets Abraham van Wyk, *Akerendam* (Eichelndamm) genannt, liegt an der Südseite dieses, in mancher Hinsicht merkwürdigen Berges. Er liegt ziemlich isolirt, ist oben völlig platt wie der Tafelberg, dem er von dieser Seite auch in Absicht seiner steilen völlig unersteiglichen Fronte gleicht, doch nicht so hoch, denn die Fläche seines Gipfels ist etwa nur 1500 Fuſs über dem Thale erhaben. Was diesen Berg besonders merkwürdig und durch die ganze Colonie berühmt macht, ist die besondre Zuträglichkeit seiner Weide für Pferde. Sie gedeihen nemlich hier nicht nur ganz besonders, sondern sind auch für immer von der verderblichen Seuche befreit, die in den übrigen Gegenden der Colonie fast alljährlich so groſse Verwüstungen anrichtet. Die Ursache dieser Heilsamkeit ist noch nicht hinlänglich ausgemittelt, doch sind die Bewohner des Hantams-Districts geneigt, den ersten Grund darin zu finden, daſs dieser Berg sich im Winter drei Monate lang mit Schnee bedeckt, indessen selbst die höher gelegnen spitzen Gipfel der benachbarten Berge nur Tagelang weiſs bleiben. Das umherliegende Land würde fruchtbar genug sein, wenn hier wie im Süden der Colonie im Winter regelmäſsig Regen fiele. Das ist aber nicht der Fall, Wassermangel herrscht überall und besonders an der Süd- und Ost-Seite des Hantamsberges, ja viele Plätze sind im Sommer

der

der Dürre wegen ganz unbewohnbar. In den kürzeren Wintertagen fangen aber die Quellen zuweilen von selbst wieder an zu fliesen, auch ohne dafs Regen gefallen ist; eine Folge von der geringern Verdunstung des Wassers und von dem Schmelzen des Schnees auf den Gipfeln der Berge. Zu eben dieser Jahrszeit sieht man auf dem *Roggevelde* die salzigen Quellen und stehenden Wasser unter eben diesen Bedingungen süfs werden.

Korn wird daher im *Hantamsdistrict* nicht viel gewonnen, obgleich die Colonisten jedes Jahr einige Stücke Land bestellen; giebt der Himmel dann Regen, so ist der Ertrag oft ansehnlich. In den mehrsten Fällen aber wird die Aussaat kaum wiedergewonnen und das Korn mufs aus den benachbarten Districten herbeigeschafft werden, wie denn auch die Bewohner des *Unter-Bokkeveldes* hieher hauptsächlich ihren Ueberflufs absetzen. Indessen ist die Korn-Consumtion in diesen nördlichen Strichen sehr gering, indem die Fleischnahrung allgemein vorgezogen wird und die Sclaven besonders, fast nie Brod zu schmecken bekommen. Das ist überall der Fall, wo, wie hier, gute Schafzucht ist, und wo also das Fleisch wohlfeiler zu stehn kommt als Brod. In einer mäfsig grofsen Haushaltung von etwa 20 Köpfen werden täglich 3 bis 4 Schafe, deren eins 36 bis 40 Pfund wiegen mag, geschlachtet, und man rechnet auf jeden Viehhirten wöchentlich ein Schaf, eine Angabe, die ich durch häufige Nachfragen habe bestätigt gefunden. — Man zählte jetzt 25,000 Schafe in diesem District. Die Dürre des Jahrs 1804 hat

aber diese Zahl bis auf 20,000 verringert und dadurch besonders geschadet, daſs die nahrhaftesten Futterkräuter an vielen Stellen ganz ausgegangen sind und nun durch unnütze Gewächse verdrängt werden. — Die Rindviehzucht ist hier sehr unbedeutend wegen des Mangels an Niederungen und an dem sogenannten *Valleygrond*, worunter man ein feuchtes, aus Sand und Thon gemischtes Erdreich versteht, welches am besten geschickt ist, die Pflanzen hervorzubringen, die dem Rindvieh dienlich sind.

Die besten Plätze in diesem District besitzt Herr Jan van Reenen, derselbe, den wir an der *Teefontein* trafen. Sie liegen an der wasserreicheren Nordwestseite des *Hantamsberges* und von da nördlich. Auf dem zunächst gelegenen, *de groote Toorn* genannt, unterhält van Reenen eine treffliche Stuterei, die mehr als 300 Zuchtpferde zählt, alle von der besten englischen und arabischen Race. Er hat unter andern einen Arabischen Hengst, für welchen er 3000 Thaler bezahlt hat. Die Pferde laufen hier Tag und Nacht ohne Wächter im offenen Felde. Von Stallung weiſs man nichts und Pferdediebstähle sind unerhört. Alle 14 Tage etwa werden die Pferde einmal zusammengetrieben und nachgezählt. Hin und wieder vermiſst man wohl einmal ein Füllen, daſs den Hyänen zur Beute geworden ist, und an vielen Pferden aus diesen Gegenden bemerkt man Spuren, daſs sie einmal unter den Klauen wilder Thiere gewesen sind.

Dieser Platz des Herrn van Reenen macht

auch in Absicht seiner Fruchtbarkeit an Korn die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel. Da von dem *Hantamberge* nach seiner Seite hin einige nie versiegende Bäche herabrieseln, mit welchen er das bestellte Land beständig bewässern kann, so gewinnt er ohne Mühe soviel Korn, als er zu eigner Consumtion bedarf. Die Erndte bringt in guten Jahren das 40ste bis 50ste Korn. Der Garten liefert Küchengewächse mancher Art, und 600 Pfirschenbäume, deren Früchte getrocknet werden, lassen es nie an einem hinlänglichen Wintervorrath mangeln.

Van Reenens Schafheerde betrug über 1600 Stück und da er selbst einer der ersten gewesen war, die die Vortheile der Einführung spanischer Race eingesehen hatten, so waren die mehrsten derselben schon in der fünften Generation spanischer Abkunft und trugen feine Wolle, deren Absatz bereits bedeutenden Gewinn brachte. Die Regierung hat im Jahr 1804 eine Commission zur Verbesserung des Landbaues und der Viehzucht ernannt, deren Mitglied Herr van Reenen ward. Diese Commission, an deren Spitze der einsichtsvolle Herr van Ryneveld stand, und deren ich noch oft zu erwähnen Gelegenheit finden werde, hat nachher durch höchst zweckmäſsige Mittel diese Verbesserung der Schafzucht allgemeiner zu machen gesucht, und das ist ihr so vollkommen gelungen, daſs bereits binnen wenigen Jahren die glücklichen Folgen davon in den vermehrten Einkünften der Colonie für ausgeführte Wolle zu spüren sein werden.

Nächst van Reenens Besitzungen ist der Platz des Veldcornets van Wyk, auf welchem wir uns jetzt befanden, der beste des Districts. Doch fehlt es auch hier oft an Wasser. Gegen Südwesten hat man von hieraus eine weite Ebene vor sich, die durch mehrere einzeln stehende, durch sonderbare Gestalten sich auszeichnende Berge in einem Abstand von 3, 4 und mehrern Stunden begrenzt wird. Am anffallendsten ist unter diesen der *Prammeberg* (Zitzenberg) dessen Gipfel im Profil gesehen, allerdings viel Aehnlichkeit mit einer Frauenbrust hat.

Die Bewohner dieses Districts sind rühriger, gedrungener, weniger fett und träge, als die der südlichen Striche, wozu wohl das kältere Clima am mehrsten beitragen mag. Sie gleichen darin den Bewohnern der, auf gleicher Höhe im Osten der Colonie liegenden Schneeberge, an denen schon andere Reisende jene Vorzüge gerühmt haben. Bald nach unsrer Ankunft erschienen mehrere Familien aus der Nachbarschaft zu Wagen und zu Pferde, die, wie sie selbst bekannten, die Neugierde hertrieb, einmal eine Obrigkeit zu sehen. Zugleich brachten sie allerhand kleine Geschenke an Wild und Erfrischungen, die eben so anspruchlos und freundlich gegeben, als dankbar empfangen wurden. Wir mufsten uns abermals wundern, soviel natürliche Bildung, soviel reinliche Wohlhabenheit in der einfachen Kleidertracht, soviel unbefangne Gesprächigkeit, soviel Anstand unter Menschen anzutreffen, die in einer Entfernung von mehr als 60 Meilen von der Hauptstadt,

in einem einsamen, dürren, allein zur Viehzucht geschickten Landstrich leben und mehr als zur Hälfte von den rohesten Wilden umgeben sind. Ein Paar rüstige junge Burschen, aus deren Augen Kraft und Zufriedenheit glänzte, ergötzten uns durch angenehme Erzählungen von ihren Jagd- und Reise-Abentheuern, die sie höchstlaunig in dem kurzen, derben africanischen Holländisch vortrugen. Es fiel uns hier die Bemerkung auf, daſs man aus dem Munde eines Colonisten nie ein unanständiges Wort, nie einen Fluch, nie eine übertriebene Betheurung hört. Sie hat sich mir, so lange ich unter diesen Menschen gelebt habe, durchaus bestätigt, und ich bin mehr als einmal Zeuge gewesen, daſs sie sich mit einem gewissen Zartgefühl und edlem Unwillen über die Rohheit unsrer Dragoner oder andrer Europäer äuſserten, wenn solchen im Ärger ein Fluch oder eine Unanständigkeit entschlüpfte. Die allgemein herrschende, hin und wieder fast in Bigotterie ausartende Religiosität der Colonisten ist wohl die Hauptursache dieses Verdienstes, wie denn überhaupt ihre Abgeschiedenheit von der Welt sie vor der Ansteckung manches Lasters bewahrt. Was uns die guten Hantammer noch liebenswürdiger machte, war ihre Verträglichkeit und Einigkeit. Dies war nemlich der erste District, in welchem unser thätige Chef keine Streitigkeiten zu entscheiden oder beizulegen fand. Das Zwisten und Rechten gehört so ganz zu dem Character des Colonisten, daſs es unzertrennlich davon scheint. Gewöhnlich sind es Grenzstreitigkeiten, die sie

beschäftigen, und unter zehn nächsten Nachbaren sind gewiſs neun Todfeinde. Mit welcher Animosität sie nun aber auch auf ihrem Rechte bestehen, so hört man sie sich nie schimpfen, selbst hinter dem Rücken nicht, viel weniger kommt es je zu groben Thätlichkeiten. Dazu wirkt mit das Vorurtheil, daſs Schläge einen Freien und Christen entehren. Daſs nun in diesem District zu solchen Zwisten weniger Veranlassung gefunden wird, ist leicht zu erklären, da die Plätze ziemlich weit aus einander liegen und da so wenig Rindvieh gehalten wird, als über dessen Weide die mehrsten Streitigkeiten geführt zu werden pflegen.

Die Hitze des folgenden Tages bewog uns, bis Nachmittag an diesem Ort zu bleiben, zumal da wir bis zu dem nächsten Platz, wo wir übernachten sollten, nur 4 Stunden zu reisen hatten. Ich benutzte den Morgen zu einer Excursion in die umliegende Gegend und besuchte ein Paar kranke Hottentotten unsers Wirths. Bei dieser Gelegenheit fand ich ein musicalisches Instrument neben dem Lager des Einen, eine Art von Zither, die sehr einfach aus vier, über eine halbe ausgehöhlte Kürbisschale gezogenen Saiten und einem daran befestigten rohen Griffbrett bestand. Die Frau des Kranken muſste mir darauf vorspielen, und brachte, nachdem sie sich die Saiten in den eigenthümlichen hottentottischen Intervallen abgestimmt hatte, dieselben Accorde hervor, die ich nachher auf der *t'Görrah* und andern Instrumenten dieser Wilden wiedergefunden habe, und die sich nur mühsam auf einigen unsrer Saiten-Instrumente würden wiedergeben lassen.

Der Platz, den wir Abends erreichten, war einer der ärmlichsten, den wir anf der ganzen Reise angetroffen haben. Es ist der letzte dieses Districts nach Osten und heiſst *de onwetende Fontein aan den Daunis-Kloof.* Die Hütte des Eigenthümers ist von kahlen, felsigen Hügeln umgeben, ringsumher, soweit das Auge trägt, kein Baum noch Strauch zu entdecken, niedriges, dünne stehendes Gestripp, unter welchem man besonders das *Mesembryanthemum spinosum* wahrnimmt, ist alles, was die Erde hier hervorbringt und wovon sich dennoch eine ganz ansehnliche Schafheerde nährt; eine kleine Quelle in dem Bette eines nahegelegenen periodischen Flusses, ergieſst einen schwachen Strahl kaum trinkbaren Brackwassers, und die einsame Lage des Orts läſst die Bewohner nie ohne Furcht vor den Plünderungen der Buschmänner. An diesem traurigen Ort, den ein gewisser Gous bewohnt, fanden wir indessen eine Merkwürdigkeit, die die Beachtung der Naturforscher und künftiger Reisenden in hohem Grade verdient. In dem Thonschiefergestein nemlich, aus welchem die Quelle entspringt, fanden wir eine zahllose Menge auf einander gehäufter Abdrücke von Fischen. Sie entdeckten sich uns schon auf der Oberfläche, wurden aber immer schöner, gröſser und deutlicher, je mehr wir von den dünnen Lagen des Gesteins wegbrachen. Die Gestalt dieser Fische glich vollkommen der des Aals, die Länge der gröſsten betrug 3 Fuſs. Die geringe Dicke und die Bröcklichkeit der Schieferlagen machte es unmöglich, ein einziges Exemplar

davon unbeschädigt herauszuheben und die Fragmente, die wir davon zu näherer Untersuchung mitnahmen, waren bald durch das Stoſsen unsrer Wagen völlig zertrümmert. Als die einzigen Spuren einer Vorwelt, die ich in dem südlichen Africa gefunden, auf einer Höhe von 5000 Fuſs über der Meeresfläche, ist mir diese Erscheinung, je mehr ich das Land durchreist und kennen gelernt habe, immer merkwürdiger geworden.

Wir verlieſsen nun den *Hantamsdistrict* und zogen, wieder nach Südosten wendend, den Gebirgen des *Onder-Roggeveldes* zu. Unser Weg führte durch eine Fläche, die sich von Südwesten nach Nordosten zwischen der *Hantam* und dem *Roggeveld* hindehnt. In weiten Abständen erheben sich aus dieser Fläche isolirte Berge, alle von gleicher Höhe. Ein mächtiges, senkrecht gebrochenes, völlig horizontales Flötz bildet auf allen diesen Bergen die oberste Lage und giebt bald die warzenförmige Spitze eines regelmäſsig abgerundeten Kegels, bald die unzugängliche Platte eines Tafelberges ab, welchen eine grüne Decke besser genährter Pflanzen überzieht und malerisch umkränzt.

Einige junge Colonisten begleiteten uns als Wegweiser, um, wenn uns etwa Wild aufstieſse, Proben ihrer Geschicklichkeit im Schieſsen zu geben. Unsere Hoffnung war aber auch diesmal vergebens, sowie wir überhaupt bis jetzt noch sehr wenig Wild zu Gesicht bekommen hatten und ein sogenannter *Kahlkopf* (eine Art *Tantalus*), den einer der Jäger im Fluge schoſs, war alles was die

heutige Jagd lieferte. Die Hitze des Tages hatte viele Schlangen hervorgelockt, wir fingen deren zwei merkwürdige giftige Arten, nemlich die bekannte gehörnte Schlange, deren Gift die Bosjesmans hauptsächlich zum Vergiften ihrer Pfeile benutzen, und eine seltenere Art, die sogenannte *Spugslang* (Sprützschlange). Sie ist 3 bis 4 Fuſs lang, schwarz von Farbe und hat das Eigne, daſs sie beim Angriff ihr Gift von sich sprützt und damit, nach der allgemeinen Erfahrung der Colonisten, leicht das Auge des Verfolgers zu treffen weiſs. Es erfolgt dann sogleich Erblindung, heftiger Schmerz und eine so gewaltsame Entzündung, daſs zuweilen völliger Verlust des Gesichts die Folge davon ist. Augenblickliches Auswaschen mit warmer Milch hat sich als das beste Mittel in diesem Falle bewährt. Der Biſs dieser Schlange ist sehr gefährlich. Es ist wahrscheinlich dieselbe, deren der Capuciner Ant. Zucchelli in seiner Missionsreise nach *Congo* (*Venezia* 1712) erwähnt, und von welcher dort gesagt wird, sie sprütze das Gift aus ihrem Auge in das Auge des Menschen und Frauenmilch sei das einzige Mittel völliger Blindheit vorzubeugen *).

Der Mangel an Wasser nöthigte uns, unsre heutige Tagereise, ohne die gewöhnliche Ruhe auf halbem Wege, in einem Ruck zurückzulegen. Wir gelangten denn auch schon um Mittag in das *Roggeveldsgebirge* und fanden in einem der ersten

*) M. s. Beckmanns Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, 1stes Stück S. 29.

engen Thäler die Wohnung der Wittwe Steenkamp, *Elandsfontein* genannt. Obgleich hier Ueberfluſs an Wasser, folglich auch mehr Vegetation und selbst Gärten und Saatfelder anzutreffen waren, so machte doch die drückende Nähe der hohen, kahlen, dunkelfarbigen Felsen, zwischen welchen das Haus wie eingeklemmt lag, diesen Platz zu einem traurigen Aufenthalt. — Nachts sank das Thermometer abermals bis auf 2 Grad, und die wir in den Zelten schliefen, hatten Mühe zu erwärmen.

Die Tagereise des 6ten Novembers machte ich der Abwechselung halber einmal zu Fuſs, um desto freier dem Einsammeln von Insecten und Pflanzen nachgehen zu können. Da ich indessen ohne den dazu nöthigen Apparat auch noch ein Gewehr tragen muſste, um mich nöthigenfalls vertheidigen oder ein Stück Wild erlegen zu können, so ward dadurch dieser Marsch bei der ohnehin starken Hitze des Tages allerdings ziemlich beschwerlich. Inzwischen ward meine Mühe durch einen ansehnlichen Zuwachs meiner Sammlungen und durch einen Hasen und ein Paar hübsche Vögel, die ich schoſs, in etwas belohnt. Ich hatte den Weg, der sich die Abhänge und unwegsamen Thäler meidend an den Höhen hinzieht, verlassen, manche Schlucht durchkrochen und manchen steilen Felsen erklommen, als ich Mittags die Gesellschaft an einem Orte wiederfand, der *Hautebeestfontein* genannt und von dem Sohne unsers alten Freundes Louw bewohnt wird. Er selbst war nicht daheim und schon seit zwei Wochen mit

einigen Nachbaren auf die Elandsjagd gereist. Schon waren ein Paar Tage über die Zeit verflossen, die er zu seiner Rückkehr bestimmt hatte, und die Frau in nicht geringer Bekümmernifs über sein Aufsenbleiben. Desto erfreulicher war es uns, ihn noch am nemlichen Abend heimkehren zu sehen. Er war mit seinen Gefährten fünf Tagereisen nordwärts, aufserhalb der Grenzen der Colonie gewesen und das kleine Wild ungerechnet, das ihnen zum täglichen Unterhalt gedient hatte, waren 17 *Elenn-Antilopen* *) von ihnen erlegt. Man kann jedes dieser Thiere, durch einander gerechnet, auf ein Gewicht von 7 bis 800 Pfund schätzen, so dafs auf den Antheil eines jeden Jägers fast 4000 Pfund reines Fleisch kommen. Dies wird an dem Orte selbst zerschnitten, eingesalzen, in die Felle gepackt und auf den mitgenommenen Wagen nach Hause gebracht, wo es geräuchert einen Vorrath von einem sehr gesunden und wohlfeilen Nahrungsmittel abgiebt.

Vorzüglich beliebt sind die geräucherten Muskeln der Keulen, welche man nach ihrer ganzen Länge ausschneidet und wegen der Aehnlichkeit mit Ochsenzungen — *Billtongen* — Keulenzungen nennt. Sie werden auch oft als Geschenke oder zum Verkauf nach der Stadt gebracht, und dort roh, in sehr dünne Scheiben geschnitten, als eine Leckerei zum Butterbrod gegessen. Der Geschmack des frischen Elandfleisches gleicht am mehrsten dem des Rindfleisches, es ist aber weniger fett

*) Antilope Oreas. Pallas.

und kann eben deswegen leichter und länger trocken aufbewahrt werden. In diesen Gegenden, wo das Brod nicht immer zu haben ist, und wo der tägliche und fast ausschliefsliche Genufs des fetten Hammelfleisches der Gesundheit leicht nachtheilig wird, kommt es daher besonders zu Statten. — Bei dem Allen läfst sich Vieles gegen die grofsen Jagden aufserhalb der Grenzen erinnern, und Herr Barrow hat wohl nicht Unrecht, wenn er sie als Beeinträchtigungen der, jene Landstriche bewohnenden Wilden schildert. Auch sind sie wirklich im Jahr 1804 von der holländischen Regierung streng verboten worden, eine Maafsregel, die allerdings mehr für als wider sich hat und deren vortheilhafteste Wirkung wohl die ist, dafs die Colonisten nun zu mehrerer Betriebsamkeit im Innern ihres Hauswesens gezwungen und in die Nothwendigkeit versetzt werden, durch Verbesseruug ihres Viehstandes das zu ersetzen, was ihnen sonst die Jagd lieferte. Dessen ungeachtet kann ich nicht umhin, zu bemerken, dafs mir die Gründe des Herrn Barrow auf falschen Voraussetzungen zu beruhen scheinen, indem ich mich auf den späteren Reisen aufserhalb der Grenzen der Colonie überzeugt habe, dafs dort allerdings ein grofser Ueberflufs an Wild vorhanden ist, der den Buschmännern vermöge ihrer natürlichen Trägheit und der Unvollkommenheit ihres Schiefsgewehrs sehr wenig zu Statten kommt. Ja, ich habe sie sich über das Aufhören dieser Jagden beklagen gehört, weil es dabei gebräuchlich war, ihnen einen gewissen Antheil zu geben, nicht zu gedenken, dafs

ihnen der ganze Abfall, die Eingeweide, der Kopf, die Schenkel u. s. w. zu Theil fiel. Dennoch ist es, wie gesagt, löblich, daſs dem möglichen Miſsbrauch vorgebeugt ist.

In eben den Gegenden, wo jene Jagd vorgenommen war, halten sich auch noch *Rhinoceros* auf, deren Louw auch schon manches in seinem Leben erlegt hatte. Das Fleisch des Thiers wird dann gewöhnlich den Wilden ganz überlassen, die es für einen Leckerbissen halten und denen ein solches Geschenk um so angenehmer ist, weil sie mit ihren schwachen Pfeilen dem ungeheuren Geschöpf nichts anhaben können. Nur die Haut behält der Schütze, um daraus dünne Streifen zu schneiden, die gehörig abgeschabt, mit Oel getränkt und gereckt die bekannten Reitgerten abgeben, die hier mit einem Malayischen Namen, *Schambok*, genannt werden. Da man zwei, drei, auch wohl vier Schilling für eine solche Peitsche bezahlt, so ist ein Rhinoceros allerdings den Schuſs Pulver wohl werth.

Die *Hartebeestfontein* ist abermals ein sehr einträglicher und an gesunden Futterkräutern fruchtbarer Platz. Louw unterhält hier 200 Pferde, 3000 Schafe, 400 Ziegen und eine groſse Anzahl Rindvieh. Eine niedliche junge Frau und fünf muntere Kinder vollenden sein häusliches Glück, dessen ihn ein zufriedenes heiteres Gemüth und seine offene Redlichkeit vollkommen würdig machen.

Auch hier empfanden wir bei Nacht eine heftige Kälte, ungeachtet das Thermometer am Tage bis auf 20 Grad R. stieg. In den Wintermonaten

fällt hier zuweilen tiefer Schnee und es wird so kalt, daſs die Bewohner der *Roggevelden*, um ihr Vieh vor Mangel und Krankheiten zu bewahren, in die, mehrere tausend Fuſs niedriger liegende *Karroo* hinabziehen müssen. Dort pflegen in eben dieser Jahrszeit Regen zu fallen, die alsdann die sonst so dürre und unfruchtbare *Karroo* zur herrlichsten Weide umgestalten. Ein jeder Roggevelds-Colonist hat daher auch einen Platz in der *Karroo*, welcher *Legplaats* genannt und für welchen der Regierung kein Pachtzins bezahlt wird. Da baut sich ein Jeder ein kleines Haus, das bei anfangendem Frühling wieder verlassen wird und leer und offen stehn bleibt. Im September und October zwingt sie die eintretende Dürre, wieder auf die Berge zu ziehen, wo sie denn den gröſsten Theil des Jahrs, nemlich bis zum Mai und Junius, zubringen. Da ein *Legplaats* zuweilen mehrere Tagereisen von dem Wohnort entfernt liegt, so kann man sich leicht vorstellen, daſs diese Reisen mit Weib und Kind, mit Habe und Gut, zweimal im Jahr angestellt, eine Menge Kosten und Mühseligkeiten veranlassen.

Das Land ist auf diesen Höhen ebener und weniger unwegsam, als in den Gegenden, die wir vorher besucht hatten. Die Thäler sind weit und offen, nur hin und wieder ragen einzelne höhere Bergspitzen vor, und von manchen derselben hat man herrliche Aussichten in die Tiefe der *Karroo*. Nur eine dünne Erdschicht deckt das Gestein, aber zwischen den Felsen wachsen treffliche aromatische

Kräuter *), die Schafen und Pferden ein gesundes Futter liefern und der Dürre des Sommers zu widerstehn vermögen, wenn nur im Winter der Schnee und Regen nicht ausbleibt, wie das leider in den Jahren 1803 und 1804 der Fall gewesen ist. Die Schafzucht hat daher bedeutend gelitten, indem es diesen Thieren nicht nur an Futter gefehlt, sondern die nachtheilige Witterung auch die Vermehrung der Schafläuse in solchem Grade begünstigt hat, daſs an diesem Ungeziefer viele tausende gestorben sind. Man zählte sonst 80,000 Schafe in diesem District, und 1805 betrug die Zahl wenig über 40,000. Ueberhaupt hat sich das Clima des ganzen *Roggeveldgebirges* auf eine unbegreifliche Weise geändert. Alte Leute erinnern sich, daſs vor 50 und mehrern Jahren ein solcher Ueberfluſs an Wasser war, daſs die nächsten Nachbaren oft mitten im Sommer, wegen der ausgetretenen Flüsse und des Morastgrundes in den Thälern, nicht zu einander kommen konnten. Es verging keine Woche in den heiſsen Monaten, in welcher nicht heftige Gewitter reichlichen Regen herbeigeführt hätten. Jetzt weiſs man sich schon seit undenklichen Jahren keines Gewitters mehr zu erinnern.

In dem Bezirk des *Onder-Roggevelds* besitzt fast eine jede Familie mehr als einen Platz, ja manche haben deren drei oder vier, so daſs der

*) Arten von Oxalis, Diosma, Pelargonium, Chrysocoma, Pteronia, Othonna etc., besonders aber Cotula globifera und nudicaulis.

ganze Bezirk, der 47 Lehnplätze enthält, nur 22 Hausväter zählt. Der Grund davon liegt in dem Umstand, daſs die mehrsten jener Plätze nur zu gewissen Jahrszeiten brauchbar sind, und daſs Wassermangel, geringe Ergiebigkeit der Weide oder Viehkrankheiten, alsdann den Besitzer nöthigen, einen Aufenthalt mit dem andern zu vertauschen. Der Pferdezucht sind manche Gegenden dieses Districts sehr günstig, besonders wenn sie dabei eine hohe und kalte Lage haben, als welche die Pferdeseuche nicht zuläſst, dagegen man an den niedrigern Plätzen viel von diesem Uebel zu leiden hat. Die Rindviehzucht ist verhältniſsmäſsig unbedeutend, doch immer noch besser als im *Middel-Roggeveld.* — Korn gewinnt man hier nothdürftig zu eignem Gebrauch, namentlich Waizen und Gerste. Roggen wird hier nicht gebaut, und der Name des Districts rührt von einer Grasart her, die in den Schluchten wächst und von den Colonisten wilder Roggen genannt wird.

Nachdem wir einen Tag bei den freundlichen und glücklichen Bewohnern der *Hartebeestfontein* verweilt hatten, reisten wir am 8ten Nov. weiter und erreichten gegen Mittag die Wohnung eines gewissen Dirk van Wyk an der *Matjesfontein.* Unter den Kindern dieses bereits bejahrten und ausnehmend corpulenten Mannes ward uns die älteste Tochter besonders interessant durch das traurige Schicksal, das diese Person in ihren frühen Jahren schon erlebt hatte. Sie ward vor ungefähr drei Jahren mit einem gewissen Coetzé verheirathet und wohnte mit ihm bei seinen Aeltern,

nicht

nicht weit von hier. Ihr häusliches Glück ward durch die Aussicht, bald Mutter zu werden, noch vermehrt, und schon sah sie ihrer Entbindung entgegen, als plötzlich in einer dunkeln Nacht die ganze Familie von den eignen Sclaven und Hottentotten, unter welchen letztern sich einige sogenannte zahme Buschmänner befanden, überfallen und geplündert wird. Vor ihren Augen sieht sie ihren Ehemann, ihren Schwiegervater, die Mutter ihres Mannes und eine Schwester auf die grausamste Art ermorden. Sie selbst wird unbegreiflicher Weise geschont, vielleicht flöſste der Anblick der hochschwangern Frau den Barbaren Mitleiden ein. Aber geknebelt schleppt man sie mehrere Tage lang fort, bis in einen entlegenen Schlupfwinkel, wo der Raub an Vieh, an Habseligkeiten und Geld in Sicherheit gebracht wird. Eine ganze Woche bringt sie hier in dem fürchterlichsten Zustande zu, stets Zeugin von den Streitigkeiten, die über ihr Leben unter den Räubern geführt werden. Die Buschmänner bestehen auf ihrem Tode, indessen sanfter gesinnte Sclaven, denen sie vormals Gutes gethan, sie erhalten wissen wollen. Endlich dringt die Meinung der Bösen durch, als man erfährt, daſs ein Commando von Colonisten, zu ihrer Verfolgung ausgesandt, herannahe. Schon wird sie nach einer einsamen Schlucht zum Tode geführt, um den Leichnam der Ermordeten den Verfolgern zu verbergen und dann die Flucht zu ergreifen, als ein Trupp Colonisten, unter Anführung des braven Veldcornet Nel, von der entgegengesetzten Seite in das Thal herein-

stürzt und die unglückliche Frau aus den Klauen der Unmenschen befreit, von denen die mehrsten gefangen und dem Gericht überliefert werden.

Wahrscheinlich hatte das grofse Vermögen des alten Coetsé die That veranlafst. Man fand 25,000 Thaler in Papiergeld in den Händen der Räuber, indessen ist es immer möglich, dafs unzeitige oder übertriebene Strenge das Verbrechen beschleunigte, indem sie die Sclaven zur Theilnahme daran geneigt machte und sie abhielt, das Complott zu entdecken. Die gerettete junge Frau ward zu ihren Aeltern zurückgebracht und genafs bald nachher eines Sohnes, der jetzt ein anderthalbjähriger Knabe, die Freude der Mutter und Grofs-Aeltern war.

Abends kamen wir zu dem ebenerwähnten Veldcornet Nel, einem sehr verständigen, wohlunterrichteten Mann, der nebst seinem Vater und seinen Brüdern als der erfahrenste und thätigste Hirte und Schäfer gepriesen wird. Der alte Nel besitzt gemeinschaftlich mit seinen Söhnen sechs Lehnplätze, von denen aber nur vier das ganze Jahr hindurch Wasser haben. Daher hatten die Söhne erst kürzlich noch einen neuen zugekauft, welcher von zwei, jahraus jahrein laufenden Quellen bewässert wird, und gegen den sie jene unbrauchbarern zu vertauschen gedachten. Der Preis dieses Platzes war 36,000 Capische Gulden (12,000 Thaler.) Dafür ist der Platz aber nicht ihr Eigenthum, sondern sie bezahlen mit dieser Summe dem vorigen Besitzer nur das Haus, den Garten und die übrigen Ameliorationen und treten zugleich in dessen Rechte als Erbpächter.

Der Platz, auf welchem wir uns jetzt befanden, hieſs *de Kuil* (die Grube, Kuhle), der kleine periodische Fluſs, der daran vorbeiflieſst, *de Kuilsrivier.* In diesem Fluſs war noch eine Vertiefung so voll Wassers, daſs wir beim Baden darin schwimmen konnten, und doch versicherte uns Nel, daſs binnen wenigen Wochen kaum soviel darin zu finden sein werde, daſs ein Paar Spann Pferde genug hätten, ihren Durst zu löschen. Zugleich ist das Wasser vollkommen brack und das Trinkwasser für die Familie muſs dann aus einer kleinen entlegenen Quelle geholt werden. Die ganze Ebene vor dem Hause war weiſs bedeckt von dem aus der Erde schlagenden *Natron*; man war versucht sich einzubilden, es sei ein dünner Schnee gefallen. Ich benutzte diesen Ueberfluſs, der uns in dem Grade noch nicht vorgekommen war, um eine beträchtliche Menge von dem *Natron* einzusammeln, befreite es durch Auslaugen und Abdampfen von dem eingemengten Sande und nahm die so gereinigten Crystalle zu weiterer Untersuchung mit.

Einer unsrer Wagen hatte auf der letzten Tagereise abermals eine Achse gebrochen, deren Wiederherstellung einen neuen Rasttag nöthig machte. Wir reisten daher erst am 10ten Nov. weiter und kamen, nachdem wir Mittags am *Kruisrivier* Halt gemacht, gegen Abend in ein ganz angenehmes Thal, *Koornlandskloof* genannt. Dies war eben der Platz, an welchem die obenerzählte Mordthat vorgefallen war. Ocker Coetsé, ein Sohn des Ermordeten und Schwager jener unglück-

lichen Frau, war jetzt Besitzer davon. Er hatte eine unverheirathete Schwester bei sich, die in jener fürchterlichen Nacht glücklich den Händen der Räuber entschlüpft war und uns ausführlich den Hergang des gräſslichen Ereignisses mit allem Detail, zu welchem unser Aufenthalt in dem Zimmer, welches der Schauplatz der blutigen That gewesen war, Veranlassung gab, erzählte. Dies Mädchen gewann überdies noch dadurch unser Interesse, daſs sie die Sprachen der Buschmänner und Kaffern, so wie das Hottentottische, fertig redete. Auch verrieth die Reinheit, in welcher sie das Holländische sprach, und eine gewisse unbefangne Feinheit ihres Betragens mehr Bildung, als wir bei den übrigen Frauen in dieser Gegend angetroffen hatten. — Auch an diesem Ort, der übrigens wegen seiner niedrigen Lage in nassen Jahren sehr fruchtbar und zum Kornbau geschickt ist, trocknen die Quellen im Sommer zuweilen ganz aus, und Wassermangel zwinget die Bewohner, einen andern Aufenthalt zu suchen.

Nachdem wir nun seit mehreren Wochen auf unserm Zuge keine andre Gegenstände, als kahle, melancholisch-einförmige Gebirge und dürre Flächen gesehen, wurden wir heute angenehm überrascht durch den artigen Weg, der uns unter mancherlei Abwechselungen bald an diesem, bald an jenem Ufer des *kleinen Fischflusses* *) hinführte. Der Pfad war eben und bequem, die Furthen des

*) Man verwechsele diesen Fischfluſs nicht mit dem der im Osten der Colonie an der Kafferschen Grenze liegt.

Flusses weder tief noch mühsam, und die Ufer des kleinen Stromes, in welchem noch an den niedrigern Stellen mehr Wasser enthalten war, als wir in allen den vorigen seit dem *Bergrivier* gesehen hatten, waren reichlich mit überhängenden Weiden und Mimosen begrünt, bei welchen man, wie dünnbelaubt sie auch waren, doch an Schatten und Kühlung, wenigstens sich erinnern konnte. Wer unsre Freude übertrieben und diese Bemerkung kleinlich finden kann, der kennt nicht den Werth von Wasser und Schatten, der muſs erst die africanische Sonnenhitze gefühlt haben.

Sehr erheitert gelangten wir zu dem Platz einer Wittwe Namens Korf, wo wir, obgleich wir schon früher an dem Flusse etwas geruhet hatten, von den freundlichen Bewohnern genöthigt wurden, abzusitzen und ein schmackhaftes Mittagsessen einzunehmen, das zu unserm Empfange bereitet war. Wir langten auch Abends noch zeitig genug an dem Platz *Driefonteinen* (die drei Quellen) bei Gerrit Vischer an.

Hier befanden wir uns nun in dem District vom *mittlern Roggeveld*, welcher 62 Lehnplätze und 36 Hausväter zählt. Jeder derselben besitzt 2 bis 4000 Schafe, und nach dem mäſsigsten Anschlag kann man die Gesammtzahl auf 100,000 berechnen. Der Boden besteht aus eisenhaltigem Lehm mit Sand vermengt und hat darin viel Aehnlichkeit mit dem Karroogrund, ist aber vermöge der hohen Lage und der Menge loser Klippen viel lockerer und kühler als dieser.

Das *Roggeveld* liegt etwa 2000 bis 2500 Fuſs

höher, als die dicht darunter befindliche *Karroo*. Nach Norden senkt es sich wieder allmählig gegen den *Rietrivier* und das *Nieuweveld*, daher denn auch alle die kleinen Flüsse, die zum Theil auf der Kante des *Roggeveldsberges* entspringen, ihren Lauf nicht in die *Karroo*, sondern nach dem sogenannten *Agterveld* (dem hinteren Landstrich) nehmen, worunter die wenig bewohnbaren nördlichen Gegenden verstanden werden. Was von dem Clima des *Onder-Roggeveldes*, dessen Producten und den Erwerbsquellen der Einwohner gesagt ist, gilt auch von diesem District. Er liegt im Ganzen höher als jener, daher die Pferdezucht hier mit mehrerm Erfolg und Fleiſs getrieben wird. Nur sind die Leute mit einem unbesiegbaren Vorurtheil für ihre Pferde-Race eingenommen, die in der That unter den africanischen die beste ist, und wollen durchaus von einer Verbesserung durch Einführung englischer und arabischer Springhengste nichts wissen. Ihre Pferde sind allerdings groſs und stark, aber auch ausnehmend plump von Knochen und nichts weniger als von schönem Bau.

Vormals gewann man hier soviel Korn, als man zu eigner Consumtion bedurfte, und die Aussaat lieferte gewöhnlich 40fältigen Gewinn. Seit einigen Jahren aber ist es immer miſsrathen, daher die Fleischconsumtion beträchtlich zugenommen hat. — Die Rindviehzucht ist hier noch unbedeutender, als im *Onder-Roggeveld*, wegen des Mangels an Valley-Gründen, die hier zu Lande immer die Hauptquelle für die Unterhaltung des Hornviehes ausmachen.

Grofse Bäume findet man hier nicht, daher die Wohnplätze der Colonisten ein sehr kahles, trauriges Ansehn haben. Dieser Mangel ist so auffallend, dafs ein Paar unbedeutende Hecken von europäischem Flieder, die wir an einigen Plätzen eben in voller Blüthe antrafen, unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Hin und wieder findet man auch wohl einen einzelnen Pfirschenbaum und häufiger Hecken von Quitten. Gegen den Winter fällt hier früher als im *Onder-Roggeveld* Schnee, zugleich werden dem Vieh kalte und dicke Nebel schädlich und treiben die Bewohner in die *Karroo* hinab. Im October kehren sie wieder heim, doch dauert ihre Ruhe nicht lange, denn in trocknen Sommern zwingt sie die Dürre, ihre Plätze zu verlassen und in die nördlichern Striche nach dem *Rietrivier u. s. w.* zu ziehen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, dafs dieses Ziehen, wie unbequem es für die Menschen auch sein mag, für das Vieh, besonders für die Schafe, von grofsem Nutzen ist. Sie gedeihen nie besser, als bei öfterer Veränderung der Weide.

Wegen dieses steten Umherziehens und des Holzmangels sind die Gebäude denn auch in keinem Theile der Colonie kleiner, ärmlicher und unbequemer, als hier. Die Wohnhäuser haben selten mehr als 30 bis 40 Fufs Breite und 20 Fufs Tiefe. Beim Eintritt in die niedrige Thür sieht man sogleich bis unter den Gipfel des Schilfdachs, das von krummen, unbehobelten Sparren aus Mimosa-Aesten, oft auch nur von Bambusstöcken getragen wird. In dem Vorderraum, der der Fa-

milie zum Aufenthalt dient, findet man oft zugleich auch den Heerd und Schornstein. In den bessern Häusern ist für die Küche ein kleines Local hinten angebaut. Zur Seite führt eine enge Thür in ein dunkles Gemach, das der ganzen Familie zur Schlafkammer, zugleich aber auch zur Aufbewahrung von mancherlei Vorräthen dient. Der Hausrath besteht aus ein Paar einfachen Tischen und selbstverfertigten Stühlen ohne Lehne, deren Sitz von ledernen Riemen geflochten ist. Statt der Schränke sind offene Nischen in den Wänden angebracht, und der an das Dach tretende Rand der Mauer dient statt eines Bortes. In einer der Ecken pflegt gewöhnlich ein Eimer mit Wasser zu stehen, aus welchem vermittelst eines dabei hängenden zinnernen Kelchs, oft auch nur einer Kürbis-Kelle, ein jeder nach Gefallen seinen Durst löscht. Auf dem Tische findet man fast zu allen Tageszeiten eine Kanne mit Thee, welchen besonders die Frauen im Uebermaaſs trinken und dadurch den Grund zu den häufigen Uebeln der späteren Jahre legen, von welchen ich vorhin einiges erwähnt habe. Nur dadurch läſst sich das unmäſsige Theetrinken einigermaaſsen entschuldigen, daſs das Wasser an den mehrsten Orten so schlecht ist. An Bier fehlt es in der ganzen Colonie (die Capstadt ausgenommen) gänzlich, der Wein muſs in den Roggefeldern weit hergeholt werden und ist sehr theuer, ja selbst der Branntewein ist selten zu haben. Milch giebt es nur da, wo gute Rindviehzucht ist, und dort wird sie meistens zu Butter verbraucht. Auch lieben

die Colonisten, die ohnehin ganz von animalischer Nahrung leben, die Milch zum Getränk nicht, ja sie trinken sie nicht einmal zum Thee, und mit dem lauen Brackwasser vermischt, bekommt sie einen höchst faden, fast widerlichen Geschmack.

Das Material zu den vier Wänden darf nicht weit gesucht werden. Ein grober Schiefer, der auf dem ganzen *Roggeveld* bricht, liefert sehr bequeme Bausteine, die vermöge ihres parallelen Bruchs immer auf einander passen und mit etwas Lehm ein festes, dickes und kühles Gemäuer geben. Der Mangel an Bauholz ist es vorzüglich, der hier eine bessere Bauart unmöglich macht. Ich habe die reichern Bewohner dieses Districts oft äufsern gehört, dafs sie sich die schönsten Wohnhäuser bauen würden, wenn sie nur die dazu nöthigen Balken hätten. Aber sie sind selbst mit dem Aufwand der gröfsten Summen nicht zu bekommen, indem die Engen und Krümmen der Gebirgswege den Transport langer Balken durchaus nicht gestatten.

Das Aeufsere der Häuser ist verhältnifsmäfsig noch zierlich genug. Die Dächer sind nett, dicht und eben gedeckt, die Wände sowohl innen als aufsen weifs übertüncht, und nur wo es ganz an Kalk fehlt, oder an Geld ihn herbeizuschaffen, tritt ein Ueberzug von Lehm an dessen Stelle. Der Fufsboden ist überall von Lehm und wird täglich mit Wasser und Kuhmist gereinigt, damit er stets kühl und frei von einnistendem Ungeziefer bleibe. Ueberall herrscht die gröfste Reinlichkeit, und die Hausfrau mit ihren Töchtern wird nicht müde, beständig zu wischen und zu kehren.

Neben dem Wohnhause stehen mehrere kleinere Gebäude von eben so einfacher Architectur, die theils den Sclaven und Hottentotten zur Wohnung, theils zu Werkstätten und Vorrathskammern dienen. Auf sie folgen die mancherlei Hürden für die verschiedenen Arten von Vieh, hier *Kraalen* *) genannt. Die Ochsen- und Pferdekraale sind mit 5 bis 6 Fuſs hohen Mauern, die der Schafe aber mit Dornenzäunen umgeben. Da das Zuchtvieh von dem Schlachtvieh, die Kühe und Kälber von den Zugochsen, die wollegebenden Schafe von den fettgeschwänzten, die Mutterschafe von den Hammeln abgesondert werden müssen, so findet man um manches Haus sechs bis acht Viehkraale, und eben so viele Viehhirten hat jeder Colonist nöthig, die Heerden zu weiden. Am frühen Morgen werden sie ausgetrieben und kehren mit untergehender Sonne von allen Seiten in die *Kraale* zurück **).

*) Kraal bedeutet 1) eine Glaſskoralle, 2) eine Korallenschnur, ein Halsband, 3) den Kreis von Hütten der Hottentotten, in welchen sie vormals ihre Wohnungen zu ordnen pflegten, um die Viehheerden in der Mitte halten und vor den nächtlichen Angriffen wilder Thiere schützen zu können, daher 4) eine Viehhürde.

**) Aus dieser Anzahl von Vieh überhaupt nicht allein, sondern auch von abgesonderten Heerden, wird es erklärlich, wie ein Colonist zu seinem Bestehen eines so ausgebreiteten Landstriches, als ein Lehnplatz ist, bedürfe. Ein solcher ist eine volle Stunde lang und eben so breit, also ungefähr 36000 Morgen Landes groſs, und dennoch reicht, wie oben erwähnt, wegen des Wassermangels und der Unfruchtbarkeit des Bodens, ein solcher Platz selten zu dem Unterhalt der nöthigen Heerden hin und der Pächter ist gezwungen, noch einen oder

Der trockne Mist liegt oft 3 und mehrere Fuſs hoch in diesen Kraalen und bleibt völlig unbenutzt.

In keiner Gegend der Colonie findet man unter den Einwohnern mehr Privatstreitigkeiten über Grenz-Angelegenheiten und über vorgebliche Eingriffe in die Rechte, die einer vor dem andern zu haben glaubt, als im *Roggeveld*. Es giebt hier wenig Colonisten, die nicht mit ihren nächsten Nachbaren in Processe verwickelt sind, welche denn wegen der groſsen Entfernung von der Hauptstadt und der eben deshalb schwer auszumittelnden Entscheidungsgründe gewöhnlich sehr lange zu dauern pflegen. Dazu kommt, daſs die Veldcornets, welche die unterste Magistratsbehörde abgeben, in geringem Ansehn stehn und ihre Autorität nicht kennen, noch geltend zu machen wissen. Ihre Competenz wird fast jedesmal von den Partheien verworfen, weil man sie, und zwar nicht ganz mit Unrecht, für partheiisch ansieht, da sie selbst Eingesessene des Districts und mit jedem ihrer Untergebnen entweder verschwägert, oder selbst in Streitigkeiten verwickelt sind. Es ist daher allerdings eine sehr wohlthätige Maaſsregel, welche die Regierung in Ausführung zu bringen denkt, die nemlich: alljährlich eine Commission des Justizcollegiums eine Reise durch einen Theil der Colonie machen zu lassen, welche die laufenden

mehrere dazu zu kaufen, oder sein Vieh in die neben seinem Gebiet frei liegenden Felder zu treiben, auf welche dann die andern Nachbaren dieselben Rechte zu haben glauben und daher sogleich ihre Anklage auf die Ueberschreitung der vorgeschriebenen Grenzen gründen.

Processe am Orte selbst noch einmal untersuche, entstehende Mishelligkeiten vorbeugend schlichte, und den Unterbehörden Kenntniſs ihrer Geschäfte und Ansehn bei den Untergebenen verschaffe.

An dem Ort, an welchem wir uns eben aufhielten, hatten sich denn auch eine Menge streitender Partheien eingefunden, die dem General-Commissär ihre gegenseitigen Beschwerden vorzutragen wünschten. Ungeachtet er der Ruhe wohl bedurfte, hörte er sie alle freundlich an und seiner Sanftmuth und Freundlichkeit gelang es, viele der Entzweiten zu versöhnen. Andre muſsten sich seinen richterlichen Aussprüchen unterwerfen und Alle seine, zwar väterlichen, aber ernsten und kräftigen Lehren und Ermahnungen anhören. Auch hiebei hatten wir Gelegenheit, uns abermals zu wundern, daſs von so vielen ungebildeten Menschen keiner die äuſsern Formen verletzte. Selbst in der höchsten Erbitterung hörte man kein unanständiges Wort; niedre Schimpfreden sind diesen Menschen ganz fremd, weil sie solche in ihrem Leben nie hören. Es ist in der That zuweilen spaſshaft anzuhören, wie sie einander durch Ausdrücke aufzubringen suchen, und solche hin und wieder wirklich für Injurien nehmen, die in den Ohren eines Europäers den harmlosesten Sinn haben. So bewahrt sie die Armuth der Sprache und die Unvollständigkeit der Begriffe vor den gegenseitigen Verunglimpfungen, die in gebildetern Ländern die rohere Menschenclasse eigenthümlich characterisirt.

So wie die Weiber der Colonisten überhaupt

durch eine glückliche körperliche Bildung und durch eine gewisse religiöse Sanftheit den Fremden interessiren, mit welcher nicht selten dennoch eine, in ihrer ganzen Haltung sichtbare Entschlossenheit und Bestimmtheit verbunden ist, die sie dem einsamen Hirtenleben, dem Umgang mit einer, durch wachsame Bewahrung der Autorität in Ordnung zu haltenden Dienerschaft und den nahen Leibesgefahren, denen ihre ganze Existenz sie täglich aussetzt, verdanken; so zog auch die Hausfrau unsers Wirths durch diese Eigenschaften unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie war eine Frau von vierzig Jahren, Mutter von funfzehn Kindern und stand dennoch in blühender Gesundheit mit sichtbaren Spuren vormaliger groſser Schönheit vor uns. Nur drei der Kinder waren gestorben, das jüngste lag an der Brust. Als ich sie anderthalb Jahre später auf meiner dritten Reise besuchte, hatte sich die Zahl noch um eins vermehrt.

Unter den hier versammelten Colonisten befanden sich auch beide Veldcornets nebst dem Veldcommandanten *) des Districts, Namens Krüger. Diese begleiteten uns nebst mehrern auf unserm heutigen Wege, der nunmehr von dem Thal des *kleinen Fischflusses* wieder aufwärts ging und ganz die todte Einförmigkeit wieder annahm, deren

*) In jedem District ist ein Veldcommandant, welcher den Oberbefehl über die Commandos führt, welche zuweilen gegen die Buschmänner oder gegen Räuberhorden von entlaufenen Sclaven und Hottentotten ausgeschickt werden. Er wird gewöhnlich aus der Zahl der Veldcornets gewählt, hat aber übrigens kein höheres richterliches Ansehn als seine Collegen.

wir nun schon so sehr gewohnt geworden waren. Wenn man keine Flüsse antrifft, die wenigstens im Winter laufendes Wasser haben, so kann man in diesen Strichen Wochen lang reisen, ohne etwas anderes als niedriges Haidegebüsch zu sehen. Wo man aber von weitem irgend ein höheres Gebüsch von stämmigem Holze entdeckt, da kann man sicher sein, auf ein Flufsbette zu stofsen, doch darf man sich deshalb (wenn man nicht etwa in den kalten Monaten Mai bis August reiset) noch keine Hoffnung machen, Wasser darin anzutreffen, und mehr als drei Viertheile aller Südafricanischen Flüsse sind im Sommer vollkommen trocken.

Die Einförmigkeit unsers Weges ward auf eine sehr angenehme Weise unterbrochen durch einige ansehnliche Heerden von Straufsen, die sich zur Rechten und Linken vor uns entdeckten, und denen wir, ohne dafs sie uns gleich bemerkten, ziemlich nahe kamen. Dann aber ergriffen sie in grofser Eile die Flucht, in dicht an einander gedrängten Haufen, dem Winde entgegen; ein ungeübtes Auge hätte sie leicht mit einem Reitergeschwader verwechselt. Zur Rechten bemerkten wir noch einzelne, die sich von den andern zu weit entfernt hatten und nun durch unsern Zug von dem übrigen Trupp abgeschnitten waren. Da wir kein Schiefsgewehr bei uns hatten und man überdies in dieser Jahrszeit, wo die Federn wegen des Brütens eben nicht viel taugen, die Straufse ungern schiefst, so beschlossen unsre africanischen Begleiter, uns den Anblick dieser abentheuerlichen

Gestalten wenigstens so nahe als möglich zu verschaffen, und umzingelten sie mit ihren raschen Pferden von allen Seiten so, daſs ihnen kein andrer Ausweg blieb, als dicht vor uns vorüber. Ein Paar unsrer Dragoner versuchten es, ihnen den Weg zu verrennen, und wagten es selbst, mit blankem Säbel nach ihnen zu hauen, bei welchem Manoeuvre uns erst die colossale Gröſse dieser Riesenvögel recht sichtbar ward, denn sie ragten mit dem Kopf über die Reiter hinweg. Indessen ward diese Dreistigkeit von den Africanern höchlich getadelt, welche versicherten, es hätte den Verwegnen leicht durch einen kräftigen Flügelschwung des gejagten Thieres ein Arm oder Schenkel zerschlagen werden können. — Die Zahl aller Strauſse, die wir an diesem Orte sahen, mochte sich leicht auf 300 belaufen. Ich habe ihrer nie wieder so viele bei einander angetroffen.

Auf dem höchsten Puncte dieser weiten und öden Gebirgsfläche, von welcher sich hin und wieder durch Seitenschluchten eine Aussicht in die Tiefe der leeren *Karroo* öffnete, fanden wir, unter dem Schutz eines ruinenartig eingerissenen natürlichen Felsengemäuers, eine kleine Hütte, die den Hirten zum Aufenthalt dient, wenn in der dürren Jahrszeit der Besitzer sein Vieh in diese kalten Regionen treibt. Das Häuschen stand leer und offen, doch bot es willkommenen Schutz gegen das Wehen der dünnen Bergluft und die Strahlen der Sonne. Die aus Rohrstäben zusammengefügte Thür ward ausgehoben und mit Hülfe von vier untergelegten Felsenwürfeln in einen

Tisch verwandelt, der bald mit kalter Speise, Wein und Brod besetzt war und zu einem frugalen heiteren Mahle einlud. Die Gesellschaft lagerte sich umher, herbeigeholte Steinklötze vertraten die Stelle von Stühlen und ein fröhliches Gespräch würzte mehr noch als der Hunger die einfache Mahlzeit. Ueberhaupt boten auf der ganzen Reise solche einsame Ruheplätze, wo die Gesellschaft, die im Fortziehen des langen Zuges nicht zu einer allgemeinen Unterhaltung kommen konnte, sich gewissermaafsen erst versammelte und in der Entbehrung mancher gewohnten Bequemlichkeit unter den Beschränkungen eines unwirthbaren Aufenthalts doppelt genofs, was zu Gebote stand, die angenehmsten Augenblicke in Absicht des geselligen Beisammenseins, und das behagliche Gefühl der Erholung und Erquickung stimmte leicht zu scherzhaften Gesprächen über die Begegnisse des Tages und die noch bevorstehenden Beschwerden.

An diesem Orte befanden wir uns auf dem höchsten Punct unsrer Reise, nach des Obersten Gordon Angabe, 2000 Fufs über der Fläche des Tafelberges, also mehr als 5300 Fufs über der Meeresfläche erhaben. Auch war die Luft so trocken und dünn, dafs man sich davon auf eine eigne Weise gereizt und erhitzt fand, so dafs den Mehrsten von uns Haut und Lippen aufsprangen. In der Nacht, die wir in dem Hause eines gewissen Olivier zubrachten, fühlten wir denn auch eine heftige Kälte, und die Zelte, in denen wir geschlafen hatten, waren am andern Morgen steif gefroren. Dieser Ort hatte den sonderbaren Namen

men *Tondeldoosfontein* (Zunderbüchsenquelle); ein neuer Beweis, wie verlegen die Colonisten, welche zuerst diese Gegenden bevölkerten, um Namen für die Gegenden gewesen sein müssen.

Von hieraus sollte unser Weg nun endlich bergab in die *Karroo* gehen, welche wir durchreisen mufsten, um, unserm Plane gemäfs, nach dem *kalten Bokkevelde* zu gelangen. Auf einem kürzern Wege hätte dies schon gestern geschehen können, wenn wir vom *kleinen Fischflusse* aus sogleich den *Roggeveldsberg* hinab gezogen wären. Wir hätten dann aber fünf Tagereisen durch die unbewohnte *Karroo* zurückzulegen gehabt, da wir auf diesem Umwege durch das *kleine Roggeveld*, welches tiefer in die *Karroo* hineinstöfst, doch nur drei Nächte unter freiem Himmel zuzubringen hatten.

Der Berg, den wir nunmehr hinabzogen, hiefs der *Komberg*, von dem darunter gelegenen Thal also genannt, welches ringsum von Bergen eingeschlossen ist und deshalb *de Kom* (die Kumme) heifst. Von der Aussicht, die wir hier oben fanden, ist schwer eine Beschreibung zu geben, die dem, der nie etwas ähnliches sah, genügen könnte. Sie ist eine der weitesten, die mir über das feste Land von Süd-Africa vorgekommen sind. Ohne in den letzten vierzehn Tagen auffallend gestiegen zu sein, fanden wir uns jetzt seltsam überrascht durch die ansehnliche Tiefe, die sich vor uns öffnete. Man übersieht von diesem Puncte einen bedeutenden Theil der *Karroo* nebst den Gebirgen, die sie von Westen und Süden begrenzen.

Zur Rechten und Linken zieht sich die gelind abgerundete Kante des *Roggevelds* hin; steile, tief eingerissene Schluchten trennen die weit vorspringenden, in wiederholten Abstufungen sich neigenden Abhänge, die ein weifsgraues, halbverwittertes Gerölle bedeckt. Ein dünner Ueberzug spärlich vertheilten Pflanzengrüns verschmilzt mit dem falben Grunde zu der matten Farbe eines verschossenen Hellgrüns, in welche die ganze ungeheure Landschaft getaucht ist. Weit im Süden begrenzen den Horizont die hohen Gebirge, die den *Hexenflufs* einschliefsen und die, in deren Thälern die Bewohner des *kalten Bokkevelds* hausen. Den Zwischenraum von mehrern zwanzig Stunden füllt die *Karroo*, eine dürre und leere Fläche, deren ansehnliche Hügel, von dieser hohen Ferne gesehen, dem Auge fast entschwinden. Adern gleich und tausendfach verästelnd, überziehen die Furchen periodischer Flüsse die unabsehbare Ebene, deutlich erkennbar an dem dunkelern Grün der sie überdachenden Mimosen. Nirgends, so weit das Auge reicht, ist sonst ein Baum, ein buschiger Strauch zu gewahren, nirgends eine Spur von Leben, nirgends ein Punct, auf dem der Blick gefällig weilen möchte; des Menschen Gesichtsbogen ist zu klein, den Umfang des Ganzen zu fassen, die Seele wird still vor dem Grauen der weiten Oede. —

Wir fingen an hinabzusteigen, unsre Pferde an der Hand nachziehend und häufig gleitend über dem losen Gerölle auf den ausgetretenen Stufen des wagerecht auf einander geschichteten Gesteins.

Das erste Viertel des Weges ist steil wie eine Treppe, die herabfahrenden Wagen werden an allen vier Rädern gehemmt und rutschen auf dem zermalmten Schiefergerölle hinab, dann wendet sich der Weg unter mancherlei Krümmungen an der Fronte des Abhanges hin, man erblickt (wie es scheint) dicht zu den Füſsen eine menschliche Wohnung, und hat dann noch eine gute Stunde nöthig, ehe man sie wirklich erreicht. Mit dem Berg *Sinai* haben das die africanischen Höhen gemein, daſs das Herabsteigen bei weitem ermüdender ist, als das Erklimmen.

Wir befanden uns jetzt in der *Kumme*; von der Pächterei schallten Bewillkommungsschüsse entgegen, und an der Thür eines halbfertigen Hauses empfingen uns zwei Hausväter, die mit den Ihrigen hier gemeinschaftlich wohnten. Man führte uns in das Zimmer, wo mit Matten und Decken die Oeffnungen zwischen dem Gebälke und dem Dach so gut wie möglich überhängt waren. Eine groſse Kiste diente als Tisch, kleinere Koffer zu Sitzen. Eine gute Suppe von Hammelfleisch, nebst einem gebratenen Steinbock, war unser Mittagsessen. Zum Nachtisch gab man uns als eine besondre Leckerei Milch und Weiſsbrod, beides zu unsrer Bewirthung erst angeschafft. Wir fanden hier auch wieder die erste frische Butter, die einer der Nachbaren zum Geschenk brachte. Auch hier herrschte bei sichtbarer Armuth groſse Reinlichkeit, die Frauen nahmen sich thätig der Wirthschaft an, hatten einen heitern und zufriednen Sinn, und das Haus wimmelte von kleinen, zum Theil bildschö-

nen Kindern. Ihre Menge veranlaſste uns, einmal überzuzählen und zusammenzurechnen, und es fand sich, daſs wir in den letzten drei Häusern aus fünf Ehen die ansehnliche Zahl von ein und funfzig lebendigen Kindern gesehen hatten. Von den fünf Müttern hatten vier ihr jüngstes Kind noch an der Brust und es war darauf zu wetten, daſs es nicht das jüngste bleiben werde. Wenn man in diesem Lande auf jede Ehe zehn Kinder rechnet, so ist das sehr mäſsig angeschlagen und davon schon abgezogen, was ein durchs andre gerechnet der Tod raubt. Denn wenn alle die Kinder in jenen fünf Familien noch gelebt hätten, würden ihrer, wie wir erfuhren, zwei und sechzig gewesen sein. Man kann aus diesem Beispiel auf die Mortalität sowohl, als auf die Zunahme der Bevölkerung im Allgemeinen einen Schluſs machen, der mit den Resultaten einer genauern Untersuchung (die ich mir vorbehalte) ziemlich gut übereinstimmen wird.

Als eine Seltenheit ward uns an diesem Ort unter dem Hausgesinde ein Junge aus der Nation der *Briquas* gezeigt, der sich auffallend durch seine schlanke Leibesgestalt und eine edlere Physiognomie von der hottentottischen Dienerschaft unterschied. Was man uns hier von dieser Nation Wunderbares erzählte, veranlaſste zum Theil mit den Entschluſs, den ich anderthalb Jahre später faſste und ausführte, die *Briquas* selbst zu besuchen. Ich verspare daher alles, was sie betrifft, bis auf die Zeit, wo ich von dieser spätern Reise reden werde.

Unser fernere Weg, der noch immer abwärts ging und uns mitunter noch von bedeutenden Höhen hinabführte, brachte uns Abends zu einem Platz, genannt *de Hoop* (die Hoffnung) und bewohnt von dem Bruder des obenerwähnten Vischer. Hier befanden wir uns nun in dem Mittelpunct des *kleinen Roggeveldes*.

Der Landstrich, den man unter diesem Namen versteht, liegt dicht am Fuſse des *Roggeveldsgebirges* auf den terrassenförmigen Höhen, die sich von ihm herab in die *Karroo* verlieren. Von letzterer unterscheidet er sich allein dadurch, daſs die Quellen, eben wegen der etwas höheren Lage und wegen der Nähe des Gebirges, jahraus jahrein Wasser liefern, die Plätze also immer bewohnbar bleiben. Viehzucht ist auch hier der Hauptnahrungszweig, denn schon gedeiht hier das Rindvieh besser als oben, und an manchen Orten eignet sich der Boden ganz gut zur Obstcultur. Korn wird alle Jahre gesäet, aber selten viel über die Einsaat wieder gewonnen. In einzelnen Fällen aber, wenn grade vor der Blüthezeit starke Regen fallen, was freilich selten geschieht, ist der Ertrag, wegen der besondern Güte des Karroo-Bodens, ungemein ergiebig. Ein solcher Fall ereignete sich vor sechs Jahren, und Vischer gewann damals auf seinem Platz, der der beste dieses Districts ist, von zwei Müdden Aussaat hundert und drei und vierzig Müdden reinen Waizen, also mehr als siebzigfältig! — Da inzwischen die Schaf- und Pferdezucht hier nur sehr mittelmäſsig ist, so sind die Bewohner im Ganzen ärmer, als oben auf dem

Roggevelde; auch zählt das *kleine Roggeveld* nur vierzehn Colonistenfamilien.

Unsre Wagen, die endlich Abends spät bei uns eintrafen, hatten abermals von dem bösen Wege bedeutenden Schaden gelitten und waren nur mit vieler Mühe, mit gebrochenen Achsen und Deichseln, bis hieher geschleppt. Zu ihrer Wiederherstellung ward die Hülfe einiger benachbarter kunstverständiger Colonisten entboten, die nebst unserm Schmid das Werk in einem Tage zu Stande brachten. Nicht weniger Schaden hatte die Ladung genommen; von dem zerbrechlichen Tafelgeräth sowohl, als von den Flaschen mit Wein, Oel und andern Flüssigkeiten, war ein großser Theil zerstofsen, und schon deshalb war es erfreulich, dafs wir uns nun wieder bewohnteren Gegenden näherten, wo wir den erlittenen Schaden für die weitere Reise ersetzen konnten.

Der Unterschied des Clima's zeigte sich hier deutlich an dem bedeutenden Grad von Wärme, den wir bemerkten. Das Thermometer stieg hier gegen Mittag auf 86 Grad Fahrenheit, da wir auf dem *Roggeveld* 64 Grad als den höchsten Punct angemerkt hatten.

An dem Mittage dieses Rasttages, eben als wir zu Tische safsen, stellten sich zwei Buschmänner ein, die zu einem Trupp gehörten, mit welchem die Colonisten vor einigen Jahren auf die obenerwähnte Weise Friede gemacht, indem sie ihnen mit einem jährlichen Tribut an Vieh ihre Räubereien abkaufen, etwa in derselben Art, wie die europäischen Seemächte mit den barbarischen

Majestäten zu handeln pflegen. Sie hatten von der Anwesenheit einer hohen Magistratsperson gehört und waren herbeigeeilt, um einige Geschenke zu erhalten. Sie näherten sich der versammelten Tischgesellschaft nicht ohne sichtbare Zeichen von Furchtsamkeit und scheuer Verlegenheit, doch gab ihnen bald ein dargebotenes Glas Wein und der Anblick freundlicher Gesichter wieder Muth und Vertrauen. Der Eine brachte ein Stückchen Papier, in einem rothen Tuchlappen gewickelt, zum Vorschein. Es war eine Art von Pafs, den ihm der Veldcommandant ausgefertigt, um darauf von den Eingesessenen dieses Districts von Zeit zu Zeit sich ein Paar Schafe oder andere Bedürfnisse erbetteln zu dürfen, wogegen sie denn versprochen haben, sich ruhig zu verhalten und nicht weiter zu stehlen, noch zu morden. Vor vier Jahren hatte man, um sie ganz zufrieden zu stellen, aus den sämtlichen nördlichen Districten eine Heerde von mehr als 1600 Schafen und 30 Stück Rindvieh als freiwillige Geschenke der Einwohner zusammengebracht und ihnen auf einmal übergeben, damit sie damit ordentlich haushalten, die Heerde weiden, die Jungen aufziehn und eine regelmäfsigere Lebensart anfangen möchten. Der Versuch ist aber ganz fruchtlos ausgefallen. Da sie nemlich ohne Regierung, ohne feste Wohnplätze, ohne geselligen Vertrag, ja selbst ohne persönliches Eigenthum leben, so waren bald die entferntern Landsleute herbeigekommen und hatten ihnen so lange zehren geholfen, bis nichts mehr da war. Seitdem duldet man sie nothgedrungen in der

Nähe, giebt ihnen dann und wann ein einzelnes Schaf, etwas Tabak, Brantewein, Korallen, Knöpfe und andre Kleinigkeiten, und ist herzlich zufrieden, wenn sie sichs nicht einfallen lassen, das Vieh hinterlistig von der Weide zu stehlen und die dabei wachenden Hottentotten zu erschlagen. Da man indessen die Anzahl der ganzen Nation nicht kennt und während man mit der einen Horde im tiefsten Frieden ist, von der andern zuweilen plötzlich ausgeplündert wird, so kann ein solcher einseitiger Frieden eben nicht viel helfen. Ja diese Freunde selbst sind eine sehr lästige Nachbarschaft, der nie viel zu trauen ist. Es fällt ihnen wohl zuweilen ein, 20 bis 30 an der Zahl einen Besuch auf dem Gut eines Colonisten abzustatten, das heifst sie bleiben Tage- und Wochenlang da liegen, lassen sich beköstigen und aufwarten, und verlangen, ehe sie abziehen, wohl noch ansehnliche Geschenke an lebendigem Vieh. Ja man hat Beispiele, dafs solch eine friedliche Horde, nachdem sie alle diese Wohlthaten genossen und des Hauses Gelegenheit sattsam erkundet, bald nachher als eine feindliche wiederkehrt, bei Nacht in die Hürden einbricht und mit dem Raube eiligst in unwegsame Gebirge entflieht, deren Zugänge sie aus sicherm Hinterhalt gegen alle Ansprüche des Eigenthümers mit ihren furchtbaren vergifteten Pfeilen zu vertheidigen wissen. Glückt es nun aber auch einer überlegenen Anzahl ihrer Verfolger, sie früher einzuholen oder zu verjagen, so lassen sie ihren Raub nicht eher im Stich, als nachdem sie entweder alles Vieh getödtet, oder

durch Abschneiden der Hackensehnen untüchtig gemacht haben, lebendig von der Stelle gebracht zu werden. Man kann sich nun wohl eben nicht wundern, wenn dadurch die Erbitterung des Beraubten auf einen hohen Grad gesteigert wird, und wenn ein so allgemeiner Widerwille gegen diese Nation herrscht, daſs man sich kaum ein Verbrechen daraus macht, auf einer solchen Verfolgung einer fliehenden Räuberhorde einen von ihnen zu erlegen. Daſs aber ordentliche Jagden auf sie angestellt werden, wie neuere Schriftsteller behauptet haben, ist unwahr; ersonnen ferner die Angabe, daſs die Nation aus zusammengelaufenen flüchtigen Sclaven und Hottentotten bestehe. Die Buschmänner sind und waren von jeher eine eigne Nation, die ihre eigne Sprache und Sitte hatte, wenn man anders die niedrigste Stufe von Ausbildung, auf welcher beide stehn, noch also benennen darf, denn fast möchte man diesen merkwürdigen Völkerstamm sprachlos und sittenlos nennen. Kein Hottentott versteht ein Wort der Bosjesmanssprache, verhaſst war diese Nation wegen ihrer Unsitte und ihrer Verleugnung des Eigenthumsrechts, lange bevor es Europäer in Süd-Africa gab, und von jeher lebten die Buschmänner mit ihren nächsten Nachbaren in Feindseligkeiten, von denen sie immer den Vortheil zogen, da sie nichts als das Leben zu verlieren und den oft bedeutenden Reichthum der, Viehzucht treibenden Kaffern und Koranas zu gewinnen hatten. Noch heutiges Tages ist die Feindschaft zwischen den Buschmännern und Kaffern gröſser, als zwischen jenen und

den Colonisten, ja sie trachten ihren nähern Verwandten, den Hottentotten, mehr nach dem Leben als den Colonisten selbst. — Es ist hier der Ort nicht, den Gegenstand ganz zu erschöpfen, diese wenigen Züge mögen einstweilen genügen, zu zeigen, was von den bisherigen Beschreibungen dieser merkwürdigen Nation zu halten, und wie wenig sie richtig bekannt geworden ist.

Die kleinen Horden nun, welche an den nahen Grenzen der Colonie, oder innerhalb derselben wohnen, sind friedsamer geworden, als ihre entfernteren Brüder und namentlich die, zu welchen die beiden hiehergesandten gehörten, haben sich schon mehrere Jahre hinter einander des Raubes enthalten. Da aber die Buschmänner kein National-Interesse haben und die Verträge, auch wenn sie gehalten werden, immer nur partielle Kraft haben, sich nur auf Einzelne, nie auf die ganze Nation erstrecken, so ist leicht abzunehmen, wie wenig dadurch im Ganzen für die Sicherheit der Colonie gewonnen ist. Leider hat auch die Erfahrung der folgenden Jahre die Unzulänglichkeit dieser einseitigen Verträge sattsam bewiesen. Entferntere Horden sind hereingebrochen und haben nicht nur unter den Heerden der Colonisten Verwüstungen angerichtet, sondern gegen ihre eignen friedlichern Landsleute gewüthet, wenn sie sich nicht geneigt finden liefsen, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen *). Man kann es den Colonisten so sehr nicht verargen, wenn sie den Vertrag selbst

*) Man sehe darüber den sechsten Abschnitt.

lästig und den Tribut drückend finden, den sie einem schwachen Feinde zahlen, damit er sie nicht bestehle. Es giebt aber fürerst kein besseres Mittel, wenn man nicht für völlige Vertilgung des ganzen Volkes stimmen will, welche Maaſsregel mit den Gesetzen der Menschlichkeit in zu schreiendem Widerspruch steht, und ohnehin bei der weiten Ausdehnung des, in unzählige kleine Horden zerstreuten Volkes, allerdings nicht leicht auszuführen sein möchte.

Ich schweige fürerst noch von der Lebensart dieser mehr als halbwilden Menschen, die meine Leser in der Folge vollständig kennen lernen sollen, und wende mich wieder zu den beiden Individuen, von denen hier die Rede ist. Sie waren kaum vier Fuſs hoch, die Farbe ihrer Haut war nur an wenigen Stellen erkennbar, ein dicker Ueberzug von Asche und Fett deckte wie eine Rinde das Gesicht und die mageren Glieder. Nur unter den Augen, die von dem Rauch des qualmenden Feuers, an welchem sie zu sitzen lieben, oft thränen, war ein kleiner Fleck rein gewaschen, an welchem man die eigenthümliche gelbliche Farbe der Haut erblickte. Ein wilder, scheuer, unsicherer Blick und wollüstig schlaffe, jedoch listige Gesichtszüge unterscheiden überhaupt die Miene des Bosjesmans auffallend von der gutmüthigen Physiognomie des Hottentotten. Die allgemeinen unterscheidenden Kennzeichen der Hottentotten-Race: die breite platte Nase, die zwischen den Augen sich fast gänzlich verflacht, und die breit hervorragenden Wangenknochen werden bei der

Magerkeit der Bosjesmans doppelt bemerkbar. In ihrer Gestalt ist allerdings Verhältnifs, man würde sie nicht häfslich nennen können, wenn sie wohlgenährt wären, aber die dürren Schenkel, das plumpe Kniegelenk und die wadenlosen Beine geben einen wenig gefälligen Anblick. Und doch sind die Männer noch schön zu nennen, in Vergleichung mit den Frauen. Die schlaff herabhängenden langen Brüste und die übermäfsig dicken, weit unter dem hohlen Rücken vorstehenden Hintertheile, in welche sich grade wie bei den africanischen Schafen alles Fett des Körpers gesammelt zu haben scheint, machen nebst der übrigen Häfslichkeit der ganzen Gestalt und der Gesichtsbildung, diese Frauen in den Augen eines Europäers zu wahren Scheusalen. Die Hottentottinnen, wie sehr sie auch in vielen Stücken mit den Bosjesmansweibern übereinkommen, können doch in Vergleichung mit ihnen, wegen der gröfsern Leibesgestalt und der allgemeinern Wohlbeleibtheit, noch für schön gelten. —

Die Kleidung dieser Männer bestand in einem einzigen Schaffelle, das wie ein kleiner Mantel, mit der rauhen Seite nach innen, über ihre Schultern hing und um den Hals mit einem ledernen Riemen zusammengebunden war. Den Kopf deckte eine schmierige lederne Kappe mit vielfarbigen kleinen Glaskorallen unregelmäfsig besetzt; ähnliche Korallen trugen sie um den Hals, um die Handgelenke ein Paar eiserne und kupferne weite Ringe und ähnliche von hartem Leder. Die Mitte des Leibes bedeckte das Fell eines kleinen Jakals,

mit einem Riemen um die Hüften befestigt, Feldschuhe oder Sohlen von Rindsleder waren unter die Füfse gebunden. Von den Armen hing ein kleiner schmutziger Sack von weichem Leder herab, in welchem sie ihren unbedeutenden Vorrath an Tabak oder Lebensmitteln, nebst einem Röhrenknochen bewahren, der ihnen statt der Pfeife dient. Bis auf geringen Unterschied habe ich die Buschmänner auch in ihrem einsamen wilden Zustande immer in diesem Costume gefunden. Es fehlen ihnen dann nur die Korallen, oft auch die Armringe, und zuweilen vertritt ein Antilopenfell die Stelle des Vliefses. — Unter der ledernen Mütze hängt das wollige Haar herab, mit Fett und Staub zu zahllosen schmalen Zotten zusammengedreht.

Unsre Unterhaltung mit diesen Geschöpfen war Anfangs sehr beschwerlich, indem sich ihnen keiner der Colonisten, auch keiner unsrer Hottentotten verständlich machen konnte und ihre Furchtsamkeit sie verhinderte, ihre Wünsche oder Meinungen durch Zeichen auszudrücken. Endlich machten einige kleine Geschenke und der Wein den Einen gesprächig. Er fing an, mit grofser Lebhaftigkeit sich in schnalzenden und klatschenden Tönen hören zu lassen, und schien in dieser Sprache eine Art von Dank oder seine Ehrfurcht zu erkennen geben zu wollen. In ihre Rede mischten beide zuweilen einige verstümmelte holländische Wörter, die sie gelegentlich aufgeschnappt haben mochten, und machten dadurch den Sinn ihrer Meinung einigermaafsen begreiflich. Beson-

ders häufig brachten sie das Wort *Groot-Baas* (Groſsherr) vor, womit sie die Person unsers Chefs bezeichneten. Die Hottentotten nemlich tituliren die Colonisten, denen sie dienen, *Baas*, und der Gouverneur der Colonie wird von ihnen und den wilden Grenzbewohnern seit dem Anfang der Colonisation *Groot-Baas* genannt *). Eben so gaben sie bei jedem Gegenstand, der ihre Freude und Bewunderung erregte, diese Empfindungen durch den Ausruf: *mooi* — *mooi* (schön — schön) zu erkennen, welche Worte sie mit einer unangenehmen Dehnung und Langsamkeit aussprachen. Nachdem sie nun nach und nach zutraulicher und freimüthiger geworden, ergötzten sie uns ausnehmend durch ihre Einfalt, ihre immer mehr steigende Neugierde und die Ausdrücke ihrer Verwunderung. Letztere zu bezeichnen gebrauchten sie ganz eigne Gebehrden, indem sie bei dem geringern Grad mit zugespitztem Munde einen langen hohen Ton

*) Es herrscht noch bei vielen, über den Zustand der Colonie übrigens wohlunterrichteten Lesern (ich weiſs nicht aus welchem Miſsverständnisse) die Meinung, der Hottentott diene dem Colonisten als Leibeigner und könne durch Einfangen in früher Jugend zum Sclaven gemacht werden. Daſs dem nicht also sei, und wie sich das Verhältniſs des Colonisten zum Hottentotten von dem zu seinem Sclaven unterscheide, wird in der Folge deutlicher werden, ergiebt sich aber schon daraus, daſs der Hottentott seinen Diensthern B a a s (Meister) nennt, indeſs der Sclave ihn mit dem unterthänigern S i e u r (hier Ssöhr ausgesprochen) titulirt. So nimmt es ein Hottentott ebenfalls sehr übel, wenn man ihn, wie einen Sclaven, P a y oder J o n g e ruft, und verlangt von dem, der seinen Namen nicht weiſs, geradezu H o t t e n t o t t (hier auch wohl Hotnot) oder B o y angeredet zu werden.

pfiffen und sich dabei mit den Vorderfingern der rechten Hand schnell auf die Lippen klopften, bei dem höhern Grade aber den rechten Arm über den Kopf schlugen und die Hand in den Nacken legten, mit gleichzeitigem Zurückziehen des Kopfes und Aufwärtsbiegen des Gesichts. Die Gegenstände ihrer freudigen Bewunderung waren die Geschenke an Tabak, thönernen Pfeifen, Spiegeln, Korallen, Knöpfen u. s. w. — eine Uhr, die man ihnen zeigte, die weifse Haut und das lange Haupthaar unsrer jungen Frauenzimmer, nicht weniger der Schnurrbart von einem unsrer Dragoner, der Schall des Jägerhorns und einer Violine, die Einrichtung unsrer Zelte u. s. w. Der General-Commissär nahm sie mit in sein Zelt, wo sie sich augenblicklich auf die Erde niederhuckten, die angebotenen Stühle verschmähend. Dort schrieb er ihnen eine Art von Pafs, die Versicherung freundschaftlicher Gesinnungen der holländischen Christen gegen die Buschmänner enthaltend, und bedeutete ihnen, dafs, so lange sie dieses Papier bewahrten und sich selbst keine Störungen der Ruhe zu Schulden kommen liefsen, Friede und Freundschaft zwischen ihnen und den Holländern sein solle. Zur Befestigung des Vertrags schenkte er ihnen 20 Schafe, die sie mit nach ihren Gefährten nehmen und dort verzehren sollten. Ehe sie damit abzogen, kamen noch zwei der Ihrigen an, von denen der eine von den Colonisten als Chef der Horde angesehen wird, obgleich er eigentlich nicht mehr zu gebieten hat, als die übrigen. Er konnte aber etwas gebrochen holländisch reden

und war Sprecher gewesen, als man damals den Frieden mit ihnen schloſs. Zum Zeichen dieser Würde und zum Andenken des Vertrags trug er ein Stück Messing am Hals, das vormals der Deckel einer Tabaksdose gewesen zu sein schien, auf welchem an der einen Seite das Wort *Vrede* auf der andern der Name Jas eingegraben war, den ihm die Colonisten gegeben hatten. Es ist ein Merkmal der besondern Wildheit dieser Nation, daſs sie unter sich keine Namen kennen und das Bedürfniſs nicht fühlen, einander zu rufen oder persönlich zu unterscheiden. —

Wir setzten am 15ten November unsre Reise auf fortdaurend gegen die *Karroo* abhängigem Boden weiter fort und erreichten Mittags den letzten bewohnbaren Platz am Rande des *kleinen Roggeveldes*, genannt *de Standvastigheid*, und zu Lehn besessen von einem gewissen Abram Botman. Eine unglaubliche Menge von Fliegen *) verbitterten uns die kurze Ruhe, die wir hier zu nehmen dachten, und während des Essens waren wir kaum im Stande, einen Bissen zum Munde zu bringen, ohne von diesem lästigen Geschmeiſs mit zu verschlucken. Man hatte hier ein eignes Verfahren, sie im Groſsen zu vertilgen. Es hingen nemlich von dem Gebälke des Daches an langen Faden Strohbüschel herab, die vorher in Milch gekocht waren, und wenn diese nun von den Fliegen überall sich bedeckt zeigten, fuhr man mit einem

*) Unsre gemeinen Stubenfliegen: Musca domestica und Stomoxys irritans.

einem langen Sack, dessen Oeffnung durch einen Reif aus einander gehalten und an einem Stiel befestigt war, langsam unter den Büschel hinauf, liefs ihn bis auf eine gewisse Tiefe in den Sack hinab, verschlofs denselben oberhalb mit der Hand und schüttelte die Fliegen auf den Boden hinunter. Auf diese Weise, versicherten die Leute, manchen Tag mehr als einen Scheffel Fliegen fangen zu können und dennoch wenig Abnahme des Ungeziefers zu spüren. An andern Orten, namentlich zu *Tülbagh*, lassen die Colonisten von ihren holzholenden Sclaven aus den Gebirgen eine Menge von den klebrigen Büschen der *Roridula dentata* mitbringen, die in den Zimmern umhergelegt werden und sie unglaublich schnell von dem Ungeziefer reinigen, wenn man dabei die Vorsicht gebraucht, Fenster und Thüren nicht offen stehn zu lassen.

Auf unserm weiteren Wege begegnete uns eine reisende Colonistenfamilie mit ihren Wagen und Viehheerden, die bis jetzt noch in der *Karroo* geblieben, nun aber durch das völlige Versiegen der dortigen Quellen gezwungen worden war, ihren Wohnplatz auf dem *Roggeveld* wieder zu suchen. Abends gelangten wir zu einem einsamen, unbewohnten Ort in der *Karroo*, *de Brandvalley* genannt, wo wir unsre Wagen schon ausgespannt und unsre Leute beschäftigt fanden, das Lager aufzuschlagen. Die Ueberbleibsel von Gebäuden, die hier traurig in der kahlen Fläche vorragen, beweisen, dafs dieser Ort vormals, wenigstens zu gewissen Jahrszeiten bewohnbar gewesen. Seit einem Menschenalter

aber ist die Quelle immer ärmer geworden und kann nur noch zum Ausspannplatz benutzt werden. In der Mitte des Sommers versiegt sie ganz und schon jetzt fanden wir nur noch eine kleine Pfütze trüben Brackwassers.

Zum erstenmale auf der Reise brachten wir nun eine Nacht im offenen Lager, fern von allen menschlichen Wohnungen zu. Zugleich fiel auf diesen Tag das Geburtsfest von einer unsrer Damen, und diese doppelte Feier versammelte Abends die ganze Gesellschaft in dem grofsen Zelte bei einem erheiternden Punsch, dessen Genufs bei dem kalten Südwestwind und der schlechten Beschaffenheit des Trinkwassers hier besonders erfreulich ward.

Es war beschlossen, den folgenden Tag hier zuzubringen, die Kühle des Abends abzuwarten und dann in der Nacht den sehr bequemen, ebnen und sichern Weg durch die *Karroo* fortzusetzen. Da es indessen wider Erwarten sehr kühles Wetter geworden war und unser Vieh an diesem Ort weder sonderliche Weide, noch hinlängliches Wasser fand, so wurde die Reise noch an selbigem Tage wieder angetreten, nachdem unsre Leute hier zum erstenmal eine Probe ihrer Fertigkeit im Abbrechen des Lagers und Einpacken der Geräthschaften abgelegt hatten. Denn kaum eine halbe Stunde, nachdem der Entschlufs zu reisen gefafst war, befanden wir uns bereits auf dem Marsch, so fertig war ein jeder durch eine fünfwöchentliche Uebung schon in seinem Dienste geworden. In der Nacht hatte sich eins unsrer Pferde von

dem Halfter losgerissen und war davon gelaufen. Ein ausgesandter Hottentott wuſste indessen die Spur des Thieres aufzufinden und brachte es noch an eben diesem Tage zu dem Zuge zurück. Diese Fertigkeit der Hottentotten ist in der That bewundernswürdig. Der Boden ist fast überall so hart und felsig, daſs kein Abdruck des Hufes oder Fuſses sichtbar werden kann, und dennoch kommen sie nicht von der Fährte ab. Ein umgerolltes Steinchen, ein zerknickter Halm ist oft das einzige Zeichen, und es fehlt ihnen fast nie, daſs sie aus einer Reihe solcher unvollständiger Merkmale nicht angeben könnten, von welchem Thier die gefundene Spur sei. —

Wir gelangten nunmehr immer tiefer hinab in die *Karroo* und konnten einander unsre Verwunderung nicht bergen, ihre Gestalt mit den Vorstellungen, die wir uns davon gemacht hatten, so wenig übereinstimmend zu finden. Die bisherigen Beschreibungen der *Karroo* sind nemlich so wenig richtig und vollständig, daſs ich es nicht überflüssig achte, hier etwas weitläufiger davon zu reden. Man versteht darunter einen groſsen, unbewohnten, von der Natur stiefmütterlich behandelten Landstrich, der sich zwischen den beiden ersten groſsen Gebirgsreihen, die mit der Südküste und mit einander parallel, von Osten nach Westen gezogen sind, sich hindehnt. Die Länge dieser Wüste in der genannten Richtung beträgt sechzig, ihre mittlere Breite von Norden nach Süden funfzehn bis zwanzig geographische Meilen. Der Flächeninhalt wird nach einer mäſsigen Berechnung auf

tausend Quadratmeilen geschätzt. Die Grenze im Osten machen die *Schneeberge*, *Koub* und *Kamdeboo*, im Westen die *Cederberge* und ein Theil des *Bokkeveldgebirges*. Die mittlere Höhe der *Karroo* über der Meeresfläche beträgt drei tausend Fuſs. Sie senkt sich von der nördlichen Gebirgsreihe und dem *Nieuweveld* südlich; alle Flüsse aus diesen Gebirgen laufen in dieser Richtung und durchbrechen an mehreren Puncten die groſse Bergkette, durch welche die *Karroo* von den fruchtbarern Küstenländern geschieden ist; nur in dem westlichen Theile, wo sich ein beträchtlicher Winkel zwischen das Roggeveldsgebirge und die Cederberge einschiebt, suchen diese Flüsse ihren Ausweg nach Norden.

Aus dem, was man bisher über die *Karroo* gelesen hat, kommt man in Versuchung, sie für eine groſse, völlig ebene Fläche zu halten, und sie mit den Steppen des südlichen America und mittleren Asiens in Vergleichung zu stellen. Allein in ihrer Mitte erheben sich ganz bedeutende Thonschieferberge, die nur neben den colossalen Gebirgen, die rings umher die *Karroo* einschlieſsen, als unbeträchtliche Höhen erscheinen, und deshalb auf den Karten nicht hinlänglich herausgehoben werden können. Doch finden sich allerdings auch groſse, vollkommene Ebenen, zumal in dem westlichen und äuſsersten östlichen Theil der *Karroo*, von welchen einige, dreiſsig bis vierzig Quadratmeilen an Flächenraum einnehmen. Der Boden besteht durchgängig aus Thon mit Sand gemischt, und hält überall mehr oder weniger Eisentheile,

daher denn durch die ganze Colonie ockerfarbiges Thon- und Sandgemenge mit dem Namen *Karroogrund* belegt wird. Da dieses Erdreich ein bloſses Verwitterungsproduct ist und aus dieser und den übrigen zusammenwirkenden Ursachen die Vegetation sehr ärmlich geblieben ist, so hat sich eben keine dicke Schicht davon erzeugen können, und man stöſst überall, wo man einen Fuſs tief gräbt, auf todtes Gestein. Im Sommer dörret die Sonne den Karrooboden fast zu der Härte eines gebrannten Ziegels. Alle Vegetation erstirbt, nur die *Mesembryanthemen* und andre Saftgewächse leben fort, und unter der oberen Rinde die Wurzeln der *Gorterien*, *Berkheyen* und *Aster*, wie die Zwiebeln der Liliengewächse, welche die vorsorgliche Natur hier mit zehnfachem elastischen Netz holziger Fasern überzog, und so vor dem Erdrücken des erhärteten Lehms schützte. Sobald in der kühleren Jahrszeit der Regen bis zu ihrem Lager durchdringt, saugen diese Fasern die Feuchtigkeit ein und dehnen quillend den zähen Thon aufwärts, indeſs unter ihrem Schutze die junge Zwiebel sich bildet und bald ihren Keim entfaltet. Der nächste Regen findet das Erdreich schon aufgelockert, die Schafte zum Durchbruch bereit und in wenigen Tagen deckt sich die ganze unübersehbare Weite mit einem Teppich üppigen Grüns. Noch einige Tage, und man sieht tausend und tausend Blüthentrauben und Büschel und Köpfchen und Glöckchen sich entfalten; der milden Mittagssonne öffnen die *Mesembryanthemen* und *Gorterien* ihre Strahlenkronen mit den glühenden Far-

ben und überschienen wird fast das junge Grün von dem bunten Glanze der entfalteten Blüthen. Erfüllt mit gewürzhaftem, fast betäubendem Wohlgeruch ist die ganze Luft, besonders dann, wenn nach einem stillen Tage die Sonne sich senkt und der warme Blüthenhauch ruhig auf der Fläche gelagert bleibt.

In dieser Zeit belebt sich die ganze, nun zu einer Flur umgeschaffene Einöde. Von den Höhen herab kommen die Heerden hochbeiniger Strauſse und die Züge wandernder Antilopen, und der Colonist verläſst die beschneiten Gebirge, um seine Rinder und Schafe in die gesunde und nahrhafte Frühlingsweide zu führen, die ihnen für einen ganzen mageren Sommer im Voraus Kräfte giebt. In dem westlichen Theil der *Karroo* stoſsen die Winterwohnungen der vom Süden herbeigezognen Bokkevelds-Colonisten an die der Bewohner des Roggevelds. Lang getrennte Freunde und Verwandte sehen sich hier wieder, werden für eine Zeitlang Nachbaren und durchleben zusammen eine Zeit der Ruhe und Lust. Denn leicht und bequem ist hier die Wartung der Heerden, kein Schaf verliert sich in diesen Flächen von dem Trupp, kein Rind stürzt den jähen Abhang hinab, gesichert ist das Vieh vor den Angriffen des Löwen, des Tigers und der Hyäne, denn es fehlen die Schlupfwinkel, in welchen sich diese Raubthiere bärgen, fremd sind diesen Triften die Seuchen und ein wahres Heilmittel sind ihre Kräuter für jegliche Krankheit des Viehes. Alle Streitigkeiten fallen hier weg, denn das Feld ist groſs

und gemein, und reichlich nährt sich eine grofse Heerde auf einem kleinen Gebiet der wohlbewachsenen Flur.

Daheim auf dem Berge ist vor der Reise in die *Karroo* das Feld und der Garten bestellt. Jetzt ruht die Feldarbeit und indessen droben die Saat unter der befeuchtenden Schneedecke fröhlich gedeiht, beginnen hier andre Arbeiten. Die Kinder und Sclaven werden ausgeschickt, einen Vorrath von den jungen Zweigen des *Channastrauches* *) zu sammeln. Die Asche dieser salzigen Saftpflanze liefert eine gesättigte Lauge, mit welcher die Frauen das von einem Jahr her gesammelte Fett zu einer trefflichen Seife einkochen, deren Verkauf beträchtlichen Gewinn abwirft. Denn leicht wird diese willkommene Waare nach der Capstadt mitgenommen, wo man sie theuer bezahlet. Indessen bereiten die Männer aus mancherlei Rinden und Kräutern eine Lohe zum Gerben der Felle, die ihnen im Sommer die Jagd des Wildes verschaffte. Der Vorrath von Leder, der hier bereitet wird, ist mehr als hinreichend die Kinder und Sclaven zu kleiden, und viel davon wird ebenfalls an den Städter und den Ackerbau treibenden Colonisten der fruchtbarern Gegenden verhandelt. So belohnet sich reichlich die Beschwerde des jährlich zwiefachen Umziehens, und mit einer Lebhaftigkeit, die sonst dem indolenten Africaner so fremd ist, hört man die Colonisten die glückliche Zeit des Karroolebens preisen.

*) Salsola aphylla und Salicornia fruticosa.

Aber wie bald verliert die Gegend wieder ihre fröhliche Gestalt! Kaum einen Monat steht die *Karroo* in ihrer Pracht, wenn nicht seltene späte Regen das Pflanzenleben aufs Neue hervorrufen. Die zunehmende Länge der Tage, der höhere Stand der Mittagssonne wirken zerstörend auf die kaum geweckte Vegetation. Schnell verwelken und fallen die Blüthen, die Stiele und Blätter verdorren, die erhärtete Rinde der Erde verschliefst sich den Keimen der jungen Gewächse; nur die Saftpflanzen geben den Heerden noch eine längere Nachlese. Allmählich vertrocknen die Flüsse, spärlicher fliefsen die Quellen und endlich zwingt ihr gänzliches Versiegen den Colonisten, die hochgelegene Heimath wieder zu suchen. Ungern verläfst er auch dann noch die Ebene, und oft bleibt die durstgewohnte Schafheerde noch eine Zeitlang zurück, sich von den fleischigen Blättern der luftgenährten *Mesembryanthemen* und anderer Saftgewächse ein Futter suchend, das speisend und tränkend zugleich und heilsam für das wolletragende Vieh ist. — Immer einsamer wird die *Karroo* und gegen Ende Septembers ist sie völlig verödet. Der dichte Letten berstet mit häufigen tiefen Rissen, die dem Reisenden die ausdörrende Kraft der africanischen Sonne bezeugen. Ganz verschwunden ist das Grün; die Blätter der ausdauernden Pflanzen gewinnen einen graulichen Ueberzug (*Atriplex albicans*, mehrere Arten von *Pelargonium*, *Bupleurum*, *Polygala u. s. w.*) und die dicklichen Blätter der kleineren Saftgewächse (*Salsola*, *Salicornia*, *Crassula*, *Cotyledon u. s. w.*)

decken sich mit einem ähnlichen Duft. Ein schwärzlicher Staub, die Asche der verdorreten Pflanzen, bedeckt den harten röthlichen Boden. Unter ihm ist der Saamen einer künftigen Pflanzengeneration bewahrt, und dieser Staub wird sie düngen, wenn über's Jahr der Regen die Erde wieder erweicht und den Saamen zum Keimen bringt. —

An einigen Stellen, zumal in den Betten der Flüsse, hält sich das Wasser eine längere Zeit durch Zufluſs aus verborgnen Behältern. Aber die Kraft der Sonne dickt es ein zu einer fast ungenieſsbaren Salzsoole. Rathsamer ist es dem Reisenden, in den Fluſsbetten nach Wasser zu graben, wo es zuweilen glückt, in dem aufgehäuften Kieselgeschiebe ein genieſsbareres Wasser zu finden, das sich hinter queerlaufenden, dämmenden Felsenbänken in der Tiefe angesammelt hat und vor dem Verdunsten bewahrt ist.

In diesem öden, freudeleeren Zustande fanden wir die *Karroo*, als wir sie jetzt durchreisten. Der Weg war eben und bequem, selbst über die Höhen hin, die wir hin und wieder noch zu übersteigen fanden. Die Fluſsbetten, deren wir eine ziemliche Anzahl durchschnitten, waren alle völlig wasserleer, wir sahen keine Spur von Wild, noch von Menschen, die Sträuche waren verblüht und vertrocknet, selten zeigte sich zwischen ihnen einmal ein einsamer Laufkäfer oder eine langbehaarte *Solpuge*, die zwischen dem dünnen Gestripp wie ein Schatten dahinschwand. Der Weg war der langweiligste, den wir noch gemacht hatten. Unter einem vorspringenden Felsen fanden wir gegen

Abend eine kleine Quelle, neben welcher in einem roh aufgegrabnen kleinen Bassin ein Paar Tonnen trüben Brackwassers stagnirten, und übernachteten dabei. Der Ort hiefs *Smitswinkel.* Ein Paar armselige Lehmhütten, die hier stehen, sind der Winteraufenthalt einer Colonistenfamilie. Die Erde war hier so hart, dafs wir nur mit Mühe die Pflöcke zur Befestigung der Zeltstricke einschlagen konnten, nachdem mit eisernen Instrumenten zuvor die Löcher dazu gebohrt waren, und dennoch gingen sie hier und dort wieder los, so dafs uns die Zelte über dem Kopfe zusammengefallen sein würden, wenn sich ein mäfsiger Wind erhoben hätte.

Am Mittage des folgenden, ausnehmend warmen Tages, ruheten wir an dem *groote Rivier* oder grofsen Flufs, der wegen seiner bedeutenden Länge vor den übrigen, fast nur mit Gossen zu vergleichenden Karrooflüssen, diesen auszeichnenden Namen erhalten hat, übrigens aber eben so schmal und wasserarm ist, als diese. An einer Stelle fanden wir noch einiges, im platten Felsenbette stehn gebliebenes Wasser, das zwar sehr hell und kühl, aber so durchaus brack und morastig von Geschmack war, dafs selbst unser Vieh, ungeachtet des grofsen Durstes, nicht viel davon trank. Es mochte seinen Zuflufs wohl aus einer nahen, nicht zum Vorschein kommenden Quelle haben, denn die *Mimosen* waren hier ausgezeichnet grofs und stämmig und fingen schon an zu blühen, indessen sie weiter hinab und hinaufwärts noch weit zurück waren. Eine Menge schöner In-

secten, besonders aus den Gattungen *Mylabris* und *Buprestis*, umschwirrten diese blühenden Bäume, und der heutige Fang lieferte manches Insect, das mir nachher nie wieder zu Gesicht gekommen ist. Der Geruch der Mimosenblüthen ist äufserst lieblich. Man erkennt ihn wieder in dem Geschmack des Honigs, den die wilden Bienen um diese Jahrszeit anfangen zu bereiten. Auch ist in dem Anfang der Blüthezeit das Laub am schönsten entfaltet, und der Schatten so dicht, dafs man mit Erfolg Schutz vor der Sonne darunter suchet. Es wuchs auch unter eben diesem Schatten und neben dem Wasser ein wenig Gras, woran sich unsre Pferde und Ochsen nicht wenig labten *).

Auf einem ebenen, bequemen, aber höchst einförmigen Wege, kamen wir mit untergehender Sonne an den Ort, wo wir übernachten wollten, und wo eine kleine Quelle, die *Platfontein*, das unentbehrliche Wasser, wiewohl in geringer Menge und von höchst mittelmäfsiger Beschaffenheit lieferte. Wir fanden hier schon den, durch unsern vorausgesandten Boten bestellten Vorspann aus dem *kalten Bokkeveld*, nebst dem Veldcornet und einigen Einwohnern dieses Districts. Diese brachten in Vorschlag, noch in dieser Nacht die Reise fortzusetzen, indem hier nicht Wasser genug vorräthig sei, alle das Vieh zu tränken. Es fehle

*) Eben dieser groote Rivier macht in seiner ganzen Länge die Scheidung der Roggevelds- und Bokkevelds-Karroo. Denn also haben sich die Bewohner beider Districte das Feld für ihren Winteraufenthalt getheilt.

überdieſs gänzlich an Weide und die Pferde werden weniger ermüden, wenn sie jetzt gleich in der Kühle der Nacht den Marsch zurücklegten, als wenn sie morgen mit leerem Magen und in der Hitze ihn machen müſsten u. s. w. Die Triftigkeit dieser Gründe verschaffte dem Vorschlag allgemeine Zustimmung, es ward ein kleines, in Eile bereitetes Abendessen eingenommen, und dann begab sich die ganze Gesellschaft unter der Leitung einiger wegekundiger Colonisten auf den Marsch. Der Veldcornet ritt schneller voraus, um in seinem Hause alles zu unserm Empfange vorzubereiten. — Mit Anbruch des Tages kamen wir an einen engen Paſs (die *Bokkeveldspoort*) in der vordersten Reihe des Gebirges, welches die *Karroo* von dem *Bokkeveld* scheidet. Wir zogen eben hindurch, als die aufgehende Sonne die hohen Gipfel der Berge vergoldete. In der Tiefe der Schlucht lag noch die Dämmerung. Der auf seltsame Weise von oben hereinfallende Wiederschein des Morgenlichts warf magische Schatten auf die kahlen, rissigen Felsenwände und auf das grünbelaubte Gebüsch, das die Ufer eines tief ausgewühlten Gieſsbachs umfaſste. Vielfach empfänglich gestimmt war unser Aller Gemüth für den Reiz dieses Anblicks durch die orgastische Wirkung des Wachens, durch die dunkle Oede der nächtlichen Reise in der leeren *Karroo*, aus welcher wir uns wie durch Zauber in das milde Dämmerlicht dieses heimlichen Thales versetzt fanden, durch den überraschenden Contrast der lebendigen Vegetation mit der grauenden Dürre der unübersehbaren

Fläche und durch den Gegensatz dieser bestimmten scharfen Profile der Urgebirgsformen mit den abgerundet verwitterten Bänken des vor wenigen Tagen verlassenen Thonschiefergebirges.

Geräumiger ward jetzt der Paſs, ein weites Thal öffnete sich vor unsern Blicken, in welchem der Weg allmählig bergan lief. Die Kuppen hoch überragender Berge schauten von der Rechten und Linken ruhig und friedlich herein, weit aufwärts schweifte der Blick in die wüsten weitklaffenden Schluchten. Ganz oben weidete in den ersten erwärmenden Strahlen ein kleines Rudel Antilopen und entfloh, aufgescheucht von dem hundertfach wiederhallenden Knall der africanischen Peitschen, in die jenseitigen Thäler.

Bald gelangten wir zu dem Platz des Veldcornets Martinus Brüël (eigentlich Bruyeres, von französischer Abkunft), einer wohlunterhaltenen, mit hübschen Saatfeldern und Obstgärten umgebenen Pächterei. Besonders reizend erschien uns, die wir nun schon seit einem Monat keinen ordentlichen Baum mehr gesehn, ein kleines Gehölz von alten Eichen und hochstämmigen Pappeln, neben welchem ein klarer Bach des herrlichsten Wassers hinrieselte, wie denn überhaupt die Lage des Orts zwischen den hohen und steilen Bergen nicht romantisch genug gedacht werden kann. Tausend Schritt von dem Hause liegt ein andres, dem Nachbar zugehörig, ähnlich an Bauart und an Reiz der Umgebungen, aber ein Aerger sind sich beide Besitzer und ewiger Zwist ist unter ihnen wegen der Weide des Viehes und der Ausdehnung des

Saatlandes. Unverständig theilte einst ein Vater das schöne Erbe zwischen seinen beiden Söhnen, deren einer seinen Antheil durch Verkauf der Familie entfremdete und dadurch unvertilgbaren Hader der Nachbaren säete. Es ist zu bejammern, daſs die wilden Ausbrüche des Hasses und Neides den Frieden dieses lieblichen Thales stören müssen. Stiller und heimlicher und dennoch weniger düster und eng habe ich nicht leicht ein Fleckchen gesehen; so ganz geschaffen zum Zufluchtsort für ein tief gekränktes, des Weltlebens und der Menschennähe überdrüſsiges Gemüth. — Der Boden ist fruchtbar und wird reichlich getränkt von ergiebigen Quellen, trefflich gedeihen Bäume und Getraide und Früchte aller Art, selbst die, welche sonst das africanische Clima nicht wohl ertragen. Die Heerden der Schafe und Rinder und Pferde nähren sich lustig von gesunden Kräutern, die verheerenden Seuchen dringen in keiner Jahrszeit bis hieher.

Wie diesem Thale, so dem ganzen Bezirk, zu dem es gehört, ist die Natur besonders günstig gewesen. Zwei und dreiſsig Lehnplätze werden darunter begriffen, es heiſst das *kalte Bokkeveld* wegen seiner hohen gebirgigen Lage, im Gegensatze des *warmen Bokkeveldes*, das im Süden daran stoſst und in einer niedrigern Ebene liegt. Vorzüglich kalt ist der nördliche Theil, daher auch durch den eigenen Namen *Friesland* besonders unterschieden. Fuſshoher Schnee fällt hier im Winter und zwingt die Bewohner mit ihrem Vieh in die *Karroo* hinabzuziehen. In dem südlichen

Theile, wo die Colonisten sich mehr in den Thälern angesiedelt haben, werden nur die Heerden in die *Karroo* getrieben und die Familie bleibt auf dem Wohnplatz. — Korn gewinnt ein jeder leicht soviel als er bedarf, da die Quellen stark genug fliefsen, um Wasserleitungen anlegen und die Aecker das ganze Jahr tränken zu können. Man würde mehr ärndten wollen und können, wenn der Absatz minder beschwerlich und die hohen Gebirge auf dem Wege nach der Capstadt nicht so mühsam zu übersteigen wären. Daher wird nur ein Geringes nach den nördlichen (eben von uns durchreisten) Gegenden ausgeführt; eben dahin verkauft man Tabak, Brantewein und Wein, letzterer ist aber hier nur von geringer Güte. Desto einträglicher ist die Ausfuhr von Früchten und Gemüsen, die viel nach der Stadt zu Markt gebracht werden. Doch tritt auch hier die Schwierigkeit ein, dafs auf den Gebirgswegen die ganze Ladung von Pferden und Menschen hinüber getragen werden mufs, indessen die Wagen leer hinüber geschafft werden. Orangen, Citronen, Pfirschen, Apricosen, Feigen, Melonen und Trauben sind hier so schmackhaft, als man sie irgend wo in der Colonie nur findet, und werden theils frisch, theils getrocknet versendet. Aufserdem gedeihen hier wegen des kälteren Clima's Aepfel und Birnen besser, als in allen übrigen Gegenden der Colonie, und Kirschen sind fast das ausschliefsliche Eigenthum dieses Districts. Da sie indessen den Transport im Grofsen nicht wohl vertragen, kommen sie selten anders nach der Stadt, als zu

Geschenken für grofse Herren. — Hülsenfrüchte werden in Menge gebaut, und was die Schiffe zu ihrem Proviant an Erbsen und Bohnen verbrauchen, kommt grofsentheils aus dieser Gegend. — Alle europäische Holzarten werden hier fester und schwerer, als in andern Gegenden, wegen der längeren Winterruhe und des weniger beschleunigten Wachsthums. Ob man hier Versuche gemacht, Linden und Buchen zu pflanzen, die, wie oben gemeldet, in der Capstadt wiederhohlt mifslangen, ist mir nicht bekannt. Es sind aber bestimmt hier so wenig, als im übrigen südlichen Africa, diese und ähnliche Baum-Arten zu finden. Die Pappel gedeihet hier besonders gut und wird mehr gepflanzt als die Eiche, weil das Holz zu dem mannichfachen kleineren Gebrauch tauglicher ist und man des Bauholzes in solcher Menge nicht bedarf. Nadelholz findet man hier nicht, wie es denn überhaupt wenig, als ganz in der Nähe der Capstadt gebaut wird.

Noch ein Beweis für die Zuträglichkeit des kälteren Clima's, welches in diesem Bezirk herrscht, ist das vorzügliche Gedeihen alles Federviehs. Der Absatz davon macht abermals eine ganz bedeutende Nahrungsquelle der hiesigen Colonisten aus. So mühsam es unter andern in den mehrsten Gegenden der Colonie fällt, Truthühner aufzuziehn, so geschieht dies hier mit der gröfsten Leichtigkeit und ohne dafs man sich nach den Jungen sonderlich umzusehn braucht. — Es ist schon erwähnt, dafs das *kalte Bokkeveld* besonders zur Viehzucht sehr geschickt ist; weder die Pferde-

Pferde- noch Rindviehseuche kommen je hieher, dagegen arten die Schafe hier weniger gut, als auf dem *Roggeveld*. Man ist gewohnt, beide Districte in nahe Vergleichung zu setzen und sie einander sehr ähnlich zu finden, in Absicht der hohen Lage, des kälteren Clima's und des gleichzeitigen Fettwerdens der mancherlei Vieharten. Allein bei näherer Untersuchung finden sich auffallende Verschiedenheiten. Das *Roggeveld* ist ein flaches Gebirge, welches fast ganz aus Schiefermasse besteht, dahingegen das *Bokkeveld* aus Granit mit aufgelagertem Sandstein, von tiefen Thälern durchschnitten, hier reichliche Quellen, dort Wassermangel. Aus diesen Gründen findet man hier Obstcultur und fette Grasweide, welches beides dem *Roggeveld* gänzlich fehlt, dahingegen sind die aromatischen Kräuter, die den Schafen so ausnehmend zuträglich sind, ein Eigenthum dieses letztern. — Auf der gestrigen Tagereise durch die *Karroo* hatten wir den traurigen Anblick, mehr als 70 Stück Schafe todt an dem Wege liegend zu finden. Sie gehörten zu der Trift eines nach der Capstadt ziehenden Schlachters, der sie wahrscheinlich unvorsichtiger Weise, nach einem langen und heifsen Marsch, in dem ungesunden Wasser des *groote Rivier* getränkt hatte. Auf die Nachricht davon sandten die zunächstwohnenden Landleute einige Wagen dahin, um die Felle und das Schwanzfett einzusammeln, welches letztere noch zu Seife, Lichten und Wagenschmeer sehr brauchbar ist. Sie hatten damit besondere Eile, und nicht ohne Grund, denn die grofsen Geier, die sich gleich in

Menge bei einem Aase versammeln, würden ihnen wenige Stunden später, nichts als die Knochen übrig gelassen haben. Diese Vögel folgten uns auf der ganzen Reise, besonders in den unbewohnteren Gegenden, und kaum hatten wir einen Lagerplatz verlassen, als wir sie schon über die geringen Reste unsrer Mahlzeiten herfallen sahen. Sie und die Menge der vierfüſsigen Raubthiere sind Schuld, daſs man selbst in den wildreichsten Gegenden selten ein todtes Thier, ja nicht ein vollständiges Skelett im Felde antrifft.

Der Ruhetag an diesem Orte, welcher *de Uitkomst* hieſs (die Auskunft oder vielmehr der Ausgang, nemlich in die *Karroo*), verging unter Beschäftigungen mancherlei Art und unter Besuchen der benachbarten Landleute. Wir fanden an ihnen einen äuſserst gutmüthigen, rechtlichen Schlag, der sich vortheilhaft von den Roggeveldsbewohnern durch einen höhern Grad von Geistesbildung und mindere Streitsucht unterscheidet. Als ein besonders achtungswerthes Beispiel muſs ich hier den Veldcornet Pienaar nennen, der in der ganzen Colonie als einer der bravsten, thätigsten und unterrichtetsten Männer bekannt ist.

Lieutenant Gilmer reiste von hieraus sofort nach *Roodezand*, um daselbst die Vorbereitungen zu unserm Empfang anzuordnen. Wir folgten ihm am andern Morgen unter Begleitung der Veldcornets, nachdem unsre Wagen ebenfalls in der Nacht vorangeschickt waren. Da das Thal auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen ist, so hatten wir gleich Anfangs eine steile Höhe zu er-

klimmen, auf welcher wir unsre Pferde mehrmals mußten verschnaufen lassen. Oben erfreuten wir uns nochmals an dem Rückblick in das romantische Thal und an der Aussicht in die weite Fläche der *Karroo* über die Säulen des *Bokkeveld-Thores* hinaus. In dem Sandstein, aus welchem der Gipfel des Berges besteht, fanden wir häufige Kalkspath-Crystallen, eine ganze Fläche war damit bedeckt; doch waren sie klein. An der andern Seite lief der Weg allmählig hinab und ein langes Thal öffnete sich wieder, in welchem wir mehrere Pächtereien in mäfsigen Zwischenräumen von einander vor uns erblickten. Wir traten gleich in der ersten, die ein hochbejahrter Mann, Namens Erasmus Rasmus, nebst seiner ihm an Alter gleichen Hausfrau kinderlos bewohnte, einen Augenblick ab, und wurden ächt patriarchalisch mit frischer Milch bewirthet. Das Mittagsessen nahmen wir dann in der zweiten, bei einer Wittwe Janssens, wo wir, nach unsrer Gewohnheit, die Hitze des Tages erst vorübergehn liefsen. Wir hatten die Freude, hier Herrn Michgorius, ersten Commis auf dem Bureau des General-Commissärs, anzutreffen, welchen bei unsrer Abreise aus der Capstadt eine Krankheit abgehalten hatte, uns sogleich zu begleiten. — In diesem Hause waren zwei Taubstumme, ein Sohn und eine Tochter der Wirthin, beide den dreifsigen nahe, jener in den Arbeiten des Landbaus sehr thätig, diese geschickt in allerlei weiblichen Handarbeiten und Künsten und vielbeschäftigt im Hauswesen, beide sehr geübt in einer Zeichensprache, wodurch sie sich gegen-

seitig und mit ihren Verwandten verständigten. — Der Weg aus dem *langen Thale* heraus, führte abermals über eine Anhöhe; jenseits war eine Pächterei, in welcher der General-Commissär, getreu seinem Grundsatze, sich jedem der Unterthanen freundlich zu zeigen, einen Augenblick vorsprach. Der Besitzer selbst war nicht zu Haus und einer seiner Verwandten, der seine Stelle vertrat, gab uns das erste Beispiel von ächt-bäurischer Rohheit und Ungeschliffenheit, das uns in diesem Lande vorkam. Er polterte in harten, unschicklichen Worten mit den Sclaven, die unsre Pferde halten mufsten, liefs sich durchaus in kein Gespräch mit uns ein, zum Zeichen, wie wenig angenehm er den Besuch finde, und bewies auch nicht die kleinste der Aufmerksamkeiten, auf die sonst der geringste Reisende überall in diesem Lande so sichern Anspruch machen darf. Dabei sah er so störrisch drein, dafs Pienaar, in der naiven Manier der Cap-Colonisten, scherzhaft bemerkte, er mache ein so böses Gesicht, dafs die Fliegen zu bange seien, sich ihm auf die Nase zu setzen. — Weiterhin kamen wir durch eine flache, wenig abhängige Gegend, in welcher grofse Haufen roher Sandsteinklumpen hier und dort riesenhaft auf einander gestapelt lagen. Vierzig Fufs hoch und darüber waren manche dieser Haufen; die ungeheuren Brocken, Gewichte von vielen Hunderten Centner, lagen lose und, dem Schein nach, schwach auf einzelnen Puncten unterstützt, über einander, die oberen mit jähem Herabsturz jeden Augenblick drohend. Höchstwenige Puncte in dem ganzen

südlichen Africa tragen wie dieser die deutliche Spur uralter gewaltsamer Erderschütterungen. Gleich dahinter folgt ein Thal von ganz eignem Charakter. Man gelangt nemlich nun an den Fuſs des *Schurfdeberges*, der schon ein Theil von der groſsen Gebirgskette ist, die sich parallel mit der Westküste von Norden herabzieht, und die wir in der Hinreise auf dem Wege von *Pikenierskloof* bis *Olifantsrivier* durchschnitten hatten. Dieser Berg stellt hier eine eigenthümliche Form dar, eine hohe, schräg eingesenkte Mauer, die in einer graden, ununterbrochenen, drittehalb Meilen langen Linie, von Norden nach Süden, die westliche Grenze dreier Districte ausmacht, nemlich des *Frieslands*, des *kalten* und des *warmen Bokkeveldes*. Die Neigung dieser Wand ist überall dieselbe und mag mit dem östlichen Horizont einen Winkel von 110 bis 120 Graden bilden. Wenn man sich vorstellt, diese Mauer sei vormals die Platte eines langen Tafelberges gewesen, der sich bei irgend einer gewaltsamen Revolution gleichmäſsig und nach seiner ganzen Länge mit der östlichen Seite in die Tiefe gesenkt, so wird dadurch wohl am besten, sowohl die wahrscheinliche Entstehungsart dieser Form, als das Bild, welches man sich davon zu entwerfen hat, angedeutet. Keine Vegetation haftet auf dieser Fläche, die wie ein Dach vom Regen stets rein gewaschen wird, sie ist überall gleichmäſsig verwittert, ohne bedeutende Risse, von trauriger dunkelgrauer Farbe. An keiner Stelle ist sie jedoch vollkommen glatt zu nennen, sondern überall hat sich das blättrige

Gefüge der dünnen Parallelschichten in gröſsern und kleineren Flächen abgelöset, und zwar je mehr nach der Höhe, desto häufiger und stärker, so daſs dadurch Unebenheiten entstehen, welche Veranlassung gegeben haben, den Berg mit dem Namen des *Schurfdeberges* (des schorfigen Berges) zu belegen *). Der Gipfel der Mauer mag über der mittlern Fläche des zunächst liegenden Thales 300 Fuſs erhaben sein, aber von dem soviel niedriger liegenden warmen *Bokkeveld* aus angesehen erhebt sie sich majestätisch zu der Höhe von 7 bis 800 Fuſs. — Durch dieses seltsame Naturgebilde bekommt das Thal, in welchem wir uns jetzt be-

*) Die ersten Europäer, die sich in Süd-Africa ansiedelten und in der Nothwendigkeit waren, die Wilden ihre Sprache reden zu lehren, mochten wohl ihre Rechnung dabei finden, wenn sie sich und ihren Schülern das Geschäft möglichst erleichterten und die Begriffe, soviel es immer geschehen konnte, durch bildliche Ausdrücke versinnlichten. So nannten sie ihnen jeden Hügel Rücken, eine Bergspitze Kopf, ein Hottentottendorf, wegen der Aehnlichkeit mit einer Halsschnur, Kraal, jede Art von Schieſsgewehr ein Rohr, das Rindvieh vorzugsweise Beesten, die ganze Familie der Antilopen Böcke u. s. w. Dadurch ist in die, also verarmte und verderbte, aller abstracten Bezeichnungen beraubte Sprache, welche nunmehr die allgemeine auch der Colonisten geworden ist, eine Kürze und Naivetät gekommen, die oft an das poëtische der orientalischen Bilderrede grenzt, und sie selbst gebornen Holländern Anfangs unverständlich macht. — So ist es denn auch gekommen, daſs sie Körper mit rauher, unebener Oberfläche schurfd, d. i. schorfig, krätzig, räudig nennen. Ich erinnere mich, daſs uns die Kaffern unter den Geschenken, die wir ihnen zu machen pflegten, immer die metallenen Knöpfe zurückgaben, auf welchen erhabene Bilder, Wappen u. s. w. abgedrückt waren. Sie nannten sie ebenfalls schurfd und verlangten glatte, glänzende an deren Stelle.

fanden, einen eigenthümlichen düstern Character. Ein kleiner Fluſs, *Leeuwen-Rivier*, läuft nach der Länge des Berges mitten dadurch hin, in das *warme Bokkeveld* hinab, vereinigt sich dort mit den Quellen des breiten Flusses und stürzt sich mit ihnen durch die Schlucht *Mostertshoek* in die Tiefe hinab. Das Thal ist reich an Gras und Liliengewächsen und erinnerte lebhafter als alle, die wir noch gesehen, an europäische Wiesen. Unmittelbar an den Fuſs des *Schurfdeberges* gelehnt, steht das Haus des Veldcornets Hugo, wo wir übernachteten. Die Gebäude in diesem District sind durchgehends hübscher und geräumiger, als im *Roggeveld*, vor allen aber zeichnete sich dieses aus durch die Eleganz des Gebälkes und die Nettigkeit des Dachs und der Mauern. Aus dem Hausgeräthe und vielem im Vorhause auf Borten und in Glasschränken aufgestellten reinlichen Geschirre, leuchtete sichtbarer Wohlstand hervor und die Bewohner hatten mehr die verfeinerte bürgerliche Politur der Capstadtbewohner, als die gutmüthige Einfachheit ihrer entfernteren Landsleute. Sie erzählten uns viel von der starken Kälte, die es hier im Winter gebe und daſs sie dann gewohnt seien, in das *warme Bokkeveld* hinabzuziehn, wo sie auch einen Lehnplatz besäſsen. — Jetzt war es so warm, daſs die ganze Familie sich Abends ihr Nachtlager vor der Hausthür bereitete, um unsrer Gesellschaft den ganzen innern Raum des Hauses zu überlassen. Sie versicherten, daſs sie dies im Sommer sehr oft thäten, um der Hitze und den Fliegen auszuweichen.

Der mühsame Weg, den wir auf unsrer morgenden Reise zurückzulegen haben würden, war der Hauptgegenstand des Gesprächs, und unser Muth ward nicht wenig niedergeschlagen durch die Versicherung, daſs es wenig beschwerlichere Gebirgspassagen gebe, als eben die bevorstehende. Zum Beweis indessen, wie sehr Menschen und Thiere sich an dergleichen Beschwerden gewöhnen können, erzählte uns die Hausfrau, daſs sie gewohnt sei, nach jedesmaligem Wochenbett (was bisher noch alljährlich eingetreten sei) den zweiten oder dritten Sonntag ihr Kind selbst zur Taufe nach der Kirche in *Roodezand* zu bringen. Sie lege den ganzen Weg über die beiden hohen Berge auf einem eignen, sehr sichern Pferde so schnell zurück, daſs sie noch denselben Tag wieder zu Hause eintreffe. Ohne abzusteigen, gehe es in einem Trabe hin und wieder zurück, und sie trage kein Bedenken, dem Kinde erforderlichenfalls auf den gefährlichsten Stellen die Brust zu reichen *).

*) Eine vorzügliche Wirkung des hiesigen Clima's und der Lebensart auf die Leibesconstitution der Africanerinnen, ist die Leichtigkeit, mit welcher sie gebähren. Beispiele von Frauen, die im Kindbette sterben, sind fast unerhört, dagegen sieht man sie häufig am vierten Tage nach der Niederkunft das Bette, am siebenten, achten das Haus wieder verlassen, und das nicht nur unter den abgehärteten Landleuten, sondern selbst in der Stadt, wo die Lebensart in mancher Hinsicht weichlich genug ist. Freilich hängt diese Leichtigkeit der Geburten denn auch wieder sehr nahe mit dem zusammen, was vorhin über den schlaffen Habitus, die Neigung zum Fettwerden und das Vorwalten hysterischer Beschwerden unter den africanischen Frauen gesagt ist, und wird also durch mancherlei Uebel wieder aufgewogen.

Nachdem unsre Wagen, von welchen der eine gestern durch Umwerfen in dem Morast dieses Thals aufs Neue Schaden genommen, noch in der Nacht vorausgeschickt waren, um wo möglich den Gipfel des *Witsemberges* noch vor der gröſsten Hitze des Tages zu erreichen, machten wir uns ebenfalls auf den Weg. Eine starke halbe Stunde ging es noch an der Fronte des *Schurfdebergés* hin; dann kamen wir an die Schlucht, durch welche wir ihn übersteigen sollten. Hier hat eine Kraft, deren Maaſs dem menschlichen Verstande unbegreiflich ist, den gewaltigen Berg aus einander gerissen und eine Spalte von 5 bis 600 Fuſs Weite gebildet, durch welche nunmehr der Weg hindurch gebahnt ist. Dieses Unternehmen hat jedoch groſse Schwierigkeiten gehabt, besonders in dem untern, engern Theil des Risses. Hier haben fast Schritt vor Schritt ungeheure unbewegliche Massen durch Pulver gesprengt werden müssen, ehe ein Wagen hindurchziehen konnte. Zwischen diesen Ehrfurcht gebietenden Trümmern ging unser Weg aufwärts, wir fanden ihn über unser Erwarten leicht und bequem, da wir uns bei der gestrigen gefährlichen Beschreibung natürlich die Vorstellungen der *Nardouw* und des Thales *Moedverlooren* zurückgerufen hatten. Gegen jene Passagen gehalten war der heutige Weg in der That Scherz; auch gelangten wir binnen einer kleinen halben Stunde auf die Höhe, wo eine sandige Ebene zwischen den beiden ungeheuren Wänden sich vor uns hindehnte. Abermals eine halbe Stunde, und wir erreichten ihr jenseitiges Ende,

wo es ebenfalls durch riesenhaftes Gerölle mäſsig abwärts in eine gröſsere reichbegrünte Fläche hinauslief. Ein Rückblick auf unsern Weg zeigte uns nun den *Schurfdeberg* von der westlichen Seite. Bis an den Gipfel hinauf waren die abgebröckelten Felsenstücke verworren über einander gehäuft. Ihre tiefen Schatten, das düstre Grau des Gesteins und das dunkle Laub des Gebüsches, das sich zwischen ihnen mühsam hervordrängt, mischen in das Staunen des Reisenden Gefühle unwillkührlicher Schwermuth. Fast unzugänglich ist dieser Berg, von dieser Seite wegen der wilden Zerstörung seines Gefüges, wie von jener wegen der glatten, steilen Fläche seiner uralten Platte. Groſse Schaaren von Pavianen halten sich hier auf, deren gellendes Gebell uns jetzt das Echo in der Schlucht häufig wiederhohlt zurückrief, und muthwillige, Gemsen ähnliche *Klippspringer* lassen sich auf den Gipfeln sehen, der Waffen ihrer Verfolger spottend, die sie hier nicht erreichen. Häufiger als sonst in der Colonie zeigen sich hier die Spuren des hinterlistigen *Parders*, dem jene harmlosen Mitbewohner zur Beute fallen, oder dem es gelingt, dann und wann ein Schaf aus der Hürde des Landmanns zu rauben. Doch der gefährlichere Feind ist auch hier der Mensch, und erwünschte Zuflucht bieten hier tausend Schlupfwinkel den entflohenen Sclaven, die sich nicht selten in dieser Wildniſs zu ganzen Räuberbanden verbrüdern und bei nächtlicher Weile sich Nahrung aus den Feldern, Gärten und Hürden der Colonisten herbeiholen. Seit Menschengedenken ward dieses

Gebirge von solchem Raubgesindel nicht leer, so oft auch Commando's und mit Erfolg, gegen sie abgeschickt wurden, soviel man ihrer auch einfing und den Händen der Justiz übergab. Denn von weither ziehen die fliehenden Sclaven herbei, ja selbst von der Capstadt, wegen der Sicherheit dieser Zuflucht und wegen des Wohlstandes der von hieraus zu plündernden Pächter. Aehnliche Banden sind es, die halbunterrichtete Reisende mit den Buschmännern verwechselt haben, aber ganz sind diese von den Buschmännern unterschieden und menschlicher, weniger mordsüchtig, doch nicht leichter zu bändigen, wegen des Feuergewehrs, womit sie sich waffnen.

Eine Ebene von mehr als einer Stunde in Breite trennte uns nun noch von dem zweiten höheren Berge, den wir heute übersteigen sollten. Mit einem scharfzackigen Kamme begrenzte er sie in der ganzen vor uns liegenden Länge. Diesseits zieht sich der *Schurfdeberg* als ihre östliche Grenze hinauf und stöfst sowohl nördlich als südlich durch vermittelnde Höhen mit jenem, dem *Witsemberg*, zusammen.

Gleich am Ausgange der Schlucht und hart unter einem einspringenden Rande des *Schurfdeberges* steht ein einsames Haus, die Wohnung des Wege-Aufsehers, welchem für jeden Wagen, der hier vorüber zieht, ein Ducaton (anderthalb Thaler) Weggeld bezahlt werden mufs. Für diese ansehnliche Einnahme und den freien Gebrauch des umherliegenden Landes, zahlt er eine gewisse Pacht in die Districts-Casse und hat zugleich die Ver-

pflichtung, für die Unterhaltung des Weges zu sorgen, an welchem wegen der starken Passage und wegen des Schadens, den die Winterregen verursachen, fast immer etwas zu bessern ist. Das Haus, von Eichen artig umschattet, bot uns einen willkommnen Rastplatz. Wir brachten einige Tische und Bänke auf den Rasen unter die Bäume hinaus und verzehrten hier unser Mahl. Der Weg-Aufseher (hier *Padmaker* genannt), Namens Scholz, war einer der gröfsten und dicksten Menschen, die ich je gesehen habe, und nicht leicht hätte man in der ganzen Colonie ein unbehülflicheres und weniger geschicktes Subject zu diesem Posten finden können. Er versicherte, dafs er erst seit einigen Jahren so sehr an Corpulenz zugenommen habe, und sonst eher mager als fett gewesen sei; vor einem Jahre aber, als er sich zuletzt gewogen, habe nur ein halbes Pfund an vierhundert gefehlt. Er habe einen kleinen starken Wagen, auf dem er sich umherfahren lasse, um nach dem Wege zu sehen, aber die Aufsicht über die Arbeiter müsse er einem seiner Sclaven überlassen. Die Nachbaren klagten jedoch sehr über den Verfall des Weges und behaupteten, er sei jetzt nur in der Eile wegen unsrer Ankunft etwas gebessert, und vorher seit zwei Jahren nicht mehr in dem erforderlichen Zustand erhalten.

Ein Gegenstand, der hier unsre besondre Aufmerksamkeit auf sich zog, war abermals ein riesenhaft aufgethürmter Haufen von grofsen Felsenstücken, die aber so weite Zwischenräume liefsen, dafs labyrinthische Gänge und Höhlen entstanden,

die der Besitzer des Platzes durch Zwischenwände und Gehege zu Viehhürden eingerichtet hatte. Rinder und Schafe und Ziegen wurden Abends hier hineingetrieben, jede Heerde in eine besondre Höhle. — Bei dem Durchwandeln dieser Gänge, fiel mir die Beschreibung ein, die der Sänger der *Odyssee* von der Höhle des *Kyklopen* liefert, und die Riesengestalt des Wirthes, der an einer langwierigen Augenkrankheit litt und das eine Auge mit einem Tuche verbunden hatte, erinnerte lebhaft an den ungeschlachten *Poseidoniden*:

Nahe von dannen
Sahn wir ein Felsengeklüft am äufsersten Rande des Meeres,
Hochgewölbt, umschattet mit Lorbeergebüsch, wo am Abend
Viele Schafe und Ziegen sich lagerten; aber umher war
Hoch ein Geheg' erbaut von eingegrabenen Steinen,
Von aufstrebenden Fichten und hochgewipfelten Eichen.
Drinnen haust' auch ein Mann von Riesengestalt, der die Heerde
Einsam auf fernere Weiden umhertrieb, nie auch mit andern
Umging, sondern allein auf frevele Tücke bedacht war.
Denn zum Entsetzen erhub sich das Ungeheuer, nicht ähnlich
Männern vom Halme genährt, vielmehr dem bewaldeten Gipfel
Hoher Felsengebirge, der einsam ragt vor den andern. etc.

Odyssee IX. v. 181 — 192 der Vossischen Uebersetzung.

Es ging das Gerücht, Scholz habe noch mehr dergleichen Höhlen, die aber niemand kenne, als seine Sclaven, und worin er Schafe verberge, die er gelegentlich vorüberreisenden Schlachtern mit Hülfe seiner Sclaven entwende. Die Sache kam in der That ein Jahr nachher, auf die Klage einiger Schlachter, zur Sprache, Scholz ward nebst seinen Gesellen eingezogen und mehr als halb der

fortgesetzten Dieberei überführt. Die Sclaven gestanden, er selbst leugnete standhaft und starb noch vor Beendigung des Processes im Gefängniſs, wo ich ihn damals selbst mehrmals als Arzt besucht habe. Dem *Polyfemos* gleich an freveler Tücke, an Riesengestalt, Einäugigkeit, Neigung zur Einsamkeit und Abneigung vor vegetabilischer Kost, möchte man wohl nicht leicht einen andern finden, der sich besser zum Besitzer des Felsengeklüftes gepaſst hätte, als dieser Scholz.

Nachmittags langten Deputirte von *Roodezand* bei uns an, den General-Commissär zu bewillkommnen. In ihrer Gesellschaft durchschnitten wir dann die vor uns liegende Bergebene, die mit Binsen und Liliengewächsen reichlich bewachsen und hin und wieder von Bächen durchflossen ist, welche tief-morastig und bei Regenwetter gefährlich zu durchwaten sind. Dann erkletterten wir in Zeit von einer halben Stunde die steile innere Seite des *Witsemberges.* Ueberraschender läſst sich nicht leicht eine Aussicht denken, als die, welche unsrer jetzt oben wartete. Man ist nemlich kaum auf den Gipfel gekommen, so geht schon der Weg unmittelbar wieder steil bergab und ein weites Thal sieht man unter sich, dreimal so tief, als das, welches man verlieſs, und wohin die schmal abgeschnittene Kante des Gipfels noch einen vergleichenden Rückblick zu werfen gestattet. Wie auf eine Landkarte gezeichnet liegen vierzig reiche Pächtereien mit zierlichen Häusern, unter dem Schatten von Eichengehölzen, mit grünenden Saatfeldern und Wiesengründen umge-

ben, zu den Füſsen des erfreuten Wandrers. Reinliche Wege, sich vielfach durchkreuzend, die von einer Pächterei zur andern führen, sind wie ein helleres Netz über den grünen Grund ausgebreitet und bläuliche Bäche schlängeln sich gefällig durch die Landschaft, von den Seiten des Thals gegen die niedrige Mitte hin, wo sich alle, etwas weiter nach unten, in einen gröſseren Fluſs ergieſsen, der durch eine Schlucht der gegen überstehenden Bergreihe sich einen Ausweg aus dem geräumigen Thale sucht. Ueber diese Bergreihe hin, die eben in der Gegend der Schlucht bedeutend niedriger ist als der Ort, wo man steht, sieht man die bekannten Berge wieder, die aus der Fläche nach der *Saldanhabay* hin vorragen, und weit hin über sie alle im Südwesten — bedeckt mit der weiſsen Sturmwolke — den *Tafelberg*. Wer Freunde und Lieben an der *Tafelbay* hat, der grüſst hier gerührt aus weiter Ferne (es sind drei lange Tagereisen) den platten Gipfel, unter welchem sie wohnen. —

Indem man sich nun hinabzusteigen anschickt, erwehrt man sich kaum eines kleinen Schauders vor der Gefahr, die damit sichtlich verknüpft zu sein scheint, und verwünscht im Stillen den Erfinder dieser Straſse, der es dem Reisenden zumuthen konnte, an dieser steilen Felsenmauer hinab seinen tollkühnen Wegen nachzuklettern. Man sieht nemlich vor den weit hinaustretenden obern Schichten nichts von dem Fuſs des Berges, und muſs daher wähnen, sich plötzlich an den Rand eines jähen Abgrundes geführt zu finden. Desto erfreulicher ist es nachher, zu bemerken,

wie vorsichtig der Weg in beständigem Zickzack an dem Berge hin und her geführt ist, und wie sorgfältig die bequemsten Stellen zu den Biegungen ausgewählt sind. Weiter hinabwärts nahet man einer weitklaffenden Seitenschlucht, an deren Rande sich der Weg dann sicherer und schneller abwärts wendet. Zur Seite rieselt hin und wieder eine kühle, klare Quelle aus dem Schiefergestein, die dem Reisenden, der, wie wir, in der senkrecht auf den Berg strahlenden Nachmittagssonne hinabzieht, ein sehr willkommnes Labsal bietet. Auf der Hälfte der Höhe wird der Abhang immer buschiger und belaubter, das nackte Gestein weicht allmählich fruchtbarem Erdreich, und man sieht zur Seite einzelne begraste Bergflächen, auf denen Rinderheerden weiden, und die an die *Matten* der Schweizergebirge erinnern. Endlich erblickt man den Fuſs des Berges und die noch übrigen Windungen des schlängelnden Weges, zugleich entzieht sich dem aufwärts gerichteten Blick der Gipfel des Berges hinter den vorragenden Bänken.

Ermüdet von anderthalbstündigem Herabsteigen, gelangten wir an die erste Pächterei dieses Thals, dicht am Fuſse des *Witsemberges*, wo eine Versammlung der achtbarsten Einwohner uns empfing und Erfrischungen aller Arten uns dargeboten wurden.

Noch vor 25 Jahren ging kein Fahrweg über dieses Gebirge, und nur in einem weiten Bogen durch die *Mostertshoek*, aufwärts in dem Bette des *Breede-Rivier*, konnte man von hier nach dem *kalten Bokkevelde* gelangen, ein Umweg von mehr als

als der doppelten Länge der geraden Richtung. Damals entwarf ein Mann von unternehmendem Geist und vielen Kenntnissen, Namens Pienaar, (der Vater des Veldcornets) zuerst den kühnen Plan, über den *Schurfde-* und *Witsemberg* eine Strafse zu bauen, und führte ihn binnen kurzer Zeit unter gewissen Begünstigungen des Gouvernements und unter der Bedingung, die Wegegelder Zeitlebens zu geniefsen, glücklich aus, so dafs jetzt die Passage des *Witsemberg*, wenn sie in wohlunterhaltenem Zustande ist, der nicht minder beschwerlichen *Mostertshoek* von allen Einwohnern unbedingt vorgezogen wird. Dieser Pienaar war ein Freund des Obersten Gordon und begleitete ihn auf allen seinen Reisen; keine Gefahr dünkte ihn zu grofs; je mühevoller eine Unternehmung, desto mehr fühlte er sich gereizt, sie in Ausführung zu bringen. Er fiel ein Opfer dieser Kühnheit; denn als einst eine Räuberbande von Sclaven die Ruhe seines Bezirks mehr als je störte, begab er sich allein und unbewaffnet mitten unter sie, in der Hoffnung, ihnen durch sein Ansehn allein, Achtung und Rückkehr von ihrem schändlichen Leben zu gebieten; die rohen Menschen aber mifsverstanden seine gute Absicht, fielen über ihn her und ermordeten ihn.

Lieutenant Gilmer hatte dafür gesorgt, dafs die ganze Gesellschaft in *Roodezand* ein bequemes Unterkommen fand, indem es beschlossen war, hier längere Zeit zu verweilen, theils um Berichte über den Zustand der politischen Angelegenheiten in Europa aus der Capstadt abzuwarten,

von welchen es abhing, ob überhaupt die Reise fortgesetzt werden könne, oder nicht, theils um unsre ganze Equipage wieder vollkommen in Stand zu setzen. — Der General-Commissär nebst den Frauenzimmern trat in dem Hause des Predigers ab, welches nahe bei der Kirche, etwa im Mittelpunkte des Thales liegt, die Uebrigen vertheilten sich auf den umliegenden Pächtereien, von denen die nächsten eine kleine halbe Stunde von der Kirche entfernt sind. Ich selbst war nebst meinem Eleven und meinem Freunde Winter bei einer Wittwe, Namens Du Plessis, einquartiert, wo ich die Zeit unsers Aufenthalts treulich benutzte, die eingesammelten Schätze zu ordnen und einzupacken. Ich sandte sie dann an meine Freunde in der Capstadt, um Raum für das Neuhinzukommende su gewinnen.

Zweiter Abschnitt.

Roodezand; Reise von da nach Zwellendam und längs der Südküste nach der Algoabay.

Das grofse Gebirge, welches sich in gleichem Abstande von der Westküste und in mehrern, fast parallel laufenden Ketten von Norden nach Süden hinabzieht, bildet unter 32° 50′ S. B. einen mächtigen Knoten, dessen höchste Kuppe in der ganzen Regenzeit mit Schnee bedeckt ist, und deshalb *de Winterhoek* (die Winterecke) genannt wird. Aus der nördlichen Seite dieses Berges entspringt der *Elephantenfluſs*, gegen Westen stöſst sein Fuſs an den District der 24 Flüsse, und gegen Osten treten die Gebirge des *kalten Bokkevelds* dicht an ihn hinan. Gegen Süden aber theilt er sich in zwei ansehnliche Aeste, von denen der eine gegen Südosten gewendet den *Witsemberg*, *Mostertshoek*, das *Hexriviersgebirge* u. s. w. abgiebt, und endlich an die Bergreihe bei *Zwellendam* sich anschlieſst. Der andre Zweig erstreckt

sich gen Süden, Anfangs schmal, dann immer breiter und endlich vereinigt mit dem grofsen Gebirge, das sich über *Fransche Hoek*, *Drakenstein*, *Stellenbosch* und *Hottentottschholland* bei dem *falschen Cap* ins Meer verliert.

In dem abgerundeten Winkel, den diese beiden Gebirgszweige bilden, liegt das Thal *Roodezand*, vormals das *Land van Waveren* genannt, in den ganz neuesten Zeiten, da es der Hauptort des nördlichen Theils der Colonie und der Sitz eines Landdrosten ward, mit dem Namen *Tulbagh* belegt. Die Breite dieses Thals beträgt gerade eine geographische Meile. Von drei Seiten umschliefsen es hohe Gebirge, nach der südlichen aber ist es offen und grenzt an die Districte des *Breederivier* und *Goudinie*. Die Länge des Thals, soweit es *Roodezand* heifst, beträgt zwei bis drittehalb Meilen.

Vierzig Familien bewohnen den also genannten Bezirk, klein ist verhältnifsmäfsig eines Jeden Gebiet, aber fruchtbar an Getreide und Obst. Der hiesige Waizen gilt für den besten und schwersten im Lande und ist eine begehrte Waare in der Capstadt. Wenig bedeutend ist die Viehzucht wegen Mangel ausgedehnter Weiden, doch nährt ein Jeder soviel Ochsen als er zur Wirthschaft gebraucht und eine hinlängliche Menge von Schafen, um das Gesinde zu beköstigen.

Die Kirche ist ein ganz artiges, einfaches, im Jahr 1743 errichtetes Gebäude, worin jeden Sonntag gepredigt wird; meilenweit kommen die Pfarrkinder herbei und es entzieht sich keiner dem

mühevollen Amte eines Aeltesten und Kirchenvorstehers, wenn er nur in einem halben Tage zu Pferde die Kirche erreichen kann. Selbst die Bewohner der *Hantam*, des *Rogge-* und *Bokkeveldes* sind hier eingepfarrt. Sie bringen ihre Kinder hieher zur Taufe, doch selten gleich nach der Geburt, sondern gelegentlich auf einer Geschäftsreise nach der Stadt. Daſs an den beiden Sonntagen, die wir hier zubrachten, zusammen vier und zwanzig Kinder getauft wurden, mag abermals als Beweis der schnellen Bevölkerung dieser Colonie dienen. So geschehen denn auch hier die priesterlichen Einsegnungen Neuvermählter *), die Confirmation der Kinder und wenigstens einmal im Jahre pflegt jeder, auch der entfernteste, Colonist das heilige Nachtmahl zu genieſsen. Wie strenge sich zu Hause der africanische Landmann im Beten und Singen übe, werde ich in der Folge erzählen. —

Nahe bei der Kirche steht eine einzelne Reihe von zehn bis zwölf Häusern, worin meistens Handwerker und kleine Krämer wohnen, die wegen der gutbewohnten Nachbarschaft und wegen der vielbesuchten Straſsen, die an diesem Orte sich kreuzen, ihr hinreichendes Auskommen finden. Jedes Haus hat gegenüber der Thür, an der andern Seite des Weges, einen kleinen Garten und

*) Vormals muſsten alle Heirathen in der Capstadt gerichtlich geschlossen werden, und die Brautleute muſsten deshalb oft eine Reise von mehr als 100 Meilen unternehmen. Das Gouvernement hat diese Einrichtung als unstatthaft erkannt und die Vollziehung des bürgerlichen Acts an die Landdrosten jedes Districts verwiesen.

in den Feldern umher miethen sich Manche ein Stückchen Ackerland, worauf sie ihr Brodkorn gewinnen. Am Ende der Straſse steht das Haus des Predigers, das zierlichste und bequemste Gebäude im ganzen Thale. Nahe daran stöſst ein groſser Garten, ein mit Staketten eingezäunter Hofraum und die ausgedehnten Ländereien der Pfarre. Das ganze gleicht mehr einem adlichen Gute als einer Pfarrwohnung. Der Prediger ist ein geborener Deutscher, Namens Ballot, der seine akademischen Jahre auf deutschen Universitäten und nachher eine längere Zeit als holländischer Prediger auf *Malacca* und *Batavia* zugebracht hat. Seine sanfte, höchstliebenswürdige Frau ist aus einer der angesehensten capischen Familien, und ihre Freundlichkeit, sowie des Mannes biedrer jovialischer Character, machen den Aufenthalt in diesem gastfreien Hause zu einem der angenehmsten, die sich ein Reisender denken kann. — Ueberhaupt sind die Bewohner von *Roodezand* offener, gefälliger Gemüthsart, aber auch wegen ihres häufigen, vermittelnden Verkehrs mit den Capstädtern und den entferntern Colonisten, schlauer, industriöser, mehr auf ihren Vortheil bedacht, als die Grenzbewohner. In ihren Häusern herrscht Eleganz, an ihrer Tafel Luxus; die Frauen und Töchter gehen städtisch gekleidet und machen einige, nicht ganz übelgegründete Ansprüche auf Verstand und Bildung. Leider ist nur seit einigen Jahren, durch die verkehrten Bestrebungen schwärmerischer Missionäre, ein Grad von Bigotterie in diesen Gegenden einheimisch geworden, der den gutmüthi-

gen, heitern Character der Menschen ganz entstellt und sie zu tadelsüchtigen, verdriefslichen Kopfhängern umgeschaffen hat. Tanz, Gesang und Spiel sind aufs strengste verbannt, und kaum vergeben sie es ihrem Prediger, dafs er toleranter denkt und die Jugend zuweilen zum Frohsinn ermahnt. Die Jünglinge muthen sich wohl noch aus in den Beschäftigungen des Landbaues, der Jagd und auf Reisen, aber die Mädchen sitzen da, in frommer Unthätigkeit; wenn sie sich bewegen, so geschieht es mit affectirter Langsamkeit, und in ihrer körperlichen Haltung scheinen sie die Gebehrden ihrer Grofsmütter zum Muster zu nehmen. In sinnlosen Gebeten und in Psalmgesängen ersticken sie jedes lebendigere Jugendgefühl und gehn oft mit halb schon zerrütteter Gesundheit und bleichsüchtig in die Arme des Gatten, den der Vater ihnen wählt. Den ersten Anstofs zu dieser, einem wahren Christen oft ärgerlichen Bigotterie, gab der Vorfahr des jetzigen Predigers, ein Mensch ohne Kenntnifs und Würde, der mit heuchlerischer Demuth und der eignen pietistischen Salbung den guten Leuten eine Lehre predigte, die gerade dem natürlichen Hange zur Bequemlichkeit recht gelegnen Vorschub leistete. Aus Faulheit erdacht, in Unwissenheit geboren, konnte sie auch nur in trägen und unwissenden Köpfen vollkommnen Eingang finden. Indessen einige wenige verständige Hausväter sich frei davon erhielten, ward sie besonders von den älteren Frauen hoch gepriesen und den jüngern Weibern und Mädchen zur Annahme empfohlen. Diese Gewalt über die Herzen

der Weiber benutzte denn auch der fromme Domine, ein wackeres Mädchen zu verführen, das bald durch Schwangerschaft und Niederkunft sich und ihn mit öffentlicher Schande bedeckte. Ueber den Vorfall ward denn doch von zu vielen Seiten laut geschrien, als dafs Domine V. es hätte wagen dürfen, zu bleiben. Er ging mit den Engländern, wenn ich nicht irre, nach Ceylan, der ganze Vorfall hinderte aber nicht, dafs man ihn hier nicht ungern verloren und ihn noch jetzt von manchen Seiten recht lebhaft zurückgewünscht hätte. Denn die ganze Glaubenslehre dieser Menschen dreht sich um das Capitel von der Rechtfertigung, und wenn man nur fein demüthig und niedrig und mit recht zerknirschtem Herzen von seiner Sündhaftigkeit überzeugt ist, so mag man die gröfsten Sünden begehen und wird doch selig. —

Unter den Bergen, welche das Thal *Roodezand* *) umgeben, zeichnen sich besonders aus: der *Witsemberg*, dessen Höhe von der Fläche der Kirchenstrafse 2900 Fufs beträgt, dann der *Winterhoeksberg*, der den nördlichen Winkel schliefst und etwa 150 Fufs höher ist, ferner die niedrigen Berge im Westen, zur Seite der *Roodezandskloof*, eines ziemlich langen engen Passes, durch welchen der Weg nach der Capstadt führt, und endlich das *Wasserfallsgebirge*, etwas südlich von letzterm in derselben Reihe. Hier stürzt sich in einer der Schluchten ein Giefsbach von einer hohen Felsen-

*) Es wird so genannt, wegen der färbenden Eisentheile, die das Erdreich an den mehrsten Stellen durchdringen.

bank herab, der im Winter besonders stark anschwillt und ein herrliches Schauspiel gewährt. Wir besuchten den Wasserfall an einem der Rasttage und kamen von der Pfarre in anderthalb Stunden, nachdem wir das Bette des kleinen *Bergriviers* durchwatet, an dem Fuſs des Gebirges an. Hier lieſsen wir unsre Pferde zurück und erkletterten zu Fuſs einen mäſsig hohen, aber steilen und mit zerbröckelten Felsenstücken übersäeten Bergrücken, an dessen andrer Seite wir den Wasserfall erblickten. Seine Höhe beträgt 80 bis 90, die Breite des Bettes 30 bis 40 Fuſs. Das Erfreulichste und Erhebendste dieses Schauspiels ging dadurch für uns verloren, daſs es eben lange nicht geregnet hatte, und nur ein mäſsiger Wasserstrahl sich aus der tiefsten Rinne des Gesteins herab ergoſs. Ganz anders erschien er mir, als ich ihn anderthalb Jahre später, im Winter 1805 besuchte und ihn in seiner vollen Schönheit antraf. Ich kann nicht umhin, künftigen Reisenden diesen Wasserfall als eine der sehenswürdigsten Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes zu empfehlen. Besonders fände hier ein Maler eine Gegend, die vor vielen andern, Stoff zu einem artigen Bilde bieten, und deren Hauptgegenstand mit seinen Umgebungen den eigenthümlichen Character der südafricanischen Natur gar gut darstellen würde. Man trifft hier selten auf Puncte, die wahrhaft malerische Ansichten gewähren. Die Gegenden wirken auf das Gemüth durch den Umfang des Raums und die Gröſse der Massen, verstatten aber selten das Auffassen aus der Nähe, die einzelnen Puncte sind

nichts, wenn man sie nicht als Theile des grofsen Bildes darstellt, zu welchem sie gehören. Zudem fehlt den africanischen Landschaften ganz jene Lieblichkeit und Anmuth, jene Fülle von Leben, die man unter dem europäischen Himmel an so manchem reizenden Flecke antrifft. Man mag sie darstellen, um die Beschreibungen von der Gestalt des Landes zu verdeutlichen, aber innerer Reiz ist in den wenigsten von ihnen. —

Unten im Thale hat sich das herabstürzende Wasser in dem Gestein (wenn ich nicht irre: Granit) ein grofses Bekken gegraben, dessen Boden wir mit einem Stock von 10 Fufs Länge noch nicht ergründeten, und zur Seite ist eine 30 bis 40 Fufs tiefe Grotte, deren hohes Gewölbe nahe in den stürzenden Strom vorragt. Wenn der Bergstrom voll ist, dann gelangt man nur mit Mühe und nicht anders als völlig durchnäfst in sie hinein. Rundumher aber ist sie mit üppigem frischbelaubten Gesträuch dicht bewachsen, das fast den Zugang versperrt. — So oft ich nachher wieder zu *Roodezand* gewesen bin, habe ich nie versäumt, den reizenden Ort zu besuchen. —

Ueberhäuft mit Arbeiten brachte unser verehrter Chef fast die ganze Zeit unsers Hierseins auf seinem Zimmer zu. Depeschen aus Europa und Indien beschäftigten ihn nicht minder, als die Angelegenheiten der Capstadt und die mancherlei Einrichtungen, die er zum Besten der durchreisten Landstriche und des Orts selbst, an welchem wir uns aufhielten, zu treffen hatte.

Glücklicherweise waren noch keine Umstände eingetreten, die der Fortsetzung unsrer Reise im Wege standen, oder Herrn de Mist's Gegenwart in der Capstadt nothwendig gemacht hätten. Nachdem also unsre Wagen, von denen einige abermals auf dem *Witsemberge* durch Umwerfen bedeutenden Schaden genommen hatten, ganz von Grund aus hergestellt, die Proviantvorräthe sowohl durch Ankauf, als durch die häufigen Geschenke der dienstfertigen Landleute wieder gefüllt und die Gefährten mit neuen Kräften zur weiteren Reise hinlänglich ausgerüstet waren, verließsen wir das freundliche *Roodezand*, nach einem eilftägigen Aufenthalt, Donnerstags den 1sten December.

Wir hatten während dieser Rast hier oft große Hitze erlebt und das Thermometer zu drei verschiedenen Malen die Temperatur des Blutes überschreiten gesehen. Wir reisten daher erst Nachmittags ab, wo sich gewöhnlich ein kühlender Südostwind erhebt, der zwar mitunter auch zu einem kleinen Sturm wird, aber hier nie den Grad von Heftigkeit erreicht, wie in der Capstadt. Einige der angesehensten Bürger und die junge Mannschaft des Orts begleiteten uns eine Strecke in feierlicher Escorte, und von den Pächtereien, in deren Nähe wir vorüberritten, wurden uns zahllose Ehrenschüsse aus schweren, altdeutschen Gewehren nachgeschickt. Wir durchschnitten mehrere Arme des *kleinen Bergflusses* und zogen bergauf, bergab über schönbewachsene Hügel hin, von deren Gipfeln Aussichten auf die reichbebaute Gegend nach allen Seiten erfreuten, zur Rechten das *Wasserfallsge-*

birge, zur Linken die kegelförmige *Mostertshoek* *) zurücklassend, die ziemlich weit in die Fläche vortritt und das Thal zur Breite einer halben geographischen Meile einengt. Sodann durchwateten wir an mehreren Stellen das Bette des *Breederiviers*, der eben unter diesem Berge aus der steilen Schlucht, die vom *warmen Bokkevelde* herabführt, hervorstürzt und sich dann, von manchen Nebenzweigen verstärkt und häufig in getheiltem Laufe Inseln umfassend, sanfter in der Ebene hinschlängelt. So erreichten wir etwas nach Sonnenuntergang den Platz des Veldcornets P. F. Hugo, die *Liebe* genannt. Ein hoher Grad von Wohlstand herrschte in diesem Hause; die hier gelegenen Pächtereien sind eben so fruchtbar, als die in *Roodezand*, und haben dazu den Vortheil gröſserer Ausdehnung. Vorzüglich gedeiht hier der Wein viel besser, als dort, und namentlich ist der Cap-Madera, der hier wächst, dem von den 24 Flüssen an Güte zu vergleichen. Auch hier herrscht ein hoher Grad von Bigotterie, der durch eine groſse Zahl müſsig herumschwärmender Missionäre, die es bequemer finden, sich von den devoten Colonisten füttern zu lassen, als ihrer eigentlichen Bestimmung zu den rohen und armen Wilden zu folgen, noch immer gesteigert wird. Nachdem wir uns zur Tafel gesetzt, stellten sich sechs Kinder des Veldcornets in einer Reihe, nach der Gröſse geordnet, hinter die Stühle ihrer Aeltern und sag-

*) Mostert, der Name eines längst verstorbenen Landmanns, der sich zuerst hier ansiedelte.

ten, vom Gröfsten bis zum Kleinsten, mit unanständiger Eile und Nachläfsigkeit, jedes ein Tischgebet her. Dafs sie selbst sowenig, als ihre Lehrer, die Worte verstanden, sah man daraus, dafs sie statt deren, die in den Gebetbüchern stehen, und wonach man sie das Gebet auswendig gelehrt haben mochte, ganz andre, ähnlich klingende aussprachen, wodurch der Sinn dermafsen entstellt ward, dafs man die Rede eines Tollhäuslers zu vernehmen glaubte. —

Wir kamen am folgenden Tage wieder durch eine ziemlich tiefe Furth des breiten Flusses in den Bezirk *Goudinie*. Unser nächster Weg nach *Zwellendam* wäre zwar gleich am linken Ufer des Flusses und so in dem Thale fort gegangen; dann hätten wir den Ort in vier bis fünf Tagen erreicht, aber die Unwirthbarkeit und Einförmigkeit dieses Weges, sowie der Wunsch, manchen interessanten Gegenstand zu kennen, der uns dann in geringer Entfernung seitwärts wäre liegen geblieben, vermochten den General-Commissär, den gröfsern Umweg vorzuziehn.

Die *Goudinie* ist ein niedriger, vollkommen ebener Landstrich in einem Winkel, den die westliche Gebirgsreihe bildet, indem sie sich östlich wendet und in dieser Richtung parallel mit den *Hexriviersbergen* das Thal des *Breederiviers* einschliefst. Zahlreiche Bäche ergiefsen sich aus den Schluchten durch diese Ebene in den Flufs und setzen zuweilen im Winter die Bewohner der *Goudinie* in wahrhafte Wassersnoth. Wegen dieser niedrigen Lage ist hier Ueberflufs an Gras, daher

werden Ochsen und Pferde hier ausgezeichnet fett, aber bleiben den verheerenden Seuchen mehr als in andern Gegenden unterworfen. Korn gewinnt man wenig und von mittelmäſsiger Güte, desto schöner sind die Früchte, vor Allen die Trauben, und die Rosinen aus diesem District gelten für die gröſsten und schmackhaftesten, die in der Colonie zu finden sind.

Wir übernachteten in dem Hause eines gewissen Daniel du Toit, wo eben wie bei allen Weinbauern Wohlstand, Reinlichkeit und Gesittetheit der ganzen Familie den Aufenthalt angenehm machten. Das Haus war niedlich und bequem eingerichtet, von auſsen nach holländischer Art hübsch vermalt und von hochstämmigen Eichen rings umschattet. Die wiesenähnlichen Triften und das wohlgenährte, glatte Ansehn des Rindviehs machten die Erinnerung an das niederländische Vaterland vollkommen. Die Familie du Toit ist die ausgebreitetste von allen, die sich französischer Abkunft rühmen, und namentlich in dieser Gegend sind der du Toit so viele, daſs man sich in die Grade der Verwandtschaft kaum findet. Wir hatten eben auf der heutigen Tagereise schon mehrere dieses Namens im Vorbeigehen besucht. Unser Wirth war ein Mann von 71 Jahren, aber rüstig und jugendlich munter. Er war zum drittenmale verheirathet und seine wackere 30jährige Frau hatte ihm mehrere Kinder geboren, von denen das jüngste noch nicht 3 Jahre alt war. Seine ältesten Söhne waren selbst schon Groſsväter, und alle die übrigen Kinder nebst deren Spröſslingen zusammen

gerechnet, bestand seine Nachkommenschaft aus drei und achtzig Köpfen.

Dieser Ort ist von Bergströmen rings eingeschlossen, und wenn sie im Winter anschwellen, ganz unzugänglich. Er heifst daher das *Eiland*. Wir sahen hier auch zum erstenmale eine Kuh, die an der *Lamziekte* litt. Sie hatte nun schon seit vier Wochen platt auf der Erde gelegen und konnte nur mit Hülfe der Menschen zuweilen auf die Beine gebracht werden. Die ganze Krankheit besteht in einer Nervenlähmung vorzüglich des Kreuzes und der Hinterschenkel, ihre Ursachen, sowie sichere Heilmittel dagegen, sind noch nicht ergründet. Wenn sich die Krankheit in die Länge zieht und das Thier fortfährt zu fressen, wie hier, dann ist Hoffnung zur Genesung.

Wir gelangten am folgenden Tage, nachdem wir zwei kleine Stunden durch ein sehr niedriges, ebenes, von Bächen reich durchschnittenes und hin und wieder morastiges Land zurückgelegt hatten, an die heifse Quelle, an der *Brandvalley*. Diese Quelle ist von andern Reisenden noch wenig besucht und allerdings eine sehenswerthe Merkwürdigkeit. Sie entspringt an dem Fufs eines hohen Gebirges und bildet gleich da, wo sie aus dem Grunde aufkocht, ein Bassin von 40 Quadratfufs. Das Wallen des dampfenden, mit grofsen Luftblasen heraufsprudelnden Wafsers macht dies Bassin einem siedenden Kessel vergleichbar. Zur Seite fliefst es ab in einen Canal, durch welchen sich mehr als 4 Oxhoft Wasser in der Minute ergiefsen, die Menge des Wassers wäre mehr als hinreichend,

gleich an der Quelle eine Mühle zu treiben. Die Wärme beträgt 180° Fahrenheit. Das Wasser ist klar, ungefärbt und völlig geschmacklos. Es läuft das ganze Jahr gleich stark. Der Boden des Bekkens ist mit Sande bedeckt, rund umher schließsen Granitblöcke es ein, gleich darüber beginnt ein mächtiges Thonschieferlager. Die Vegetation ist unmittelbar an dem Rande des Bekkens vortrefflich, weit umher steht dichtes Gebüsch in dem frischesten Grün, und wenige Schritte zur Seite sind angepflanzte Pappeln in kurzer Zeit zu hohen Bäumen geworden. Verwelkte Pflanzen und Blätter, die man einen Augenblick hineinhält, bekommen Farbe und Lebenssaft wieder, Eier aber kochen darin nicht gar, obgleich man es nach dem beträchtlichen Wärmegrad vermuthen sollte. Mit keiner der bekanntesten mineralischen Säuren, die ich in möglichster Reinheit bei mir hatte, erfolgte ein Niederschlag oder eine Trübung. Aber die aus dem Bekken sich entwickelnde Luft gab sich als ziemlich reines kohlensaures Gas zu erkennen. Eine wohlverschlossene Flasche mit Wasser, die ich zu genaueren Untersuchungen an einem bequemeren Ort mitnahm, war binnen vier Tagen in Fäulniſs übergegangen.

Man preist die Heilkräfte dieses Bades in Ausschlagskrankheiten, bei veralteten Geschwüren und wider venerische Uebel. Es steht aber in seiner Wirksamkeit den warmen Quellen am *Zwarteberg* und *Olifantsrivier*, welche eisenhaltig sind, weit nach und leistet fast gar nichts in arthritischen Krankheiten. Unverständigerweise ist es zuweilen gegen

gegen hysterische Beschwerden gebraucht, hat sich aber, wegen seines hohen Wärmegrades, in diesen Fällen meist schädlich erwiesen. Für die Bequemlichkeit der Badegäste ist schlecht gesorgt. Ein kleines Häuschen, 420 Schritt unterhalb der Quelle, enthält sechs elende kleine Kammern, von denen eben vier bewohnt waren; keiner der Kranken wuſste viel von Besserung zu rühmen. Kaum sind von dem Bewohner der Pächterei, die am Berge liegt, die ersten Lebensbedürfnisse zu haben, obgleich er die Einkünfte von dem Bade zieht und sich die Miethe für die Kämmerchen bezahlen läſst. Die Kranken müssen Alles mitbringen oder nachkommen lassen, denn selbst das Wenige, was er zu liefern im Stande ist, muſs ihm übermäſsig theuer bezahlt werden. Gegen dem Hause über, an der andern Seite des Grabens, ist das Badehaus, ein kleines verfallenes Gebäude mit zwei gemauerten Wannen. Ungeachtet des angegebenen Abstandes von der Quelle, ist hier die Temperatur des Wassers noch dieselbe wie oben, und das Wasser muſs erst eine Zeitlang in den Wannen abkühlen, ehe man darin baden kann. Der ganze Graben, von der Quelle bis hieher, ist mit einer feinen *Conferva* angefüllt, zwischen deren Fäden eine Menge Luftblasen eingeschlossen sind. Neben der groſsen Quelle sind noch mehrere kleinere, von denen die eine völlig kalt ist. — Eine Stunde von hier ergieſst sich der Bach, der hier entspringt, ebenfalls in den *Breederivier.*

Wir verlieſsen nunmehr das Thal dieses Flusses und wandten uns südlich bergaufwärts. Die Gegend,

durch welche wir reisten, macht einen Theil des Bezirks aus, der das *Bosjesveld* heifst und sich an dem rechten Ufer des breiten Flufses hinab erstreckt. Unser Weg lief in einer weiten, bequemen Schlucht zwischen zwei fast parallelen Bergreihen hinauf und an einigen angenehm gelegenen Plätzen vorüber. Nachdem wir in der Mitte des Thals eine ziemlich bedeutende Höhe überstiegen hatten, von welcher man dessen noch übrigen Theil nach Süden hin übersieht, gelangten wir gleich an den Ort, wo wir übernachten sollten. Ein graues Aelternpaar und vier unverheirathete, nicht mehr ganz junge Töchter von kolossalem Körperbau und männlichen Gesichtszügen, empfingen uns an der Hausthür, die wie die Fenster von Weinranken artig umlaubt war. Der Hausvater hiefs van der Merwe, er war der Vater von zwölf Kindern, die alle gleich ihm und seiner Frau von riesenhaftem Wuchs waren. Ueberhaupt zeichnet sich die zahlreiche Sippschaft der van der Merwe, soviel ich deren kennen gelernt habe, durch besondre Körperkraft aus und ist stolz darauf, eine der ältesten Familien der Colonie zu sein. Denn ihr Stammvater, Schalk Willem van der Merwe war bald nach der Stiftung der Colonie, als des Landbaues kundig, von Holland herübergesendet und hatte sich 1675 mit einem der Waisenmädchen, welche die Regierung damals zur Bevölkerung der Colonie hieherschickte, Namens Anne Prévôt, verheirathet. Er zeugte mit ihr zehn Söhne und sechs Töchter, welche alle verheirathet waren und eine Menge von Kindern

hinterliefsen. Unser Wirth war sein Enkel; der Vater (einer von jenen zehn) war vor zwölf Jahren als hundert und achtjähriger Greis in der Capstadt gestorben. Vor nicht gar langer Zeit feierte einer der van der Merwe seine goldene Hochzeit, wozu nur die nächsten Seitenverwandten, die Kinder und Enkel geladen waren; die Zahl der Gäste betrug dennoch nahe an hundert und siebenzig Personen.

Am Mittage des folgenden Tages erreichten wir das Ende des Thales und traten während der Mittagshitze bei einem Landmann ab, der abermals zu der Familie du Toit gehörte und uns freundlich empfing. Wiewohl man hier die Wohlhabenheit und die Eleganz der Häuser nicht mehr antrifft, die auf *Roodezand* herrscht, so sind doch die Ländereien sehr fruchtbar und würden noch einträglicher sein, wenn sie nicht von Gebirgen eingeschlossen wären, die den Transport so bedeutend erschwerten. Man reiset zu Pferde von hier in zwei Tagen über *Hottentottschholland* nach der Capstadt, aber mit einem befrachteten Wagen zieht man dennoch den Weg über *Roodezand* vor, weil er ebener, obgleich mehrere Tagereisen weit um ist. Eben aus jenem Grunde wird auch wenig Korn gebaut und das Land mehr zur Obstcultnr genutzt. Du Toit setzte uns eine sehr gute Sorte selbstgewonnenen Weins vor, von der Art, die man hier *Pontac* nennt; ein schwerer, süfslicher, dunkelrother Wein, der am Cap mit 30 Thalern das Oxhoft bezahlt wird. — Der Weg von hier nach *Baviaanskloof* geht an der Höhe

des disseitigen Gebirges hin und ist für schwerbeladene Wagen nicht fahrbar. Die unsrigen wurden deshalb von hier auf einem kleinen Umwege nach *Zoetemelks-Valley* vorausgeschickt und du Toit brachte auf einem eignen, mit Pferden bespannten Wagen die Frauenzimmer und einen Theil des unentbehrlichen Gepäckes hinüber. Von der Höhe übersahen wir einen Theil des *Riviers zonder End* *) und weiter nach Süden die Gegend, durch welche die vielbesuchte Strafse von der Capstadt nach *Zwellendam* führt. Gegen Abend kamen wir von dem Berge herab und der Weg ging nun eine Zeitlang hart an dem Ufer des endlosen Flusses hin. Hier begegneten uns zwei ehrbare, nach Landessitte in kurze Wämser gekleidete Männer, die sich bald als Mitglieder der kleinen Brüdergemeinde in *Baviaanskloof* zu erkennen gaben und von des General-Commissärs Ankunft benachrichtigt, zu seinem Empfang ihm bis hieher entgegen geritten waren.

Meine Leser kennen bereits aus Barrows Reisen das nützliche Institut, welches hier die Herrenhuter gegründet haben und fortdaurend in einem Zustand erhalten, der das höchste Lob verdient. Schon Sparrmann erwähnt eines frommen Mannes aus Deutschland, Namens Georg Schmidt, der als der erste südafricanische Missionnär sich um das Jahr 1750 hier niederliefs,

*) Es ist deshalb also genannt, weil es den ersten Entdeckern besondre Mühe machte, ihn bis zu seinen Quellen zu verfolgen.

einige Hottentotten um sich versammelte und zum Christenthum bekehrte. Nach seiner Abreise erhielt sich noch eine kleine Zahl seiner getauften Lehrlinge in einem gewissen Gemeindeverein, und das Gerücht davon bewog einige Brüdergemeinden in Holland und Deutschland, im Jahr 1791 Männer aus ihrer Mitte wieder hieher zu senden. Es waren ihrer drei: Marsveld, Kühnel und Schwin, der erste aus Zeist bei Utrecht, die beiden andern Deutsche. Auf Befehl der Directoren der ostindischen Compagnie in Holland, ward ihnen dieser Ort zur Stiftung einer kleinen Colonie wieder eingeräumt und die Grenzen, welche ihr Gebiet von dem der benachbarten Colonisten scheiden sollten, vorläufig bestimmt. In kurzer Zeit versammelte sich eine ganz ansehnliche Zahl von Hottentotten und Bastarden um sie her, die sie vernünftig unterrichteten und zur Thätigkeit und Betriebsamkeit anhielten. — Indessen brachen bald nachher (1794) die traurigen Bürgerzwiste unter den Colonisten aus, deren verderblichsten Folgen glücklicherweise die englische Invasion zuvorkam, und auch in dieses friedliche Thal verbreitete der tolle Schwindel seine unseeligen Wirkungen. Das ganze Institut nemlich war den umherwohnenden Colonisten ein Aergerniſs, theils weil sie ihre streng Calvinistischen Grundsätze hier nicht befolgt sahen, besonders aber weil sie sich dadurch in der Ausdehnung ihrer Ländereien gekränkt fühlten und nun die Dienste der Hottentotten entbehren muſsten, die es bequemer fanden, bei den Herrnhutern ein ruhiges Leben zu führen, als die Ochsen der Bauern

zu weiden. Daher jener Widerwille und die offene Feindschaft gegen die Brüder in *Baviaanskloof*, aus welcher Herr Barrow in seinem Eifer gegen die Colonisten einen Mord-Anschlag macht. Die Brüder haben mich selbst versichert, daſs sie von einem solchen nie gehört, wohl aber aus Vorsicht von dem englischen Gouvernement unter Sir James Craig im Julius 1796 sich die Bestätigung ihrer Rechte und Sicherung ihrer Personen gegen die Miſshandlungen erbeten, mit welchen sie einer ihrer Nachbaren im Zorn bedroht hatte. Seitdem ist zwischen ihnen und den Colonisten bis auf einige unbedeutende Grenzstreitigkeiten, das beste Verständniſs. Sie sind allgemein geachtet, und ich bin mehr als einmal Zeuge gewesen, daſs eine ansehnliche Zahl der Colonisten den gottesdienstlichen Versammlungen der Brüder beiwohnte.

Im Jahr 1799 wurden auf Verlangen der drei Brüder noch zwei andre aus Deutschland herübergeschickt, Namens Rose und Korhammer, von welchen der erste nunmehr an Marsvelds Statt die Direction des Ganzen übernahm. Beide hatten ihre Frauen, und zugleich für jeden der schon anwesenden Brüder eine mitgebracht, die, den herrnhutischen Grundsätzen gemäſs, willig Ehemännern übers Meer gefolgt waren, die sie noch nicht einmal kannten. Seitdem hatte das Institut immer mehr an Ausdehnung und Wichtigkeit gewonnen. Die Brüder bauten in eben dem Jahre aus eignen Mitteln, d. h. durch Zuschüsse der europäischen Gemeinden, eine hübsche Kirche, und jetzt betrug die Zahl ihrer Lehrlinge schon nahe an

eilfhundert. Zweihundert Häuser und Hütten mit daran stofsenden kleinen Gärten, in ordentliche Strafsen vertheilt, geben diesem Ort vollkommen das Ansehn eines europäischen Dorfes, ein Anblick, der mich gleich wunderbar ergriff und mich zum erstenmal recht lebhaft in das Vaterland zurück versetzte. Denn aufser diesem Fleck giebt es in der That keinen andern in der ganzen Colonie, der einem deutschen Dorfe ähnlich sähe.

Die fünf Brüder nebst ihren Frauen empfingen uns vor der Thür des Hauses, in welchem sie sämmtlich wohnen. Einer von ihnen hielt eine kurze Bewillkommungsrede, sodann stimmte ein Chor von etwa hundert Hottentotten, die in zwei Reihen (die Männer links, die Weiber rechts) an der Thür aufgestellt waren, einen Gesang an, der wirklich herzerhebend und schön zu nennen war. Zuerst sang der ganze Chor die einfache Melodie, in langsamer Bewegung, dreistimmig, dann wechselte bei den übrigen Strophen der männliche Chor mit dem weiblichen ab, und die Melodie ward nur zweistimmig gesungen, bis zum letzten Vers, den wieder der ganze Chor sang. Mir fiel dabei auf, dafs unter allen Männerstimmen auch nicht ein einziges Barytono, viel weniger ein Bafs zu hören war. Das Organ der Hottentotten hat etwas Rauhes, das ihre Stimmen zum Singen wenig geschickt macht, indessen beruhte eben auf dem gedämpften Ton ihres nie überschrieenen Tenors die eigenthümliche, in der That überraschende Wirkung des ganzen Chors. Bei den Wechselchören trugen es die Weiberstimmen sowohl an

Reinheit der Intonation, als an Fülle der Unterstimmen, über die Männer davon, allein die volle Wirkung trat doch erst hervor, wenn die Männerstimmen hinzukamen.

Die Hottentotten haben viel Sinn für Musik und fühlen bald den Wohlklang unsrer Intervalle *), doch hatte ich bisher nie geglaubt, dafs sich mit diesen dünnen, oft schneidenden Weiber- und diesen heisern Männer-Stimmen ein solches Ganze hervorbringen liefse. —

Nachdem wir in das Haus eingetreten waren und ein wenig geruhet hatten, wurden wir an die wohlbesetzte Tafel geführt, die die reinlichen Frauen, jede in ihrem Fache, anrichteten. Sodann ward statt des Gebetes von den fünf Ehepaaren wieder der Vers eines Gesanges vierstimmig und langsam gesungen, und darauf mit heitrer Fröhlichkeit, die eben so weit von gesuchtem Ernst, als von Frivolität entfernt war, ein Tischgespräch begonnen und fortgesetzt, das mit jedem Augenblick mehr die rechtlichen Gesinnungen und das verständige Urtheil der braven Leute entfaltete und uns bis spät in die Nacht in ihrer Mitte festhielt.

Am andern Morgen besahen wir die einzelnen Theile des Instituts und zwar zuerst die Kirche, ein einfaches, massives Viereck von etwa 100 Fufs im Quadrat, an welchem jedoch äufserlich der etwas zu scharf zugespitzte Giebel und das zu steile

*) In wie fern sich die den Hottentotten eigenthümlichen Intervalle von den unsrigen unterscheiden, werde ich an einem andern Ort angeben.

Dach nicht gefallen, wodurch man dem Gebäude eine anständige Höhe hat geben wollen. Innen stehen zwei Reihen Bänke und ein einfacher Predigtstuhl, Alles so wie die Wände, die Pfeiler, Thüren und die Emporkirche von der gröſsten Einfachheit, aber derb, in guten Verhältnissen und reinlich gearbeitet. Das Gebälke ist alles von Gelbholz, dessen angenehme Farbe und Politur dem Gebäude ein sehr saubres Ansehn giebt. Das englische Gouvernement verstattete damals den Brüdern, dies Holz in den Waldungen der Compagnie unentgeldlich fällen zu lassen.

Zur Seite der Kirche ist der Garten, in dessen Mitte noch der alte kräftige Birnbaum vorragt, den Vater Schmidt vor mehr als 50 Jahren hier pflanzte. Unter seinem Schatten sind Bänke angebracht, es ist das Lieblingsplätzchen der Brüder. Der ganze Garten ist 200 Schritt lang und 150 breit, mit Gartengewächsen und Gemüsen aller Art reichlich bewachsen und von Wasserleitungen nach allen Richtungen durchschnitten. Bruder Schwin, ein kundiger Gärtner, führt darüber die Aufsicht. Gleich dahinter ist der Kirchhof, ganz so eingerichtet, wie in den deutschen Herrenhutergemeinden; ein reinlicher Weg läuft durch die Mitte, rechts liegen die Männer, links die Weiber. Die Gräber folgen in regelmäſsigen Reihen und werden sorgfältig unterhalten, über jedem steht ein kreuzförmiges Brettchen mit dem Namen und Todestag des Entschlafenen. Die Gräber von zwei Kindern der Brüder hatten Leichensteine, und die von getauften Hottentotten waren auszeichnend bemerkt.

Das Hauptgebäude, worin die Brüder sich versammeln, enthält, außer dem Speisesaal und einigen Wirthschaftstuben, die Zimmer für zwei der Ehepaare. Die drei andern wohnen in kleineren Nebengebäuden. So ist ein eignes Haus da für die Messerfabrik, die unter Kühnels Aufsicht steht und schon anfängt, ganz einträglich zu werden. Er beschäftigte darin vier Hottentotten, die zuerst als Lehrlinge umsonst dienen, dann ein Tagelohn bekommen und endlich, wenn sie geschickt genug sind, stückweise bezahlt werden. Die Messer sind stark und sorgfältig gearbeitet und werden in der Capstadt gesucht, obgleich ihr Preis etwas hoch ist. Für ein Taschenmesser bezahlt man einen bis anderthalb Thaler. Kühnel klagte besonders über den Abgang der Werkzeuge und die Schwierigkeit, ihn aus Europa zu ersetzen, und machte uns bemerkbar, wie er sich fast alle Geräthschaft selbst verfertigen müsse.

Marsveld ist Müller und hat sich eine Wassermühle nach europäischer Art gebaut, auf welcher er nicht nur das Korn für den Haushalt und die Hottentotten, sondern auch für manche der benachbarten Colonisten mahlt.

Die Kirche mit ihren Umgebungen liegt im tiefsten Hintergrunde des Thals, zunächst an dem Fuße der *Pavianenschlucht*, aus welcher sich das Wasser im Winter zuweilen mit großem Ungestüm ergießt und das ganze Thal, besonders die in dem weitern und niedrigern Theil gelegenen Hottentottenwohnungen zu überschwemmen droht. Deshalb hat das Bette des Stroms mit vieler Mühe

und grofsen Kosten durch hohe Mauern eingeschlossen werden müssen, welche, so wie die darüber geführten Brücken, einen neuen Beweis von der Thätigkeit und Geschicklichkeit der Herrnhuter geben. Man ist noch immer beschäftigt, diesen Canal weiter fortzuführen, um auch die Ländereien, die im Ausgange des Thals liegen, zu schützen, und als ich ihn zwei Jahre später zum letztenmal sah, hatte er schon die Länge von 600 Schritten erreicht.

Um aber das Verdienst dieser Männer ganz würdigen zu können, mufs man sehen, wie sie mit den Hottentotten umgehn, mit welcher Würde und Sanftmuth sie sie unterrichten und bessern, und wieviel sie in so kurzer Zeit auf diese rohen Menschen gewirkt haben. Es ist wirklich zum Erstaunen, dafs dies alles ohne Zwangsmittel durch blofse Ermahnungen hat bewerkstelligt werden können. Sie kennen durchaus keine andre Strafe, als Ausschliefsung von dem Gottesdienst und Verbannung aus der Gemeinde, und auch dazu schreiten sie selten und nur, wenn ein ganz verderbtes Subject wiederhohlten Ermahnungen kein Gehör geben will. Die höchste Belohnung für Thätigkeit, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ist Aufnahme in den Bund durch die Taufe. Auch damit sind sie so sparsam, dafs bis jetzt kaum funfzig von der ganzen Zahl getauft sind. Den ausgezeichnetsten unter diesen geben sie noch mehr Ansehn vor den übrigen, durch Ertheilung kleiner Kirchenämter, gleichsam als Aeltesten und Diaconen und stellen sie so als Muster zur Nacheiferung dar. Ganz

natürlich sind solche durch Fleiſs, Sparsamkeit und Mäſsigkeit denn auch die wohlhabendsten geworden, und in ihren selbstgebauten Häusern sieht es mindestens nicht ärmlicher aus, als bei den grenzbewohnenden Colonisten. Sie gehen nach Bauernart in leinenen Wämsern und ledernen Beinkleidern und tragen Hüte, die Frauen in wollenen Röcken, baumwollenen Camisolen mit langen Aermeln und Hauben. Die niedrigere, rohere Classe kleidet sich zwar noch in Felle, doch wird durchaus auf Reinlichkeit gehalten und keine Nacktheit geduldet.

Eine jede der Hottentottenfamilien hat auſser dem Garten hinter dem Hause, in welchem sie zur Anpflanzung von Gemüsen und Obstbäumen angewiesen werden, einen gewissen Antheil an den fruchtbaren Ländereien dieser Niederung, dessen Gröſse sich nach der Anzahl der Personen bestimmt, die davon ernährt werden sollen. Eine jede muſs diesen Acker nach Anweisung der Väter selbst bestellen und erhält Vorschub an Ackergeräth und Saatkorn. Der Fleiſsige wird durch einen Zuwachs seines Gebietes belohnt, dem Nachläſsigen ein Theil davon wiederum entzogen. Noch immer finden die Brüder nichts mehr zu beklagen, als die Neigung dieses Volkes zur Unthätigkeit, und ein ansehnlicher Theil der Lehrlinge gewinnt noch immer seinen dürftigen Unterhalt nur in den Diensten, die er gelegentlich den Colonisten der Gegend z. B. in der Erndte, beim Häuserbau oder als Viehhirte leistet. Die Frauen und Kinder bleiben dann zurück, zur Last der Gemeinde, und

werden nur mit Mühe dahin gebracht, sich bei den Brüdern und ihren reicheren Landsleuten durch kleine Gartenarbeiten einen geringen Lohn an Lebensmitteln zu verdienen. Die Getauften sind alle Bastarde, denn bei dem reinen Hottentotten ist durch bloſses Zureden noch nicht soviel auszurichten, daſs er von seiner trägen, sorglosen Sitte weiche.

Wie sehr zeichnet sich eine solche Anstalt vor denen aus, welche in andern Gegenden des südlichen Africa von Emissarien der holländischen und englischen Missionsgesellschaften errichtet sind! Indessen die Herrnhuter unter jedem Himmelsstrich gleich achtungswerth bleiben, überall wo sie hinkommen Thätigkeit und wahrhaft religiösen Sinn verbreiten, die Wilden erst zu Menschen und dann zu Christen bilden, erblickt man in jenen bis auf wenige ehrenwerthere Ausnahmen, selbstsüchtige Müſsiggänger oder unverständige Schwärmer, die ihr Bekehrungsgeschäft mit der Taufe, ihren Unterricht mit der Dreieinigkeitslehre beginnen, und es sich wenig angelegen sein lassen, ihre Zöglinge erst menschlich fühlen, bedürfen, erwerben, entbehren zu lehren. So wie alle Brüdergemeinden über der ganzen Erde zur selbigen Stunde Abends und Morgens in dem begeisternden Gefühle eines einträchtigen Einklangs aus weiter Ferne, die für jeden Tag im Jahre bestimmten heiligen Losungsworte sprechen, so beseelt sie alle auch nur ein früh gerichtetes Streben nach einem unverrückbaren Ziel. Hier wirkt nicht mehr der einzelne Mensch, sondern die vereinte

Kraft vieler Tausende, und die Frucht des Fleifses und der Sparsamkeit, das Gemeingut Aller, erhält und ernährt die entferntesten Zweige des Stammes. So hatte nach dem Zeugnifs der Brüder diese kleine Stiftung, ungeachtet mancher Begünstigung von Seiten der Regierung, in den eilf Jahren schon mehr als 25,000 Thaler an Zuschüssen aus Europa verbraucht, und die jährlichen Unkosten schienen sich eher zu vermehren als zu verringern.

Aufs Neue ward ihnen nunmehr von dem General-Commissär der Schutz der Regierung zugesichert; er ertheilte ihnen in manchen Angelegenheiten seinen freundlichen Rath und schenkte der Anstalt eine ansehnliche Summe von mehrern hundert Thalern aus der Casse des Gouvernements.

Wir nahmen hier noch das Mittagsmahl ein und reisten dann unter den Segenswünschen der frommen Menschen und abermals begleitet von zweien der Brüder, weiter. Vor uns hatten wir jetzt das ganze weite Thal des *Rivier zonder End* und zur Linken das hohe Gebirge, das sich von hieraus in östlicher Richtung bis an die *kromme Riviers-bay* und das *Cap des Recifs* erstreckt. Die Gegend ist fruchtbar und angenehm wegen des vielbebauten Landes und des guten Ansehns der Pächtereien. Wir erreichten am Abend den Gouvernementsposten *Zoetemelks-Valley*, wo wir gleich an dem gröfsern Styl der Gebäude und Anlagen erkannten, dafs dieser Ort einmal auf Kosten der Compagnie aus einer vollen Börse

bebaut sei. Der Posthalter war nicht daheim, seine Frau empfing uns freundlich und theilte die Nachricht mit, daſs mehrere Couriere nicht weit von hier durchgereist seien, um den General-Commissär aufzusuchen und ihm Depeschen aus der Capstadt zu überbringen. Da diese Briefe die Rückkehr des General-Commissärs nach der Capstadt erforderlich machen konnten, so ward beschlossen, nicht weiter zu reisen und die Ankunft der Boten hier abzuwarten. Als die Depeschen am andern Morgen ankamen, fand es sich jedoch, daſs sie von so groſser Erheblichkeit nicht seien, und die schon getroffenen Vorbereitungen zu einer schleunigen Rückreise wurden wieder abbestellt. Indessen hielt die nothwendige Beantwortung dieser Papiere den General-Commissär nebst seinem Gefolge anderthalb Tage hier auf.

Zoetemelks-Valley (das Süſsmilchthal) ist ein Platz, der schon zu den allerältesten Zeiten seiner guten Weide wegen von der Regierung dazu benutzt ward, das bei den entfernteren Hottentottenstämmen eingekaufte Schlachtvieh hier ruhen und fett werden zu lassen. Ehe nemlich die Colonie hinlänglich bevölkert war, fehlte es an Proviant für die Schiffe und Garnison und man sandte schon von 1658 an, jährlich eine Commission zu den Essaquas und Oüteniquas, um von ihnen Ochsen einzuhandeln. Diese Reisen, deren Stationen uns Ten Rhyne *) aufbewahrt hat, gingen

*) Wilh. Ten Rhyne Schediasma de Promontorio bonae spei. Scafusii 1686. Cap. XVIII.

nahe an diesem Ort vorüber. Der Rastplatz, der bei ihm *Ragensboom* heifst, mufs hier gelegen haben, und noch jetzt wird eine der nächsten Pächtereien, neben welcher sich eine kleine Höhle in dem Felsen befindet, *Ziekenhuis* (Krankenhaus) genannt, weil jene ersten Reisenden in dieser Grotte ihre Kranken bis zu ihrer Wiederkehr zurückzulassen pflegten. Als sich in der Folge die Gegend umher bevölkerte, behielt sich die Compagnie die *Zoetemelks-Valley* als Domaine vor, liefs artige Gebäude hier aufführen und unterhielt hier eine bedeutende Heerde von Schlachtvieh, zur Beköstigung der Garnison und Verproviantirung der Schiffe. In den neuern Zeiten benutzte die englische Regierung diesen Ort, ein Detaschement Dragoner hier cantonniren zu lassen, weil die Pferde hier besonders gute und gesunde Weide fanden. — Es ist hier Ueberflufs an Wasser, indem das Land überall von Bächen durchschnitten ist, die aus den Schluchten des hohen Gebirges herabströmen. Man kann um so sicherer darauf rechnen, dafs diese Quellen nicht versiegen, indem diese Schluchten schon mit ansehnlichen Bäumen bewachsen und gröfstentheils sehr tief eingefurcht sind. Einige Meilen weiter nach Osten sind die Schluchten noch gröfser und man sieht sie mit ordentlichen Waldungen ausgefüllt, die sehr brauchbares Bauholz liefern oder lieferten, denn jetzt sind die besten Stämme alle heraus gehauen, oder stehn in Gegenden, wo man ihnen nicht beikommen kann, und das africanische Holz wächst zu langsam, als dafs man hoffen dürfte, den Verbrauch

so-

sobald wieder ersetzt zu sehen. Der Posthalter an *Zoetemelks-Valley* ist zugleich Aufseher über diese Waldungen, in welchen ohne ausdrückliche Erlaubnifs der Regierung nicht mehr gefällt werden darf. — Unter den vielen gesunden und aromatischen Kräutern, denen diese Gegend ihren guten Ruf als Viehweide verdankt, fand ich doch auch ziemlich häufig die *Euphorbia genistoides*, nach deren Genufs das Vieh heftiges Blutharnen bekommt, und erfuhr nachher, dafs allerdings diese Krankheit hier nicht ganz selten sei. —

Die näher gegen das Gebirge hin liegenden Höhen waren mit schönen Haidegewächsen bedeckt, von denen die mehrsten aber bereits verblüht waren. Dies und die überhaupt reiche und fremde Vegetation machte in mir gleich damals den Wunsch rege, diese Gegend einmal in einer besseren Jahrszeit zu besuchen, und schon im folgenden Jahre fand ich Gelegenheit, ihn wirklich in Ausführung zu bringen.

Einer unsrer Leute hatte bei einem Besuche auf einer benachbarten Pächterei eine Schlange erlegt, die er mir brachte. Sie hatte sich vor seinen Augen in den Ritzen des Gemäuers an einem Hause hinaufgewunden, um den Schwalben nachzustellen, die unter dem Dache nisteten, und war bei diesem Unternehmen von den Leuten getödtet. Die Colonisten erkannten sie für die sogenannte *Baumschlange*, die im Klettern sehr geschickt und ein gefährlicher Feind der kleineren Vögel ist. Sie war 6 Fufs lang, auf dem Rücken schwarz und unter dem Leibe graulich von Farbe. Sie ist sehr

giftig und ihr Biſs wird für tödtlich gehalten. In ihrem Leibe fanden wir noch sechs halbverdaute junge Schwalben.

Am 7ten December Nachmittags reisten wir von *Zoetemelks-Valley* ab, durchwateten eine halbe Stunde von da den *endlosen Fluſs*, und zogen an dem rechten Ufer desselben hin. Wir befanden uns nunmehr auf der groſsen Heerstraſse vom Cap nach *Zwellendam*, einem Wege, der, ungeachtet er so häufig befahren wird, hier so eben und glatt ist, daſs die schönste Chaussée nicht damit verglichen werden kann, obgleich auf seine Unterhaltung durchaus keine Mühe verwendet wird. Aber die fast beständig herrschende Dürre und die natürliche Härte und Ebenheit des Bodens, lassen kein Verderben des Weges zu. So gelangten wir zu dem Wohnort eines gewissen Holzhausen, eines sehr gefälligen, bescheidnen Mannes, von niedersächsischer Abstammung. Das Haus war ganz niedlich gebaut, lag aber, wie alle, an denen wir diesen Nachmittag vorbeigeritten waren, so offen und trocken auf dem hohen Ufer des *Rivier zonder End* da, daſs einem bei dem bloſsen Gedanken an starke Sonnenhitze schon schwül ward. Es wollen nemlich auf dieser Seite des Flusses keine Bäume fortkommen, wegen des trocknen und festen Bodens, auf der andern hingegen, wo das Land von unzähligen Bächen durchschnitten ist, wachsen sie sehr gut. Auch ist dort viel bessere Weide, die mehrentheils den diesseits wohnenden Colonisten gehört. Man möchte sie daher tadeln, daſs sie dort nicht auch die Häuser hinge-

baut, wenn nicht die Lage an einer besuchten Heerstrafse, selbst in diesem gastfreien Lande zu grofse Vortheile gewährte, als dafs man sie gegen etwas Schatten und Kühlung vertauschen sollte. Ueberdies wäre man drüben in mancher Jahrszeit, wegen des austretenden Flusses, ganz von aller Gemeinschaft mit *Zwellendam* und der diesseitigen Landschaft, ja wegen der bedeutenden Bergströme selbst von den nächsten Nachbaren abgeschnitten. Und ein Hauptgrund ist noch, dafs hier das Korn viel besser gedeiht, also schon deswegen die Vorraths- und Wirthschaftsgebäude hier sein müssen. An Quellen fehlt es fast ganz und alles Wasser mufs aus dem Flusse heraufgeholt werden. Doch sind hier selbst mitten im Sommer befruchtende Regen nicht so selten, als in den nördlichen Strichen und selbst am Cap. Das nahe, hohe Gebirge im Norden, an welchem bei den herrschenden südlichen Winden die Wolken sich brechen, mag davon wohl die Hauptursache sein. Das Land von hieraus südlich nach dem *Cap Agulhas* zu, ist wieder sehr wasserarm und dünn bewohnt, und bietet nur in der nafskalten Jahrszeit der Viehzucht einigen Gewinn. Man nennt es hier eben, weil es keine hohe Berge enthält, es besteht aber ganz aus langen Hügeln mit flachen, abgerundeten Rücken.

Auf dem folgenden Tagemarsch litten wir viel von Hitze und Durst. Anfangs kamen wir noch an Pächtereien vorüber, in deren Nähe gerade die Gerstenerndte die Felder noch etwas lebhaft machte, nach und nach aber ward die Gegend immer ein-

samer und dürrer. Der *Rivier zonder end* wendet sich hier etwas nördlich und umgeht einen mäſsigen Berg, dessen bequeme Passage noch von den ältesten Zeiten des Ochsenhandels her, *Essaquaskloof* genannt wird (so hieſs nemlich der Hottentottenstamm, der damals diese Gegend bewohnte). Hier fanden wir die Höhen zuerst mit der *Aloë perfoliata* häufig bewachsen, deren über mannshohe, einzeln stehende Schafte aus der Ferne ſast das Ansehn von Menschen haben. Wir fühlten das Vorrücken der heiſsen Jahrszeit schon recht merklich; alle Vegetation auf unserm Wege schien erstorben zu sein, häufig fanden wir zu beiden Seiten ganze Flächen von ausschlagendem *Natron* weiſs bedeckt, und ein Paar kleine Pfützen, die wir an tieferen Stellen entdeckten, waren so durchaus salzig, daſs unsre durstigen Pferde nicht einmal daraus trinken wollten. Nach einem fünfstündigen, beschwerlichen Ritt kamen wir an den *breiten Fluſs*, der hier schon seinen Namen zu verdienen anfängt. Er war indessen an dieser Stelle so seicht, daſs wir ihn ohne Mühe durchwateten. Aber im Winter ist er hier wegen seiner Tiefe, und mehr noch wegen des starken Stroms, nicht zu passiren. Deshalb ist eine gute Stunde unterhalb dieser Furth, wo das Bette weniger Fall hat und tiefer ist, eine bequeme Fähre angelegt, die alsdann die Gemeinschaft des ganzen östlichen Theils der Colonie mit der Capstadt unterhält. Eine Stunde oberhalb der Furth ergieſst sich der *Rivier zonder end* in den *breiten Fluſs*.

Nachdem wir noch eine Stunde durch eine

etwas angenehmere Gegend gereist waren, erreichten wir eine Pächterei, wo wir das Mittagsessen einnahmen und einige Stunden ruhten. Dann setzten wir Nachmittags unsre Reise weiter fort und kamen gegen Abend zu *Zwellendam* an, wo uns die Einwohner des Fleckens mit Ehrenschüssen und aufgesteckten Flaggen empfingen.

Zwellendam ist der Hauptort des Districts gleiches Namens und der Sitz eines Landdrosten, der ein hübsches geräumiges Haus mit einem daranstoſsenden angenehmen Garten und gut unterhaltenen Wirthschaftsgebäuden bewohnt. Die Häuser, die zu dem Orte gehören, liegen theils wie zu *Roodezand* in dem Umkreis einer Stunde zerstreut umher, theils stehen sie in einer Reihe nach der Länge des Thals in mäſsigen Abständen neben einander. Die Bewohner von jenen nähren sich von Landbau und Viehzucht, diese als die Bürger des eigentlichen Fleckens von Handwerken, kleinem Handel und anderm bürgerlichen Gewerbe. Zwei ziemlich hohe Rücken, die von dem Gebirge herab in die Fläche vortreten, schlieſsen das Thal ein, in welchem diese Straſse liegt; ein Bach, der ebenfalls von dem Gebirge herabströmt, durchschneidet es nach der ganzen Länge und trennt die Straſse von der gegenüber liegenden Drostey. Beide Höhen sind durch eine hölzerne Brücke über den oft stark anschwellenden Bach vereinigt, doch ist sie nur für Fuſsgänger. Wagen und Pferde müssen daneben durch den Fluſs, der oft so tief und reiſsend ist, daſs man einen Tag lang warten muſs, ehe man hindurchkommen kann. Von der

Brücke führt eine hübsche, etwa 300 Schritt lange Allee von hohen Eichen nach dem Hause des Landdrosten.

Dieser Ort ward um das Jahr 1740 zuerst angelegt und fünf Jahre später von dem damaligen Gouverneur Swellengrebel zu dem Hauptort eines Districts erhoben und nach ihm und seiner Frau, einer geborenen ten Damme, benannt, (daher man denn auch eigentlich Swellendam schreiben sollte). Die damals gebaute kleine Kirche verfiel gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und an ihrer Stelle ward in den Jahren 1800 und 1801 ein sehr anständiges, heitres Kirchengebäude aufgeführt, wozu die Gemeinde die Kosten hergab und das Gouvernement freies Holz lieferte. Sie steht am Ende der Strafse, der Brücke fast gegenüber, ihre Form scheint von der der reformirten Kirche in der Capstadt entlehnt zu sein, die eben wie sie, ein regelmäfsiges Kreuz bildet. Die Baukosten überstiegen jedoch den Anschlag um Vieles, und es lasten daher noch einige Schulden auf der Gemeinde, zu deren Tilgung der General-Commissär eben jetzt zweckmäfsige Einrichtungen traf.

Da die einzige Heerstrafse von der Capstadt nach dem östlichen Theil der Colonie gerade durch *Zwellendam* läuft, und die reisenden Colonisten hier gewöhnlich einen Rasttag zu halten pflegen, so macht das den Ort ganz nahrhaft. Besonders haben die Wagenmacher und Schmiede hier ein gutes Auskommen.

Wir traten bei dem Landdrost A. A. Faure, einem der unterrichtetsten und achtungswerthesten

Männer der Colonie, ab, der uns sehr freundlich empfing und uns mit Hülfe seiner liebenswürdigen, sehr gebildeten Familie unsern fünftägigen Aufenthalt äufserst angenehm machte.

Ich benutzte diese Mufse zu fleifsigen Wanderungen in die Gebirge, besonders in die zunächst gelegne waldige Schlucht, die der *Duivelsbosch* (Teufelsbusch) genannt wird. Leider fand ich auch hier wenige Pflanzen blühend, indem die günstigere Jahrszeit schon verstrichen war. Desto emsiger sammelte ich Sämereien ein, von denen nachmals für den Gouvernementsgarten in der Capstadt und von meinen botanischen Freunden in Europa Gebrauch gemacht worden ist. — Das Wasser, welches aus dem *Teufelsbusch* herabfliefst und den kleinen Flufs *Kliprivier* abgiebt, welcher durch *Zwellendam* hinläuft, hat von den Wurzeln der Bäume eine dunkelbraune Farbe angenommen, ohne dafs dadurch weder der Geschmack, noch die Zuträglichkeit des Wassers leidet. Aus diesem Umstand erhellt, dafs die Gegend, welche die ersten Reisenden, die vom Cap aus diese Gegenden besuchten, das *Paradies* nannten, keine andre als eben *Zwellendam* gewesen sein könne; denn ten Rhyne macht hier die ausdrückliche Bemerkung, der Ort sei wegen seiner angenehmen Lage also genannt, aber es fehle an gutem Wasser, weil es von der Thonerde gefärbt sei, über welche es fliefse *). Dafs der hier

*) Locus, propter amoenitatem ita appellatus, ubi ex argillaceae terrae aquas inquinantis copia magna, boni laticis inopia est. Wilh. Ten Rhyne Schediasma de Prom. b. sp. Cap. XVIII.

angegebne Grund irrig sei, leuchtet schon daraus hervor, daſs das Wasser gefärbt ist, ehe es das Felsenbette verläſst und mit Thonerde in Berührung kommt. Auch habe ich dieselbe Färbung an allen Wassern bemerkt, die aus starkbewachsenen Felsenschluchten hervorkommen.

Am Morgen des 13ten Dec. verlieſsen wir *Zwellendam*, begleitet von dem Landdrost, der uns bis an sein, etwa eine Stunde entlegnes Landgut *Rotterdam* begleitete. Er hatte diesen Platz erst vor einigen Jahren angelegt und unterhielt daselbst eine ansehnliche Stuterei. Uberhaupt ist diese Gegend, so sehr es ihr auch im Ganzen an Wasser fehlt, der Pferdezucht ganz besonders günstig und mehrere wohlhabende Bürger der Capstadt besitzen in dieser Absicht hier ansehnliche Güter. Besonders vortheilhaft soll ein Platz des Herrn Daniel van Reenen (eines Bruders der drei mehrerwähnten) zwischen dem linken Ufer des breiten Flusses und der Seeküste, gelegen sein, wo sehr schöne Pferde fallen, die in der Capstadt zu Reitpferden gebraucht werden. Die Nähe der Seeküste mag wohl allerdings auf die Vegetation vielen Einfluſs haben, wenn anders der Boden nur einigermaaſsen ergiebig und nicht so sandig ist, wie an der ganzen Westküste bis zum *Cap Agulhas* herunter. Ueberhaupt ist das Clima in *Zwellendam* schon sehr von dem der Capstadt verschieden. So kennt man z. B. hier den unangenehmen ausdörrenden Südostwind fast gar nicht, und wenn er einmal weht, kann man fast sicher auf Regen rechnen. Dies muſs vorzüglich in der

Lage und Richtung der Gebirge seinen Grund haben, denn an der ganzen Südküste weht dieser Wind im Sommer sehr heftig, und die dortigen Bayen sind eben deshalb so wenig zu gebrauchen, weil sie alle nach Südosten hin offen sind.

Nachdem wir von dem Landdrost herzlichen Abschied genommen, kamen wir bald über den *Büffelsjagtsrivier*, der fast ganz ausgetrocknet war, durchschnitten eine dürre einförmige Gegend unter ermüdendem Auf- und Abreiten unzähliger kleiner Hügel, und fanden Mittags auf einer ärmlichen Pächterei einige Colonisten, die uns entgegengeritten waren, um uns den Weg nach dem Orte zu zeigen, an welchem wir übernachten sollten. Es waren zwei der angesehensten Bewohner dieser Gegend, der Veldcommandant Lombard und ein gewisser Pieter Dupré. Diesen Morgen hatten wir viel Wild, unter andern ein Rudel von zehn Bontebücken (*Antilope scripta*) gesehn, wie denn überhaupt diese Gegend noch ziemlich reich an vielen Arten von Antilopen, Hasen und wildem Geflügel ist; selbst Zebra's lassen sich zuweilen noch sehen, aber der schöne Blaubock (*Antilope leucophaea*) ist, wie Barrow richtig behauptet, fast ganz vertilgt. Jm Jahre 1800 war noch einer geschossen, dessen Fell jetzt in Leyden aufbewahrt wird, seitdem aber hat man keine mehr gesehen. Nachmittags kamen wir durch eine Gegend, wo die *Mimosa nilotica*, die wir bisher nur an den Ufern der Karrooflüsse angetroffen hatten, in offenem Felde stand und die Wohlgerüche ihrer Blüthen weit verbreitete. Sie hatte

hier ein ganz andres Ansehn, war hochstämmig, ästiger, frischer belaubt und mit weniger starken Dornen besetzt, offenbar aber nicht specifisch von jener verschieden. Auf den Höhen umher begleitete uns noch immer die *Alöe perfoliata.* Wir kamen über mehrere kleine Flüsse, die auf ihrem Laufe von dem Gebirge ins Meer diese Gegend durchschneiden und gelangten, bald nachdem wir bei eintretender Dunkelheit über den gröfsten und tiefsten von ihnen, den *Duivenhoks-rivier*, gesetzt waren, zu dem Platz unsers Begleiters Dupré. Durch die Hitze dieses Tages und die Länge des Marsches (wir hatten sieben starke Meilen zurückgelegt) waren die mehrsten der Gesellschaft so ermüdet, dafs sie die guten Betten unsers Wirths dem glänzenden Mahle vorzogen, das uns hier dargeboten ward.

Mehr als in der ganzen übrigen Colonie bemerkt man an den begüterten Bewohnern dieser Gegend auch äufsere Spuren von Wohlhabenheit, da sich hingegen z. B. in den *Roggevelden*, der Reiche von dem Aermsten weder in Kleidertracht noch in häuslicher Lebensart unterscheidet. Die einträglichere Rindviehzucht und der häufige Verkehr mit der Capstadt, zu welchem sie veranlafst, haben schon eine Art von Luxus herbeigeführt, dem die geringere Classe der hiesigen Colonisten, die sich gröfstentheils vom Holzfällen nähren, entsagen müssen. Die mehrsten gehn in feinerem Tuch oder baumwollenen Zeugen, immer sehr reinlich gekleidet und die Häuser sind fast durchaus zierlich und geräumig gebaut, da es an Materialien

nirgends weniger fehlt als hier, denn Bauholz haben sie in der Nähe, Kalk liefern die Muschelschalen des Strandes und Steine und Lehm giebt es in Süd-Africa überall. Aus eben dem Grunde findet man auch in diesem District (und fast sonst nirgends) ordentliche Viehställe, in welchen das Vieh bei Nacht angebunden wird, und glaubt bemerkt zu haben, daſs dadurch manchen Seuchen vorgebaut werde, die aus den schädlichen Wirkungen früher Morgen-Nebel entstehen sollen.

Das Ganze dieses Orts gewährt abermals einen erfreulichen Anblick. Das stattliche Haus, die vielen Ställe, und Wirthschaftsgebäude, die Werkstätte der Sclaven, unter welchen hier besonders die Schmiede sehr geschickt sind, ein groſser Garten, in dessen Mitte der vorbeiflieſsende *Krombeks-rivier* in einen Fischteich künstlich geleitet ist, vor der Thür die reinlichen Rasenplätze, das glatte fette Hornvieh, dies Alles zeugt von Ordnungsgeist und Betriebsamkeit, deren Spuren immer wohlthätig auf das Gemüth des Reisenden wirken, wo er sie auch finde. Ueberdies sind die Menschen hier nicht so übertrieben bigott, wie in den eben durchreisten Gegenden und begnügen sich in stillem religiösen Sinn mit ihren Morgen- und Abend- Andachten, ohne ihre Devotion zum Aushängeschilde zu machen und beständig in frommen Ausdrücken zu reden. Ueberhaupt haben sie mehr Lebenslust und verbinden selbst ihre Andachtsübungen gern mit sinnlichen Eindrücken, mit äuſserlichem Anstand und Feierlichkeit, mit Auswahl des Orts, mit Musik. In ihrer Unterhaltung sind

sie lebhaft und oft recht witzig, vorzüglich munter aber bei Tafel und zwar ohne Einwirkung des Weins, der überhaupt sehr mäſsig genossen wird. Von zehn Colonisten trinken gewiſs drei gar keinen Wein noch Brantewein und die übrigen so mäſsig, daſs Beispiele von Trunkenheit in der That zu den groſsen Seltenheiten gehören. Was auch Herr Barrow von dem *Soopje*, als dem Lieblingstrank der Colonisten, erzählen mag, so kann ich heilig versichern, daſs ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts unter den Colonisten, nur dreimal einen geborenen Africaner habe betrunken gesehen. Wohl aber sind die Europäer, die unter ihnen als Knechte und Schulmeister leben und vormals Matrosen oder Soldaten waren, dem Laster der Trunkenheit sehr ergeben, denn es ist eine unwiderlegliche Behauptung, daſs unsre niedre Volksklasse in Städten und auf dem Lande diesen africanischen Bauern an wahrhaft sittlicher Bildung unendlich weit nachsteht. Ich fordre jeden unpartheiischen Beobachter, der nach mir dieses Land bereist, auf, hierüber sein Urtheil laut werden zu lassen. Es versteht sich, daſs hier die Mehrzahl entscheiden und von einzelnen Ausnahmen nicht die Rede sein muſs.

Wir blieben einen Theil des folgenden Tages noch hier und fanden in der Besichtigung der hiesigen Anlagen und in dem Gespräch mit den hier versammelten verständigen Landleuten eine reiche Unterhaltung. Commandant Lombard war einer von denen, die im Jahre 1790 mit Jacob van Reenen den groſsen Landzug zur Aufsuchung der Mann-

schaft des *Grosvenor* unternahmen und bis an die entfernteren Kafferstämme vordrangen. Er erzählte uns viel von diesem Zuge; unter andern kam das Gespräch auf das *Einhorn*, und da erklärte Lombard, er sei nicht abgeneigt, das Dasein dieses Thieres anzunehmen, obgleich er nie eins gesehen, auch niemand kenne, der es gesehen zu haben sich rühme. Seine Gründe waren dieselben, welche Barrow geltend gemacht hat; wir werden in der Folge sehen, was davon zu halten sei. Der General-Commissär wiederhohlte hier die Zusicherung, die schon der Gouverneur auf seiner Reise hier und an mehreren Orten gegeben, daſs derjenige einen neuen starken Wagen nebst einem Zug Ochsen und allem Zubehör zur Belohnung *) erhalten solle, der ein vollständiges Fell dieses Thiers nebst dem Horn und den Schädelknochen nach der Capstadt bringen würde.

Unser Wirth Dupré war, ungeachtet der weiten Entfernung von *Zwellendam*, Vorsteher der dortigen Kirche und muſste jeden Sonntag dort anwesend sein. Er pflegte diesen Weg in fünf bis sechs Stunden, gröſstentheils bei Nacht, zurückzulegen und noch selbigen Tages wieder nach Hause zu kommen, obgleich er schon den Sechzigen sehr nahe war. — Unter seinen Sclaven fanden wir einen alten blinden Malayer, der weit über 100 Jahr alt war, und von ihm schon seit 30 Jahren ohne die mindesten Dienste zu leisten gefüttert und gekleidet ward.

*) Man kann diese Belohnung einer Summe von 500 Thalern gleich schätzen.

Den 14ten December setzten wir über *Krombeksrivier* und *Vetrivier* und übernachteten nahe bei letzterem, in dem Hause von Cobus Dupré, dem Sohne unsers gestrigen Wirths. Wir fanden hier abermals eine zahlreiche Versammlung der Nachbaren, unter andern Dupré's Schwiegervater, Hilgard Müller, einen ehrwürdigen alten Mann, der ebenfalls mit van Reenen bei den Kaffern gewesen war. Ihm hatte ehemals dieser Platz gehört, und die Schönheit der Gebäude und die Ordnung der Wirthschaft stand in keiner Hinsicht dem nach, was wir bei dem alten Dupré gesehen hatten. Es wurden eben die Kühe zu Hause gebracht und in den offenen Ställen gemelkt: hier ein seltener Anblick, da man sie sonst im Felde melkt und bei Nacht lose in die Kraale treibt. Es waren nahe an 200 Stück und ausgesucht schönes Vieh.

In dem Hause war ein besondrer Saal zu den gottesdienstlichen Versammlungen, in welchem eine groſse Orgel stand. Eine von Müllers Töchtern spielte sie mit ziemlicher Sicherheit. Sie war hier am Orte selbst gebaut von einem Künstler Namens Hoddersum, der noch am Cap lebte, als ich abreiste, und sich daselbst in seinem Fache und vom Klavierstimmen ganz gut nährte.

Diese Gegend ist hin und wieder so fruchtbar, daſs man in nassen Jahren Gerste 90 bis 100fältig, Waizen aber 70 bis 80fältig erndtet. Dagegen aber gewinnt man in ganz dürren Jahren kaum die Aussaat und in den gewöhnlichen das 10te, 12te Korn. Von mehr als Einem Landmann

hörten wir hier die Bemerkung, daſs die Lähmung (*Lamziekte*) des Hornviehs sich jetzt seltener zeige, da ein Paar regnichte Jahre auf einander gefolgt waren, daſs sie hingegen bei langer Dürre zuzunehmen pflege.

Am folgenden Tage rasteten wir einige Stunden am *Zoetemelksrivier*, nachdem wir zuvor *Kafferkuilsrivier* *) durchwatet hatten. In dem an erstgenanntem Fluſs liegenden Hause eines gewissen Fori oder Fauri sahen wir zuerst die Bereitung des *Aloë-Gummis*, die sehr einfach ist. Die dicken frischen Blätter werden im August, September und October eingesammelt, man läſst den Saft langsam auslecken, durch Kochen etwas eindicken und dann in einem Rindsfell, das wie ein Trog in einem hölzernen Rahm eingschlagen ist, an der Sonne allmählich hart werden. Da indessen wenig

*) Alle diese kleinen Flüsse kommen aus dem groſsen Gebirge und ergieſsen sich bald ins Meer. Man sehe über ihren Lauf und ihre Verästelung die Karte. — Ihre, freilich oft seltsamen Namen sind von den deutschen Uebersetzern africanischer Reisebeschreibungen zum Theil gräulich verunstaltet. Kafferkuil heiſst eine Kaffergrube, also ist es Unsinn, den Namen: kühlen Kafferfluſs zu übersetzen; Krombeksrivier — Krummschnabelfluſs, nicht krumme Bach; — Duivenhok ein Taubenschlag, also nicht Taubeneckenfluſs. Hier ist Hok und Hoek verwechselt. Was soll man aber sagen, wenn man den obenerwähnten Vetrivier oder Fettfluſs auf der Arrowsmithschen Karte, die nach der Barrowschen bearbeitet ist, Vetorfat-Rivier geschrieben findet, weil auf dieser letzten hinter dem Vet das erklärende: or fat hinzugefügt ist. Dieser Namenfehler setzt aber gar nicht in Verwunderung, da ähnliche in dieser Karte so häufig sind, daſs die richtig geschriebenen bei weitem die kleinere Hälfte ausmachen.

Nachfrage nach diesem Artikel ist, und der niedrige Preis Mühe und Kosten nicht lohnet, so wird wenig *Aloë* mehr bereitet und zu Markte gebracht.

Der Boden ist hier durchgehends trocken und ganz entblöſst von Bäumen, dagegen sind die Wege herrlich und fast so eben, wie in der *Karroo*.

Am Abend erreichten wir den *Falsrivier* oder *falschen Fluſs* und übernachteten bei einem gewissen Hannes Rensburg. Tags darauf hatten wir ein sehr interessantes Schauspiel, das ich doch ein wenig ausführlich zu beschreiben mich nicht enthalten kann. Als wir nemlich die Höhe eines der unzähligen Bergrücken erreichten, aus welchen das ganze Land hier besteht, sahen wir in weiter Ferne am südlichen Horizont mit einemmale das Meer vor uns, ganz so wie es, von beträchtlichen Höhen gesehen, zu erscheinen pflegt, und freudig überrascht durch einen Anblick, der uns auf einem zweimonatlichen Zuge durch das Innere des Landes neu und anziehend geworden war, riefen mehrere von uns, wie aus einem Munde: die See, die See! Es bedurfte indessen nur eines kurzen Besinnens, um uns zu erinnern, daſs wir uns hier kaum einige hundert Fuſs über der Fläche des Meeres befinden konnten, daſs die Küste selbst wohl noch sechs Meilen von uns entfernt liege, und daſs wir unter diesen Umständen und bei der niedrigen schattigen Luft unmöglich von diesem Punct aus die See wirklich erblicken konnten. Indessen bestärkte ein jedes neue Hinschauen uns immer wieder in dem ersten Wahn, und ich schwankte selbst eine Zeitlang zwischen Glauben und

und Zweifeln, bis mich die Unebenheiten des scheinbaren Horizonts zuerst überzeugten, daſs es das Meer nicht sei und dann auf die Idee brachten, es könne diese Erscheinung vielleicht von einer Spiegelung des Meeres und der Küste in der Luft herrühren. Alle Umstände bestätigen diese Vermuthung und unsre Wegweiser selbst äuſserten geradezu, es sei der Wiederschein von der See und ihnen eine nicht ganz fremde Erscheinung, obgleich sie sich nicht erinnerten, sie je so deutlich bemerkt zu haben. Ich erhohlte mich kaum von meiner Freude, ein Phänomen zu sehn, von dem ich soviel gehört, das ich mir aber nie so klar gedacht hatte. — Ich wandte nun meine Aufmerksamkeit von der Erscheinung ab, auf die begleitenden Umstände. Es war zwischeu 9 und 10 Uhr Morgens, die Sonne stand seitwärts zu unsrer Linken etwa 50 Grad über dem Horizont, man sah sie selbst nicht, aber erkannte ihren Stand an dem Schein durch die Wolkendünste hin. Die Wärme war 66° Fahrenheit; die Bauern prophezeihten Regen, der auch am Abend reichlich fiel. Die Luft war überall niedrig und gleichförmig mit Dünsten bedeckt, nirgends am Himmel waren einzelne Wolken zu unterscheiden; es herrschte fast völlige Windstille, nur ein schwaches Lüftchen zog von der See her. Das Luftbild blieb indessen fest stehen und zeigte sich ganz als das ruhige Meer, wenn man es von dem *Tafelberge* in unermeſslicher Weite überschaut. Bei einer längern Betrachtung überzeugte ich mich, daſs das, was uns Horizont geschienen hatte, (jener zackige

Saum, der das dunkelblaue Bild von dem Hellgrau des ganzen Himmels trennte) nichts andres sein könne, als das verkehrte Bild der Küste mit ihren Vorsprüngen und Buchten, nnd meine Reisegefährten, denen ich meine Meinung verständlich zu machen suchte, bestätigten dieselbe mit Beifall. Der Himmel gab uns also wie ein Hohlspiegel das Bild der See zurück, es war Zufall, daſs unser Standpunct gerade in den Winkel fiel, in welchem die geebneten, durch die Einwirkung der Sonne von oben und die gewiſs sehr verschiedene Temperatur der untern Luftschicht verdichteten Dünste die Strahlen von dem milde beleuchteten Meer zurückwarfen. Das Phänomen an sich ist also nicht schwer zu erklären; es kommt dabei alles auf die Höhe und Ebenheit des reflectirenden Mediums und auf einen solchen Grad von Dichtigkeit desselben an, daſs es im Stande ist, die Strahlen zurück zu werfen und doch soviel Licht durchzulassen, als dem Gegenstande nöthig ist, um im Bilde erkannt zu werden, ferner auf den Stand der Sonne und den des Beobachters. — Eine schwerer zu beantwortende Frage ist die, wie es komme, daſs sich diese Erscheinung so selten über dem festen Lande, dagegen fast immer nur über dem Meere zeige *). Eine Ursache davon scheint mir

*) Das eben unterscheidet diesen Fall von allen übrigen mir bekannten Beobachtungen der Spiegelung, daſs der Ort, der uns das Bild der See zurückwarf, in senkrechter Linie schon ziemlich weit diesseits der Küste über dem festen Lande befindlich war. Es läſst sich aber aus der Ebenheit des Küstenlandes und aus dem schwachen Luftzuge von der See her er-

die, dafs die untere Fläche der reflectirenden Dunstschicht sich über dem ruhigen Meere eben und gleichförmig erhält, dagegen über dem festen Lande den Unebenheiten folgt und von einer ungleichen Vertheilung der Wärme und Trockenheit, vielleicht auch von der veränderten Mischung der Gasarten Einwirkungen erleidet, die, wenn auch nicht sinnlich erkennbar, doch der Reflection hinderlich sind. Aber eine andre Ursache liegt gewifs in der chemischen Beschaffenheit der Seedünste. Sollten nicht die Lichterscheinungen der See selbst, das eigenthümliche Leuchten so manches seiner Bewohner, und dann die wunderbaren Spiele des Lichts beim Auf- und Untergang der Sonne unter der Linie mit der hier beschriebenen Erscheinung in einem unerkannten Zusammenhange stehn?

Aehnliche Beobachtungen sind öfter beschrieben, z. B. von Gruber, Büsch, Woltmann, Wollaston u. a. m., ferner auch von Zöllner, welcher (1797) am Ausflufs der Elbe das Bild der zehn Meilen entfernten Insel *Helgoland* in der Luft erblickte. Auf dieser Erscheinung beruhen auch wahrscheinlich die Beispiele von Menschen, die weiter hin sehen konnten, als ihr Erdhorizont reichte. So erzählt Aelian (*Var. hist. Lib. XI. Cap.* 13.) von einem Sicilianer, der so scharf sehen konnte, dafs ihm, wenn er an gewissen Tagen auf *Lilybaeum* stand, kein Schiff entging, das

klären, durch welchen die Dunstschicht ziemlich weit landeinwärts getrieben werden konnte, ohne von ihrer Horizontalität zu verlieren.

in *Carthago* einlief, und daſs er genau die Zahl der Seegel zu nennen im Stande war, die dort ausliefen. Nun ist das aber eine Entfernung von 32 Seemeilen und *Lilybaeum* so hoch nicht, daſs es nur von dem dritten Theil dieses Abstandes von der See aus erblickt werden könnte. Das neueste mir bekannte Beispiel der Art hat ein gewisser Botineau in dem Journal: *Le Spectateur du Nord* (*Oct.* 1802. *pag.* 54) bekannt gemacht und von einem Manne auf *Isle de France* erzählt, daſs er Schiffe in einer Entfernung von 50 Seemeilen habe sehn und derselben Gröſse und Cours angeben können. Diese Erzählung ist von Zeugnissen begleitet, welche die sehr gerechten Zweifel an der Wahrheit des Factums fast aufheben, doch fehlt eine genügende Erklärung, die wohl nicht leicht anders gefunden werden möchte, als in den Bedingungen der oben beschriebenen Erscheinung. —

Bald nachher kehrten wir in einem Hause ein, dessen Besitzer, ein gewisser Rensburg, vor einigen Tagen in einem Alter von siebenzig Jahren gestorben und erst vorgestern beerdigt war. Die Wittwe, eine Frau von fünf und sechszig Jahren, hatte siebenzehn Kinder gehabt, von welchen vierzehn noch lebten und sämtlich verheirathet waren. Ihre Nachkommenschaft betrug jetzt schon weit über hundert Köpfe. Ein neuer Beweis von der beispiellos schnellen Bevölkerung der Colonie.

Bei Sterbefällen begräbt man hier die Todten auf dem Platze selbst. Bei den mehrsten Häusern ist ein eigner kleiner Kirchhof neben dem Garten. Zum Leichenbegängniſs kommen Verwandte und

II.

S. 377.



F. Leopold fec. 1811.

Fort Fredrik an der Algoabay.

Nachbaren und bestatten die Leiche unter Psalmgesängen und feierlichem Gefolge.

Etwas weiterhin kamen wir zu einem Colonisten, Namens C. Snyman, an der *Tigerfontein*. Der Mann war eben beschäftigt, sich ein neues Haus zu bauen, indem das alte eingeregnet war. Da nemlich die mehrsten Gebäude hier von Lehm aufgeführt werden, so kann eine kleine Vernachläſsigung an der Unterhaltung des Dachs leicht Schuld an dem Sturz des Hauses werden; übrigens hält man solche Häuser unter Voraussetzung der nöthigen Aufmerksamkeit für sehr dauerhaft, ja die Drostey von *Zwellendam* war nichts anders, als ein solches Piséegebäude, obgleich man dort Steine in Menge und fast um dasselbe Geld ein massives Haus haben kann. Die Mauern werden gerade auf dieselbe Weise gesetzt, wie beim Piséebau und das trockne Clima kommt hier dabei besonders zu Statten. Ich habe solche Häuser gesehn, die nahe an hundert Jahre gestanden hatten und von der Sonne gleichsam zu einem Ziegel gebrannt waren. So alten Gebäuden schadet dann kein Regen weiter und selbst die Ruinen trotzen den Einflüssen der Witterung. Wir wurden in einem engen Zimmerchen, das von dem alten Hause noch stehn geblieben war, empfangen. Drinnen saſs ein bejahrter Mann, ein älterer Bruder von dem Rensburg, dessen Wittwe wir diesen Morgen besuchten. Der unglückliche Greis hatte vormals in der Nähe der *Algoabay* gewohnt, und war in dem letzten fürchterlichen Kriege mit den Kaffern, von diesen Wilden rein ausgeplündert und sein Haus ver-

brannt. Ihn selbst rettete die Flucht, aber zwei seiner nahen Verwandten fielen von den Händen der Feinde. Obgleich durch die Bemühungen des General Janssens der Friede jetzt vollkommen wiederhergestellt war, so fing doch die verwüstete Gegend nur sehr langsam an, sich wieder zu bevölkern, denn die mehrsten Plätze waren zu arg mitgenommen, als daſs sie sobald wieder in bewohnbaren Stand hätten gesetzt werden können. Der gute Alte verzweifelte daran, daſs er je seinen Wohnort wiedersehen werde. Er erzählte uns viel von den Gräueln, die diese Wilden in der Colonie begangen, und von hier an wurden dergleichen Klagen der Hauptgegenstand aller unsrer Gespräche mit den Colonisten.

An den Ufern des *Gauritsflusses*, welche wir wenige Stunden nach unsrer Abreise von hier erreichten, wartete unser abermals der Anblick einer sehr malerischen Gegend. Wir waren auf einem durchgehends hüglichten Wege unmerklich gestiegen und befanden uns auf einmal an dem Abhange eines steilen Berges, unter welchem in ansehnlicher Tiefe das breite Bette des Stromes sich hinstreckte. Zu unsrer Linken zeigten sich ganz nahe höhere Berge, zwischen welchen aus einer engen Oeffnung der Fluſs brausend hervorbrach. Ganz nahe am Eingange der Schlucht, unmittelbar an den Felsen gelehnt, stand ein einsames Häuschen, von Eichen, Obstbäumen und dunkellaubigen Orangen lieblich umgrünt, weiter zur Rechten gegen uns über, eine gröſsere Pächterei auf dem hohen sandigen Ufer des Bettes. Wir

zogen unsre Pferde seitwärts den steilen Fahrweg hinab und durchritten dann den Fluſs, der jetzt sehr niedrig war, aber dennoch mit gewaltigem Strome dahin schoſs. Er hatte hier eine Breite von 120 Fuſs und war der ansehnlichste Fluſs von allen, die wir bisher noch gesehen. Sein tief ausgewühltes Bette, die hohen sandigen Ufer und hoch hinangeschwemmte Baumstämme lieſsen uns die Höhe und Gewalt seiner Ueberströmungen muthmaſsen. Er steigt oft in wenigen Augenblicken zu einer furchtbaren Höhe, und Reisende, die es wagten, ihr Nachtlager zu nahe bei ihm aufzuschlagen, haben die Unvorsichtigkeit zuweilen mit dem Verlust ihrer Habe büſsen müssen, glücklich genug, wenn sie ihr Leben retten und aufgeschreckt aus dem Schlafe, sogleich gegen die Höhe entfliehen konnten.

Ein Blick auf die Karte wird meine Leser von den Ursachen dieser plötzlichen Anschwellung überzeugen. Alle Flüsse der mittlern *Karroo*, der *Chamka*, *Dwyka*, ja selbst manche periodische Ströme vom *Rogge*- und *Bokkeveld* durchbrechen an einem Puncte das ungeheure Gebirge, das von *Zwellendam* bis an *Sitzikamma* den Namen der *schwarzen Berge* trägt, vereinigen sich innerhalb desselben mit dem *'tKamnasie*- und *Elephantenflusse*, und bilden, verstärkt von den furchtbarern Gebirgswassern, den *Gauritsrivier* *). Selbst

*) Der Name ist hottentottisch. Seine zusammengezogene Aussprache hat manche Reisende verleitet, ihn Goudsrivier (Goldfluſs) zu schreiben.

das Haus, bei welchem wir jetzt angelangt waren, hatte deshalb auf der trocknen Höhe angelegt werden müssen, weil das vormalige Wohnhaus, welches niedriger gestanden, einst der Wuth des Stromes zur Beute geworden war. Wir erklommen jetzt die diesseitige Höhe und sahen unsre Wagen jenseits glücklich den steilen Weg herabkommen und durch den Flufs ziehen.

Nach der Beschreibung der Colonisten konnten wir den Weg, den wir zu nehmen hatten, auch ohne Wegweiser nicht verfehlen. Aber, war es die bei trübem Wetter früher eintretende Dunkelheit, oder Mangel an Aufmerksamkeit, was uns hinderte ihn zu finden, wir verirrten uns dennoch. Nach der Aussage der Colonisten hatten wir noch zwei Stunden bis zu unserm Nachtquartier zu reiten. Es verflossen drittehalb, wir waren auf einem grofsen befahrenen Wege und noch immer keine Spur von einer menschlichen Wohnung. Ein starkes Regenwetter, das erste auf der ganzen Reise, das uns unterwegs überfiel, machte plötzlich Nacht und durchnäfste uns alle bis auf die Haut. Glücklicherweise waren unsre Frauenzimmer heute im Wagen geblieben, und wir priesen deshalb schon ihr Schicksal. Es ward Halt gemacht und ich ritt mit Lieutenant Gilmer voraus, den Weg zu untersuchen, imgleichen ward der Corporal der Dragoner zurückgeschickt, um zu sehen, ob der Wagen uns folge, oder ob sich die Spur des verlorenen Weges wieder finden lasse. Nachdem wir eine starke Viertelstunde geritten waren, ohne von einer offenen Höhe irgend ein Licht, oder sonst ein

Zeichen von nahen Wohnungen entdecken zu können, kehrten wir ohne Trost zur Gesellschaft zurück. Es ward nunmehr beschlossen, ganz zurückzukehren und ein Nachtlager in der Pächterei am *Gauritsflusse* zu suchen, wiewohl die dicke Finsternifs und der schlüpfrige Weg dies Unternehmen, vorzüglich beim Hinabsteigen von den steilen Bergen, etwas gefahrvoll zu machen drohten. Bald begegnete uns auch der wieder zurückkommende Corporal, ohne von dem Wagen, noch dem Wege eine Spur gefunden zu haben. Er ritt indessen, da er jetzt sicher war, dafs wir ihm folgten, ohne weitern Befehl abermals schneller voraus und kam bald mit der seltsamen Nachricht zurück, unsre Damen, die nebst Herrn de Mist, dem Sohne, im Wagen gereist waren, seien ihm zu Fufs begegnet und erwarten uns wenige hundert Schritte von hier am Wege. Bald fanden wir sie und erfuhren, dafs sie das Unglück gehabt, mit dem Wagen umzuwerfen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu nehmen. Um noch bei Tage den Ort zu erreichen, wären sie zu Fufs voraus gegangen, indessen die Fuhrleute sich beschäftigt hätten, mit herbeigeholter Hülfe dem stark beschädigten Wagen wieder aufzuhelfen. Doch habe sie Nacht und Regen wie uns überfallen und auf den Irrweg gebracht, von welchem sie, ohne unser glückliches früheres Verirren, so leicht nicht zurückgekommen sein würden. Sie bestiegen inzwischen einige der losen Handpferde, die wir bei uns hatten, und unter halb scherzhaften, halb ernsten Betrachtungen über das Abentheuer und über den seltsamen

Zufall, daſs wir uns in einer regnichten, stockfinstern Nacht, mitten in einer unbekannten, wilden, unwirthbaren Gegend einander auf doppeltem Irrwege glücklicherweise begegnen muſsten, setzten wir unsern Rückweg fort. Zugleich wurden, um den Leuten, die man nach uns ausgeschickt haben konnte, ein Zeichen zu geben, mehrere Pistolenschüsse gethan, und bald kamen denn auch einige junge Leute, die bei dem Wagen gearbeitet hatten, dann aber wegen des einfallenden Regens über das Schicksal der Fuſsgänger in Besorgniſs gerathen waren, mit einem kleinen einspännigen Karren an, auf welchen die Damen sich setzten und nunmehr glücklich in das Quartier gebracht wurden. Wir selbst erreichten es unter häufigem Gleiten und Stolpern der Pferde bald nach ihnen, gegen eilf Uhr, da wir eigentlich schon halb acht hätten eintreffen sollen. Dem Wagen, auf welchem das Kammermädchen noch geblieben war, ward eine Laterne entgegengeschickt, und so kam auch er denn noch in der Nacht glücklich hier an.

Wir befanden uns in dem Hause einer Wittwe, Namens Botha, das, obgleich es ziemlich geräumig war, doch für die Zahl der Gäste kaum Platz genug hatte. Denn auſser unsrer Gesellschaft lebten hier schon seit längerer Zeit einige der Wirthin nahe verwandte Familien, deren Wohnplätze von den Kaffern verwüstet waren. Man kann sich schwerlich eine Vorstellung von der Verwirrung machen, die unsre späte Ankunft hier verursachte. Es wimmelte von Sclaven, Hottentotten, Kindern und Erwachsenen. Alles lief durch

einander, theils die Gäste zu bewirthen, die das böse Wetter alle in dem Hause zusammengedrängt hatte, theils um ein stilles Plätzchen zum Ruhen und Trocknen zu suchen. Die Kinder, die wegen des vornehmen Besuchs von ihren gewohnten Schlafstellen vertrieben waren, weinten und schrien und wurden mit fast eben so lautem Ungestüm von den Wärterinnen beschwichtigt, die Frauen, dem Bewirthungsgeschäft fast unterliegend, schalten mit dem trägen unbehülflichen Sclavenvolk, eine Gesellschaft fröhlicher junger Leute von unsrer Gesellschaft und den begleitenden Colonisten safs, unbekümmert um das Alles, unter lautem Gespräch und häufigem Gelächter an der Ecke des Tisches, der eben gedeckt werden sollte, und war den guten dienstfertigen Frauen nicht weniger im Wege, als unsre Hottentotten und Sclaven, die das durchnäfste Gepäck von dem eben angekommenen Wagen hereinschleppten und sich damit kaum durch das Gewühl durchzudrängen vermochten. Endlich ward nicht ohne Mühe etwas mehr Ruhe und Ordnung geschafft, das Abendessen aufgetragen und dann einem jeden der Reisenden eine Stelle angewiesen, wo er sich sein Feldbette aufschlagen konnte *).

*) Wir hatten in diesem und ähnlichen Fällen den Mangel an Stroh recht zu beklagen, der in der ganzen Colonie herrscht, weil das Korn nicht gedroschen, sondern von Pferden ausgetreten wird. Daher war es den Leuten unmöglich, uns eine Streu zu machen, die uns oft, wenn die Feldbetten nafs oder mit den Wagen zurückgeblieben waren, sehr willkommen gewesen sein würde.

Von hier aus mufsten unsre Wagen einen andern Weg nehmen als wir, da sie uns nicht über die Gebirge zu folgen vermochten, die wir übersteigen mufsten, wenn wir längs der Küste hinreisen und die Bayen besuchen wollten. Ein jeder packte daher so viel Wäsche zusammen, als er für 12 bis 14 Tage nöthig zu haben glaubte, und mit diesem und einigem andern unentbehrlichen Gepäcke beladen blieb allein der starkgebaute, nicht übermäfsig schwere Reisewagen bei uns, indessen die andern den Weg nach der *lange Kloof* einschlugen.

Je mehr wir selbst uns nun der Küste näherten, desto ebener und grasreicher ward die Gegend, obgleich der Boden an Güte abnahm und sichtlich sandiger wurde. An Quellen fängt es in eben dem Verhältnifs an zu fehlen und die Pächtereien liegen in gröfseren Entfernungen von einander. Wir besuchten zu Mittag die Familie eines gewissen Marx, und fanden hier mehrere junge Frauen und Mädchen, unter welchen uns besonders die jüngste Tochter des Hausherrn wegen ihrer blendenden Schönheit auffiel. — Hätten die africanischen Mädchen soviel Erziehung und Geist, wie äufsere Reize, sie würden unwiderstehlich sein. Indessen bezwingt doch ihr heitres, fröhliches Gemüth, ihre Unbefangenheit und Unschuld manchen auf hohe Geistesbildung stolzen Europäer, und die Beispiele sind nicht selten, dafs ein solcher von seinen Reisen eine Colonistentochter als Frau mit nach Hause bringt.

Wir sahen nun fast täglich viel Wild in ein-

zelnen kleinen Haufen, es war aber so scheu, daſs es gut abgerichteter Jagdhunde und unermüdeter rascher Pferde bedurft hätte, um eine Jagd darauf anstellen zu können. Auf dem weiteren Wege nach der *Mosselbay*, der ebenfalls durch eine einförmige Ebene lief, sahen wir eine Menge Antilopen, Strauſse und kleineres wildes Geflügel. — Endlich erfreute uns die herrliche Aussicht über das Meer, und die *Mosselbay* lag in ihrer ganzen Ausdehnung, als sähen wir sie auf einer Karte gezeichnet, vor uns. Wir grüſsten mit Entzücken den lang entbehrten Anblick des Oceans und stiegen auf schmalem sandigen Stege an den Strand der Bay hinab. Hier liegt, gerade in der Gegend, wo das Meer den tiefsten Busen bildet, das Haus des Posthalters, der zugleich Aufseher der Bay und der Magazine ist. Das Gouvernement nemlich hatte schon vor 20 Jahren die Absicht, diese Bay zu einer Niederlage von Korn und Bauholz zu machen, um den Colonisten den Absatz dieser beiden Producte zu erleichtern, dadurch die Gewerbthätigkeit zu befördern und die Capstadt selbst nöthigenfalls mit diesen Artikeln vermittelst eigner Küstenfahrzeuge zu versehen. Es ward daher 1786 ein groſses Magazin aufgeführt, das 150 Fuſs lang und 30 breit ist, etwa 3 bis 4000 Müdden Getreide bergen kann und seit dem Besuch des Gouverneurs aus dem verfallenen Zustande, in welchen es die englische Regierung hatte gerathen lassen, wieder in sehr guten baulichen Stand versetzt ist. Leider haben die Schwierigkeiten der Küstenfahrt, die hauptsächlich auf Rechnung des gefährlichen

Riffs der *Agulhas-Bank* und der Südost-Stürme zu schreiben sind, die guten Absichteu der damaligen Regierung großentheils vereitelt. Indessen hat General Janssens in den letzten Jahren seiner Regierung den wohlthätigen Entwurf aufs Neue in Ausführung zu bringen gesucht, und die Engländer werden ihn hoffentlich noch weniger schwinden lassen, da es ihnen nicht an Fahrzeugen fehlt und bei ihrer Uebermacht zur See die Bedenklichkeiten zum Theil wegfallen, die sich gegen das Anlegen solcher Magazine in offenen, unvertheidigten Bayen erheben lassen und oben bei Gelegenheit der *Saldanhabay* angezeigt sind. Das Magazin war jetzt ganz leer und diente einem großen Theil der Gesellschaft zur Wohnung, da in dem Hause des Posthalters, das ursprünglich zum Wachthause für eine kleine Besatzung bestimmt war, nur zwei kleine Zimmer für unsern Chef und die Damen zu Gebote standen. Der dermalige Posthalter, Abue, ist ein geschickter, thätiger Mann, der hier seine Tage ehelos und in Abgeschiedenheit von der Welt beschließen zu wollen scheint. Er ist ein Däne von Geburt, war in seiner Jugend bei der Regierung in Kopenhagen angestellt und sah schon unter dem besondern Schutz des bekannten unglücklichen Struensee, dessen Privatsecretär er sogar gewesen sein soll, eine glänzende Laufbahn vor sich eröffnet, als der Fall seines Gönners alle seine Aussichten zerstörte und ihn in diesen abgelegenen Winkel der Erde zu entfliehen veranlaßte.

Wir rasteten hier einen Tag, um die Merk-

würdigkeiten der Gegend in Augenschein zu nehmen. Mit besondrer Neugierde eilte ich nach der berühmten und aus Barrows Beschreibung bereits bekannten Grotte, die das *Schulpegat* (Muschelloch) genannt wird. Sie liegt etwa eine halbe Stunde von der Wohnung des Posthalters, der Weg dahin führt allmählich aufwärts und windet sich schmaler und immer schmaler unter dem ins Meer vorragenden Felsen hin, den die Schiffer das *Cap St. Blaise* nennen. Man klettert zuletzt nicht ohne Schwindeln zwischen der schroffen Wand rechts, und einem tiefen Abgrund zur Linken hin, und befindet sich nun mit einemmale vor einer geräumigen Höhle, die mit einem weiten, stark überragenden Bogen gewölbt und deren Boden mit einer tiefen Lage von Muscheln bedeckt ist. Ihre Länge beträgt 20 Schritt, ihre Tiefe halb soviel, die Höhe des allmählich nach vorn sich hebenden Gewölbes an 50 Fufs. Vierhundert Fufs unter sich erblickt man das Meer, das bei der Fluth so nahe unter den senkrechten Felsen tritt, dafs man von der Höhe aus die Brandung nicht mehr bemerkt. Bei der Ebbe sieht man lange parallele Reihen von Felsenbänken, die von Westen nach Osten laufen, zum Vorschein kommen und die Brandung schäumend darüber hinspülen. Dieses Riff ist es, was die Gewalt der See bricht und den dahinter gelegnen Ankerplatz sichert. — Die Oeffnung der Grotte ist nach Süd-Süd-Ost gerichtet, rechts sieht man das unermefsliche Meer, nahe zu den Füfsen die ganze *Mosselbay* und in blauer Ferne über sie hin die Gebirge der Küste bis *Plettenbergsbay*.

Etwa 50 Fuſs höher an dem Felsen hinauf, gerade oberhalb dieser Grotte findet sich eine andre, dieser sehr ähnliche, aber in dem ganzen Verhältniſs nur halb so groſse, die man nicht ohne Gefahr erklettert. Sie war mir besonders wichtig deshalb, weil wir hier keine Muscheln fanden. Dieser Umstand nemlich beweist am überzeugendsten, daſs die Menge von Muscheln, die man in der unteren Grotte findet, nicht können von Vögeln hiehergeschleppt sein, wie Herr Barrow vermuthet, denn warum sollten sie sonst jene öbere nicht eben so gut dazu genutzt haben, ihre Beute in Sicherheit zu verzehren. Ueberhaupt fanden wir hier nicht die entfernteste Spur von Seevögeln und nur einige Schwalben nisteten ruhig in den Spalten der Grotte. Soviel ich die Oeconomie der hiesigen Seevögel und namentlich der *Diomedeen* kennen gelernt habe, lieben sie auch nicht die Höhen, sondern verzehren ihren Fraſs lieber an niedrigem, sandigem Strande. Von den Muscheln war auch nicht eine einzige mehr frisch, sondern alle stark verwittert und unter Sande und Schmutz wie vergraben. Ich erkenne mit Herrn Barrow, daſs es widersinnig wäre, anzunehmen, die See habe vor Zeiten bis hieher hinangespült und die Muscheln seien von diesem höheren Stande die übriggebliebenen Spuren, aber aus den angegebnen Gründen kann ich seiner Meinung nicht beipflichten. Ich muſs der von ihm *) behaupteten

*) Barrows Reisen 2ter Theil, 2tes Capitel, S. 74, der Ehrmannschen Uebersetzung.

haupteten Erfahrung, daſs man am *Löwenberge* bei der Capstadt und überall, wo bedeckte Höhlen wären, tagtäglich eine Menge noch lebender Schaalthiere antreffen könne, geradezu widersprechen. Ich habe nie dergleichen gefunden, so sehr ich mich auch nach Lesung seines Werks darum bemühte. Es ist ferner übertrieben, wenn er behauptet, die Menge der leeren Schaalen im *Schulpegat* sei so groſs, daſs man zu ihrer Wegschaffung mehrerer tausend Wagen bedürfen würde. Mit zehn bis zwölf Frachten würde alles hinweggeräumt sein! Die allgemeine Meinung der vernünftigen Bewohner dieser Gegend und namentlich des Hrn. Abue ist, diese Höhle habe vormals den Hottentotten zum Aufenthalte gedient und von ihnen seien die Schaalthiere, als ihre hauptsächliche Nahrung, hier hinaufgeschleppt worden. Da der Boden der Höhle, wegen des an den Wänden herablaufenden Wassers, an sich feucht sei, so haben sie die Schaalen darin liegen lassen und vielleicht, um sie noch trockner zu machen, vom Strande noch mehr leere Muscheln hinaufgeschafft. Diese Meinung, so wenig sie sich als unzweifelhaft verbürgen läſst, hat doch mehr Wahrscheinlichkeit, als die Barrowsche.

An den Wänden dieses Felsens, besonders nach der oberen Grotte hinauf, fand ich eine unendliche Menge einer mir unbekannten Flechte (*Lichen*), von welcher einige Leute behaupten, sie könne, wie andre Arten dieser Gattung, zur Bereitung eines dem Lackmus ähnlichen Färbematerials benutzt werden. Sie schien mir inzwischen

wenig Aehnlichkeit mit den beiden dazu dienlichen Arten (*Lichen parellus* und *L. Roccella*) zu haben, doch ersuchte ich Herrn Abue, einen Vorrath davon gelegentlich nach der Capstadt zu besorgen, wo mein Freund Polemann, ein erfahner und geschickter Chemiker, schon längst gewünscht hatte, eine Probe davon zu genauen Untersuchungen bekommen zu können. Da indessen Herr Abue sein Versprechen nicht gehalten hat, so bin ich nicht im Stande, weitere Auskunft über die Eigenschaften dieses Gewächses zu geben.

Der Einfluſs der Seeluft und des niedrigen Standortes auf die Vegetation ward hier auffallend bemerklich. Besonders stark war sie 100 bis 150 Fuſs über der Meeresfläche; in dieser Gegend waren die Höhen mit dichtem Gebüsch bewachsen. Die gabeldornige *Arduina bispinosa*, mit wunderlichen Deformitäten, mehrere schöne Arten von *Zygophyllum*, *Pelargonium*, *Royena*, *Rhus u. s. w.* wuchsen hier mit frischgrünen Blättern und in besondrer Gröſse wild durcheinander. Nicht minder reich war hier die Beute von Insecten und eine kleine Jagd auf die hübschen Vögel, die in den Büschen nisteten, gab mir auf mehrere Tage Arbeit mit Abstreifen und Ausstopfen.

Herr Abue bewirthete uns unter andern auch mit Seefischen und Austern, welche die Bay in Menge liefert und die uns nach so langer Entbehrung eine sehr erwünschte Speise geworden waren. Unter den erstern waren wenige, die man am Cap nicht auch hätte, aber die letztern waren schmackhafter als dort, nur schienen sie einigen unter

uns zu groſs und zu fett, um sie mit Lust genieſsen zu können. Es waren mehrere darunter, die man durchschneiden muſste, weil sie für einen Bissen zu groſs waren. Am Cap bekommt man sie selten so frisch, weil sie an den nahegelegenen Küsten nicht zu finden sind und nur von den Colonisten jenseits *Hottentottschholland* zu Markte gebracht werden. Man bezahlt für das Hundert zwei bis drei Thaler. Selbst hier sind sie nicht immer, sondern nur bei ungewöhnlich niedriger Ebbe zu bekommen, wo denn die Fischersclaven auf den Felsen ziemlich tief bis zu den Austerbänken ins Meer hineingehen können. Als wir uns Nachmittags bei dem niedrigsten Wasser zwischen jenen Felsen im Meer badeten, fanden wir einen kleinen Klumpen Austern zwischen einer Spalte, sie saſsen aber so fest, daſs wir sie nicht losbrechen konnten. Von dem Ueberfluſs an Muscheln hat diese Bay ihren Namen. Sie sind ebenfalls sehr schmackhaft, werden aber fast nur von den Sclaven gegessen, indem man die Fische und Austern, wenn sie zu bekommen sind, vorzieht.

Vormals hieſs diese Bay die *Sanct Blasiusbay*, denn also war sie von Vasco da Gama, der im December 1497 zuerst *) hier landete, genannt. In den ersten Jahren der portugiesisch-ostindischen

*) Wenn man anders nicht annehmen will, die von Bartolomeu Diaz (im December 1486 oder Januar 1487) entdeckte Angra dos Vaqueiros (Kuhhirtenbay), deren wahre Lage aber noch sehr problematisch bleibt, sei die Mosselbay gewesen.

Seefahrt ward diese Bay vorzugsweise zum Einlaufen der Schiffe und zum Sammelplatz der Flotten benutzt. Nachdem aber 1503 Antonio de Saldanha die Vorzüge der heutigen *Tafelbay* eingesehen (welche auch hundert Jahre lang ihm zu Ehren die *Saldanhabay* genannt wurde) so blieb die *Blasiusbay* fernerhin unbenutzt. Die ersten englischen Ostindienfahrer, Raimond und Lancaster, (1591) hatten, geleitet von den Reisebeschreibungen der ersten Entdecker, die Absicht, in diese Bay einzulaufen, aber ein Zufall führte sie in die bequemere *Tafelbay*, welche von nun an von ihnen vorgezogen ward. Zehn Jahre später gab Joris Spilbergen, ein holländischer Admiral, der *Tafelbay* ihren jetzigen Namen, und Paul van Caerden, der die Südküste von Africa zuerst genauer untersuchte und die dortigen Bayen mit holländischen Namen belegte, veränderte die Benennung: *St Blasiusbay* in die: *Mosselbay.* Nur die vorragende Bergecke behielt bei den Schiffern den Namen des *Blasius-Caps.*

Was die Gestalt der Bay, ihre geographische Lage, die Güte des Ankerplatzes und andre dem Piloten besonders interessante Rücksichten betrifft, so ist das theils schon aus früheren Schriften hinlänglich bekannt, theils werde ich an einem andern Orte das Nothwendigste davon beizubringen Gelegenheit nehmen.

Vor unsrer Abreise bekam der General-Commissär noch einen Besuch von dem Secretär der Drostey *Zwellendam*, Hrn. Stockeström (einem Schweden von Geburt), den er wegen seiner

allgemein anerkannten Rechtschaffenheit und genauen Localkenntniſs zum Landdrost des Districts *Graaff-Reynett* bestimmt hatte, welcher schwierige Posten seit einigen Jahren erledigt war und nothwendigerweise durch einem Mann von so strengen Grundsätzen und so sanftmüthigem Character besetzt werden muſste. In der Begleitung des Herrn Stockeström befand sich ein junger Arzt, der zu *Zwellendam* ansessig war, aber gelegentlich das Land durchzog, um den Bauern Arzneimittel zu verkaufen, die er in einem kleinen Kästchen bei sich führte. Sein Vorrath bestand gröstentheils aus abgetheilten Dosen von Brech- und Purgirmitteln, besonders aber aus den beliebten Hallischen Arzneien, die in den Apotheken der Capstadt häufig nachgemacht werden. Er gestand selbst, daſs in diesem Verkauf sein Haupterwerb bestehe und behauptete, von einer ordentlichen Praxis könne in diesem Lande kein Mensch bestehen, da ein jeder Colonist lieber selbst sein und der Seinigen Arzt sei und nur in dem äuſsersten Nothfalle fremde Hülfe suche. —

Nachdem wir das Haus des Posthalters Abue verlassen, lief unser Weg ostwärts am Seestrande hin. Die eigentliche Küste erhebt sich überall dicht über dem Strande steil und felsig zu einer ansehnlichen Höhe, zur Fluthzeit wird sie an manchen Stellen von dem Meere bespült, man kann daher diesen Weg nur bei niedrigem Stande des Wassers nehmen. Aus den Einschnitten der Küste ergieſsen sich kleine Bäche queer über den Strand ins Meer, einige von ihnen sind morastig und

ohne Wegweiser gefährlich zu durchwaten. In einer der Schluchten hat ein Engländer, der in der Capstadt wohnt, Namens Murray, einen Kaufladen angelegt, in welchem allerhand Fabrikwaaren verkauft werden. Er hat eine kleine Brik, die solche Waaren von der Capstadt aus hieherbringt und mit einer Ladung Holz dahin zurückkehrt. Der Absatz an Tuch, Hüten, seidnen Tüchern, Glas und Eisenwaaren ist hier ganz ansehnlich, obgleich die Preise, zumal jetzt bei dem wieder ausgebrochenen Kriege und der gehemmten Zufuhr aus Europa, außerordentlich hoch angesetzt waren. Dessen ungeachtet war es uns erfreulich und interessant, ein solches Magazin hier zu finden und uns mit mancherlei kleinen Bedürfnissen für die Folge der Reise daraus versehen zu können. Herr Murray hat in der Folge das Unglück gehabt, auf diesen Küstenfahrten zwei Schiffe schnell hinter einander durch Schiffbruch zu verlieren. So gefährlich ist das *Agulhas-Riff* und so gewaltig die Wuth des dagegen anströmenden Meeres, daſs selbst die geschicktesten und erfahrensten Piloten der Gefahr nicht auszuweichen vermögen. Diese Schwierigkeiten der Küstenfahrt werden noch lange ein Haupthinderniſs der höhern Cultur dieses Landes bleiben.

Unsre Wegweiser brachten uns endlich durch den letzten und wegen seines unergründlichen Morastes gefährlichsten Bach, den *Geelbeks-Valleys-Rivier*; dann verlieſsen wir die Küste und kamen wieder an mehrern lachenden Pächtereien vorüber. Ihre Besitzer hieſsen fast alle Meier, wie denn

meine Leser schon bemerkt haben werden, daſs in den mehrsten Gegenden einzelne Familien vorherrschen und eine ausgedehnte Nachbarschaft einnehmen. Wo das der Fall ist, findet man die Leute verträglicher und ruhigerer Gemüthsart, da die sonst so unvermeidlichen Grenzstreitigkeiten nun wegfallen oder leichter zu beseitigen sind. — Bei einem dieser Meier (Klaas mit Vornamen) einem sehr begüterten Manne, wurden wir in aller Eile mit einem trefflichen Frühstück von kalter Küche, herrlichem Obst und köstlichem, selbst gewonnenem Weine bewirthet. Ich muſs es auf ein kleines Lächeln meiner Leser wagen, hier abermals der besondern Schönheit zu erwähnen, die wir an den Töchtern dieses Hauses zu bewundern fanden. Keiner von uns erinnerte sich, je soviel körperliche Reize in einer Person vereinigt gesehn zu haben, als die älteste, ein Mädchen von achtzehn Jahren, besaſs. Ihr ganzes Betragen verrieth eine höhere Bildung, als man bei den africanischen Landmädchen zu finden gewohnt ist, und ungern schieden wir aus der Nähe eines so liebenswürdigen Wesens. —

Wir setzten nun über den kleinen *Brakkerivier* und kamen dann an die Wohnung einer Wittwe, ter Blans *), wo uns zum Mittagsessen eine solche Menge von Schüsseln vorgesetzt wurde, wie man sie kaum auf den Gastmählern der schwelgerischen Capstadt findet. Darin besteht aber hier

*) Eigentlich Terreblanche, eine von den Familien französischer Abkunft.

der Ruhm einer Wirthin, und da sie ihr Verdienst nur darin setzen, die mannichfaltigen Erzeugnisse des eignen Bodens, oder was Jagd und Fischerei ihnen liefert, auf vielerlei Weise schmackhaft zuzubereiten, da also (einige Gewürzarten abgerechnet) nichts von allen dem, was man aufträgt, bezahlt werden muſs, so läſst sich diese Prodigalität schon eher entschuldigen. Als eine Merkwürdigkeit ward beim Nachtisch Rahmkäse aufgetragen, der hier am Orte verfertigt und nach dem Urtheil der sachverständigen Holländer vortrefflich war. Die bisherigen Versuche, in der Nähe der Capstadt guten Käse zu bereiten, sind nicht besonders günstig ausgefallen, woran die magere Weide und die Beschaffenheit der Milch wohl hauptsächlich Schuld sein mag.

Noch betrachteten wir als eine Merkwürdigkeit eine Cither aus africanischem Eschenholz, die hier in der Gegend verfertigt war. Dies Instrument ist überhaupt hier beliebt und findet sich häufig in den Häusern wohlhabender Leute. Man sieht auch daraus, daſs es übertrieben ist, wenn man diesen Menschen allen Kunstsinn und alles Wohlgefallen an feineren Lebensgenüssen abspricht.

Hinter diesem Orte, der die *Reeboksfontein* genannt wird, überstiegen wir auf der weitern Reise zunächst eine ansehnliche Höhe, von welcher wir noch einmal einen sehr schönen Rückblick auf die *Mosselbay* hatten. Das Profil von *Cap St. Blaise* stellt sich von hier, in dem fernsten Hintergrunde gesehen, sehr malerisch dar, man erkennt noch die weiſs übertünchten Gebäude,

das Magazin und die Fischerhütten, als helle Flecken und Streifen auf dem dunkeln Felsengrunde, und rechts macht der Lauf der Küste, mit ihren Hügeln, Schluchten und Waldgruppen in vortheilhafter Verkürzung gesehen, eine angenehme Verbindung des Hintergrundes mit dem Standpuncte. — Wir waren absichtlich frühzeitig aufgebrochen, um den niedrigsten Stand der Ebbe nicht zu versäumen, bei welchem allein man den *grofsen Brakkerivier*, der an der andern Seite der Höhe liegt, zu durchwaten im Stande ist, weil die See ziemlich hoch hinaufstöfst. Wir kamen indessen noch zu früh und mufsten eine geraume Zeit warten, ehe wir hindurchreiten konnten, und selbst da noch war die Furth an einigen Stellen drei bis viertehalb Fufs tief. Die Mündung des Flusses ist von hier etwa noch eine Meile entfernt und wie die aller südafricanischen Ströme mit einer Sandbank verschlossen, die bei starkem Südostwind sich so aufdämmet, dafs der Flufs ganz verstopft wird und bei Ebbezeit nicht abläuft. Treten starke Regen ein, so verschwindet die Bank eine Zeitlang ganz und wird tiefer in die See geworfen. So besteht ein ewiger Kampf zwischen Meer und Flufs, der sich von dem Streite der Völker dadurch unterscheidet, dafs der Gewinn an Terrain hier dem Besiegten zu Theil wird.

Der *grofse Brakkeflufs* scheidet den *Mosselbays-Bezirk* vom *Outeniqualande* *), man hat an

*) Die Outeniqua waren ein zahlreicher Hottentottenstamm, der zu den Zeiten der Colonisation hier seine Kraale

seinem östlichen Ufer abermals eine Höhe von achthundert bis tausend Fuſs zu erklimmen und befindet sich dann auf einer Fläche, die von zahlreichen Bächen durchschnitten und eine der fruchtbarsten Gegenden der Colonie ist. Sobald man hinaufgekommen ist, überblickt man beim Umdrehen nach dem zurückgelegten Wege, eine ansehnliche Länge des Flusses, der sich oberhalb der Furth in einem tiefen, mit Gebüsch und Haidekräutern bis an die Gipfel bewachsenen Felsenbette fortschlängelt, südlich von ihr aber im Sande zwischen den Dünen sich hinwindet.

Man kann den ganzen Strich Landes zwischen der südlichen Gebirgsreihe und dem Meeresufer als ein Vorland betrachten, dessen Natur gröſstentheils durch die niedrige Lage, durch die Nähe der See und durch die vortheilhafte Stellung gegen das Gebirge gegeben und bedingt ist. Es wirken nemlich mehrere Ursachen zusammen, der südlichen Bergkette einen eignen, den übrigen africanischen Gebirgen fremden Character zu ertheilen, und diese sind folgende: Zuerst die geographische Richtung, ihr Lauf von Osten nach Westen, daher mindere Einwirkung der Sonnenwärme auf die ganze südliche Fronte, als erste Bedingung gröſseren Wasserüberflusses und stärkerer Vegetation. 2) Die bedeutende Höhe dieses Gebirges,

hatte. Das Ou in diesem Namen ist offen, nach holländischer Mundart auszusprechen. Auteniqua, wie Andre schreiben, entstellt in einem deutschen Munde den ganzen Laut dieses Worts.

die im Durchschnitt zwischen 4 bis 5000 Fuſs beträgt; daher beständige Einsaugung von Feuchtigkeit aus den Wolken. 3) Nähe des Meeres und herrschende südliche Winde, daher eine feuchtere Athmosphäre die Gipfel der Berge beständig umgiebt. 4) Als Folge von diesem Allen reichere Vegetation und Erzeugung groſser Waldungen in den Schluchten, wodurch wiederum die Erzeugung und Anziehung von Dünsten befördert, die Verdampfung des Wassers verhindert wird. Je schmaler dieses Vorland wird, je näher das Gebirge an die Küste tritt, desto wasserreicher zeigt sich die Gegend, desto bewaldeter sind die steilen Thäler. Wo nun endlich die Buchten des Meeres bis auf weniger als eine Meile dem Fuſs des Gebirges sich nähern, da überziehen sich auch die ebenern Gegenden mit Waldung und an einigen Stellen, z. B. in *Sitzikamma*, verhindert ein dichtes undurchdringliches Gebüsch, das vom Gebirge bis an die Küste reicht, das weitere Vordringen längs dieser letztern.

Aus dieser Ansicht erklärt sich auch die besondre Ergiebigkeit des *Outeniqualandes*, denn hier treten das Gebirge und die Küste schon ziemlich nahe zusammen und seine ganze Breite beträgt nur drittehalb Meilen. Zahlreiche Bäche durchschneiden es nach allen Richtungen, es fallen selbst im Sommer häufige Regen und der Boden ist das ganze Jahr hindurch mit frischen Pflanzen bedeckt. Leider aber ist der Boden sehr mager und gehört ganz unter die Classe der sauren Felder; die binsenartigen und gröſsern Liliengewächse

verdrängen die nahrhafteren Gräser, die Saatfelder bedürfen viel Dünger, wenn ihr Ertrag die Arbeit lohnen soll, und dazu kommt noch, daſs alle Arten von Viehseuchen hier herrschen und dadurch die Viehzucht, die sonst hier sehr einträglich sein würde, gar sehr erschweren. — Indessen ist dieses Uebel mehr dem Clima, als der Beschaffenheit der Weide zuzuschreiben, indem besonders das Rindvieh, wenn es einmal an das saure Gras gewöhnt ist, sehr wohl dabei gedeihet. Man hat hier und in andern Landstrichen von ähnlicher Beschaffenheit den vernünftigen Gebrauch, die Felder alljährlich abzubrennen, wodurch der Boden gedüngt und eine junge, gesundere Vegetation hervorgelockt wird. Doch ist dabei Vorsicht nöthig; denn zuweilen greift das Feuer zu weit um sich in das Gebüsch und den Wald und richtet beträchtlichen Schaden an.

Die Hauptnahrungsquelle der Bewohner dieses Bezirks besteht in dem Fällen und Verführen von Bauholz aus den groſsen Waldungen. Das Gouvernement ertheilt dazu die Erlaubniſs gegen Erlegung einer geringen Abgabe, auf den Vortrag des Posthalters und des Landdrosten. Die Waldungen sind bei weitem ausgedehnter, als die in der Gegend von *Zwellendam* und als der *Grootvadersbosch*, welche überdies, wegen ihrer geringen Entfernung von der Capstadt, auch schon so sehr ausgehauen sind, daſs es Mühe kostet, jetzt noch einige Frachten gesunder Balken daraus zusammenzubringen. Indessen fängt es doch auch hier schon in soweit an zu fehlen, daſs man die Bäume zu

den 30 Fuſs langen Balken, wie sie gewöhnlich verlangt werden, nicht mehr in den zugänglichen Gegenden des Gebirges findet, sondern mit groſser Mühe und Gefahr aus den Schluchten hervorholen muſs.

Unter mehrern kleinen Flüssen, die wir an diesem Tage durchwateten, zeichnete sich besonders der *Quayang* aus, dessen schmaler Strom fast unbemerkt durch die Ebene läuft und dennoch in den Vertiefungen, die er gerissen, hin und wieder recht romantische Parthien bildet. So ist besonders eine, wo er in seinem ruhigen Lauf plötzlich durch gewaltige Felsen gehemmt wird, über welche er nun recht wild und brausend sich herabstürzt. Die Felsen unterhalb des Falls sind durch die Gewalt des Wassers bei heftigen Regen, wie durch Kunst beckenförmig ausgehöhlt. Ein andrer Fluſs in dieser Gegend heiſst der *schwarze Fluſs*, weil hier das Wasser wieder besonders stark von den vegetabilischen Theilen gefärbt ist, die es beim Durchsickern durch die Schluchten berührt. Es fehlt noch an hinlänglichen Proben, ob die Wurzeln gewisser Bäume, oder, wie Andre meinen, das abgefallene Laub die Ursache dieser Färbung sind.

Das Gouvernement besitzt im *Outeniqualande* noch eine sehr ausgedehnte Domaine, die beinahe die Hälfte des ganzen Bezirks einnimmt und von einem Posthalter für Rechnung der Regierung verwaltet wird. Er hat zugleich die Forstaufsicht und unter ihm stehen auſserdem noch einige Colonistenfamilien, die sich seit dem letzten

Kaffernkriege auf dem Territorium der Regierung angebaut haben und mit gewissen Einschränkungen (über welche der Posthalter wachen soll) den Gebrauch der Gouvernements-Weiden genieſsen, bis die völlig wiederhergestellte Ruhe ihnen erlauben wird, ihre alten Wohnplätze an den Grenzen wieder zu beziehen. Solchen Anbau auf fremdem Boden ohne Ländereien nennt man hier ein Erbe. Es ist gewöhnlich nur ein Häuschen, nebst einem kleinen Garten daneben, wofür an den Eigenthümer des Ganzen ein geringer Grundzins bezahlt wird. Solche Erben sind die Wohnungen der mehrsten Handwerker und Krämer in den Flecken *Stellenbosch*, *Roodezand*, *Zwellendam* und *Graaff-Reynett*. Man findet sie auch häufig einzeln zwischen und neben den Lehnplätzen; ihre Zahl mehrt sich natürlich mit der Bevölkerung, und es ist zu wünschen, daſs ihrer nur erst recht viele sein mögen. An manchen Stellen macht freilich der Wassermangel das Ansiedeln mehrerer Familien an einem und demselben Ort unmöglich, dagegen aber ist in andern Gegenden auch wieder zu viel culturfähiges Land an einen Pächter gegeben, und an vielen Orten, wo jetzt eine einzige Familie wohnt, wird hoffentlich über ein Jahrhundert ein ganzes Dorf stehn. Die Regierung hat auf die gegenseitige Annäherung der Colonisten und auf die damit zu erreichende höhere Cultur kräftig hingewirkt, durch die genaue Bezeichnung der Grenzen, über welche hinaus kein Land mehr urbar gemacht werden soll, und durch das Verbot der Sclaveneinfuhr, wodurch der Sclavengebrauch er-

schwert und seltener gemacht werden soll, und die Freien in der Folge selbst genöthigt sein werden, sich Handdienste zu leisten.

Wir nahmen unser Nachtlager auf dem Gouvernementsposten; das Haus steht in Allem den übrigen Domanialgebäuden sehr nach und ist besonders unter der englischen Verwaltung sehr vernachläfsigt. Den Garten hat indessen der Posthalter Sebastian Fent *) fortdaurend in sehr gutem Stand erhalten und damit bewiesen, wieviel man diesem undankbaren Boden abgewinnen kann, wenn man ihn gehörig düngt, dahingegen die benachbarton Colonisten noch immer dem allgemeinen Vorurtheil anhängen, der africanische Boden bedürfe und vertrage nicht vielen Dünger.

Als wir am folgenden Morgen eben wieder abreisen wollten, ereilte uns abermals ein Courier aus der Capstadt, welcher Depeschen mitbrachte, die sogleich mufsten beantwortet werden. Daher verweilten wir hier diesen Tag, den ich zu Antworten an meine Freunde in der Capstadt und Nachmittags, da der Regen etwas nachliefs, der am Morgen häufig gefallen war, zu einer kleinen Excursion in die Waldungen benutzte. Nachdem ich eine Stunde geritten und viele eben sehr angeschwollene Bäche unter der Leitung eines verständigen alten Hottentotten überschritten hatte, gelangte ich in das Gehölz. Die Menge rankenden Gestrippes und

*) Abermals ein Deutscher und vormals Sergeant unter der holländischen Besatzung. Die Compagnie pflegte überhaupt die Posthalterstellen verdienten Unterofficieren zu ertheilen.

Dorngebüsches *) verstattet eben nicht weit vorzudringen, ich folgte dem Fahrwege, den die Holzschläger zu nehmen pflegen, und da mich die Menge grofser und dicker Stämme von *Eisenholz*, *Gelbholz* und *Stinkholz* **) in Verwunderung setzte, gab ich mein Befremden zu erkennen, dafs man dennoch über Mangel an Holz klagen könne. Mein Führer aber belehrte mich, dafs diese Stämme theils die nöthige Höhe zu der verlangten Länge der Balken nicht hätten, theils schadhaft und vom Wasser ausgehöhlt wären. Überdies könne man, wenn die Kosten des Transports aus dem Verkauf des Holzes gewonnen werden sollen, nur ausgesucht schöne Balken gebrauchen, indem sich aus dem Verkauf der Mittelsorten offenbarer Schaden ergeben würde. — Die jungen Bäume haben Mühe aufzukommen, so sehr sind sie von den alten Stämmen überschattet und erstickt, aber es würde unsägliche Mühe und Kosten verursachen, die alten unnützen Bäume hinwegzuschaffen und an eine forstmäfsige Behandlung dieser Waldungen ist eben

wegen

*) Besonders häufig Cynanchum obtusifolium, ein gigantisches Rankengewächs, das ganze Wälder durchzieht und hier Pavianentau genannt wird. Unter den dornigen Gewächsen sind besonders mehrere Arten von Asparagus hinderlich. Die Colonisten nennen sie: Wagt een beetje (Wart ein bischen).

**) Scleroxylum mite Willd. und Ilex crocea Thunb. Das Stinkholz ist noch nicht systematisch bestimmt, Thunberg fand es nie blühend und ich selbst bin darin nicht glücklicher gewesen.

wegen ihres geringen Ertrages fürerst nicht zu denken. Dazu kommt, daſs alle diese gröſsern Bäume unendlich langsam wachsen; nach dem Ausdruck meines Führers, wird ein Mensch nicht alt genug, um bemerken zu können, daſs ein Baum gsöſser und dicker geworden ist. Daher hat aber auch das Holz diese besondre Härte und Festigkeit, die allen europäischen, hieher verpflanzten, für ein andres Clima bestimmten, Holzarten fehlt. Dieselben Ursachen, die das Wachsthum dieser letztern so auſserordentlich beschleunigen, machen auch das Verpflanzen jener einheimischen unmöglich. Sie gedeihen nemlich nur an ihrem natürlichen Standorte, auf dem kalten Felsen und stets von herabflieſsendem Wasser reichlich getränkt. Alle Versuche, sie in den ebenern Gegenden oder in Gärten durch Samen oder Ableger fortzupflanzen, sind vergeblich gewesen. — Ein gefährlicher Feind der hiesigen Waldungen ist ein Moos (eine Art *Lichen* oder *Usnea*), welches ganze Strecken, besonders die tiefer liegenden, überzieht und in einer langen Reihe von Jahren so überhand nimmt, daſs die damit befallenen Bäume kein Laub mehr treiben können und absterben. Ein so erstickter Wald, auf welchem das graue Moos wie vom Himmel gefallen, zwischen den dürren Aesten hängt, gewährt einen traurigen Anblick, den wir leider in den folgenden Tagen unsrer Reise oft genug hatten.

Wir verlieſsen das *Outeniqualand* am 22sten December und erreichten bald dessen östliche

Grenze, den *Kaimansrivier* *). Kurz vorher kamen wir an dem *Pampoenekraal* **) vorüber, wo Le Vaillant bekanntlich eine lange Zeit campirte, um sich den Weg durch das *Kaimansthal* zu bahnen. Beiläufig muſs ich indessen bemerken, daſs Herr Le Vaillant schwerlich nöthig gehabt haben wird, sich diese Mühe zu geben, indem schon einige Jahre vor ihm, die Colonisten den Weg durch diese gefährliche Schlucht zu nehmen pflegten, aber zu Sparrmans Zeit war er allerdings noch unfahrbar und der Fluſs trug den Namen des *Keeromriviers*, unter welchem er noch bei diesem Schriftsteller vorkommt. Noch in einer andern Hinsicht ist *Pampoenekraal* merkwürdig geworden, denn bis hieher sind die Kaffern in dem neulichen Kriege vorgedrungen, hatten also wirklich die Hälfte des Küstenlandes der Colonie erobert, ehe die vereinte Macht der Colonisten und des englischen Militärs sie zum Rückzuge zwingen konnte. Als Denkmäler dieser Invasion, als Tropäen im umgekehrten Sinn, standen hier noch die Ruinen von einigen abgebrannten Gebäuden.

*) Also genannt, weil sich hier eine groſse Art Leguans aufzuhalten pflegt, die man hier (abermals fälschlich) Kaiman nennt, worunter eigentlich das kleine ostindische Crocodil zu verstehn ist. Man sieht indessen, wie widersinnig es ist, wenn die Uebersetzer vom Flusse Kaiman reden.

**) Pampoen, so nennen die Colonisten eine Art von Kürbissen, die hier ziemlich häufig gebaut wird und nach allem Anschein keine andre ist, als unsre europäische: Cucurbita Pepo.

Wegen der wirklich unglaublich mühsamen Passage des *Kaimanslochs* ist in neuern Zeiten, dicht unter dem Fuſse des Berges, wo die Schluchten natürlich noch nicht soviel Tiefe und Breite haben, ein Weg durch das Gehölz gehauen. Inzwischen hat dieser Weg, wegen der vielen losen Felsstücke noch bisher nicht für Wagen befahrbar gemacht werden können, und indessen die Gesellschaft zu Pferde ihn vorzog, muſsten die Wagen anderthalb Stunden seitwärts den gewöhnlichen Weg einschlagen. Da man mir die Passage der *Kaimansschlucht* als sehr interessant geschildert hatte, so blieb ich mit dem Cadet Lesueur und dem Hofmeister bei der Bagage.

Diese Schlucht ist eine der engsten und tiefsten in der ganzen Colonie. Sie erstreckt sich von dem Fuſs des Berges nach Süden gegen die Küste und nimmt mehrere starke Gebirgsströme in sich auf. Wie ein von der gewaltigen Hand der Natur gezogner Graben scheint sie dazu bestimmt zu sein, die Gemeinschaft zweier Länder auf immer aufzuheben, diesseits und jenseits ist das Land hoch über dem Meere erhaben und eben, man sieht an freien Plätzen die waldbewachsenen jenseitigen Hügel, ohne zu ahnen, daſs eine so entsetzliche Kluft noch zwischen hier und dort befindlich sei. Aber der Fleiſs des Menschen und seine Treiberin, die alles besiegende Nothwendigkeit, haben auch hier die furchtbarsten Hindernisse zu überwinden und nicht nur dem Fuſse des Wandrers einen Pfad, sondern selbst den Lastwagen einen Weg zu bahnen gewuſst.

Anfangs geht der Weg allmählig bergab, von Einem Hügel auf den andern. Dann mahnt der Fuhrmann, Vorsichts halber abzusteigen und den Weg zu Fuſse zu machen. Man gelangt jetzt auf einen, in die Schlucht hineinragenden Rücken, der bisher den gröſsten Theil der Aussicht deckte und befindet sich nun, wenn der Weg plötzlich zur Rechten in die Tiefe sich wendet, auf einem Punct, von welchem die Aussicht ungemein groſs, vielleicht einzig in der Welt ist. Man sieht nemlich nun den ungeheuren Abgrund dicht zu seinen Füſsen; in einer Tiefe von mehr als tausend Fuſs brauset der Bergstrom über die Felsen, die Wände des Thals sind dicht mit starken, dunkellaubigen Bäumen bewachsen, die wunderbar verworrene Schatten umherwerfen und ihre Aeste einander so nahe hinüberreichen, daſs beinahe nicht Raum genug bleibt, den dunkelfarbigen Fluſs und seine weiſsschäumenden Sprünge über die Felsen zu erkennen. Gerade gegenüber kommt der Weg von der jenseitigen Höhe herab. Er scheint von hieraus nicht steil, sondern senkrecht und von einem leeren Wagen, den wir dort herabkommen sahen, begriffen wir kaum, welche Kraft ihn zurückhalte, daſs er nicht jählings in die Tiefe hinabrolle. Ganz zur Rechten endlich erblickt man das hohe Thor, durch welches der Fluſs in das Meer strömt. Zwischen zwei senkrechten, dicht zusammentretenden Mauern, deren Gipfel jetzt schon über den Standpunct des Beschauers hinwegragen, sieht man hinaus auf das weite Meer, dessen äuſserste Grenze an einem so ruhigen heitern Tage mit dem Blau

des Himmels zu einer wunderbar erhebenden Einheit verschmilzt. Ganz im Grunde der Pforte stürzt die wogende Brandung herein und mischt die grünlichen Wellen mit den dunkelbraunen Fluthen des Bergstroms.

Der Weg in die Tiefe hinab hat, wie man leicht einsieht, nicht anders gebahnt werden können, als längs der Fronte des Berges. Mit roher Kunst sind die rechts losgesprengten Felsen links zwischen abgestumpften Bäumen zu einem Damme auf einander geschichtet, welcher der Straſse ihre Breite geben und dem Sturze seitwärts wehren soll. Aber der häufige Gebrauch dieses Weges hat an vielen Stellen den Damm selbst hinabgedrängt, nnd die Regen haben das lose Gefüge ausgewaschen, so daſs man oft den unvermeidlichen Sturz vor Augen sieht. Deshalb werden zuförderst die Hinterräder, ja zuweilen alle vier Räder des Wagens gehemmt, die Last möglich vermindert und von Menschen hinabgetragen. Dann befestigt man an der, dem Abgrunde zugekehrten Seite des Wagens starke Riemen oder Stricke, an welchen vier bis sechs starke Männer den Wagen auf den gefährlichsten Puncten aufrecht erhalten, indem sie zwischen den Klippen oberhalb des Weges fortklettern und so von oben herab die halbe Last des Wagens tragen, dessen Räder an der linken Seite nicht selten ganz frei in der Luft schweben.

Nachdem man denn also hinabgelangt ist, fährt man bei Ebbezeit ziemlich bequem durch den Fluſs, welchen das Meer eine kleine Strecke aufwärts mit Sand angefüllt hat. Es fing schon an zu fluthen,

als wir hindurch kamen und es war ein wunderschöner Anblick, die schäumenden Wogen der Brandung hereinstürmen zu sehn, wie sie einander drängten und zurückzufliefsen hinderten. Ein schmales Stückchen Vorland ist eben grofs genug, dafs ein Paar Wagen, die sich leicht hier begegnen, da die Zeit der Durchfahrt so genau gewählt werden mufs, neben einander halten und sich ausweichen können. Man gönnt den Ochsen ein klein wenig Ruhe und nun beginnt das bei weitem schwerere Geschäft, die Wagen hinauf zu bringen. Der Weg aufwärts ist zwar weniger nach der Seite abhängig, aber desto steiler, indem er gerade gegen eine Höhe hat hinaufgeführt werden müssen, deren Neigung gegen das Niveau des Flusses einen Winkel von wenig minder als 40 bis 45 Grad bildet. Gleich unten ist die Arbeit am beschwerlichsten, denn hier mufs der Wagen gegen die Bänke hinangezogen werden, die hin und wieder Stufen von zwei bis drei Fufs Höhe darstellen, so dafs die Ochsen Mühe haben, ihre eigne Last hinaufzubringen. Wird es auch einmal eine kleine Strecke etwas ebener, so entsteht eine neue Schwierigkeit, indem die scharfe Kante verhindert, dafs man vollen Gebrauch von den Kräften der Ochsen mache, die sonst unfehlbar die hinteren Paare gegen die Felsen niederreifsen, oder durch zu starkes Anziehen die Deichsel zerbrechen würden. Hier müssen denn abermals die vereinten Kräfte einer zahlreich mitgenommenen Mannschaft wirksam sein und den Wagen von hinten unterstützen, indessen man zugleich die letzten Paare der Zugochsen zum Aufwand aller ihrer Kräfte antreibt.

In der That wirkte alles, was in diesem Augenblick, da ich auf einem alten Baumstamme saſs und der Arbeit zusah, meine Sinne berührte, zu ganz eignen Empfindungen zusammen. Die melancholische Enge der Schlucht, der tiefe Schatten, der in ihr ruhte, das Tosen des Bergstroms, die hereinbrechende Meeresfluth, das Schreien der Fuhrleute, das Knallen der langen Peitschen, mit welchen sie den angestrengt arbeitenden Thieren ein schmerzhaftes Brüllen auspressten, welches Alles ein vielfaches Echo wiederholte, dazu die Angst, mit unserm Fuhrwerk irgend ein Unglück zu erleben, oder Menschen bei den gefährlichen Anstrengungen beschädigt zu sehen, dies zusammengenommen versetzte mich in eine seltsame Gemüthsstimmung, in welcher sich das Interesse an der Neuheit der Gegenstände und die widrigen Eindrücke in unaufgelöstem Streite gegen einander bewegten. Mir fielen lebhaft die Vorstellungen ein, die ich mir als Knabe von dem Tartarus mit seinen Strafarbeiten und Qualen in kindischem Sinn entworfen, und in der That fand sich hier manche Analogie dieses Symbols, nur milder und menschlicher gedacht.

Es war endlich gelungen, alle drei Wagen (denn auf so viele hatten wir für heute die Last unsers Einen vertheilt) über die beschwerlichste Anhöhe hinaufzubringen, aber die Kräfte des Zugviehs waren nunmehr bei der ohnehin ermattenden Mittagshitze so erschöpft, daſs für den noch übrigen Theil des Berges die Spanne verdoppelt, vor einen jeden Wagen acht und zwanzig Ochsen ge-

spannt und sie so einzeln nach einander auf den Gipfel geschafft werden mufsten. Es vergingen über dieser Arbeit volle drei Stunden, welche ich benutzte, mich in den seitwärts gelegnen Gebüschen ein wenig umzusehn. Von dem Gipfel führte unter andern ein sehr hübscher, ziemlich gerade ausgehauener Weg rechts nach der Küste hin und an seinem Ende öffnete sich eine überraschende Aussicht auf das Meer und die dichtbewachsenen Abhänge der äufsersten Felsenreihe, an deren Fufs die Brandung hoch hinaufschäumte. Die Höhe des Standpuncts, die Lieblichkeit der nächsten Umgebungen und die schattige Kühle des Laubenganges machen diesen Spaziergang künftigen Reisenden sehr empfehlenswerth. Wer überdies auf Sammlungen vou Kräutern und Insecten ausgeht und einen eben so heitern Tag trifft, vielleicht gar noch zu einer günstigern Jahrszeit reiset, als ich, der findet hier reiche Befriedigung einer solchen Lieblingsneigung.

Auf dem weitern Zuge passirten wir noch swei sehr beschwerliche Schluchten, von denen die erste die *Krakadakouw* *) genannt wird. Eben so glücklich als diesen Morgen, kamen wir auch hier hindurch und genossen unten des überaus angenehmen Anblicks, den ein breites und tiefes Bassin gewährt, welches der *Zilverrivier* (Silberflufs) unter dem Schatten hochgewipfelter Bäume gebildet hat. Dieser Flufs hat seinen Namen von dem

*) Ein hottentottischer Name, den die Dolmetscher durch: Mädchenfurth (Meisjesdrift) übersetzten.

weiſsglänzenden Wiederscheine seines Bettes. Es besteht nemlich in einer gewissen Höhe ganz aus dem schönsten Glimmerschiefer, welcher bei der Klarheit des Wassers und der Reinheit seiner Oberfläche, besonders im Sonnenlicht wahrhaft blendend hindurchscheint. Ein mächtiges Lager von diesem schönen Gestein streicht mit einer merklichen Neigung nach Osten durch die ganze hiesige Küste, höher im *Kaimansgat*, aber in *Krakadakouw* und den folgenden Schlüchten näher der Oberfläche des Meeres. Dicht unter diesem Lager findet man, in halbdurchsichtigen Quarz eingesprengt, groſse Klumpen von Glimmertafeln, in krystallinisch blättrigen Anhäufungen.

Kurz vor Untergang der Sonne erreichten wir den Platz von einem gewissen Herz Grünstadt, einem deutschen getauften Juden, der uns in einer hölzernen Hütte bewirthete, da sein Wohnhaus von den Kaffern zerstört und verbrannt war. Die übrige Reisegesellschaft war auf dem andern Wege bereits zu Mittage hier eingetroffen und hatte Nachmittags ihre Reise fortgesetzt. Sie hatten eben auch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und drei kleinere, aber recht beschwerliche Zweige des *Kaimansflusses* durchwaten müssen, ehe sie aus dem Gebüsch auf einen freiern Platz gelangten, welcher *Barbierskraal* genannt wird, weil der Colonist, der es unternahm, diesen Fuſspfad zu bahnen, sich hier, seinem Gelübde gemäſs, zuerst rasiren lieſs, nachdem er vier Wochen hinter einander mit mehrern Sclaven daran gearbeitet hatte. — Bei dem Erklettern der steilen

Höhen jener Gegend zeichnete sich besonders das Pferd eines Colonisten durch seine grofse Behendigkeit aus. Es war dem Besitzer, dieser Eigenschaft wegen, nicht feil, er bot es aber sehr bereitwillig dem General-Commissär zum Gebrauch auf der fernern Reise an, auf welcher es, wegen seiner Sicherheit und Dauerhaftigkeit, besondre Dienste leistete und dann dem Eigenthümer zurückgesendet ward.

Durch die aufserordentliche Ermüdung unsrer Zugochsen bedeutend aufgehalten, kamen wir erst spät in der Nacht an den *Zwartrivier* (schwarzen Flufs), an dessen jenseitigem Ufer das Haus von Janssen Weyers liegt, bei welchem die Gesellschaft schon gegen Abend angelangt war. Wir fuhren in einem kleinen Boot hinüber und unsre Wagen wurden abgepackt und auf die schon beschriebene Weise schwimmend übergezogen. Wir brachten noch einen Theil des folgenden Tages an diesem Orte zu und besahen unter andern die drei grofsen Seen, die südwärts von hier nach der Küste hin liegen und schon auf der Barrowschen Karte ziemlich richtig angegeben sind. — Die Felder sind in dieser Gegend sehr grasreich, aber ungesunder für das Vieh, als in irgend einer andern. Weyers hatte, als er vor funfzehn Jahren diesen Platz kaufte, 500 Stück Rindvieh, 800 Schafe und 140 Pferde mitgebracht, aber die häufigen Seuchen und die Verwüstungen der Kaffern hatten seinen Viehstand so verringert, dafs er nur soviel Hornvieh besafs, als zu seinem Haushalt unumgänglich nöthig war. Von allen Pferden war

ihm nur eins übrig und die Schafe waren sämtlich gestorben. Die Bewohner dieser Gegend nähren sich hauptsächlich vom Holzfällen und Sägen, und liefern besonders viele Bretter über die *lange Kloof* nach den *Bovenlanden*, oder auch von hier nach *Plettenbergsbay*, von wo aus sie zur See nach der Capstadt geschafft werden. — Die Obstcultur ist hier im Ganzen nur mittelmäſsig und der Wein kaum trinkbar. Aus den Fischereien an der Küste zieht man hier das Hauptnahrungsmittel für das Gesinde und die Familie. Das grobe Wild, Büffel, Buschböcke und Buntebόcke, die sonst hier ziemlich häufig waren, fangen an seltener zu werden, und Elephanten giebt es gar nicht mehr. Von erstgenannten Thieren fanden wir auf diesem Platz ziemlich häufig das Gehörn, woraus sich die Leute allerhand kleinen Hausrath schnitzen.

Ein breites und starkströmendes Bergwasser, das wir bald nach unsrer Abreise von hier durchritten, heiſst die *Ruigte-Valley* *), es ist gefürchtet, wegen des mit groben und eckigen Steinen bedeckten Bodens, über welche die Pferde sehr leicht stürzen, oder wohl gar mit den Beinen in den Zwischenräumen stecken bleiben. Beispiele von Unglücksfällen sind zumal in der regnichten Jahrszeit, wenn der Fluſs anschwillt, nicht selten, und noch jetzt wünschten uns unsre Wegweiser Glück, mit einer so groſsen Anzahl von Pferden

*) Ruigte heiſst bei den africanischen Colonisten kurzes wildes Gebüsch. Die eigentliche Bedeutung des Worts ist Rauhheit, Unebenheit.

ohne Schaden hindurch gekommen zu sein. Der fernere Weg bot mannichfaltige Abwechselungen, indem er bald durch die Laubengänge anmuthiger Waldungen, bald über freie Anhöhen führte, von welchen herab sich liebliche Aussichten in die Gegenden des Meergestades öffneten. Von einer derselben erblickten wir einen Theil des grünen Sees (*groene Valley*), von welchem die Colonisten anzunehmen gewohnt sind, daſs er mit dem Meere in unterirdischer Verbindung stehe, obgleich ihn eine ziemlich breite Landenge davon trennt und das Wasser vollkommen süſs ist. Der Hauptgrund für diese Meinung beruht auf einem periodischen Steigen und Fallen des Sees, das jedoch mit Ebbe und Fluth nicht gleichen Schritt hält. Ueberdies liegt der See ansehnlich höher als das Meer und jene Erscheinung ist entweder Täuschung, oder hat eine unbekannte Ursache, welcher künftighin Naturforscher, die sich länger in dieser Gegend aufhalten möchten, nachspüren werden.

Gegen Abend erreichten wir den schönen Fluſs *Daukamma*, der aus einer weiten und tiefen Waldschlucht hervorbricht. An dem Ort, wo wir ihn zuerst berührten und wo, gerade gegenüber von der jenseitigen Höhe, schon das Haus, wo wir übernachten sollten, über den Gipfeln der Bäume her winkte, war er wegen seiner Breite und Tiefe nicht zu durchwaten. Wir muſsten erst eine halbe Stunde in dem Thal aufwärts ziehen, ehe wir die Furth erreichten. Der Weg lief an dem morastigen Ufer des Flusses zwischen hohen Bäumen hin, die rechts und links zu lichterem

Gehölz ausgehauen waren. Unermeſsliche Stränge von *Baviaanstau (Cynanchum obtusifolium)* hingen ihrer alten Stützen beraubt, Schaukelstricken ähnlich, tief in den Weg herab und versperrten hin und wieder den Durchgang. Der schöngefiederte *Turaco* *) wiegte sich fröhlich auf den höchsten Spitzen der Bäume, und entfaltete, dem Ruhesitze zuflatternd, die purpurnen Schwingen in den letzten Strahlen der Sonne. Jenseits ging es den Fluſs in ähnlichem Gehölz wieder hinab und dann den Hügel hinauf, wo das Haus *Büffelsvermaak* (Büffelsvergnügen) steht, bewohnt von Pieter ter Blanche. Da wir früh in der Nacht wieder aufbrechen muſsten, um den *Neisna-Fluſs* mit der Ebbe zu durchwaten, so gönnten wir uns nur eine kurze Ruhe und jeder warf sich nach dem Abendessen in den Kleidern auf die Erde, statt des Kissens einen Sattel oder umgekehrten Stuhl unter dem Kopfe. Der Reisewagen hatte das Unglück, in den morastigen Wegen am Ufer des Flusses umzuwerfen und ward erst spät durch zugesandte Hülfe unsrer sämmtlichen Mannschaft her-

*) Cuculus Persa, jetzt Corythaix Persa Illig. Dieser schöne Vogel, der von den Colonisten Loeri (Luri) genannt wird und sich durch grünes Gefieder mit scharlachrothen Schwingen, imgleichen durch einen grünen Federbusch mit rothem Saum und einen rothen Schnabel auszeichnet, kommt in diesen waldigen Gegenden häufig vor und wird von den Colonisten bei nassem Wetter, das ihn sehr am Fliegen hindert, oft mit den Händen gefangen. Man findet ihn in der Capstadt in den Häusern der Reichen zuweilen als Stubenvogel, wo er sehr zahm wird. Von ihm hat auch ein Fluſs, der Loeri-Rivier den Namen.

ausgezogen und herbeigeschafft. Das Kammermädchen befand sich allein in dem Wagen, und noch heute führt die Stelle des Unfalls von ihr bei den Colonisten den Namen. — Die dreizehnjährige Tochter des Wirths war abermals ein Beispiel ungemeiner Corpulenz. Sie war so ausgewachsen und stark, daſs man sie leicht für noch einmal so alt angesehen hätte, und das Gewicht ihres Körpers betrug jetzt schon hundert und vierzig Pfund.

Mit Aufgang des Mondes machten wir uns auf den Weg. Der niedrigste Stand des Wassers tritt allemal drei Stunden nachher ein, wir kamen also gerade zur rechten Zeit in der Morgendämmerung an den gefürchteten Fluſs, der sich in einen groſsen See, die *Neisna*, ergieſst. Dieser See ist durch eine, längs dem Strande sich hindehnende Felsenreihe von dem Meere getrennt, aber an einer Stelle öffnet sich in ihr eine zweihundert Fuſs breite Spalte, die Tiefe genug hat, daſs kleinere Schiffe durch sie hin in den sicheren Hafen einlaufen können. Bei Fluthzeit steht das Wasser fünf bis sechs Fuſs höher und tritt weit in den Fluſs hinauf. Bei der Ebbe ist weniger die Tiefe des Flusses, die dann nicht über zwei bis drei Fuſs beträgt, als sein schlammiges mit Triebsand bedecktes Ufer und Bette zu fürchten, in welchem nicht selten die Pferde versinken. Wir kamen indessen ohne bedeutenden Unglücksfall hindurch und folgten sodann dem höheren sandigen Ufer des Sees.

Bald erreichten wir nun die Ruinen einer groſsen Pächterei an dem östlichen Ufer der

Neisna, bekannt unter dem Namen *Melkhoute-kraal* *). Ein erfahrner und verständiger Landmann legte diesen Platz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an und bald ward er wegen seiner Ergiebigkeit einer der berühmtesten in der ganzen Colonie. Zuletzt besafs ihn ein Engländer, Namens Holyday, der durch die Invasion der Kaffern an seinem Eigenthum beträchtlichen Schaden litt. Diese Wilden hatten gegen die Engländer einen besondern Widerwillen gefafst und liefsen daher an dieser Pächterei ihre ganze Wuth aus. Sie nahmen und verbrannten nicht nur allen Hausrath und sonstige Güter der eilig geflüchteten Bewohner, sondern zerstörten auch die Gebäude bis auf den Grund, wozu sie sich auf den übrigen Pächtereien die Mühe nicht nahmen. Wir fanden kaum Platz, zwischen den niedergerissenen Mauern ein Feuer anzumachen, aber die Menge der Schutthaufen und die Ausgedehntheit der Fundamente liefs noch auf den ehemaligen Glanz der Gebäude schliefsen. Seitdem war die ganze Anlage verödet und verlassen geblieben, und seit vier Jahren hatte sich keine menschliche Hand der Obst- und Weingärten angenommen, noch ihre Früchte geerndtet. Verwildert wuchs das Gemüse auf den Beeten und in den Fufsstegen mit hoch aufgeschossenem Grase durch einander, in den entferntern Weinfeldern fand ich ein Rudel Rehböcke an den eben reif werdenden Trauben naschen, deren Geschmack noch in dieser Entartung das edle Gewächs

*) Melkhout — Milchholz, eine Art Euphorbia.

verrieth, von welchem sie stammten. Die Rosenhecken und Jasminlauben standen in voller, weitduftender Blüthe, die Zweige der Orangenbäume hingen gebeugt unter der Last ihrer Früchte und eine unendliche Menge von Pfirschen, Apricosen, Mandeln und Bananen reiften nur zum Abfall oder zum Genuſs für den seltenen Reisenden, den der Zufall diese entlegene Straſse führt.

Nicht die Kunst mehr und der Fleiſs des Menschen, — die Natur schien, jene nachahmend, den wunderbaren Aufenthalt in seltsamer Laune geschaffen zu haben; ich träumte mich mit Lust in die Täuschung hinein, es hause hier ein wohlthätiges, übermenschliches Wesen, wie es die kindliche Phantasie eines Mährchendichters erschuf. Die freieren üppigen Gestalten der Menschennährenden Gewächse, die wildbewachsenen Gänge zwischen den langen Rosenhecken, die nie ein Fuſs betreten zu haben schien, erfüllten mich mit heimlichem Grauen, als ich den Arm ausstreckte, von den Früchten zu pflücken. — Ich glaube, es würde jedem so gegangen sein, der sich noch der Empfindungen bewuſst ist, mit welchen ihn einst die Beschreibungen von den Lustgärten bezauberter Prinzen erfüllten.

Während meine Gefährten der nöthigen Ruhe genossen, eilte ich das Ufer des Sees hinab nach der Küste, um das oben erwähnte Thor zu beschauen, durch welches der *Neisna-See* mit dem Meere verbunden ist. In einer starken halben Stunde erreichte ich die Spitze der östlichen Säule, die in gleicher Höhe mit der gegenüberliegenden, etwa hun-

hundert und funfzig Fuſs über der Oberfläche des Meers vorragt. Die Breite der Oeffnung wird kaum zweihundert Fuſs betrageu, und von diesem Raum geht für einlaufende Schiffe noch ein groſser Theil durch die zu beiden Seiten hineinragenden Felsen verloren. Der Strom der hereinbrechenden Fluth war ungemein stark uud reiſsend und diese Heftigkeit des stets hindurchziehenden Stroms ist Ursache, daſs die Mündung der *Neisna* nicht wie die der Flüsse versandet und immer befahrbar bleibt. Dazu kommt, daſs das Bette dieser Mündung sich nach unten keilförmig verenget, wodurch das Wasser in der Tiefe noch mehr zusammengepreſst und die Gewalt des Stroms vermehrt wird. Dies beweist am deutlichsten, wie sehr Herr Barrow sich irrt, wenn er dieser Oeffnung eine neuere Entstehung zuschreibt und der Meinung ist, der *Neisnasee* habe sich einmal bei besondrer Anschwellung seines Wassers diesen Weg mit Gewalt gebahnt, und der (oben erwähnte) grüne See werde auf diese Weise wohl auch noch einmal seine Vereinigung mit dem Meere bewerkstelligen *). Er nennt diese Entstehungsart der Einfahrt augenscheinlich; augenscheinlich aber ist es, daſs sie bei einer frühern allgemeinen Revolution durch eine gewaltsame Spaltung der kleinen Gebirgsreihe, welche den See vom Meere trennt, gebildet ward. Denn, erstens bemerkt man an dem aus dem Wasser vorragenden Theile der Oeffnung keine Spuren von Abwaschung und Ausspülung, wie sie sich nothwen-

*) S. 418 der deutschen (Leipziger) Uebersetzung.

dig finden müſsten, wenn sie durch eine so allmähliche Wirkung des Binnenwassers entstanden sein sollte. Vielmehr bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die Wände des Wasserthors, auf ihre gleiche Höhe und gleiche Abhängigkeit gegen die Tiefe zu, um zu entdecken, daſs sie vormals an einander gepaſst haben, und durch einen gewaltigen Riſs auf eben die Art von einander getrennt sind, wie so manche andre Thäler uud Schluchten dieses Landes. Drittens endlich wäre es gar nicht zu erklären, wie sich diese Oeffnung so tief unter den niedrigsten Stand des Meers hinab erstrecken könne, wenn sie allein durch den Andrang des Wassers von innen entstanden sein sollte, dem die Gewalt des Meers von auſsen und die breite Masse des Gesteins, gleich unter dem jetzigen Stande der Ebbe Grenzen gesetzt haben würde. Ich bin überzeugt, daſs Herr Barrow diese Blöſse nicht gegeben haben würde, wenn er den Mund der *Neisna* in der Nähe betrachtet hätte. Eben so wenig kann ich seinen Hoffnungen, daſs dieser See in der Folge ein wichtiger Hafen werden könne, aus voller Ueberzeugung beistimmen, so erfreulich dieser Gedanke auch ist, und so sehr ich mit ihm wünsche, daſs er möchte zur Ausführung gebracht werden können. Aber die Enge der Einfahrt, die Heftigkeit des, selbst mit dem günstigsten Winde nicht ganz zu bemeisternden Stromes, die zu geringe Tiefe für gröſsere Schiffe, vor allem aber die kurze Dauer des genau abzupassenden Zeitpuncts der höchsten Fluth, vor deren Eintreten die Schiffe in der Nähe der gefährlichen

Küste kreuzen oder beilegen *) müssen, sind solche Umstände, die das Einlaufen bedeutend erschweren. Noch mühsamer möchte das Auslaufen, besonders für befrachtete Schiffe sein, indem hier die fast beständig herrschenden, gerade gegen die Einfahrt gerichteten Südostwinde eine neue Schwierigkeit bieten, und die Schiffer nöthigen, unter beständiger Gefahr des Scheiterns, sich mit dem Strome hinaustreiben zu lassen.

Sollte die Capcolonie je zu einem solchen Grade von Bevölkerung, Industrie und Reichthum gelangen, dafs die Kosten des Händewerks mit dem zu erreichenden Zwecke in ein gewünschtes Verhältnifs treten, oder sollte eine mehr als liberale Regierung die ungeheuren Kosten dazu hergeben wollen, so möchte wohl eine Erweiterung der Einfahrt und eine, durch Maschinen bewerkstelligte Hinwegräumung der nach obiger Annahme, wahrscheinlich in der Tiefe aufgehäuften losen Felsenmassen das beste Mittel sein, die *Neisna* zu einem brauchbaren Hafen zu machen. Der Ankerplatz in der östlichen Bucht dieses Sees ist ziemlich gut, besonders

*) Beilegen oder beidrehen, die Segel des Schiffes so gegen einander richten, dafs sich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch es zum Stillstehn gebracht wird; man sieht dies Manoeuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend verharren soll, wo man nicht ankern kann oder nicht ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich bedeutend gemäfsigt, desto abhängiger aber wird das Schiff von dem Strome, und desto gefährlicher die nahe Küste, zumal wenn sie unter dem Winde liegt.

für kleine Schiffe. Was ihm an Tiefe jetzt abgeht, (sie beträgt zur Ebbezeit nur zwei bis drei Faden) würde sich durch Austiefung der Einfahrt und vermehrten Abzug des Wassers ebenfalls sehr zum Vortheil verändern. Die Vorschläge des Herrn Calandar, nunmehrigen Besitzers des *Melkhoutekraals*, zur Anlegung von Schiffswerften an diesem Ort, haben allerdings vieles für sich und ihre Ausführung steht sehr zu wünschen. Nur würden die ersten Proben allerdings mit vielem Aufwande verknüpft sein und ihr Mislingen müſste den Unternehmer nicht abschrecken, indem die bisherigen Erfahrungen über die Benutzung des Capschen Holzes zum Schiffbau eben nicht günstig ausgefallen sind.

Was von andern Reisenden über die Fruchtbarkeit dieser Gegend und über die mancherlei Hülfsquellen, welche die Natur hier der Betriebsamkeit bietet, gesagt ist, hat seine vollkommne Richtigkeit und bei zunehmender Bevölkerung wird allerdings auch auf diesen Punct, als einen der geschicktesten, eine gröſsere Menschenmenge zu nähren, Rücksicht genommen werden. Für jetzt gehört beinahe alles culturfähige Land in der Nähe der *Neisna* dem Pächter des *Melkhoutekraals*, der hier alle Zweige der africanischen Landwirthschaft mit gleich sicherer Aussicht eines gewünschten Erfolges betreiben kann. Von der Höhe, auf welcher vormals die Gebäude gestanden haben, ist der Ueberblick über den ganzen See und seine halb von Waldungen, halb von Felsen umkränzten Ufer höchst malerisch. Er hat anderthalb bis zwei Stunden in Umfang.

Etwa eine Meile östlich von hier kamen wir noch durch eine kleine Strecke Waldung, welche einen Einschnitt zwischen zwei Hügeln bekleidet, und daher die Pforte (*de Poort*) genannt wird. Hier ereignete sich in dem unglücklichen Kaffernkriege die erste blutige Scene (November 1799), die gewissermaſsen das Signal zu allgemeinen gegenseitigen Feindseligkeiten gab und als der eigentliche Anfang des Krieges anzusehn ist. Drei Colonistenfamilien nemlich, Namens Wolfard, Heins und Botha, die ohne von dem, was an den Grenzen vorgefallen war, unterrichtet zu sein, auf dem Zuge nach der Capstadt hier ausgespannt hatten, wurden unversehens von einem herumschwärmenden Trupp Kaffern plötzlich überfallen, zum Theil getödtet und schwer verwundet, zum Theil aber gefangen eine Strecke hinweggeführt. Die Verfolgung der Mörder und die Rache, die hin und wieder wohl an Unschuldigen geübt sein mag, obgleich keine authentisch erwiesen und der ganze Hergang sehr dunkel geblieben ist, veranlaſste darauf das Eindringen einer zahlreichen Macht dieser Wilden und den Ruin von einem der schönsten Theile der Colonie *).

*) Man sieht vorläufig aus diesem Umstande, wie ungerecht Herr Barrow verfährt, wenn er in seinem höchst unvollständigen und die Wahrheit entstellenden Bericht über die Kaffer-Unruhen vorgiebt, diese Wilden seien von den Colonisten gegen die englische Regierung aufgeregt. Das eben war das Unglück, daſs ihre Invasion gleichzeitig mit den tumultuarischen Bewegungen der Bauern zu Graaffreynett zusammentraf und das macht die Geschichte dieser Vorfälle so verwickelt, daſs drei feindliche Mächte auf dem Kampfplatz auftraten und sich

Nachmittags langten wir nach einem ermüdenden Ritt bei starker Hitze und durch eine flache dürre Gegend in der *Plettenbergsbay* an. Der dortige Posthalter **Meding**, aus dem schwedischen Pommern gebürtig, bewohnt mit seiner liebenswürdigen Familie ein sehr schönes, von ihm selbst in europäischem Geschmack gebautes Haus, worin wir gar freundlich aufgenommen und trefflich bewirthet wurden. Dieser Mann ist wegen seiner Rechtschaffenheit und Kenntnisse allgemein geschätzt und der Regierung als Aufseher über die Waldungen besonders nützlich. Auch er hatte, wie **Abue**, in frühern Jahren eine wissenschaftliche Bildung genossen, in Greifswalde studirt und nach mancherlei seltsamen Schicksalen ein stilles Glück und einen bescheidnen Wirkungskreis in dieser entlegenen und einsamen Gegend gefunden. Ein deutscher Reisender, der unter hinlänglich günstigen Umständen Ost- und Westindien durchstreift hätte und einen gewissen Grad von Indiscretion nicht scheute, könnte ein dickes und interessantes Werk über seine Landsleute in den Colonien der Seemächte schreiben. Die Zahl der Deutschen, allein in der Capcolonie, ist schon sehr ansehnlich und das Zusammentreffen mit vielen dieser Männer hat mir auf meinen Zügen manche höchst interessante und angenehme Stunde verschafft.

Die Gestalt der *Plettenbergsbay* hat eine

wechselseitig bekriegten. Was indessen darüber hat ausgemittelt werden können, soll in der Folge im Zusammenhange beigebracht werden und manche Aufklärungen wird auch noch der Verfolg dieses Tagebuchs an die Hand geben.

auffallende Aehnlichkeit mit der der *Mosselbay*, wie denn überhaupt sämtliche Buchten der Südküste in ihrer Figur auffallend übereinstimmend sind. Bei allen nemlich bildet ein von Westen her sich in die See erstreckender und als Riff unter seine Oberfläche fortgesetzter Gebirgszweig die Schutzwehr gegen die Macht der Meerswellen; alle diese Vorgebirge sind die äuſsersten Enden von parallel laufenden Gebirgsreihen, welche die Südküste in spitzen Winkeln schneiden. Ein Blick auf die Karte wird das deutlicher machen; so ist das *Cap St. Blaise* die äuſserste Spitze der Hügelreihe, die sich von *Krombeksrivier* ost-süd-östlich zieht, der *Robbenberg* in der *Plettenbergsbay* der Endpunct des in eben dieser Richtung laufenden kleinen Gebirges, von welchem wir einen Theil als Damm des *Neisnasees* betrachtet haben. Die dahinter liegende gröſsere, in derselben Parallele laufende Kette der *lange Kloof* verliert sich in der Bay *Content* oder *Kromme-Riviersbay* ins Meer und bildet hier mit ihren beiden Hauptarmen diese Bucht, von welchen abermals der nördliche sich wieder weiter längs der Küste hindehnt und endlich als *Cap des Recifs* die *Algoabay* von dem Ocean trennt. Dabei hat der ganze südlichere Theil von Africa eine merkliche Neigung gegen den Horizont von Westen nach Osten, das heiſst der östliche Theil ist in das Meer eingesenkt. Wenn man am *Tafelberge* in einer Höhe ven etwa 1500 Fuſs über dem Meer die Grenze antrifft, wo der Granit aufhört, so findet sich am *Kaimansrivier* diese Grenze kaum 50 Fuſs über dem niedrigsten Stande des Wassers und

zwischen *Plettenbergsbay* und *Algoabay* tritt schon das Sandsteinflötz an das Meer, das in der Nähe der Capstadt nicht anders, als in einer Höhe von 2500 Fuſs vorkommt. Vielleicht ist eben aus diesem Grunde die ganze östliche Hälfte der Colonie wasserreicher und fruchtbarer, und am deutlichsten erklärt sich daraus die Gefährlichkeit der Kafferküste für die aus den asiatischen Gewässern zurückkehrenden Schiffe, indem alle die Parallelreihen der südafricanischen Gebirge sich vermöge dieser Einsenkung weit unter der Oberfläche des Meers fortsetzen und gegen den gewaltigen Strom schräg einlaufen, welcher in nordöstlicher Richtung gegen die Küste andrängt und den unbehutsamen Schiffer plötzlich gegen das Land treibt, von dem er noch mehrere Längengrade entfernt zu sein glaubte. Die sehr unrichtige Lage der Kafferküste auf den mehrsten Seekarten, auf welchen sie viel zu weit westlich und nördlich gezeichnet zu sein pflegt, trägt freilich auch viel von der Schuld an den häufigen Schiffbrüchen, die sich in dieser Gegend ereignet haben.

Eine ähnliche, jedoch minder hohe Reihe von Felsen, wie die, welche den *Neisnasee* von dem Meere trennet, erstreckt sich längs dem nördlichen Ufer der *Plettenbergsbay* und schlieſst einen See ein, der aus dem *Keurebooms-rivier* seinen Zufluſs erhält, aber eben wie die *Neisna* durch einen engen Canal mit dem Meere zusammenhängt und an Ebbe und Fluth Theil nimmt. An dem westlichen Ende dieses Binnenwassers, das wegen Untiefe der Einfahrt für jedes,

auch noch so kleine Schiff unzugänglich bleibt und allein wegen des Ueberflusses an Fischen zu statten kommt, steht das Haus des Posthalters. Kaum eine Viertelstunde von da fangen die Waldungen an, die sich nordwärts gegen die Gebirge fortsetzen und so reich an Naturseltenheiten sind, daſs ich Naturforscher, die künftig das südliche Africa bereisen möchten, nicht dringend genug auffordern kann, dem Aufenthalt in dieser Gegend eine längere Zeit zu widmen, als mir verstattet war. Obgleich ich in den drei Tagen, die wir hier zubrachten, rastlos sammelte und viel Schönes heimbrachte, so war doch die Zahl dessen, was mir entging, unendlich gröſser; ich fühlte den lebhaften Wunsch, mehrere Monate, wo möglich ein ganzes Jahr hier zubringen zu können, um die Natur einer Gegend vollkommen zu studiren, die bis jetzt von den Reisenden immer nur so flüchtig besucht und in mancher Hinsicht ganz vernachläſsigt ist. Ich erinnere mich unter andern, Schmetterlinge gesehen und verfolgt zu haben, die an Gröſse und Schönheit den westindischen gleich kamen, und von denen ich bestimmt versichern kann, daſs sie in den Systemen nicht aufgeführt sind. Und welch ein unendlicher Schatz von Beobachtungen lieſse sich nicht über die vegetabilische Natur, über die so wenig bekannten und bei einem flüchtigen Aufenthalt so schwer auszumittelnden Arten der hiesigen gröſseren Bäume, ferner über die Naturgeschichte der Seegewürme, der Fische u. s. w. einsammeln, zumal wenn man die Erfahrungen eines Mannes, wie Meding, zu Hülfe nehmen könnte!

An der Bay selbst, nicht weit von dem sandigen Landungsplatz liegt das Holzmagazin der Regierung, ein nicht gar altes, aber dessen ungeachtet ganz verfallenes und unbrauchbares Gebäude. Unverständiger Weise hat der Baumeister, dem die ostindische Compagnie damals den Bau übertrug, dieses Magazin dicht neben einer steilen feuchten Felsenmauer errichtet, wo das Wasser keinen Abfluſs hat. Das ganze Gebälke ist daher verfault und das Dach gröſstentheils eingesunken. Eben war man beschäftigt, ein neues Magazin an einer bessern Stelle zu bauen, wozu General Janssens auf seiner neulichen Reise den Befehl gegeben hatte. — Der Landungsplatz ist nur sehr klein und allein an zwei, zu beiden Seiten vorragenden Klippen kenntlich. Die See stürmt fast jahraus jahrein gerade in die Bay, daher ist die Brandung, selbst bei dem stillsten Wetter sehr heftig und das Landen beschwerlich. Der Ankergrund ist zwar gut, die hier ankernden Schiffe müssen aber wegen der Gewalt der Wellen mit sehr starken Kabeln versehen sein, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, losgeschlagen und auf das Land getrieben zu werden. An Wasser ist auch eben kein Ueberfluſs; aus dem bei dem Landungsplatz befindlichen Bache können täglich nicht mehr als dreiſsig bis vierzig halbe Legger (jeder zu zwei Ohm) gefüllt werden. Das Bauholz und die Balken, die auf die Schiffe gebracht werden sollen, werden in die See geschoben, von Schalupen unter die Schiffe gezogen und so eingeladen. Man hat schon oft in Vorschlag gebracht, in der *Plettenbergsbay* Säge-

mühlen zu bauen, aber es hat bis jetzt an den benachbarten Flüssen noch keine Stelle gefunden werden können, die dazu ganz geschickt wäre, indem die mehrsten im Sommer ganz wasserleer sind und andre im Winter zu hoch anschwellen. Eben so ist der Wind hier entweder vollkommner Sturm oder zu still, um zum Treiben der Mühlen benutzt werden zu können.

Ein Fluſs, den wir auf einem etwas weitern Rückwege nach dem Hause des Posthalters durchschnitten, heiſst der *Pisangrivier*, weil an seinen Ufern der wilde *Pisang*, die *Strelitzia alba* wächst, die in der Gestalt ihrer Blätter allerdings viel Aehnlichkeit mit der *Musa paradisiaca*, dem gemeinen *Pisang* hat. Hier soll auch das Vaterland der schönen, in Europa mit Recht so bewunderten *Strelitzia Reginae* sein. Es glückte mir aber nicht, eine Spur davon zu finden. Einzeln habe ich sie in den Gärten der Capstädter blühend gesehen.

Der Boden ist in der Gegend von *Plettenbergsbay* noch weniger ergiebig, als in *Outeniqualand* und die Felder sind ebenfalls sauer. Die Schwierigkeiten des Absatzes stehen überdies der Betriebsamkeit noch mehr im Wege; fast alle Colonisten zwischen hier und dem *Outeniqualande* nähren sich vom Holzfällen und Sägen, und gewinnen nur soviel Korn und Baumfrüchte, als sie zu eignem Unterhalte nöthig haben. Auf den höhern Bergen wächst hin und wieder süſses Gras ziemlich reichlich, daher von einigen Bauern ansehnlich viel Rindviehzucht getrieben wird. Von der *Mosselbay* bis hier sieht man keine *Aloë* mehr,

sie hört auf, wo die Waldungen und sauren Felder anfangen, findet sich aber auf den höheren, nackten Gebirgen jenseits und nördlich der *Plettenbergsbay* wieder. Doch sind es die kleineren, zum Auspressen des Saftes untauglichen Arten. Die *Aloë perfoliata* ist ein Eigenthum der Gegend um *Zwellendam* und einzelner entfernterer Landstriche.

Die undurchdringlichen Waldungen, welche östlich von hier den Raum zwischen dem Gebirge und der Küste einnehmen, verstatteten uns nun nicht länger, dem Laufe der letztern zu folgen. Wir wandten uns daher, als wir am 28sten December unsre Reise fortsetzten, nördlich, um auf einem höchst mühsamen Wege über das hohe Gebirge die *Lange Kloof* zu erreichen, wo unsre am 17ten vorausgesandten Bagagewagen längst eingetroffen sein mufsten. Obgleich die Entfernung bis dahin nur sieben bis acht Meilen beträgt, so konnten wir doch nicht hoffen, sie in einem Tage zurückzulegen und mufsten uns mit Proviant für zwei Tage versehen. Ehe wir den Fufs des Gebirges erreichten, kamen wir über mehrere noch unbenannte Flüsse, oft durch Waldstrecken, und an zwei Pächtereien vorüber, an denen wir zuerst vorsorglich gegen die Angriffe der Kaffern aufgeführte Verschanzungen bemerkten. Sie bestehen in hohen Erdmauern, die in einem Abstande von vier bis sechs Fufs rings um das Haus aufgeführt sind. Die vier Ecken sind gewöhnlich zu winkligen Ausprüngen erweitert, die mit Schiefsscharten versehen sind und wegen ihrer Aehnlichkeit mit

Bastionen, dem Ganzen das Ansehn einer kleinen Festung geben. Die Oeffnung, der Hausthür gegenüber, wird zur Zeit der Gefahr verrammelt, und mehrere Pächter haben wirklich durch diese Vorsicht ihre Häuser gerettet und die Angriffe zahlreicher Horden zurückgeschlagen. Wir fanden auf dem Wege von hier nach der *Algoabay* fast alle Häuser in ähnlichem Vertheidigungszustande, erfuhren aber, daſs die Kaffern solche verschanzte Häuser, wenn sie sie verlassen gefunden, viel ärger mitgenommen und zerstört haben, als die freistehenden.

Unter Medings Führung fingen wir nun an, die vor uns liegenden Gebirge zu erklimmen. Zuerst sind es breite, parallel von Westen nach Osten laufende Rücken, die ziemlich geräumige Thäler zwischen sich bilden. Aber die folgenden Berge sind immer einer höher als der andre, als ob sie nach der Gröſse geordnet wären, die Thäler immer steiler und enger als die vorhergehenden. Die Wege winden sich behutsam unter den Kränzen der Berge auf schmalen Vorsprüngen hin, von welchen man schwindelnd in jähe Abgründe hinabblickt, in deren dunkeln Tiefe schäumende Bergströme rauschen. Fast die Hälfte des Weges ist man genöthigt zu Fuſs zurückzulegen, denn ein Fehltritt des ermüdeten Pferdes würde Roſs und Mann in die grausende Tiefe stürzen. Die Pferde selbst, des Anblicks ungewohnt und die Gefahr erkennend, gehen mit scheuem unsicherm Tritt und drängen sich seitwärts an das Gestein. Bei nassem Wetter ist dieser Weg ganz ungangbar, denn die Gefahr des

Ausgleitens ist dann unvermeidlich. Beim Herabsteigen in die Thäler hat man zuweilen grofse Sprünge von den stufenartig vorragenden Felsbänken zu thun und ist dann genöthigt, das Pferd sich selbst zu überlassen. Eben so steil sind die Wege, wenn es wieder bergan geht, man thut kaum zwanzig Schritte, ohne Athem schöpfen zu müssen. Wir erleichterten uns das Klettern in etwas dadurch, dafs ein jeder sein Pferd lose den Weg vor sich hinantrieb, an den Schweif fafste und sich so fortziehen liefs. Die Flüsse, die wir in den Thälern durchschnitten, laufen alle östlich und ergiefsen sich sämtlich in den obengenannten *Keureboomsflufs* *). Sein Hauptarm, den wir in dem dritten Thale durchwateten, ist ziemlieh tief und breit und hemmt, wenn er anschwillt, die Gemeinschaft zwischen *lange Kloof* und *Plettenbergsbay* vollkommen. In den höheren Gegenden fanden wir zuerst wieder *Proteen*, namentlich die *grandiflora*, die hier durch den Stich der Insekten sonderbare Verkrüppelungen erleidet, indem dergleichen Puncte, wo sich Galläpfel gebildet haben, allmählich in proliferirende Knoten übergehen, aus denen Zweige und Blätter ohne Zahl, nur in sehr kleiner Gestalt hervorgehen. Von weitem hat ein solcher Baum das Ansehn, als ob er mit Mistel oder einer andern Schmarotzerpflanze bedeckt wäre, in der Nähe aber gewähren die, um eine Kugel hergewachsenen Pflänzchen, die ganz nach verjüngtem Verhältnifs der gröfsern

*) Keureboom — Sophora (jetzt Podaliria) capensis.

Zweige gebaut sind, einen niedlichen Anblick. Mehrere Arten von *Brunia* und *Phylica*, die hier herum wachsen, waren eben in Blüthe und ihr süfslicher Duft hatte, bei der warmen bedeckten Luft dieses Tages, eine Menge schöner Käfer herbeigelockt. Eine eigne Bienen-Art, die diese Höhen bewohnt, bereitet aus den Blüthen der *Brunie* den herrlichsten Honig, und häuft ihn in hohlen Baumstämmen und Felsritzen an. Er ist völlig weifs, die Wachszellen sind so dünne, dafs sie beim Einsammeln mit dem Honig verschmelzen, der sich dann bequem in eine Flasche giefsen läfst. Sein Geschmack ist so lieblich und mild, dafs ich mir den des hymettischen kaum köstlicher denken kann. Von den Colonisten in *Lange Kloof* wird er häufig eingesammelt und statt des Zuckers genutzt.

Nachdem wir die fünfte Höhe überstiegen und von ihr, wie von jeder der frühern, noch einmal nach der Küste zurückgeblickt, auch in der letzten Tiefe unsre Wagen angetroffen hatten, die Tages vorher auf einem grofsen Umwege voraus gesandt waren, machten wir Halt an einer romantischen Waldschlucht, in welcher wir übernachten sollten. Ehe unsre, mit den Beschwerlichkeiten der letzten Anhöhe kämpfenden Wagen hier bei uns ankamen, fiel ein heftiger Regen und durchnäfste uns bis auf die Haut. Indem wir zum Schutz unter die dicksten Bäume flüchteten, trafen wir in der Tiefe der Schlucht auf einen hellen Bergstrom, der sich auf dem abgespülten Thonschiefergestein cascadenartig von einem Becken in das andre ergofs, und tief versteckt unter dem düstern Schatten grofser

reichbelaubter Bäume, hin und wieder Wasserfälle von 14 bis 15 Fuſs Höhe und mit dem umgebenden schroffen Gestein höchst liebliche Parthien bildete. Der Ort hieſs *Cloetes-Kraal* (weil einst eine Hottentottenfamilie dieses Namens hier gehauset hatte); es gefiel der Gesellschaft, ihn hinfort dichterischer zu benennen und mit dem Namen *Dianens-Bad* den eigenthümlichen Reiz dieses Orts sinnvoll zu bezeichnen. — Durch die wenigen mitgenommenen Zelte nur kärglich gegen das Wetter geschützt, und nicht ohne Sorgen wegen des morgenden Weges, genossen wir unser heutiges Abendessen. Indessen lieſs der Regen bald nach Sonnenuntergang nach, und noch ehe wir uns zur Ruhe begaben, waren die Kleider an einem groſsen Feuer von unsern Sclaven getrocknet.

Nachdem unsre Ochsen und Pferde auf der trefflichen Weide, die sie hier fanden, sich neue Kräfte gesammelt, begaben wir uns in der Frühe des folgenden Tages wieder auf den Weg, der dem gestrigen ganz ähnlich, wo möglich noch schwieriger war. Je mehr wir uns dem höchsten Kamme dieses Gebirges näherten, desto riesenhafter ward sein ganzes Gefüge, desto schroffer wurden seine Abhänge, desto tiefer und wilder die Thäler. Die Fuſsstege, welche wir ritten und die selten von einem andern menschlichen Wesen als einem einsamen Rinderhirten betreten werden, der seine Heerde zu den grasreichen Matten hinauftreibt, schlichen sich immer wie gestern, schmal und in manchfachen Windungen unter den Kränzen der Berge hin, als suchten sie irrend nach einem Hinabweg in die schauer-

schauerliche Tiefe. Nahe und fern erblickten wir in den Gründen Waldstrecken von uralten Bäumen, welche die Axt verschont, weil man umsonst sich mühen würde, den Stamm auf die Höhe zu fördern. Nach manchen und fast unbeschreiblichen Beschwerden, die uns stets der Anblick der Natur in ihren riesenhaftesten, alterthümlichsten Formen, versüfste, sahen wir endlich das letzte Thal vor uns, in welches der Weg auf einem schmalen, zu beiden Seiten steil abhängigen Rücken über loses, unter dem Fufs ausweichendes Gerölle, hinablief. Zur Seite ragte von einem andern Berge ein hoher scharfabgekanteter Felsen weit in das Thal hinein, von den Hirten seiner wunderbaren Form wegen, sehr passend die Kanzel (*de Predikstoel*) genannt. Auf gelinder abhängigem Wege gelangten wir endlich um Mittag in den Schoofs des Thals, wo ein schattiger Wald und ein krystallheller Bach zu der Ruhe einlud, deren wir alle so sehr bedurften. Die Bewohner von *Lange Kloof* holen aus diesem Walde ihr Bauholz und nennen die Schlucht, im Unwillen über die Beschwerden der Arbeit, die *Mördergrube* (*Moordenaarskuil*). Unser Chef, um die Erquickung dankbar zu ehren, die dieser liebliche Aufenthalt den ermüdeten Reisenden, besonders unsern fast erschöpften Frauenzimmern darbot, gab ihm zu Ehren seiner Tochter den Namen *Augusta's Rust* (Augustenruhe). Der Rest des Proviants, womit uns die freundliche Hausfrau des Posthalters in *Plettenbergsbay* ausgerüstet hatte, verschaffte uns ein schmackhaftes Mahl, das wir, gelagert an dem Fufs einer hundertjährigen

africanischen Eiche, unter frohen Gesprächen und dem Besichtigen der eingesammelten Naturseltenheiten verzehrten. Dicht neben unserm Ruheplatz fanden wir die frischen Spuren eines africanischen Büffels, und weiterhin bezeichneten niedergedrücktes Gebüsch und die geknickten Stämme den Weg, den er ins Dickicht genommen. Auch Elephanten hausen noch hier in den unzugänglichen Schluchten und werden zuweilen in Truppen von vier bis sechs Stück gesehen.

Steiler und wegen seiner Länge ermüdender, als alle bisherigen Berge, war nun der letzte, den wir zu erklimmen hatten. Wir brauchten fast zwei Stunden, ehe wir den Gipfel erreichten, von welchem uns dann noch ein Rückblick nach der *Plettenbergsbay* und auf die überkletterten Höhen lohnend erfreute. Unmerklich neigte sich dann unser Weg und brachte uns bald zu dem Hause von Matthias Zondag, wo unsre Wagen bereits vor einigen Tagen angekommen waren. Dieser Platz heiſst *Avontuur* (zu deutsch gleichsam: *Gerathewohl*) und liegt ungefähr in der Mitte der *lange Kloof* und auf dem höchsten Puncte derselben. Die *lange Kloof* ist ein Thal, das von zwei parallel laufenden Bergreihen gebildet wird; es ist an wenigen Stellen über eine halbe Meile breit, aber seine Länge beträgt dreiſsig, und wenn man das Thal des *kromme Rivier*, als seine Fortsetzung dazu rechnet, vierzig geographische Meilen. Das ganze Gebirge, von welchem die *lange Kloof* nur ein Theil ist, erstreckt sich ohne Unterbrechung von *Roodezand* nach der *Algoabay*

in einer Längenausdehnung von mehr als achtzig geographischen Meilen und führt den gemeinsamen Namen der *Zwartebergen* (schwarzen Berge). Einzelne Partien haben besondre Namen, aber manche ausgezeichnete Gegend dieses Gebirges harret noch unbenutzt und namenlos der Zeit einer allgemeinern Cultur entgegen.

Die *lange Kloof* ist ungeachtet ihrer hohen Lage sehr wasserreich und an vielen Stellen wird der Weg durch die tief morastigen Betten der Bäche, welche man durchwaten muſs, beschwerlich gemacht. Man findet in der gesetzmäſsigen Entfernung von einer Stunde fast durch die ganze *Kloof* Häuser, und das ist ein sicherer Beweis der Fruchtbarkeit, obgleich die Leute gewaltig klagen, sie säſsen sich einander zu nahe. Korn und Obst gedeiht vortrefflich, wird aber aus den oft genannten Ursachen wenig gebaut. Der Wein ist schlecht, aber die getrockneten Früchte, besonders die Rosinen werden gerühmt. Einträglicher ist die Rindviehzucht, und Butter, Seife und Felle sind die Producte, welche von hieraus zu Markte gebracht werden. Die hiesigen Colonisten sind ein gutmüthiger, derber Menschenschlag, ohne übermäſsige Frömmelei und mit einem ziemlichen Grad geselliger Bildung. In den Häusern, der Kleidung und dem Aufwand der Tafel erkennt man Wohlhabenheit und leichten Erwerb der ersten Bedürfnisse des Lebens.

Da die Wagen, welche wir am *Dianenbade* verlassen hatten, wegen des beschwerlichen Umwegs, den sie nehmen muſsten, erst am zweiten Abend eintrafen und manches an ihnen auszubes-

sern, auch viele andre Vorkehrungen zur fernern Reise zu treffen waren, so hielten wir uns zwei Tage an diesem Orte auf. In dieser Zeit statteten die benachbarten Colonisten in großer Zahl dem General-Commissär ihren Besuch ab und beschäftigten ihn, wie gewöhnlich, mit Gesuchen, Klagen und Vorstellungen mancherlei Art. Was ihn vorzüglich geneigt machte, sich auf Entscheidungen einzulassen, die oft von einer niederen Behörde hätten gefordert werden müssen, war die Gelegenheit, die sich ihm dabei darbot, im Beisein vieler Personen, die Grundsätze der neuern holländischen Regierung deutlicher zu entwickeln, Verträglichkeit, Duldsamkeit und Milde gegen die Untergebenen zu predigen, besonders aber zu einem höhern Grad von Gewerbfleiß aufzumuntern, als bis jetzt noch unter den Colonisten, besonders der entfernteren Landstriche zu bemerken war.

Der Erfolg hat gelehrt, daß diese Bestrebungen, in welchen ihm schon der Gouverneur Janssens auf seiner Reise trefflich vorangegangen war, nicht ohne die gewünschte Wirkung blieben, wie denn überhaupt die unmittelbare Einwirkung der Regenten auf die Gemüther dieser, zwar rohen, aber nach meiner Erfahrung durchaus nicht unbildsamen Menschen zu den Hauptzwecken, und ihr Gelingen zu den gesegnetsten Folgen dieser Reisen gehörte. Die englische Regierung fehlte ohne Widerrede darin am mehrsten, daß sie, den Weg der gütlichen Ueberredung verschmähend, sogleich mit dem Schwerdte drein schlug und der unüberlegten Strenge des Herrn Barrow, des

Landdrost **Meynier** und mehrerer andern, von dem englischen Gouvernement ausgesandten Personen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daſs sich die Colonisten so widerspenstig zeigten. Sie hatten sich in einer Art von Insurrectionszustand befunden, als die Engländer das Cap eroberten, betrachteten diese im Gefühl ihrer halbnomadischen, seit einem Jahrhunderte unangefochtenen Freiheit fortdaurend als ihre offenen Feinde, wurden durch das barsche, unfreundliche Betragen der Emissarien noch mehr aufgeregt und erschreckt, und zeigten sich nun natürlich dem Herrn **Barrow** in einem Lichte, das in seinen Schriften nicht anders, als sehr gehässig reflectiren konnte. Daſs er sein Urtheil nun in solcher Allgemeinheit fällt, ist eine etwas zu unedle Rache für die schlechte Aufnahme, die er bei den mehrsten fand, und einen gewissen Grad von Billigkeit hätte er aus seiner Darstellung gewiſs nicht ausschlieſsen müssen.

Hätte man die unwissenden, schlechtberichteten und durch nichtswürdige Personen angehetzten Bauern über ihr wahres Interesse sanftmüthig belehrt, und dazu nicht verhaſste Personen und Fremdlinge, sondern wohlunterrichtete, billig und unparteiisch denkende Einwohner der Colonie gewählt, wie deren allerdings manche zu finden waren, so wäre dadurch viel Unheil, der ganze Aufruhr in *Graaffreynett*, der Kafferkrieg und die Bewaffnung der Hottentotten gegen die Colonisten abgewendet, oder — blieb diese Vermittelung fruchtlos — dann war das Verfahren der englischen Regierung, die Bestrafung der Aufrührer von

der Nothwendigkeit, der Gerechtigkeit herbeigeführt. —

Unter den Miſsvergnügten befand sich damals ein Mann, den seine nachherigen Schicksale und die Rolle, die er im Kafferkriege spielte, merkwürdig gemacht haben. Conrad Buys, ein geborner Africaner, der eine kleine Pächterei im Zwellendamdistrict besaſs, war im Jahr 1795 einer der erklärtesten sogenannten Patrioten und Gegner der oranischen Grundsätze. Als die Engländer damals die Colonie eroberten, entfloh er zu den Kaffern; sei es, wie seine Vertheidiger behaupten, aus reinem Widerwillen gegen die neue Oberherrschaft, sei es, wie Andre wollen, aus Furcht vor Strafe. Eben die Eigenschaften, die ihm in den Versammlungen der Insurgenten ein besonderes Gewicht verschafft hatten, seine kühne Gestalt und ungewöhnliche Körperkraft, sowie die Verschmitztheit und Ueberredungsgabe, die unruhigen Köpfen bald eigen zu werden pflegt, verhalfen ihm auch schnell zu ausgezeichnetem Ansehn unter den Wilden. Er gewann vor Allem das unbegrenzte Vertrauen von der Mutter des damals noch minderjährigen Königs Geika, das sogar in eine Art von ehelichem Verhältniſs (nach kafferischer Sitte) überging, und theilte mit dieser Frau, die durch ihren Rang, wie durch ihre Klugheit, einen fast unbeschränkten Einfluſs auf die Stimmung der Nation übte, in kurzer Zeit die Gewalt über den ganzen Kafferstamm. Die Brüder ihres verstorbenen Mannes gingen damals schon darauf aus, dem jungen König die Regierung zu ent-

reifsen, oder wenigstens mit ihrem zahlreichen Anhang sich von dem Hauptstamme zu trennen, aber mit Buys Hülfe wufste die kluge Frau, die Schwäger zu befriedigen und in äufserer Freundschaft zu erhalten. Ein Jahr nach seiner Flucht geschah die Invasion der Kaffern in die Colonie. Wieviel Antheil Buys an der Entstehung und Fortdauer dieses Krieges gehabt haben mag, ist nicht leicht anzugeben. Dafs er die Kaffern gegen die Engländer aufgereizt, ist sehr wahrscheinlich, schwer zu glauben aber, dafs er die Verwüstungen der Colonistenwohnungen und die Gräuel, welche die Kaffern an seinen ehemaligen Freunden und Gefährten übten, auf die entfernteste Weise begünstigt. Gewifs ist es vielmehr, dafs er während der ganzen Zeit dieses Krieges ruhig daheim bei der Königin blieb, gewifs, dafs sein und des jungen Königs Anhang am wenigsten Antheil an den Unruhen nahm, dahingegen die Horden von Sambeh, Conga und Jaluhsa (so heifsen die Prätendenten) mit ihrer gesammten Macht in die Colonie eingefallen waren, und ihre Fufstapfen mit Blut und Mordbrennen bezeichneten. Ja es ist nach diesem Allen fast zu muthmafsen, dafs, wenn Buys überhaupt an der Erregung dieses Unheils Antheil gehabt, es von ihm nur geschehen, um die übermüthigen Oheime seines Schützlings zu beschäftigen, zu entfernen und zu schwächen, und in ihrer Abwesenheit desto sicherer die Macht des jungen Königs zu befestigen und zu vergröfsern.

Viele andre Ursachen wirkten zum Entstehen des Uebels zusammen, die auch ohne sein Zuthun

es unfehlbar herbeigeführt haben würden und von ihm, bei dem besten Willen, nicht wären zu entkräften gewesen; ich rechne dahin die bei den Kaffern, durch Mangel und zunehmende Bevölkerung, geweckte Lust zur Beute, einzelne Gewaltthaten und eigenmächtige Rachübungen der Colonisten, und die unsichern Maaſsregeln der neuen, unvollständig unterrichteten englischen Regierung. — So lange die Engländer das Cap besaſsen, blieb Buys bei den Kaffern und erhielt sich bei ihnen fortdaurend in Achtung und Ansehn. General Janssens fand ihn noch dort, als er im Junius 1803 den Frieden mit Geika abschloſs. Zu zweideutig schien indessen sein ganzes bisheriges Betragen und zu gefährlich der Einfluſs einer Privatperson von seinen Eigenschaften und Fähigkeiten auf eine zahlreiche kriegerische Nation, als daſs man ihn mit gleichgültigen Augen in seinen bisherigen Verhältnissen unter den Wilden hätte können verharren sehen. Daher bestand General Janssens auf seiner Rückkehr in die Colonie und Buys folgte willig. Es war ihm ein Aufenthalt angewiesen in der Nähe des Orts, an welchem wir uns jetzt befanden, und unser Chef benutzte diese Nähe, um von dem interessanten Menschen mancherlei Nachrichten über die Kaffern und die Geschichte der letztern Unruhen einzuziehen. Er ward zu uns eingeladen und erschien am 31sten December. Die Vorstellungen, die uns das sonst oft vergröſsernde Gerücht von diesem seltsamen Menschen im Voraus gegeben, wurden bei seinem Eintritt vollkommen gerechtfertigt. Seine ungeheure

Gröſse (er miſst fast sieben Fuſs), der kräftige, schön proportionirte Bau seiner Glieder, die ruhige Haltung seines Körpers, der zuversichtliche Blick, die hohe Stirn, seine ganze Miene und eine gewisse Würde in seinen Bewegungen machten einen höchst angenehmen Gesamteindruck. So mag man sich die Heroen der Vorwelt denken, das lebendige Bild eines Hercules, ein Schrecken den Feinden, das Vertrauen der Seinigen. Was wir nach den Beschreibungen nicht in ihm zu finden erwartet, war eine gewisse Bescheidenheit und Zurückhaltung in seinen Reden, eine Milde und Freundlichkeit in Blick und Mienen, die durchaus nicht ahnen lieſsen, daſs der Mann so viele Jahre unter rohen Wilden gelebt, und die mehr noch, als seine Reden, das üble Vorurtheil, das wir gegen ihn mitgebracht hatten, hinwegnahmen. Er gab bereitwillig Auskunft über die Gegenstände, wegen welcher er befragt ward, vermied jedoch sorgfältig, über sich selbst und seine Verhältnisse zu den Kaffern zu sprechen. Dieses schlaue Ausweichen, oft begleitet von einem schalkhaften Lächeln, in welchem der ganze Ausdruck des innern Bewuſstseins seiner Kraft lag, und in welchem deutlich zu lesen war, daſs nicht die Furcht seine Zurückhaltung verursache, sondern als verschmähe ers, die leere Neugierde der Frager auf Kosten der Wahrheit oder seines persönlichen Rufs zu befriedigen, machte uns den Menschen noch interessanter und steigerte unsere Theilnahme vielleicht zu einem höhern Grad, als es die Erzählung seiner Schicksale gethan haben würde. Das Urtheil

über seinen Character schien indessen nach dem Abschiede zweifelhafter, als es vor der persönlichen Bekanntschaft gewesen war und eben seine sichtbare Schlauheit störte wieder einen grofsen Theil des günstigen Eindrucks, den seine Miene und Haltung erregt hatte.

Eine in andrer Hinsicht eben so interessante Bekanntschaft war die eines Taubstummen, Namens Gildenhuis. Dieser Mensch war äufserst geschickt in allen Arten von Hand-Arbeit, und leistete den Bewohnern dieser Gegend durch die Verfertigung von Gewehrschlössern, feiner Schmiede-Arbeit und von Werkzeugen aller Art bedeutende Dienste. Er hatte das Alles durch sich selbst gelernt und was er uns von seinen in Holz und Metall geschnitzten Arbeiten sehen liefs, zeugte von eben so viel Geduld und Ausdauer, als von Genie und Geschmack. Da der Mensch nur sehr wenig Muster zu seinen Arbeiten gesehen hatte, so waren die mehrsten Formen und Verzierungen von seiner eignen Erfindung und daher wegen des eignen Stils besonders bemerkenswerth. Herr Barrow erwähnt eben dieses Menschen als eines merkwürdigen Genies und rühmt seine Gefälligkeit. So wie aus seinen Arbeiten, so auch aus seinem ganzen Wesen, seinen Mienen und Bewegungen leuchtete eine eigenthümliche Laune, ein Hang zu komischen Darstellungen hervor, die sich aber durch nichts deutlicher zu erkennen gab, als durch die, von ihm selbst erfundene, Zeichensprache, in welcher er denen, die mit ihm umzugehn gewohnt waren, die längsten Geschichten zu erzählen wufste. Er hatte eine eigne Freude

daran, uns von dieser Sprache mit Hülfe seiner Schwester einen Begriff zu geben und machte uns damit herzlich zu lachen. So erinnere ich mich, daſs er einen Hottentotten durch das Aufeinanderlegen der beiden Daumnägel bezeichnete, indem er dabei an die Art dachte, wie dies arme Volk das Ungeziefer zu tödten pflegt, wovon es gewöhnlich so stark geplagt wird; ein Pferd pflegte er dadurch anzudeuten, daſs er mit den beiden Vorderfingern das Galoppiren nachahmte u. s. w. Alle seine Aeuſserungen verriethen ein heiteres, zufriednes Gemüth und eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Geistes, wie denn auch seine Verwandten versicherten, daſs er sich nie langweile.

Der Eintritt des neuen Jahrs ward hier und auf den benachbarten Pächtereien nach Landessitte mit Freudenschüssen gefeiert, von denen um Mitternacht die Berge rings umher wiederhallten. Auch unsre Dragoner waren nicht abzuhalten, den Pulvervorrath durch ein Paar Salven aus ihren Carabinern vermindern zu helfen und in die laute Freude der Colonisten mit einzustimmen.

Am Morgen darauf zogen wir weiter in der *lange Kloof* fort, besuchten mehrere fruchtbare Pächtereien und gelangten Abends zu einem reichen Colonisten, Namens Stephanus Ferreira, bei dessen Vetter von eben diesem Namen wir unsre Mittagsrast gehalten hatten. Dieser Platz hat groſsen Ueberfluſs an Wasser, wie es daran überhaupt in diesem Thale nicht fehlt, und scheint ergiebig genug, um in künftigen Generationen eine gröſsere Anzahl von Menschen zu nähren. Die Pächtereien, an

welchen wir am folgenden Tage vorüber kamen, nahmen allmählig ein ärmlicheres Ansehn an, und waren meistens in der oben beschriebenen Art mit Verschanzungen und Erdmauern umgeben. Das Thal erweitert sich hier allmählig, die Bergreihen zu beiden Seiten haben ein weniger schroffes und wildes Ansehn, ihre Gipfel sind mehr abgerundet, aber eben daher ist auch die Vegetation schwächer und die Anzahl und Ergiebigkeit der Quellen geringer. Bei dem Veldcornet Rademeier trafen wir abermals einen alten Preufsischen Soldaten, den seltsame Schicksale hieher verschlagen hatten. Er hatte den siebenjährigen Krieg mit gemacht, nachher in *Wesel* in Garnison gelegen und dort das Unglück gehabt, den Sohn eines Generals im Duell zu tödten. Er war nach Holland entflohen und von dort im Dienst der ostindischen Compagnie als gemeiner Soldat hieher gekommen. Schon Invalide, als die Engländer das Cap eroberten, würde er hülflos und verlassen gestorben sein, wenn sich der wackere Rademeier, ohne ihn vorher gekannt zu haben, seiner nicht menschenfreundlich erbarmt und ihn mit nach seinem friedlichen Wohnsitz genommen hätte, um ihn zu Tode zu füttern. Winnekes war sein Name, den ich absichtlich hieher setze, wenn etwa sein Andenken noch in dem Herzen eines Menschen lebt. Wieviel Unglückliche mögen im Süden der Linie ihr heimathloses, sorgen- und reuevolles Leben beschlossen haben, ohne dafs den Ihrigen je eine spätere Kunde zugekommen, als die von der That, welche sie forttrieb.

Mittags rasteten wir an dem Wohnort eines

gewissen Strydom, wo der Schatten einiger alten Eichen und eine grofse Allee von fruchtbeladenen Obstbäumen, deren Wurzeln ein heller, über Kieseln hinlaufender Bach bewässerte, die Armseligkeit des Hauses und seiner Bewohner vergessen liefsen. Der Wirth nebst seinem Bruder nährt sich und die Seinen hauptsächlich von der Jagd. Er übersteigt das Gebirge im Süden seiner Wohnung und stellt den Elephanten, Büffeln und Ebern nach, die noch in ziemlicher Menge die unzugänglichen Waldungen des *Sitzikamma* bewohnen. Noch vor wenigen Monaten hatte er einen männlichen Elephanten erlegt, dessen Höhe vierzehn Fufs betrug nnd dessen beide Zähne nahe an anderthalb Centner wogen. Er verkaufte sie in der Capstadt für zweihundert Thaler. Vor vielen Jahren, behauptete er, habe es hier wohl noch mitunter Elephanten von achtzehn Fufs Höhe gegeben und erfahrne Jäger, die die einsamen Gegenden jenseits des Kafferlandes durchreist haben, versicherten mich nachmals, dafs dies keineswegs übertrieben sei. Strydom rühmte die Liebe dieser Thiere zu ihren Jungen und wollte es selbst erlebt haben, dafs eine Elephantin ihre verwundetes Kalb auf die Zähne genommen und damit davon geflohen.

Der wohlunterrichtete Rademeier, der uns eine Strecke als Wegweiser zu begleiten sich erboten hatte, zeigte uns auf dem fernern Wege nahe an der Strafse das Grabmal eines Hottentotten, der nach der allgemeinen Sage dieses Volks, lange bevor Christen in diese Gegenden einwanderten, unter ihnen als Arzt und Weiser gegolten und dessen

Andenken noch jetzt durch die Sitte geehrt ward, daſs jeder vorübergehende Hottentott einen frischen Blumenzweig auf das Grab wirft. Wir fanden deren in der That noch mehrere, die kaum vor einigen Tagen hingestreut zu sein schienen. Uebrigens bestand das Grabmal aus einem roh aufgehäuften Hügel von mäſsigen Kieseln, der aber wohl ein zwanzig bis dreiſsig Schritt im Umfang haben mochte. Interessant ist dieser, von den früheren Reisenden unbeachtet gebliebene Umstand, als Beweis von der höhern Cultur, auf welcher schon damals der Stamm der *Gonaaquas*, denn zu ihrem Gebiete gehörte dies Land, vor den übrigen Hottentotten gestanden. Wir fanden in der Folge noch oft solche Grabmäler gegen die Grenzen des Kafferlandes hin, nie aber ist mir etwas ähnliches in den übrigen Landstrichen des südlichen Africa zu Gesicht gekommen. Allen Hottentottenstämmen ist die Sitte gemein, daſs sie ihre Todten sorgfältig und tief verscharren, ja die mehrsten begnügen sich nicht, den Leichnam auf den Boden des Grabes zu legen, sondern scharren mit Mühe in dem Grunde desselben noch eine Seitenhöhle, eine Art von Stollen, die sie, wenn die Leiche hineingelegt ist, mit Büschen und Strauchwerk verschlieſsen, und um den Raubthieren eine jede Verletzung des Grabes zu wehren, belasten sie es mit einer Schicht von Steinen; aber das Andenken des Verstorbenen ist erloschen, ehe noch das Gras zwischen den Steinen wieder aufkeimt. Es ist daher billig, daſs man der dankbarern *Gonaaquas*, die das Verdienst noch nach halben Jahrhunderten ehren, auszeichnend erwähne.

Gegen Abend passirten wir den *Wagebooms-rivier* *), einen kleinen schnellströmenden Fluſs, in dessen Nähe wir die Familie eines Colonisten, Namens Kretzinger, beschäftigt fanden, das von den Kaffern verbrannte Hans wieder aufzubauen. Dasselbe Schicksal hatte die Pächterei gehabt, bei welcher wir übernachteten. Der Besitzer, ein gewisser Olivier, war erst vor wenigen Monaten wieder hiehergezogen und so gänzlich verarmt, daſs er uns kaum etwas Brod und Schaffleisch verkaufen konnte. Von dem Hause stand kaum etwas mehr, als die Mauern und die ganze Gesellschaft übernachtete unter den Zelten.

Nicht weit von hier verliert das lange Thal seinen bisherigen Namen. Man gelangt zu einem Abhange von namhafter Höhe und überblickt von diesem das Thal des *Kromme Rivier* oder krummen Flusses, welches noch immer von den beiden parallel laufenden Gebirgshöhen eingeschlossen wird, die bis hieher die *lange Kloof* bildeten. Zu den Seiten dieser Anhöhe öffnen sich mehrere Schluchten, aus denen die Quellen des *Kromme Riviers* sich ergieſsen **). Der Fluſs selbst verdient mit Recht

*) Wageboom. So nennen die Colonisten mehrere Arten von Protea, die wegen ihres harten und zähen Holzes ein geschicktes Material für Stellmacherarbeiten liefern.

**) Alle Bäche und Flüsse der lange Kloof, westlich von dem Hause des Matthias Zondag ergieſsen sich in den 'tKamnasie-Fluſs, der sich in den Gaurits-Rivier stürzt und mit diesem ins Meer flieſst. Die im Osten von Zondag sammeln sich in den Kuga-Fluſs, der eine Zeitlang parallel mit dem kromme Rivier läuft und sich dann mit dem Chamtoos-Rivier vereinigt.

seinen Namen, denn er schlängelt sich mit so vielen Windungen durch das enge, wilde Thal, daſs der Weg, der dadurch hinführt, ihn sieben- bis achtmal schneidet. Die Furthen sind tief und gefährlich, hier wegen der losen Felsbrocken, dort wegen des morastigen Grundes. An Stellen von der letzten Art sind hin und wieder von den Colonisten sogenannte *Palmietbrücken* gelegt, die aber bald verfaulen und dann gefährlicher zu passiren sind, als die Furthen selbst. Rademeier führte uns einen beschwerlichen Weg längs den nördlichen Anhöhen hin, wodurch wir einige dieser Krümmungen umgingen und die Furthen vermieden. Desto besorgter aber waren wir für unsre Wagen, die diesen Weg nicht nehmen konnten und von denen wir schon zwei bei dem Antritt der heutigen Tagereise nur mit Mühe aus dem Schlamm, in welchen sie umgeschlagen und versunken waren, hatten herausziehen sehen. Mittags ruhten wir nicht weit von dem Flusse unter dem Schatten eines kleinen Busches von Krüppelholz (*Protea Conocarpa*) und verzehrten ein schmackhaftes Mahl von mitgenommener kalter Küche, indessen unsre Pferde auf dem Wiesengrunde, den der Fluſs umschlängelt, eine herrliche Weide fanden. Nachdem wir Nachmittags noch dreimal den krummen Fluſs durchschnitten hatten, gelangten wir Abends zu dem Platz von P. Ferreira, *Jagersbosch* genannt, der ebenfalls von den Kaffern hart mitgenommen, aber nicht ganz verwüstet war. Es war noch soviel von dem Dache vorhanden, daſs wir bei dem starken Regen im Trocknen sitzen konnten. Indessen blieben, wie

wir

wir es fast gefürchtet, unsre Wagen bis gegen den andern Morgen aus, und wir brachten eine unangenehme Nacht, mit hungrigem Magen und auf kaltem feuchten Boden schlafend, zu.

Hier sahen wir zuerst Kaffern. Es waren fünf Männer und drei Frauen, die zu dem Heerhaufen des Kafferfürsten Conga gehörten und auf einer Lustreise, oder, wie sie es nannten, Spatziergange begriffen waren, um sich bei den Colonisten bewirthen und beschenken zu lassen. — Das macht die Nachbarschaft dieser Wilden höchst lästig, daſs sie im Frieden als eine Art von Tribut fordern, was sie im Kriege mit Gewalt nehmen. Sie kommen oft in groſser Anzahl, bleiben mehrere Tage und Wochen lang und wissen es kaum einmal Dank, wenn man sie in der ganzen Zeit beköstigt, um ihnen nur keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Man hat es mehrmals bei Friedens-Unterhandlungen versucht, eine feste Grenze zu bestimmen, welche keiner von beiden Theilen, ohne besondre Erlaubniſs der Oberhäupter, überschreiten sollte. Darin haben sie aber nie einwilligen wollen und immer entgegnet, wozu denn ein Frieden helfe, wenn man seine Freunde nicht solle besuchen und nach ihrem Wohlbefinden sich erkundigen dürfen. Unter diesem Vorwand durchziehen sie in einzelnen Horden einen groſsen Theil der Colonie, ja kommen zuweilen wohl bis in die Capstadt, zu nicht geringem Nachtheil der Colonisten, über deren Wohnplätze sie reisen. Ihre Zudringlichkeit, ihre Anzahl und die Furcht vor dem leicht erregten Zwist, verschafft

ihnen gewöhnlich eine sehr gütliche Behandlung, und wenn man sie etwas kurz hält, um ihrer los zu werden, sind sie wohl übermüthig genug, ohne Erlaubniſs des Wirths ein Schaf von der Heerde zu nehmen und es zu schlachten. Da sie selbst eben immer in den Tag hineinleben, ohne für die Zukunft zu sorgen, so sehen sie die Zuchtvieh-Heerden der Colonisten als Ueberfluſs an, von dem ihnen mitgetheilt werden könne und müsse. Der Uebermuth dieser umherschwärmenden Kaffer-horden hat vielen Antheil an den neuerlichen Unruhen gehabt, und daſs man diesem Unwesen bei dem neuesten Frieden nicht abzuhelfen im Stande gewesen ist, erregt gerechte Besorgnisse für die Zukunft.

Die hier anwesenden Kaffern waren von dem ärmern Theile der Nation, schmutzig und nur dürftig bekleidet; drei von ihnen waren sogar nicht von ächter kafferischer Abkunft, sondern Bastarde von Gonaaquas und Kaffern. Zwei der letztern sprachen gebrochen holländisch und baten sich in der Uebrigen Namen etwas Brantewein aus. Sie erhielten jeder ein Glas voll und den Männern ward überdies jedem ein Messer, den Frauen etwas an Korallen und Knöpfen zum Geschenk gemacht. Da wir ihre Fertigkeit im Abwerfen der Hassagayen kennen zu lernen wünschten, so ward ein Brett als Ziel aufgestellt, wonach sie in einer Entfernung von sechzig Schritt werfen muſsten. Wer unter ihnen es zuerst träfe, sollte ein rothes baumwollenes Tuch zur Belohnung erhalten. Es dauerte inzwischen lange, ehe der

Preis errungen ward, und als sie nachher freiwillig die Uebung fortsetzten, überzeugten wir uns, daſs ungefähr von dreiſsig Würfen Einer treffe. Doch war alsdann die Kraft der Waffe so groſs, daſs die eiserne Spitze das Brett, das etwa einen Zoll dick sein mochte, vollkommen durchbohrte. Sie gaben uns darauf unaufgefordert eine Darstellung ihrer Art zu fechten, indem sie sich in eine Reihe stellten und unter höchst lebhaften und angestrengten Bewegungen des Körpers, das Abwerfen der Speere auf den Feind und die Art, wie sie den feindlichen Würfen auszuweichen suchen, nachahmten. Letztere besteht darin, daſs sie jeden Augenblick ihren Standpunct verändern, unter lautem Geschrei hin und her springen, bald sich platt auf den Boden werfen, und dann wieder mit einer bewundernswürdigen Schnellkraft in die Höhe fahren, um einen neuen Wurf zu thun. Die Gewandheit und Behendigkeit ihrer Bewegungen, die Mannichfaltigkeit und der schnelle Wechsel schöner athletischer Stellungen dieser nackten Kämpfer, bei ihrem hohen Wuchs und dem schlanken Bau ihrer Glieder, machte dieses Schauspiel allerdings eben so angenehm für das Auge, als interessant wegen seiner Neuheit. Besondre Abwechselung gewinnt es auch noch durch den Gebrauch der Vertheidigungswaffen. Diese bestehen in einem groſsen Schilde aus einer gehärteten und rund geschnittenen Ochsenhaut, die an der innern Seite durch ein hölzernes Kreuz aus einander gesperrt und daran gehandhabt wird, und aus einem kurzen Knüppel von Hassagayenholz, der so ge-

schnitten ist, daſs ein Theil der dicken Wurzel dieses Stammes den Knopf der Keule bildet. Mit dieser Waffe, die bei den Hottentotten *Kirri* genannt wird, wehren sie die auf sie anfliegenden Hassagayen durch einen kräftigen Seitenschlag ab und gebrauchen sie, wenn es zum Handgemenge kommt, zugleich als Keule. — Da es stark zu regnen begann, traten sie mit uns in das Haus und ergötzten uns dort bis spät Abends mit einem Tanz nach ihrer Weise, der aber in eben dem Grade steif und widerlich war, als ihre Waffenübung uns ihre Leichtigkeit und Gewandheit bewiesen hatte. Die Männer treten dabei in eine Reihe mit verschlungenen Armen und stampfen unter wunderlichen, unangenehmen Bewegungen des Kopfes, der Schultern und des Unterleibes heftig auf den Boden, indessen die Frauen unter eben so widerlichen Grimassen langsam und schurrend sich um die Männer herbewegen, eine der andern folgend. Dazu singen oder vielmehr heulen sie eine seltsame Melodie, die einem europäischen Ohr durchaus nicht angenehm klingen kann, und die sich auf keinem unsrer Instrumente wieder geben läſst, weil ihre Intervalle in einem ganz andern Verhältniſs zu einander stehn, als die unsern. Doch ahmen sie eben diese Intervalle und die Melodien ihres Gesanges auf ihren unvollkommenen musicalischen Instrumenten sehr getreu nach. — Eine der Frauen beschäftigte sich mit dem Verfertigen der niedlichen wasserdichten Milchkörbe von Binsen, die schon Sparrman abgebildet hat. Die Arbeit ist ungemein zierlich

und macht ihrem Erfinder grofse Ehre, läfst sich aber nicht wohl ohne grofse Weitläufigkeit genügend beschreiben.

Nachdem endlich unsre Packwagen sämtlich angelangt waren, verliefsen wir diesen Ort und zogen weiter an dem rechten Ufer des *kromme Rivier* hinab, wo wir gegen Mittag einen angenehmen Platz zum Ausruhen in dem sogenannten *Hassagaaybosch*, an einem unter dickem Gehölz hervorfliefsenden Bache, fanden. Sodann passirten wir den *krummen Flufs* zum letztenmal, erstiegen jenseits eine ganz bedeutende Höhe und gelangten auf ein freies ebenes Feld, in welchem wir nach einigen Stunden das Ziel unsrer Tagereise, eine einsame Pächterei, vor uns liegen sahen. Auf dieser Tagereise sahen wir viel Wild, besonders Antilopen von fast allen Arten, unter andern ein Pärchen von der ungemein niedlichen Zwergantilope (*Antilope pygmaea*), hier *Oribi* genannt. Sie halten sich nur in waldigen Gegenden auf und sind daher ausschliefslich in diesem Theile der Colonie zu Hause. Buschböcke, Rehböcke und Täucher zeigten sich ebenfalls in Truppen von fünf bis sechs Stück, aber weder das Terrain war einer Jagd günstig, noch durften wir unsern Pferden bei den ermüdenden Tagemärschen eine ernstliche Verfolgung des Wildes zumuthen.

In dem Hause, wo wir übernachteten, trafen wir abermals mehrere geflüchtete und von den Kaffern geplünderte Familien, die mit Bewilligung des in der Capstadt wohnenden Besitzers hier so lange Obdach fanden, bis ihre eignen Wohnplätze

wieder hergestellt und bewohnbar gemacht sein würden. Unter ihnen befand sich eine Frau von kaum dreifsig Jahren, die so aufserordentlich dick war, dafs man ihr Gewicht auf dreihundert und funfzig Pfund schätzte. Die unglückliche Frau litt seit langer Zeit an höchst schmerzhaften Beschwerden des Athmens und Brustbeklemmungen, und hatte alle Zeichen einer unheilbaren Brustwassersucht.

Der General-Commissär fand hier wieder mehrere Streitigkeiten zu entscheiden; unter andern gab ihm die Klage einer Hottentottin, welcher ein Colonist, dem sie vormals gedient, eine Kuh und ein Kalb vorenthalten hatte, Gelegenheit zu einer sehr ausführlichen und ernstlichen Ermahnung über das Betragen der Christen gegen die dienstbaren Urbewohner des Landes. Sowohl er, als der General Janssens, hatten es sich zum Gesetz gemacht, in allen zweifelhaften Streitfällen zwischen Hottentotten und ihren Dienstherren, für die erstern zu präsumiren und zu ihrem Vortheil zu entscheiden. Das hat eine gute Wirkung auf die Behandlung der Hottentotten, und unter andern auch den Nutzen gehabt, dafs die Colonisten gezwungen wurden, ihre Miethcontracte mit den Hottentotten in der vorgeschriebenen rechtskräftigen Form abzuschliefsen. Auf der andern Seite habe ich aber auch in der Folge oft die Erfahrung gemacht, dafs der Ruf von diesem, den Hottentotten so günstigen Vorurtheil nichtige Klagen der Hottentotten gegen ihre Herren veranlafste, und die Unterbehörden in die Nothwendigkeit ver-

setzte, hin und wieder diese Menschen, wegen ohne Grund erhobener Klagen und verursachter Weitläufigkeiten, zu bestrafen.

Am 5ten Januar kamen wir gegen Mittag auf einem sehr einförmigen Wege und bei drückender Hitze an einen Ort, der *Leeuwenbosch* (Löwenbusch) hieſs und wo ein gewisser Michael Ferreira wohnte. Das Haus war von den Kaffern ziemlich verschont worden und wir fanden hier eine der ordentlichsten Haushaltungen, die wir seit langer Zeit gesehen hatten. Mann und Frau waren noch jung, beide sehr stiller, frommer Gemüthsart und schienen in ihrer Einsamkeit, umgeben von einer Anzahl hübscher Kinder und von einer Schaar treuer Sclaven und Hottentotten, die mit sichtlicher Anhänglichkeit ihnen ergeben waren, ein höchst glückliches Leben zu führen. Sie empfingen uns mit einer Freude und Zutraulichkeit, aus welchen die unverkennbaren Spuren von der Reinheit und Einfalt ihrer Herzen hervorleuchtete, und die das frugale Mahl, das sie uns vorsetzten, in hohem Grade angenehm machten. —

Als ich, meiner Gewohnheit gemäſs, Nachmittags eine kleine Excursion in das Feld anstellte, erblickte ich an dem Rande eines Grabens eine groſse Schlange, die auf eine Erdmaus Jagd machte. Das arme Thierchen ward dicht vor seinem Loche eingeholt und blieb nun plötzlich, ohne von der Schlange berührt zu sein, wie vom Schrecken gelähmt stehen. Die Schlange hatte den Hals gegen sie hinaufgebogen, den Rachen geöffnet und schien sie anzustarren. Beide rührten sich eine

Zeitlang nicht, sowie aber die Maus eine Bewegung machte, wie zum Entfliehen, folgte der Kopf der Schlange schnell dieser Bewegung, als wollte sie den Ausweg abschneiden. Dies Spiel dauerte so, nahe an vier Minuten, bis meine Annäherung ein Ende machte; die Schlange schnappte rasch zu und entfloh mit der Beute in das nahe Gebüsch, wo ich vergeblich nachsetzte, sie zu tödten. Da ich von der bezaubernden Gewalt der Schlangen über die kleinern Säugethiere schon so vieles gehört, so war es mir sehr interessant, ein Beispiel davon mit eigenen Augen gesehn zu haben. Ich lasse es übrigens dahin gestellt sein, ob der giftige Hauch des Thieres auf die verfolgte Maus eine eigne lähmende Wirkung hat, oder ob der bloſse Anblick und die Gewiſsheit des unvermeidlichen Todes die Ursache davon ist. Merkwürdig und gewiſs ist es, daſs die Schlangen, wie die Katzen, mit ihrer Beute spielen, ehe sie sie verschlingen.

Ferreira überlieferte uns auch zwei Büchsen, die ein Paar Deserteurs vom 9ten Bataillon Jäger bei einem seiner Nachbaren verhandelt, oder auf der Flucht zurückgelassen haben mochten. Es war nemlich im Februar 1803, als die kleine holländische Armee an den Weinbergen im Lager stand, ein ganzes Piquet von diesem Bataillon, das fast ganz aus Pohlen *) bestand, bei Nacht davon gegangen. Die unglücklichen Menschen hatten nem-

*) Die batavische Republik hatte 1801 eine groſse Anzahl Pohlen aus französischem Dienst in eignen Sold genommen, die nachher bei den Colonialtruppen untergesteckt wurden.

lich geglaubt, wenn sie nordwärts flöhen, ihr Vaterland in einigen Wochen wieder erreichen zu können. Sie wurden aber gröſstentheils von den Colonisten aufgefangen und ins Lager zurückgebracht, wo man sie nach der Strenge des Gesetzes richtete und die Anstifter ihre geographische Unkunde mit dem Leben bezahlen lieſs. Fünf von ihnen kamen aber glücklich auf dem Wege, den wir jetzt bereisten, aus der Colonie und Andre haben vielleicht unter den Händen der Buschmänner oder Kaffern ihr Ende gefunden. Spuren von ihnen traf ich noch zwei Jahre später auf meiner gröſsten Reise, in einer sehr entlegenen Gegend an, wie ich dort ausführlicher erzählen werde.

Die übermäſsige Hitze dieses Tages verstattete erst gegen Abend, weiter zu reisen. Ich machte den Weg zu Fuſs neben den Wagen her und fand erst spät Abends die Gesellschaft auf der Pächterei der Wittwe Kretzinger am *Cabeljau-Flusse* wieder. Unterweges überfiel uns ein so heftiges Ungewitter, wie ich es nie erlebt habe. Die ganze Luft überzog sich schwarz, es ward Nacht noch ehe die Sonne untergegangen war, die ohnehin düstern africanischen Berge standen in der melancholischen Dämmerung doppelt riesenhaft da, und ihre furchtbaren Massen erschienen in dem flüchtigen Lichte der Blitze plötzlich in erschreckender Nähe. An vier, fünf Stellen zugleich zuckte der Blitz durch den Himmel, heftige Donnerschläge folgten einander in kurzen Zwischenräumen und jeder neue Schlag hallte mit dem lauten Echo des letzten majestätisch zusammen, so daſs keine Pause,

sondern nur ein Ab- und Zunehmen, ein Entfernen und Nähern des Getöses zu unterscheiden war.

Unter heftigem, lang anhaltendem Regen langten wir auf der obengenannten Pächterei an, wo wir den Veldcornet Ignatius Müller, nebst dem neuen Vorspann bereits antrafen. Auch hier hielten sich mehrere, von den Kaffern zu Grunde gerichtete Familien auf, an deren gänzlich zerstörten Häusern wir zum Theil eben heute vorübergekommen waren.

Das Land wird hier auffallend ebener und etwas südlich von hier ist es, wo die groſse Bergkette der *Zwartebergen*, die sich von *Roodezand* und *Zwellendam* her durch die *lange Kloof* und das Thal des krummen Flusses erstreckt, sich längs der Küste ins Meer verliert. Einige Meilen nordwärts von hier sieht man noch einen Zweig dieses Gebirges, der sich noch weiter nach Osten hin ausdehnt und nachdem er die Ufer des *van Stades-Riviers* abgegeben, in der Gegend der *Algoabay* an die Küste stoſst. Aus diesem Gebirge entspringt der *Zeekoe-Rivier*, den wir heute ohne viele Beschwerden durchwatet hatten, und der sich eine Meile östlich von der Mündung des krummen Flusses ins Meer ergieſst. Alle diese Flüsse sind an ihrem Ausflusse mit groſsen Sandplatten verschlossen und die *krumme Riviers-Bay* selbst ist wegen der heftigen Brandung fast durchaus unbrauchbar für die Schiffahrt, ja es findet sich längs ihrem ganzen Ufer kaum ein Platz, an welchem eine Schaluppe ohne Gefahr des Scheiterns landen könnte.

Auch auf dem Kretzingerschen Platze fanden

wir eine Anzahl reisender Kaffern, die sich von uns kleine Geschenke an Taback, Corallen und Brantewein erbaten. Es waren gröſstentheils Weiber und unter ihnen zeichnete sich eine Schwester des Hauptmanns Conga, sowohl durch reichere Kleidertracht, als durch ihre hübsche Gestalt, besonders aus.

Nachdem wir die Nacht nur wenige Stunden, zum Theil auf bloſser Erde geruhet, ward noch vor Anbruch des Tages wieder aufgebrochen, um den, drei Stunden von hier entfernten *Chamtoos-Rivier* noch vor dem Wiedereintritt der Fluth zu erreichen. Seine Passage ist eine der gefährlichsten wegen der Breite und Tiefe des Stromes und wegen des so genau zu wählenden Zeitpuncts der Durchfahrt. Schon mancher, der die Furth nicht genau genug kannte, fand sein Grab in diesem Strome und dicht an der diesseitigen Einfahrt sieht man die warnenden Gräber einiger englischer Dragoner, die vor nicht gar langer Zeit in diesem Flusse ertranken. Wir fanden ihn nach der Versicherung unserer Wegweiser heute ungewöhnlich niedrig, denn obgleich gestern viel Regen gefallen war, so war doch eben der Westwind, der das Gewitter begleitet hatte, Ursache von einem besonders niedrigen Stande der Ebbe, so daſs unsre Pferde an den tiefsten Stellen kaum bis an die Mitte des Bauchs ins Wasser kamen. Der Weg, den man durch den Fluſs zu nehmen hat, ist sehr lang und beträgt wenigstens tausend Schritte. Man gelangt nemlich, bald nachdem man in den Fluſs hineingeritten ist und die erste ansehnliche Tiefe durchwatet hat, auf eine Sandbank, die sich nach der

Länge des Stroms etwas schräg gegen das jenseitige Ufer hindehnt. Auf dieser Bank, die jedoch bei der tiefsten Ebbe noch mit anderthalb Fuſs Wasser bedeckt ist, reitet man so weit hinunter, bis man auf den Punct gekommen ist, wo sie sich dem Lande am mehrsten nähert und wo man dann nur noch die tiefste und gefährlichste Stelle zwischen ihr und dem Ufer zurückzulegen hat. Wir waren kaum hindurch, als das Wasser schon wieder begann zu steigen. Unsre Wagen, die jetzt erst anlangten, hatten daher schon viel mehr Mühe hindurchzukommen, als wir, und der letzte von ihnen, der überdies noch gleich beim Hineinfahren stecken blieb, ward nur mit groſser Anstrengung glücklich ans Ufer gebracht. Es war ein gar artiger Anblick, alle diese Wagen in einer langen Reihe auf der Sandbank den Fluſs hinab fahren zu sehn. Der Veldcornet Müller und einige andre uns begleitende Colonisten, bewiesen ungemeine Thätigkeit bei diesem Manoeuvre, sie gingen oft bis an die Brust im Wasser, neben dem Zuge her, um den Wagen die rechte Spur zu zeigen und um gleich überall helfen zu können, wo es etwa stockte. Denn eine Verzögernng von einer Viertelstunde konnte den Verlust einer ganzen Ladung zur Folge haben, und doch ist nichts leichter, als daſs die Ochsen im Wasser über die Taue treten, oder sonst eine Verwirrung anrichten, die nur durch jemand, der an solche Durchzüge gewöhnt ist und Entschlossenheit und Besonnenheit genug hat, gehoben werden kann. Die Thätigkeit und Bereitwilligkeit unsrer Begleiter verdient auch deshalb eine Erwähnung, weil dies

Beispiel aufs Neue beweist, daſs die africanischen Colonisten nicht in dem Grade träge und untheilnehmend sind, wie man sie zu schildern bisher sich bestrebt hat.

Indem wir nach glücklich überstandener Gefahr am Ufer noch eine Weile ruheten, kam abermals ein Trupp Kaffern zu uns, mit denen wir uns einige Zeit angenehm unterhielten. Zugleich erschienen einige von den Weibern, die wir am *Cabeljaus-Flusse* gesehen hatten, am jenseitigen Ufer und riefen herüber. Unsre Führer machten uns darauf aufmerksam, in welcher groſsen Entfernung diese Menschen einander verstehen, ohne eben übermäſsig laut zu reden. Die langsame und singende Aussprache ihrer Reden, wobei auf die vorletzten Silben ein länger gehaltener Ton fällt, mag dazu wohl am mehrsten beitragen.

Um 9 Uhr verlieſsen wir den *Chamtoos-Fluſs* und unsre Wagen, die auf einem Umwege längs dem Meeresstrande uns heute Abend bei dem Veldcornet Müller wiederfinden sollten, indessen wir selbst den nächsten Weg durch Wald und Gebirge einschlugen. Der *Chamtoos-Fluſs* machte vormals die Grenze zwischen der Colonie und dem Lande der Kaffern, und in der That scheint er zwei gänzlich von einander unterschiedene Länder zu trennen. Die Gegenden, welche wir nunmehr durchreisten, gehören zu den schönsten, die ich im südlichen Africa kenne, und beurkunden am deutlichsten den Unterschied des hiesigen Climas von dem in der Nähe der Capstadt, und den Einfluſs, welchen die häufigen Gewitterregen im Sommer auf

die Vegetation und das ganze Ansehn des Landes haben. Grofse Strecken sind hier mit weichem nahrhaften Grase bedeckt, die Hügel mit Waldung umkränzt und in den Tiefen finden sich Landseen von namhafter Ausdehnung, deren Wasser jedoch nie ganz frei von Salztheilen ist. Unser Weg ging fortdaurend durch Gehölz, durch flache grünende Thäler, an Teichen vorüber, die mit grofsen Schaaren von Sumpfvögeln bedeckt waren, kurz unter so manchen Abwechselungen lieblicher Parthien, dafs man sich in einem grofsen englischen Garten zu befinden glaubte. — Zu den Füfsen der hohen Bäume wuchsen unzählige Arten von Saftgewächsen, besonders von Aloën, die eben jetzt in der schönsten Blüthe standen und von denen manche mit hohen Zweigen, die die Last des fleischigen Laubes kaum tragen zu können schienen, bis unter die Aeste der hochstämmigen Bäume ragten. Zwischen ihnen wucherte und rankte das niedere Gesträuch, unter welchem sich eben jetzt die *Schotia speciosa* durch ihre purpurrothen Blüthenbüschel unterschied.

In dem seitwärts befindlichen grofsen Dickicht hausen noch Heerden von Elephanten; vor kaum acht Tagen hatte einer unsrer Begleiter, Namens Nieuwkerk, noch eben an dieser Stelle einen grofsen männlichen Elephanten angeschossen, aber nicht Zeit genug auf seine Verfolgung wenden können, um seiner habhaft zu werden. Er meinte, es sei wohl möglich, dafs man den Körper noch finde, denn weit könne er nicht mehr gelaufen sein und er wisse die Richtung, die er genommen. Es ward mir nicht

schwer, ihn zu dem Versuch zu überreden, das Thier wieder aufzufinden; wir verliefsen daher die Gesellschaft und schlugen einen ungebahnten Weg seitwärts in das Gehölz ein. Meine Hoffnung, während unsrer Rasttage an der *Algoabay* an einem Elephantenskelett Beschäftigung zu finden, schlug indessen fehl. Wir fanden häufige, zum Theil noch ziemlich frische Spuren von Elephanten, aber nicht das todte Thier, welches wir suchten. Was mich aber doch für den äufserst mühsamen Weg durch das Dickicht, den wir meistens zu Fufs, unsre Pferde an der Hand führend, zurücklegen mufsten sattsam entschädigte, war der Anblick einer kleinen Heerde Elephanten, die wir von dem äufsersten Punct dieser Seitenwanderung, wo sich von einer Höhe die Aussicht weit nach Westen hin öffnete, in einer Entfernung von einer Viertelstunde erblickten. Aber zwischen ihnen und uns war ein tiefes Thal, das einen Zweig des *van Stades Rivier* einschliefst, es war zu spät am Tage, um eine ernstliche Jagd anstellen zu können und überdies war das Wetter trübe und nebelig, und unsre Pferde ermüdet. Wir kehrten daher auf einem andern und bequemern Wege zur Gesellschaft zurück, die wir an einem hübschen Fleck mitten in dem Walde, der hier den Namen *Galgenbosch* führt, antrafen. Sie hatte hier ein Paar Stunden geruhet und war eben im Begriff wieder aufzubrechen, weil das Wetter immer trüber ward und einen stärkern Regen fürchten liefs. Die Erzählung von unserm kleinen Streifzuge brachte manche Jagd-Geschichte auf die Bahn, von denen ich doch eine als besonders merkwür-

dig hier mittheilen muſs. Der Veldcornet Ignaz Müller befand sich unter den Colonisten, welche Jacob van Reenen auf dem oft erwähnten Zuge ins Kafferland begleiteten, dessen Bekanntmachung das Publicum dem englischen Capitain Riou verdankt. Die Reisenden fanden, je weiter sie auf ihrem Wege vordrangen, desto mehr Elephanten und erlegten deren täglich, wie denn die Hoffnung auf den Gewinn des Elfenbeins wohl die mehrsten zur Theilnahme an dieser beschwerlichen Reise gelockt haben mochte. Es ist aus dem Journal und aus Barrows Reise bekannt, daſs einer der Gefährten, Namens Willem Prins, auf der Elephantenjagd unglücklich ums Leben kam. Müller war Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen und erzählte davon folgende interessante Umstände. Er und Prins befanden sich allein auf der Jagd und entdeckten die Spur eines groſsen Elephanten, den sie bald auf dem Abhange eines kahlen, lang gedehnten Hügels wirklich antrafen. Nun ist es Regel, daſs man dem Elephanten die Höhe abzugewinnen und ihm von oben beizukommen suche, um im Falle der Noth gegen den Gipfel des Berges entfliehen zu können, wohin mit gleicher Schnelligkeit zu folgen, den Elephanten seine Körpermasse hindert. Das versäumte Prins und schoſs zu früh aus zu groſser Entfernung, indessen der Elephant sich auf einem höhern Puncte befand, als er und sein Gefährte. Das verwundete Thier stürzte grimmig auf die Jäger heran, die sich eiligst auf ihre Pferde geworfen hatten und an dem Rande des Abhanges hin zu entfliehen suchten. Aber der Elephant,

phant, der auf so günstigem Terrain geschwinder läuft als ein Pferd, holte sie schnell ein und war bald so nahe, daſs er mit dem Zahne an Müllers Schenkel hinstreifte, der unglücklicherweise von den beiden Flüchtlingen ihm der nächste war. Schon ergab sich dieser in sein unvermeidliches Schicksal und suchte noch vergebens sein erschöpftes Pferd in schnellern Gallopp zu setzen, als er mit einemmale das Ungeheuer neben sich heftiger schnauben hörte und den gewaltigen Rüssel hoch aufgehoben über seinem Kopfe erblickte. Aber nicht ihm, sondern dem Nebenmann galt es, der in einem Augenblick über ihm weg vom Pferde gehoben, in die Luft geschleudert und zertreten war. Erst der Anblick des reuterlos neben ihm her laufenden Pferdes brachte Müllern zur Besinnung zurück, er sah sich um nach dem unglücklichen Freund, den eben der Elephant mit wüthendem Ungestüm zerstampfte, und überzeugte sich mit Staunen, daſs das kluge Thier sich den gemerkt habe, der es verwundet hatte, und auf den nun allein seine ganze Rachgier gerichtet war. Müller holte die übrigen Gefährten herbei, man suchte die zerrissenen Ueberreste des Unglücklichen zusammen, um sie zu begraben, als der Elephant, um den man sich nicht weiter bekümmert hatte, aus einem nahen Gebüsch aufs Neue heranstürzte, die unvorbereiteten Reisenden in die Flucht jagte und sich mit neuer Wuth auf den schon genug zermalmten Leichnam warf. Während er damit beschäftigt war, ward er von den nunmehr wieder gerüstet zurückkehrenden Jägern glücklich erlegt.

Unter diesen und ähnlichen Erzählungen kamen wir auf einem steil abhängigen Wege in das enge Thal des *van Stades Riviers*, den wir ohne viele Mühe durchwateten und an dessen Ufer wir eine Zeitlang hinabzogen. Dann wandte sich der Weg östlich von ihm ab und in einer kleinen Stunde erreichten wir glücklich, aber von einem starken Regen durchnäſst, das Haus unsers Führers, des wackern Veldcornet Müller. Der Ort heiſst *Rietfontein* und hat eine angenehme Lage in einer ebenen, grasreichen Niederung, welche südlich von einem kahlen Bergrücken, an den übrigen Seiten aber von einer waldbewachsenen Anhöhe eingeschlossen wird, die sich in amphitheatralischem Halbkreis um den Wiesengrund hinzieht und an deren Fuſs der *Rietrivier* in gleichem Bogen seinen Lauf nimmt. Unter den Bäumen, die den Anblick dieser Anhöhe so reizend machten, zeichnete sich besonders die riesenhafte *Euphorbia officinarum* aus, deren scharfwinkelige Aeste in auffallend regelmäſsiger und symmetrischer Gestalt aus einander hervorkommen und die Form eines unendlich zusammengesetzten, und in jedem Zweige im Kleinen wiederholten Armleuchters darstellen. Dieses wunderbar schöne Gewächs, das hier hin und wieder in einer Gröſse von dreiſsig Fuſs vorkam, ist an den Kanten der Zweige mit scharfen Stacheln besetzt, und wird daher von den Colonisten: *de noortsche Doornboom*, genannt.

Müller und seine Frau empfingen uns mit der gewohnten Herzlichkeit und Freundlichkeit,

aber die Beschränktheit ihrer Wohnung, das böse Wetter und das Aufsenbleiben unsrer Wagen machten den Aufenthalt an diesem Orte etwas unangenehm und die Lage der Reisegesellschaft wahrhaft abentheuerlich. — Von den Gebäuden hatten die Kaffern die mehrsten bis auf den Grund abgebrannt und nur von dem Wohnhause war soviel stehn geblieben, dafs Müller es mit einiger Mühe fürerst wieder in bewohnbaren Stand hatte setzen können. Es bestand aus dem Vorhause und einem kleinen Seitenzimmer. Ersteres diente zugleich als Küche und hatte nur 14 Fufs Breite auf 20 Fufs Länge. In letzterm aber lag eine junge Frau, eine Verwandte der Wirthsleute, in Kindesnöthen. Die ganze Gesellschaft war also auf den engen Raum des Vorhauses beschränkt, indem der Regen mit jedem Augenblick heftiger ward und erst gegen Mittag des folgenden Tages aufhörte. Indessen ward in unsrer Gegenwart von der vielbeschäftigten Wirthin die Küche besorgt, bei welchem Geschäft ihr ein Paar halbnakte Sclavinnen zur Hand gingen. Zwei frischgeschlachtete und abgestreifte Schafe hingen neben dem Heerd, zur Seite füllten ein Paar Tonnen, ein grofser Hackeblock und trocknes Brennholz den Raum. Zwei Tischchen, vier bis fünf Kisten und sechs Feldstühle machten alles Hausgeräth aus; in der einen Ecke safs eine brütende Henne, in der andern eine Ente mit ihren Jungen, die man vor dem kalten Regen hereingeflüchtet hatte; ein halbes Dutzend grofser Hunde, die jeden Augenblick unter lautem Geheul hinaus geprügelt wurden und gleich darauf desto nasser und zudring-

licher wieder hereinkamen, vermehrten die Verwirrung. Die Familie unsers sehr verlegenen Wirthes bestand überdies aus sechs Kindern, von welchen die jüngsten unaufhörlich schrien und die ältesten ängstlich zwischen den Fremden umherkrochen. Die gute Mutter, selbst hochschwanger, strengte alle ihre Kräfte an, für unsre Bewirthung zu sorgen, aber da sie erst seit einigen Wochen wieder hieher gezogen waren, fehlte es an den nothwendigsten Bedürfnissen und nur mit Mühe hatte man von einem entfernten Nachbar etwas Brod geliehen bekommen. Mit Schmerzen erwarteten wir die Ankunft unsrer Wagen, aber die einbrechende Nacht und der heftige Regen vereitelten die Hoffnung, sie vor Morgen früh ankommen zu sehn. Als es dunkel ward drängte sich vollends Alles in dem Hause zusammen und mit Recht bemerkte Herr de Mist, daſs selbst Ostade in Verlegenheit gewesen sein würde, wenn er in diesem Augenblicke das Innere des Hauses und die Gruppen der Gäste während des Abendessens hätte in einem Gemälde darstellen sollen. — Hinter dem Hause war noch ein kleiner Stall für fünf bis sechs Pferde, in welchem die Dragoner und Bedienten Obdach fanden und darüber ein kleiner Söller, nicht viel gröſser als ein Taubenschlag, den wir jungen Leute erkletterten und darauf selb achte die Nacht zubrachten. Für die Frauenzimmer und unsern Herrn war in dem Vorhause ein Lager auf der Erde bereitet, aber sie fanden fast weniger Ruhe als wir, denn in der Nacht weckte sie aus dem Nebenzimmer das Geschrei eines neugebohr-

nen Kindes und die Ankunft der von fernher herbeigeholten Wehemutter.

Mit anbrechendem Tage sandte der Veldcornet den schon angekommenen Vorspann den zurückbleibenden Wagen entgegen. Wir bekamen bald Nachricht, daſs sie wegen der hohen Fluth am Strande nicht hatten weiter kommen können und gezwungen gewesen waren, die Nacht in den Dünen liegen zu bleiben. Die ungestüme Witterung und der Mangel an Lebensmitteln, ja selbst an süſsem Wasser hatte diese Verzögerung für die dabei befindlichen Leute höchst lästig gemacht. Da wir überdies erfuhren, daſs sie erst gegen Nachmittag hier eintreffen könnten und da das Wetter etwas trockner ward, so beschloſs der General-Commissär ungeachtet der allgemeinen Ermüdung noch vor ihrer Ankunft nach der *Algoabay* aufzubrechen. Nachdem sogleich die Nachricht von diesem Vorhaben an den dortigen Commandanten, Hauptmann Alberti, vorausgeschickt war, folgte der gröſste Theil der Gesellschaft um Mittag nach und langte Abends glücklich beim *Fort Frederic* an.

Ich selbst war nebst Hrn. de Mist dem Sohne und Hrn. Winter in dieser Gegend zurückgeblieben, um eine Wanderung nach der berühmten, nur zwei Stunden von hier gelegenen Bleimine an dem *Van Stades Rivier* anzustellen. Wir folgten dem Laufe dieses Flusses abwärts und kamen an eine, von den Kaffern zerstörte und noch unbewohnte Pächterei, die einem gewissen Christian Vogel gehört, und neben welcher das Mineral gefunden

wird. Ein alter Sclave, der in den Ruinen wohnt und das Vieh des Besitzers hier hütet, bedeutete uns, wir möchten nur gegen den Berg hinaufgehn, so würden wir bald von dem glänzenden Erz finden. Wir hatten indessen Mühe, davon zu entdecken, indem von dem Regen viel Sand herabgespült war, der alle Zwischenräume bedeckte und ausfüllte; es glückte endlich, nachdem wir an mehreren Stellen vergeblich von dem Gestein losgebrochen hatten, einige reiche Bleiglanz-Stuffen zu Tage zu fördern, die wir einstweilen dem Alten aufzubewahren gaben und nachher abholen liefsen. Der ganze Rücken bis hoch gegen den Berg hinan besteht aus Glimmerschiefer, in welchen der Bleiglanz eingesprengt ist. Die Gänge stehn fast senkrecht und streichen von Nordwesten nach Südosten. Nach den Untersuchungen, die der Major von Dehn im Jahre 1792 anstellte, hält der Centner Erz zwischen 50 und 60 Pfund reines Blei und 14 Loth Silber *). Mein Freund, der Herr Baron von Dankelmann, der die Gegend wenige Monate nach mir auf Befehl des Gouverneur Janssens bereiste und die Untersuchung genauer wiederholte, fand ungefähr dasselbe Resultat. Das Nähere darüber hat das mineralogische Publicum noch von ihm zu erwarten. In seinem officiellen Rapport an das Gouvernement, that er demselben Vorschläge

*) Herr Obermedicinalrath Klaproth in Berlin hatte die Güte, neuerlich einige von mir mitgebrachte Proben dieses Minerals zu untersuchen, und fand in hundert Theilen 53, 2 Blei, 13, 3 Schwefel und einen kaum bemerkbaren Antheil Silber.

zur Benutzung dieser Mine, die allerdings, besonders in den ersten Jahren, eine reiche Ausbeute verspricht. Nach einer genauen Berechnung aller Unkosten fand es sich jedoch, daſs man selbst in dem günstigsten Fall wegen des hohen Preises der Handarbeit, wegen der Schwierigkeit des Landtransports und der Gefahr der Küstenschiffahrt mit dem aus Europa hiehergesandten Blei nicht werde Preis halten können. So müssen denn diese Minen ruhen, bis für die Cultur dieses Welttheils ein neuer Tag anbricht, bis zu dem Zeitpunct, wo die zunehmende Bevölkerung die Industrie zugleich mit dem Bedarf vermehrt haben wird.

Wir kehrten Abends nach dem *Rietrivier* zu unserm Freund Müller zurück, wo wir eben einen zahlreichen Besuch von Kaffern antrafen, die zum groſsen Verdruſs der Nachbarschaft nun schon seit einigen Wochen sich ein Paar Stunden von hier aufhielten und täglich durch ihre Forderungen an Lebensmitteln, Brantewein und Tabak lästiger wurden. Was aber ihren Aufenthalt in dieser Gegend noch verderblicher machte, waren die groſsen Jagden, die sie zuweilen anstellten und durch welche sie eine unendliche Menge Wildes nutzlos vertilgten. Ihre Art zu jagen besteht darin, daſs sie, mehrere hundert an der Zahl, eine Waldstrecke umzingeln und Alles Wild auf einen Punct zusammentreiben. Dann wird ein bequemer Ort gesucht, an welchem man das Wild einzeln entfliehen läſst. Hier stehen die wehrbarsten Männer und empfangen die Thiere mit Hassagayen und Kirris, so daſs selten eines lebendig davon kommt.

Da sie nun, nach Müllers Versicherung, oft in einem Nachmittage mehrere hundert Antilopen, Hasen, wilde Katzen, Affen u. s. w. erlegen, so sind sie unmöglich im Stande, die ganze Beute zu benutzen, und manches Thier verfault, ohne nur einmal abgestreift zu sein, auch wird eine solche Jagd, nach ihrer eignen Aussage, weniger des Fleisches als der Felle wegen angestellt, die sie zu ihrer Bekleidung gebrauchen. Wie sehr durch diese Jagden die Colonisten beeinträchtigt werden, die durch das Wildfleisch ihren eignen Hausbedarf ausfüllen und dann von ihrem Zuchtvieh desto mehr zum Verkauf an die herumreisenden Schlächter übrig behalten, ist leicht einzusehn. Desto erfreulicher war es, noch an eben diesem Tage einen Officier des Kafferhauptmanns Conga ankommen zu sehn, der von diesem den Befehl an die hier liegende Horde überbrachte, mit ihm über den *grofsen Fischflufs* zurückzukehren. Er erklärte, die Versöhnung zwischen Geika und den aufsäfsigen Grofsen sei zu Stande gekommen und Conga sei Willens, dem Versprechen, welches er dem Gouverneur gegeben, nachzukommen und sich an Geika zu unterwerfen, sowie Jaluhsa es auch schon gethan. Dieser Abgesandte unterschied sich von den übrigen dadurch, dafs sein Mantel aus einem Pantherfelle bestand, auch trug er mehrere Elfenbeinringe um den Oberarm, einen Jakhalsschwanz am Knie und ein Büschel von Quaggahaaren zum Kopfputz. Er war stark blatternarbig, (so wie viele unter den übrigen) und häfslicher, als wir noch einen unter ihnen gesehen, aber auch fast in

eben dem Grade allen, die wir bisher gesprochen, an Verstand, Urtheil und Kenntnissen überlegen. Er nannte sich Umluhngo.

In der Frühe des folgenden Morgens folgten wir der Gesellschaft nach der *Algoabay.* Je mehr man sich der Küste nähert, desto mehr nimmt die Gegend wieder das öde traurige Ansehn an; der Weg geht durch eine einförmige dürre Ebene, ohne Wald und ohne Berg. Die letzte Meile neigt sich bergabwärts und ist wegen des tiefen Sandes besonders ermüdend. Auf einem der letzten Hügel, von welchem man nach dem Strande hinabgelangt, liegt das *Fort Frederic*, von den Engländern im Jahr 1799 hier angelegt. Es besteht aus einem viereckigen hölzernen Blockhause, das von einem gemauerten Wall von eben dieser Figur umgeben ist. Unter dem Walle läuft eine dichte Reihe von Pallisaden und ein ziemlich breiter, doch wasserleerer Graben. Acht Zwölfpfündige Canonen beherrschen von hieraus den Strand, so weit er eine Landung verstattet, und decken die näher an demselben liegenden Gebäude, die Casernen, Magazine, Wachthäuser u. s. w. Westlich von dem Hügel, auf welchem das *Fort* steht, kommt aus einer tiefen Schlucht ein kleiner Fluſs, *Baakerivier* *) genannt. Um den Durchgang durch diesen Fluſs, der von einem dazwischen liegenden Hügel maskirt ist, zu decken,

*) Baaken, ein Merkzeichen, Grenzstein, Seetonne u. s. w. Der Fluſs diente den Schiffern zum Kennzeichen des Landungsplatzes, daher ist es falsch, wenn ihn einige Bakkerrivier, den Bekkerfluſs nennen.

ist diesseits noch ein hölzernes Blockhaus angelegt, das die Engländer am Cap verfertigen lieſsen, die einzelnen Stücke zu Wasser hieher transportirten und hier zusammensetzten. Es dient zugleich als Gefängniſs und Wachthaus. Zwischen beiden Blockhäusern liegen, einzeln an den Höhen zerstreut, eine massive Baracke für die Soldaten, ein Magazin für Lebensmittel und eins für Waffen und Feldgeräth, eine Schmiede, eine Bäckerei, eine Zimmermannswerkstatt und andere kleine Gebäude; ein festes Pulvermagazin, in welchem etwa 2000 Pfund geborgen werden können, befindet sich auf dem *Fort* selbst. Für die Officiere sind unten einige Wohnungen angelegt, unter denen sich das Haus des Commandanten besonders auszeichnet. Es enthält vier bequeme Zimmer und ein artiger Garten liegt unmittelbar dahinter, wie denn überhaupt die kleine Garnison, obgleich sie erst acht Monate hier gewesen war, vielen Fleiſs auf Gartenanlagen und Feldbau verwendet hatte. Sie bestand für jetzt nur aus 80 Mann von der Jäger-Compagnie des 5ten Battaillons Waldeck, meistens gelernte Jäger und Försters-Söhne aus dem Waldeckischen und Lippischen. Diese Leute hatten, auf Antrieb ihres wackern Commandanten, des Hauptmanns (jetzt Oberst-Lieutenant) Alberti, sich die günstigen Localumstände zu Nutze gemacht und dies Jahr bereits ihr Brodkorn, ihre Kartoffeln und einige Hülsenfrüchte selbst gewonnen. Ein jeder Soldat nahm in der dienstfreien Zeit den Spaden zur Hand und verschaffte sich und seinen Kameraden dadurch manchen Genuſs und eine Art von

Wohlleben, die sie sonst hätten entbehren müssen, und überdies bewahrte sie diese Beschäftigung vor der Langenweile und der Einförmigkeit, die sonst von dem Aufenthalt an einem so einsamen Posten wären unzertrennlich gewesen. Die Garnison besafs sogar schon eine ansehnliche Heerde an Rindvieh und Schafen, die sich in Zukunft durch sich selbst reichlich zu vermehren versprach, und überdies einige Spann Ochsen zum Landbau.

Die Bai selbst ist in Gröſse, Lage und Gestalt, und den damit verknüpften Vortheilen und Nachtheilen für die Schiffahrt, der *Plettenbergsbay* und *Mosselbay* vollkommen ähnlich. Da sie dem Südostwind, der hier den gröſsten Theil des Jahrs hindurch weht, offen steht, so bietet sie den Schiffen eben keinen sehr sichern Ankerplatz, und überdies ist das Einlaufen, selbst bei andern Winden, (südwestliche ausgenommen) sehr beschwerlich. Der Landungsplatz ist eine kleine sandige Strecke, unweit der Mündung des *Baakerivier*. Diese ausgenommen ist der ganze Strand durchaus unzugänglich wegen der Klippen *). Dabei ist die Brandung durchgehends so stark, daſs es unendliche Mühe kostet, die Güter aus den Schaluppen ans Land zu schaffen. Aller dieser Schwie-

*) Wenn man von Baakerivier östlich eine kleine Meile den Strand hinabgeht, gelangt man der kleinen Insel Santa-Cruz gegenüber, die eine Viertelmeile weit vom Strande liegt und nur von Robben und Penguinen bewohnt ist. Bartolomeu Diaz errichtete hier im Januar 1487 das Zeichen des heiligen Kreuzes und gab dem Eilande den Namen, der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

rigkeiten ungeachtet ist dieser Punct zu einem militärischen Etablissement vollkommen geschickt, und eben deswegen besonders dazu geeignet, weil eine feindliche Landung mit einem so geringen Aufwand von Kräften abgewehrt werden kann.

Dazu kommt die Ergiebigkeit der benachbarten Landstriche, die, auch wenn sie unbewohnt wären, Holz, Wild, Salz und Viehweide in Ueberflufs bieten würden, und die, seit sie von Europäern angebaut sind in ruhigen Zeiten, Getreide und Früchte aller Art, selbst Wein hervorbringen und der Viehzucht so günstig sind, dafs Fleisch, Milch, Butter, Seife u. s. w. zu den wohlfeilsten Preisen zu haben ist. Ja die Bay selbst bietet, als eine der fischreichsten der ganzen Küste, einen Ueberflufs an Lebensmitteln.

Was aber dies Etablissement besonders wichtig macht, ist seine Lage in der Nähe der Kafferschen Grenze und die Schnelligkeit, mit der man von hieraus den Angriffen begegnen und Zwistigkeiten zwischen diesen Wilden und den rohen Colonisten in der Geburt ersticken kann. Es ist daher von der holländischen Regierung nicht nur auf die Unterhaltung der hiesigen Anlagen und Gebäude vieles Geld verwendet, sondern überdies einige Meilen von hier, auf dem Platze der Wittwe Schepers, der Grund zu einem neuen Drostamte und einem dabei befindlichen Dorfe gelegt, das der Mittelpunct eines neuen Districts geworden ist und den Familien-Namen des General-Commissärs führt, nemlich *Uitenhage*. Der Hauptmann Alberti verwaltete in der Folge, so lange

die Colonie noch in den Händen der Holländer war, das Amt eines Landdrosten dieses neuen Districts und machte die Achtung, in welcher er bei sämtlichen Colonisten stand, seinen Einfluſs auf die Oberhäupter der Kafferstämme, seine reichen Kenntnisse und die mannichfachen vortrefflichen Eigenschaften seines Characters, mit solchem Erfolg für das Wohl dieses Landstriches geltend, daſs er, nachdem er kaum zwei Jahre unter seiner Verwaltung gestanden hatte, als einer der glücklichsten und ruhigsten Theile der Colonie an die Eroberer übergeben ist. Ausführlicher werde ich von diesem Allen an einem andern Orte reden.

Wir hielten uns fünf Tage in der *Algoabay* auf. Von hieraus wurden Boten an die Oberhäupter der Kaffern gesendet, um sie zu einer Zusammenkunft mit dem General-Commissär einzuladen, welcher die Absicht hatte, den Frieden der Colonisten mit ihnen, den General Janssens bereits abgeschlossen hatte, zu befestigen und sie wo möglich unter einander auszusöhnen, damit die abtrünnigen Chefs unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt zurückgeführt, mit ihrem innern Frieden zugleich die Ruhe der Colonie gesichert und die Gefahr abgewendet werden möchte, daſs der schwächere besiegte Theil nicht stets seine Zuflucht in dem Gebiete der Holländer suche, wohin ihm sein Gegner zu folgen nicht wagen durfte.

Ehe ich zu der Darstellung des Zustandes dieser merkwürdigen Nation übergehe und meinen Lesern den Zusammenhang der frühern Begebenheiten entwickele, den sie nothwendig kennen

müssen, wenn sie der Verfolg unsrer Reise interessiren soll, muſs ich zum Schlusse dieses Abschnitts noch eines Missions-Instituts erwähnen, das sich in der Nähe der *Algoabay* befindet. — Etwa anderthalb Meilen ostwärts von hier hat ein fast siebenzigjähriger Greis, Namens J. T. van der Kemp, eine Zahl von drittehalb hundert Hottentotten um sich versammelt, denen er das Evangelium predigt. Wenn Religiosität, die fast Bigotterie ist, eine Selbstverleugnung und eine Entsagung der irdischen Genüsse und Lebensfreuden, die nur ein solcher Grad von Enthusiasmus erzeugen kann, und eine wahrhaft bewundernswerthe Gelehrsamkeit, wenn, sage ich, diese Eigenschaften hinreichen, einen Missionär achtungswerth und ehrwürdig zu machen, so verdient van der Kemp die Achtung seiner Nebenmenschen in hohem Grade. Gleich seine frühere Lebensgeschichte erregt ein besonderes Interesse für ihn, noch ehe man ihn kennt. Er war in seiner Jugend Officier, muſste aber diesen Stand wegen einer Miſsheirath verlassen und studirte nun als Ehemann die Medicin mit solchem Fleiſs, daſs er, ungeachtet ihm alle Vorkenntnisse fehlten, in drei Jahren die Doctorwürde erlangte und als Militär-Arzt angestellt werden konnte. Mehrere Jahre nachher erlebte er das Unglück, mit einem Boot, auf welchem er nebst Frau und Kindern über die Maas schiffen wollte, umzuschlagen und alle die Seinigen zu verlieren, indessen er selbst nur wie durch ein Wunder gerettet ward. Von diesem Augenblick an gerieth er auf schwärmerische Ideen und ver-

tauschte schnell die Medicin mit der Theologie. Er studirte nunmehr besonders die ältern und morgenländischen Sprachen und trat bald in dem neuen Fach als Schriftsteller auf. Seine Werke fanden jedoch, wegen des mystischen Tons und der abschreckenden Weitschweifigkeit, in Holland nicht viel Beifall, deshalb ging er um das Jahr 1780 nach England, wo er besser gefiel und viel schrieb. Als die Engländer das Cap eroberten, faſste der bereits sechzigjährige Mann den Entschluſs, als Missionär zu den Kaffern zu reisen, ward in Oxford ordinirt und kam 1797 herüber. Nachdem er sich zwei Jahre bei jenem Volk aufgehalten, ohne, nach eigener Aussage, viel zur Verbreitung des Christenthums ausgerichtet zu haben, brach der Krieg aus. Er ging so lange nach der Capstadt und fand, als er wieder zu den Kaffern zurück kam, keine günstige Aufnahme, sondern muſste ihr Gebiet wieder verlassen. Eben um diese Zeit befanden sich an der Grenze viele von den herrenlosen, umherschwärmenden Hottentotten, die während des letzten Krieges als Parteigänger sich ihre Nahrung verschafft, bald auf Rechnung der Kaffern die Colonistenwohnungen geplündert, bald auf Rechnung der Christen den Kaffern Vieh geraubt hatten und auf diese Weise oft die unentdeckte Ursache des mit neuer Erbitterung geführten Kampfes und unauflöslicher Verwirrungen gewesen waren. Diese sammelte van der Kemp, um sie zu unterrichten; ein Engländer, Namens Read, unterstützte ihn dabei. Wie verdienstlich nun die Absicht und der Plan des

Unternehmens war, so ging doch der Nutzen, den das Institut hätte haben können und müssen, über dem pietistischen Geiste und der stolzen Demuth des Stifters verloren. Zwar waren diese Hottentotten nun dadurch zur Ruhe und unter Aufsicht gebracht, streiften aber dennoch oft unter dem Vorwande der Jagd bewaffnet im Lande umher; die (damals noch englische) Regierung hatte ihnen nicht nur ein Gewisses an Lebensmitteln, sondern auch Pulver und Blei reichlich verwilligt, wovon nun von den schlechtern unter ihnen zuweilen Mifsbrauch gemacht ward. Zwar wurden die Hottentotten einige Stunden täglich in den Lehren des Christenthums unterrichtet, aber diese Lehren beschäftigten mehr ihr Gedächtnifs, als ihren Verstand. Viele konnten singen und beten und recht reuig von ihren Sünden und dem Sühnlamm sprechen, aber keinem war es Ernst mit der Besserung. Am schlechtesten war für die Beschäftigung der Menschen gesorgt und aufser den Betstunden konnte ein jeder, so lange er wollte, müfsig in seiner Binsenhütte liegen. Diese bequeme Art, sich Nahrung zu verschaffen, lockte viele Taugenichtse und Müfsiggänger herbei, die ohne Unterschied aufgenommen wurden. Bald entstanden von Seiten der Colonisten Klagen über Mangel an dienstbaren Hottentotten, indem jeder von diesen lieber in van der Kemps Schule faullenzte, als sein Brod im Dienst der Bauern verdiente.

Als General Janssens auf seiner Reise dieses Institut besuchte, bestätigte er der Hauptsache nach die von den Engländern ertheilten Begünstigungen

und

und erlaubte Hrn. van der Kemp, das Institut mit dem Namen *Bethelsdorp* zu belegen, doch gab er seinen Wunsch zu erkennen, dafs die Hottentotten etwas mehr zur Thätigkeit möchten angehalten und namentlich dazu angewiesen werden, einen Theil ihres Unterhalts durch Ackerbau zu gewinnen. Dieser Absicht versprach er durch Ertheilung von Ackergeräth und Saatkorn allen möglichen Vorschub zu leisten. —

Am Tage nach unsrer Ankunft in der *Algoabay* stattete Hr. van der Kemp dem General-Commissär seinen Besuch ab. Gerade in der heifsesten Tageszeit sahen wir einen Ackerwagen, von vier magern Ochsen gezogen, sich durch die sandigen Dünen langsam nähern. Van der Kemp safs auf einem queerübergelegten Brett, ohne Hut, den ehrwürdigen kahlen Scheitel ruhig den heifsen Sonnenstrahlen darbietend. Seine Kleidung bestand in einem abgetragenen schwarzen Rock; Weste und Beinkleider von demselben Zeuge; Hemd, Halstuch und Strümpfe trug er nicht, aber an den Füfsen Feldschuhe, wie sie die Hottentotten tragen. Der General-Commissär eilte freundlich zu seinem Empfange hinaus, er stieg ab und näherte sich mit langsamen Schritten, eine grofse, magere, Ehrfurcht gebietende Gestalt, in seinem heitern Gesichte Spuren vormaliger hoher Schönheit und in seinem Auge noch jetzt ein Feuer, das auf die Kraft dieses Mannes in seinen früheren Jahren schliefsen liefs. Statt des Grufses sprach er ein kurzes Gebet, in welchem er unserm Chef und dessen Gefolge sei-

nen Segen ertheilte und Gott um Schutz auf ihrer ferneren Reise anflehete. Dann trat er mit uns herein und sprach unbefangen und ohne Anmaaſsung über mancherlei Gegenstände. Herr de Mist erinnerte ihn, daſs sie sich vor 36 Jahren zu *Leyden* gekannt, wo er eben damals die Rechte studirt habe, als Herr van der Kemp als Lieutenant unter den Dragonern der Garde dort in Garnison gelegen. Er nannte ihm das Kaffeehaus, wo sie sich zuweilen gesehen, und rief ihm mehrere Vorfälle ins Gedächtniſs zurück, die sie zusammen erlebt hatten. Van der Kemp erinnerte sich Alles dessen sehr bestimmt und lebhaft und fügte hinzu, er habe damals ein lockeres Leben geführt, das er aber durch seinen späteren Wandel und sein jetziges Geschäft wieder abgebüſst zu haben hoffe. Er erzählte dann manches Merkwürdige über seinen Aufenthalt unter den Kaffern und gab bereitwillig über viele Begebenheiten des letzten unglücklichen Krieges Aufschluſs. Vor Tisch sprach er wieder ein langes Gebet, aſs sehr wenig, trank keinen Wein, hatte nach dem Essen eine Conferenz mit dem General-Commissär und reiste darauf wieder nach *Bethelsdorf* zurück. Sein College Read, der ihn begleitete, schien ein sehr gutmüthiger Mann zu sein, aber ohne Kenntnisse, wie die mehrsten Missionäre. Dieser Mann hatte, um ein recht auffallendes Beispiel von Niedrigkeit und Demuth zu geben, eine Hottentottin geheirathet, die zu dem Institut gehörte. Das Mädchen war erst wenige Tage vor der Hochzeit getauft worden, und an körperlicher, wie an geistiger Bildung so vernachläſsigt, daſs sich

niemand überzeugen konnte, Hr. Read habe sie aus wahrer Neigung zur Frau genommen. *)

Zwei Tage nachher ward Hrn. van der Kemp der Gegenbesuch gemacht. Man kann sich in der That keine Vorstellung machen von dem kümmerlichen Zustande, in welchem sich dem Reisenden, zumal wenn er *Baviaans-Kloof* gesehen hat, dieses Institut darstellt. Auf einer weiten Ebene ohne Baum, fast ohne trinkbares Wasser, stehn 40 bis 50 kleine Hütten von halbkugel-förmiger Gestalt, in denen ein Mensch nicht aufrecht stehn kann, unordentlich umher, etwa in der Mitte steht eine Hütte von Lehm mit einem Strohdach, die die Kirche genannt wird, und gleich daneben einige kleinere Hütten für die Missionäre. Schon jetzt hat Alles ein verfallenes Ansehn, wie es denn sorglos und ärmlich gebaut ist. Weit umher ist kein Strauch zu sehn, denn was nur davon zu haben war, ist als Brennmaterial verbraucht, der ganze Boden ist kahl und rein getreten, nirgends eine Spur von menschlichem Fleiſse, wo man hinblickt magere, zerlumpte oder ganz nackte Gestalten, träge, schläfrige Gesichter. Die Unterstützung der Missions-Institute in England und Holland, die Verwilligungen der Regierung, die Jagd und etwas Viehzucht, deren Ertrag aber neben dem Verbrauch gar nicht

*) Den neuesten Nachrichten zufolge, die mir, eben während dieses Buch gedruckt wird, zugekommen sind, ist der alte van der Kemp im Jahr 1807 diesem Beispiele noch gefolgt und hat ein junges Mädchen von 12 bis 13 Jahren, das er samt ihrer Mutter freigekauft hat, zu seiner Frau erklärt, ohne sich förmlich mit ihr copuliren zu lassen.

des Nennens werth ist, das sind die Mittel, denen diese zweihundert und funfzig Menschen ihren Unterhalt verdanken. Man darf sich nicht wundern, daſs diese nicht zureichen, und van der Kemp klagte bitter, daſs er schon einen groſsen Theil seines eignen Vermögens zugesetzt habe; desto unerklärlicher ist es, daſs er nicht ernstlicher dafür sorgt, daſs seine Untergebnen durch eigne Thätigkeit das Fehlende herbeischaffen, aber er scheint das zeitliche Wohl seiner Schüler über ihrem ewigen Heil ganz aus den Augen zu verlieren. In seiner eignen Hütte herrschte eine Aermlichkeit, die in Unreinlichkeit überging und die mit der Sorglosigkeit, die er sich in Absicht des äuſsern Lebens seiner Untergebenen zu Schulden kommen läſst, in Verhältniſs stand. Er schien nicht ohne Selbstgefälligkeit bemerklich zu machen, wie wenig er zu seinem Leben bedürfe, doch wäre es wohl ohne Zweifel besser gethan, wenn er die Hottentotten zu sich heraufzöge und an gewisse feinere Bedürfnisse gewöhnte, als daſs er sich so ganz zu ihnen hinabläſst und ihre Entbehrungen theilt *). Es scheint mir als wenn Herr van der Kemp zum Missionär nicht taugt, theils weil er zu reiner Enthusiast ist und zu ausschlieſslich in der einen Idee des Bekehrungsgeschäftes lebt, theils aber weil er zu sehr Gelehrter ist, das heiſst zu wenig vertraut mit den allgemeinern

*) Wegen des höchst traurigen und armseligen Zustandes des Instituts ward es in der Nachbarschaft, statt Bethelsdorp, spottweise Bedelaarsdorp (das Bettlerdorf) genannt. Der General-Commissär unterstützte es durch ein Geschenk von fünfhundert holländischen Gulden aus der Casse der Regierung.

Kenntnissen, die ihre Anwendung auf das tägliche Leben selbst eines rohen Hottentotten finden. Daher seine Vernachläſsigung des Ackerbaues und der Hand-Arbeiten, die seine Lehrlinge durchaus treiben müſsten, wenn sie glücklich werden sollten, daher auch seine verkehrten Vorstellungen über das Verhältniſs seines Instituts zu den benachbarten Colonisten, von denen er verlangt, daſs sie zur Unterhaltung desselben beitragen sollen. —

Noch in dieser Abgeschiedenheit von der Welt schrieb van der Kemp zwei dicke Werke, die in Europa gedruckt sind. Gegen Ende des Jahrs 1805 lieſs er sich einige heimliche Unruhestiftungen zu Schulden kommen, wegen welcher er nach der Capstadt entboten ward und deren Folgen für ihn nicht ganz erfreulich gewesen sein würden, wenn nicht die Dazwischenkunft der Engländer dem Proceſs ein Ende gemacht hätte. Wenigstens wäre auf jeden Fall sein Institut von dem gefährlichen Puncte an der kafferschen Grenze hinweg und mehr in die Mitte der Colonie verlegt worden. Während der Dauer seines Processes besuchte ich ihn oft und verdanke den Unterredungen mit ihm das mehrste von dem, was ich den Lesern im Folgenden über die Kaffern mittheilen werde.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Kaffernstammes der Koofsa. — Bruchstück aus dem Tagebuche des General Janssens. — Eigne Reise längs der kafferschen Grenze bis nach Graaff-Reynett.

Die Kaffern.

Als die Portugiesen beim Eintritt des sechzehnten Jahrhunderts zuerst die Ostküste von Africa bereisten, fanden sie die Cultur der Völker zunehmend, je weiter sie nach Norden vorrückten und sich solchen Nationen näherten, die mit Europa seit längerer Zeit in Handelsverkehr gestanden hatten. Es bestand zur Zeit ihrer Erscheinung in diesen Gewässern bereits eine Schiffahrt zwischen dem rothen Meere und der malabarischen Küste. Der indische Handel war in den Händen der Araber und der maurischen Völker des nordöstlichen Africa. Menschen von diesen Nationen waren es, die jenen als Lootsen und Unterhändler dienten, und alle Kundschaft von den Gegenden, die sie bis dahin noch selbst nicht bereist

hatten, verdankten sie diesen Miethlingen. Bei ihren Erkundigungen über die Bewohner der südlichen africanischen Küsten, nannten ihnen diese mohammedanischen Führer jene entfernteren Völker mit dem gemeinsamen Namen Kafer *): Leugner, Ungläubige, indem sie damit andeuteten, daſs sie nicht Mohammedaner seien. Genaue Kunde hatten sie von ihnen nicht, denn *Melinde* und *Quiloa* waren die äuſsersten Puncte, bis zu welchen sich ihr Handelsverkehr erstreckte, und etwa bis in diese Gegend hatte die Lehre Mohammeds unter den Völkern der Küste Eingang gefunden.

Ramusio und die Portugiesen Barrros, Castañeda und Faria y Sousa, welche zuerst die Entdeckungen ihrer Landsleute bekannt machten, gaben unvollständige Nachrichten über den nördlichen Theil dieses Landes der Ungläubigen. Sie theilten dem Publicum mit, was die Portugiesen, die sich inzwischen zu *Sofala* und *Mosambique* festsetzten, über ihre näheren Nachbaren

*) Von dem arabischen كَفَرَ (cafara) leugnen. Sprachkundige behaupten nicht ohne Grund, man müsse Cafer, nicht Kaffer schreiben, denn im Arabischen seien die Buchstaben ق Kaf und ك Kef deutlich unterschieden, und diesen Unterschied müsse man um so mehr auch in unsrer Sprache bemerklich machen, da das Wort قَفْر Kafr oder Kjafr eine wüste Ebene bedeute. Eben diese Aehnlichkeit beider Worte hat den Arabern Gelegenheit zu einem Wortspiele und Veranlassung gegeben, daſs sie unter Cafer oder Kafer einen Ungläubigen der Wüste verstehen.

erfuhren, und so fing man frühe an, die Königreiche *Monomotapa*, *Toroa*, *Butua* (und wie die zum Theil eingebildeten, aus Missverständnissen zusammengesetzten Namen noch weiter heissen) von dem Lande der Kaffern zu trennen, zu welchem sie ohne Widerrede, nicht nur nach der ursprünglichen Meinung der *Mauren*, sondern wegen der deutlichen Uebereinstimmung der Hauptcharaktere dieser Völker mit denen der heutigen Kaffern gehören. Nicht eher erfuhr man nun etwas Näheres über ein Volk dieses Namens, als bis sich die holländische Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung bis gegen die Grenzen des Kafferlandes auszudehnen anfing, bei welcher Gelegenheit der fast vergessene Name wieder hervorgesucht ward. Dafs man drei ganze Jahrhunderte lang dieses Volk aus den Augen verlieren konnte, daran war die Unzugänglichkeit der Kaffernküste und das geringe merkantilische und politische Interesse Schuld, das diese Nation für Europa hatte. So geschah es, dafs man erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Bekanntschaft mit ihnen erneuerte, die Vasco de Gama und seine nächsten Nachfolger unter so interessanten und vielversprechenden Umständen angeknüpft hatten.

Was nun die bekannten südafricanischen neuern Reisebeschreiber über diese Nation berichtet haben, hat das Interesse dafür in solchem Grade rege gemacht, dafs es verdienstlich erscheinen mufs, sie etwas ausführlicher zu beschreiben. Meine Vorgänger nennen Kaffern den kleinen Stamm im Osten der Colonie, den sie allein besucht haben,

ohne weder die übrigen nicht-hottentottischen Völker des südlichen Africa, noch die Beschreibungen von den entfernteren Küstenbewohnern zu kennen. Sie unterscheiden die *Kaffern* von den *Tambuckis*, den *Imbos*, den *Briquas* u. s. w. und setzen sie den *Mosambiquern* gradezu entgegen. Ich aber bin, theils durch meine Reisen, die mich an zwei weit von einander entlegenen Puncten in das Kafferland führten, theils durch das Studium der obengenannten portugiesischen Werke und einiger neuern darauf Bezug habenden *) zu der festen Ueberzeugung gelangt, daſs alle diese Völkerstämme, alle Wilden südlich von *Quiloa* und östlich von der *Cap-Colonie*, als eine groſse Nation gedacht werden müssen, die sich auf der einen Seite eben so scharf von den Negern und Mohammedanern, als auf der andern von den Hottentotten scheidet, und die wir einstweilen mit dem gemeinsamen Namen Kaffern bezeichnen wollen. Ich trage kein Bedenken, die Grenze ihres Gebiets westlich bis an den Meridian des *Cap Agulhas* auszudehnen, denn bis so weit erstrecken sich kaffersche Stämme im Innern des Landes unter 25° S. B. Von dort

*) Ich meine hier folgende beide: *Mauritz Thomans* Reise und Lebensbeschreibung. Augsburg, 1788. Dieser Jesuit brachte mehrere Jahre als Missionär in Mosambique und den benachbarten Gegenden zu. — Journal of a voyage performed in the Lion, Extra-Indiaman from Madras to Columbo and da Lagoabay in the year 1798 with some account of the manners and customs of the inhabitants of da Lagoabay by *William White* Capt. London 1800.

aus aber muſs die Linie, welche sie von den Korana-Hottentotten, den Buschmännern und Cap-Colonisten scheidet, in südöstlicher Richtung gegen die Quellen des *Oranjeflusses* hin und von diesem Punct gerade nach Süden gezogen werden.

Der allgemeine Character aller Stämme dieser groſsen Nation besteht in folgendem:

An Leibesgestalt unterscheiden sie sich von allen andern Völkern Africa's. Sie sind von ausgezeichneter Gröſse, Stärke und besonderm Ebenmaaſs der Glieder. Ihre Farbe ist braun, das Haar schwarz, kurz und wollig. Ihre Gesichtszüge sind ganz characteristisch und gestatten nicht, daſs man sie ausschlieſslich zu einer der angenommenen Hauptracen des Menschengeschlechts zähle. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Negern die aufgeworfene Lippe, mit den Hottentotten die vorragenden Wangenknochen gemein. Der Bart ist schwach, aber stärker als bei den Hottentotten.

Sie reden eine volltönende, weiche, wohlklingende Sprache ohne Schnalzen. Die Wurzelwörter sind ein- und zweisilbig, ihre Laute einfach, ohne Doppellauter. Ihre Ausrede ist langsam, bedeutend, ruhend auf der vorletzten Silbe. Die Dialecte der Sprache sind auf manchfache Weise von einander abweichend, aber die entferntesten Stämme sind einander verständlich *).

*) M. s. meine Abhandlung über die Sprachen der südafricanischen Völkerstämme im ersten Bande des ethnographisch-linguistischen Archivs von Bertuch und Vater, S. 259.

Sie leben von Rindviehzucht und wenigem Ackerbau. Eine Art von Hirse (*Holcus Caffrorum*) ist ihr einziges Getreide, Milch ihre Hauptnahrung.

Sie sind Halbnomaden und verändern ihre Wohnplätze selten und ungern unter dringenden Umständen, siedeln sich aber leicht an neuen Wohnorten an. An Cultur unter einander verschieden werden die Civilisirteren an dem festeren Bau der Hütten und dem seltneren Wechsel des Wohnorts erkannt.

Der Männer sind weniger als der Weiber, denn die letztern wurden von jeher in den häufigen Kriegen geschont. Daher Vielweiberei und Dienstbarkeit des andern Geschlechts.

Ihre Kleidung — Thierfelle, künstlich gegerbt.

Ihre Waffen, Hassagayen und Knotenstock (*Kirri*); bei einigen Schilder. Vergiftung der Waffen von allen verabscheut.

Ihre Religion, Glaube an Zauberer. Ein unsichtbarer Gott wird angenommen, aber nicht verehrt, auch nicht bildlich dargestellt, noch in den Weltkörpern gesucht.

Religiöse Gebräuche: Einweihungen des Viehes, Wahrsagungen, Beschneidung der Jünglinge von 12 bis 14 Jahren.

Mangel an Schriftzeichen irgend einer Art. — Spuren von bildenden Künsten zeigen sich im ersten Entstehen. Metalle werden gegraben und bearbeitet.

Der Kaffer ist kriegerisch, und grausam gegen seine Feinde; dem Freunde treu ergeben, aber

mifstrauisch selbst gegen die Seinen; daheim im Frieden träge und unbeschäftigt, er liebt die Reinlichkeit und den Putz und hält auf eheliche Treue. Er ist mäſsig und haushälterisch. Die mehrsten zeigen viel gesunden Verstand; aber auch die Verständigen machen sich nicht los von grobem Aberglauben.

Eine ungezählte Menge von Stämmen sind unter dem Volke begriffen, jeder derselben von einem eignen unabhängigen Oberhaupte regiert, dessen Würde auf seine Nachkommen forterbt. Doch sind auch Beispiele von Usurpatoren nicht selten. Innere Kriege nicht nur eines Stammes gegen den andern, sondern abtrünniger Feldherrn gegen den Fürsten stören seit jeher die Ruhe dieser Völker nnd verhindern sie, an Cultur und Bevölkerung zuzunehmen. Die Bevölkerung aber würde bei dem trefflichen Clima, bei der Körperkraft des Kaffern und der Sitte der Vielweiberei sich ohne die Kriege ins Unendliche mehren, und ist daher selbst die Ursache der Kriege. Denn von der Ausdehnung an Masse und Gebiet sind Eingriffe in die Rechte des Nachbaren und dessen Widerstand unzertrennlich.

Diese wenigen Züge mögen hinreichen, die Nation in ihrer Gesamtheit zu characterisiren. Indessen man in ihnen ein mehr als halb gesittetes Volk erkennt, stehn die Hottentotten, die nächsten Nachbaren der Kaffern, als ein, auf höchst merkwürdige Weise isolirtes, in den unwirthbarern südwestlichen Winkel des Landes zurückgedrängtes Volk neben ihnen da, auf einer weit niedrigern Stuffe körperlicher Kraft und Schönheit, arm an

Sprache und Geist, ohne bürgerliche Verfassung und Gesetze, zum Theil ohne Eigenthum, eine Menschenrace von den Kaffern unterschiedner, als der Muselmann von dem Britten. Unerklärlich wäre dieser Sprung, wollte man annehmen, diese Völker hätten von jeher neben einander gewohnt, und es ist mehr als wahrscheinlich, daſs die Kaffern ein von fernher eingewandertes Volk sind. Zwar geht vielleicht Barrow, der zuerst diese Muthmaaſsung wagte, zu weit, wenn er annimmt, daſs sie geraden Wegs aus Arabien hiehergewandert und Abkömmlinge von Beduinenstämmen seien. Ihre Abstammung scheint mir älter; in so wenigen Jahrhunderten geht ein Volk nicht soweit rückwärts in seiner Cultur, man würde doch noch Spuren von Schriftzeichen, deutlichere Merkmale ihrer vormaligen Sprache und Sitten an ihnen bemerken. Wahr ist es, die Sitte der Beschneidung, einige geringe Kenntniſs der Astronomie, ihr Aberglaube und die schwachen Spuren arabischer Abstammung in manchen ihrer Wörter und Namen möchte fast die Zweifel hinwegzunehmen scheinen, aber alle diese Merkmale beweisen nur, daſs die Kaffern von einem gebildeteren Volk abstammen, als sie jetzt selbst sind und als die Urväter der Hottentotten gewesen sein können. Es mag genügen, anzunehmen, daſs eine groſse Wanderung die ganze Ostküste Africas bevölkert habe, denn nicht wahrscheinlich ist es, daſs die Kaffern allein sich von Arabien und Aegypten bis hieher sollten durchgeschlagen haben. Es bedurfte vieler Generationen, ehe sie hieher kamen und nichts streitet gegen die

Vermuthung, daſs die nördlichen africanischen Küstenvölker asiatischen Ursprungs und die nächsten Vorfahren der Kaffern seien *). Schon der leichte Eingang, welchen der Mohammedanismus bei ihnen fand, möchte dafür als Beweis dienen können. Mehr aber als Alles entscheidet die Gesichtsbildung, die so wenig der Negerphysionomie, als den Hottentottenzügen entspricht und äuſserst characteristisch ist. Herr Barrow bemerkt sehr richtig, daſs sie der europäischen gleiche und in der That hat sie von dieser mehr, als von jenen beiden, aber diese Aehnlichkeit gilt nur von den festen Lineamenten, den Gesichtsknochen und der Schädelbildung. In ihren Mienen liegt etwas ganz eigenthümlich Nationales, das auch abgesehen von der Gesichtsfarbe und dem Haarwuchs den Kaffer auf den ersten Anblick von dem Europäer unterscheiden würde. In beiden letztern Kennzeichen haben die Uebersetzer der Barrowschen Reisen **) den Hauptgrund gefunden, seine Meinung über ihre Abstammung zu bezweifeln, und dabei besonderes Gewicht auf den Umstand gelegt, daſs er die Farbe einzelner Stämme schwarz nennt. Sie ist es aber bei

*) Von uralten Zeiten her hatten höchstwahrscheinlich schon Einwanderungen aus Arabien in das gegenüberliegende Africa statt. (M. s. Heeren Ideen üb. d. Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, S. 237.) Und bei den Troglodyten, einem der nördlichsten aethiopischen Völker, war die Beschneidung üblich (Ebend. S. 245).

**) Erster Theil (Leipziger Uebersetzung) S. 263. — Zweiter Theil, Uebersetzung von Ehrmann, S. 141.

keinem, sondern eben dadurch unterscheidet sich der Kaffer mit von dem Neger, dafs seine Haut, wenn sie von allem fremden (in der Regel mineralischen) Ueberzuge gereinigt wird, eher hell als dunkelbraun zu nennen ist. Der krause Haarwuchs pafst nun freilich schlecht zu einem Volke von asiatischer Herkunft, allein man darf hier nie vergessen, dafs wenn überhaupt eine solche angenommen werden soll, sie weit in das Alterthum hinaufgeschoben werden mufs. Eine Folge von Jahrtausenden war erforderlich, ehe das africanische Clima seine umwandelnde Kraft an den lockern Gebilden der Haut (Haar und Pigment) üben konnte, aber die festen Theile, der Knochenbau, blieben auch unter den neuen climatischen Einflüssen national, so lange die Eingewanderten sich nicht mit den Urbewohnern vermischten. —

Wäre es so ganz widersinnig, die Urväter der Kaffern unter den aethiopischen Völkern zu suchen, die ihre Caravanenzüge nördlich bis Meroë und in das glückliche Arabien, auf der andern Seite aber in die entferntesten Gegenden des südlichen Africa ausdehnten *)? Alterthumsforscher mögen entscheiden, wie weit eine solche Vermuthung zuläfslich ist. Ich erinnere aber an die grofsen Ruinen in *Butua* beim *Barros* (*Dec. I. Livr. X. Cap.* 1.), wo die daselbst wohnenden Völker den Kaffern sehr ähnlich be-

*) Ich berufe mich abermals auf Heeren, der zugleich das Hirtenleben dieser Völker mit ihren Caravanenzügen auf eine sehr sinnreiche Weise in Uebereinstimmung bringt. Im angeführten Werke S. 317. u. s. w.

schrieben werden, und an die Agasymba des Ptolomaeus. Die Aehnlichkeit einiger wenigen kafferischen Worte mit arabischen von gleicher Bezeichnung wäre dann auf die Abstammung beider von demselben Uridiom zu deuten, oder noch natürlicher etwa, anzunehmen, daſs diese Wörter bei dem vormaligen Handelsverkehr von einer Sprache in die andre übergegangen sein.

Um meine Leser nicht durch die Mittheilung einer ausführlichen Untersuchung über diesen Gegenstand zu ermüden wage ich es, folgende Bemerkungen als Ahnungen der Resultate aufzustellen, zu welchen eine genauere Bekanntschaft der africanischen Völker vielleicht dereinst führen möchte.

1) Das südliche Africa ward von dem nördlichen aus bevölkert.

2) Die Unbewohnbarkeit groſser Landstriche im Innern hinderte den gleichmäſsigen Schritt dieser Bevölkerung.

3) Sie folgte zunächst den Küsten, und zwar gelangten die Kaffern an der Ostküste, die Hottentotten aber längs der Westküste bis an die südliche Spitze.

4) Die gebirgige Ostküste verschaffte den Hirtenvölkern eine leichte glückliche Subsistenz, zugleich ist Africa von Osten her tiefer landeinwärts bewohnbar, als an der westlichen Hälfte. Daher ward hier ein kräftiger Menschenstamm, der sich nur langsam gegen Süden ausbreitete.

5) An der flachen (südlich vom Aequator ganz sandigen) Westküste dagegen, bot die Natur weniger Hülfsmittel und trieb den Menschen mehr

zur

zur Jagd als zum Hirtenleben. Er verlor den Grad von Cultur, auf dem der Bewohner der Ostküste sich noch erhielt und breitete sich, obgleich ärmer an Körperkraft und an Nachkommenschaft, dennoch, gedrungen durch das Clima, durch seine Beschäftigung und die Unstätigkeit seines güterlosen Lebens schneller nach Süden hin aus.

6) Auf diesem Wege erreichte der Hottentott die Südküste mehrere Jahrhunderte früher, als der Kaffer. Er hatte noch Zeit, sich wieder mehr zum Hirten zu bilden, wozu der gemäſsigtere Erdstrich ihn einlud, und indessen die Gonaaquas an den fruchtbaren Ufern des *Chamtoosflusses* sich zu einem friedlichen Hirtenvolke umgestalteten, sanken die Saabs *), die auf den öden und dürren Thonebenen zurückgeblieben waren, immer tiefer auf die niedrigste Stuffe des physischen Lebens hinab.

7) Mit jedem Schritte weiter nach Osten fanden die Hottentotten das Land ergiebiger. Sie bevölkerten es bis weit über die heutigen Grenzen der Colonie und des Kafferlandes hinaus. Denn noch heutiges Tages tragen dort die Flüsse und Berge hottentottische Namen.

8) Aber sie wurden zurückgedrängt von den Kaffern, die inzwischen von Norden herabgekommen waren und ihnen nunmehr hier begegneten. Dieses Zusammentreffen hatte Statt lange vor der

*) Saab ist der coranasche Name des Bosjesman, welchen letztern Ausdruck ich deshalb vermeide, weil er bei den mehrsten Lesern noch immer die irrige Nebenvorstellung von einem Bewohner waldiger Gegenden herbeiführt.

Umschiffung durch die Portugiesen, denn Vasco da Gama traf an den Küsten von *Terra do Natal* und *Terra da boa paz* schon Kaffern.

9) Der Ursprung der Kaffern ist am ungekünsteltsten von den nördlichen aethiopischen Völkern anzunehmen. Von allem, was wir über die Bewohner der Ostküste wissen, widerspricht nichts dieser geraden Abstammung von den Troglodyten und Macrobiern. Die vermittelnden Völker des östlichen tropischen Africa sind zwar deutlich durch die climatischen Merkmale ihrer Gesichtsbildung und Farbe unterschieden, aber dennoch erkennt man in ihnen die Verwandten der Kaffern wieder, und unterscheidet sie leicht von den wahren Negern des westlichen Africa.

10) Ueberhaupt ist eine auffallende Uebereinstimmung der Kaffern und Mosambiquer und Madagascaren und Zangebaren und Abyssinier u. s. w. in Gestalt, Sitten und Lebensart erweislich.

Was zunächst die Ausdehnung des Kafferlandes betrifft, so würden in der oben angenommenen weiteren Bedeutung allerdings alle heidnischen Völker bis nach *Quiloa*, vielleicht bis nach *Mombaza* hinauf mit hinzuzurechnen sein, allein unsre Kenntniſs von den nördlichsten derselben ist zur Zeit noch zu unvollständig, als daſs sie in eine verhältniſsmäſsig ausführliche Beschreibung des Ganzen mit hineingezogen werden dürften. Von dort bis 25° S. B. ist daher der unbekannte Theil des Kafferlandes, über welchen wir noch nähere Nachrichten zu erwarten und uns vorerst mit Pater Thomans dürftigen Notizen zu begnügen haben. Etwas ge-

nauer kennen wir die Kaffern in der Gegend der *da Lagoa Bai*, seitdem William White seine schätzbaren Beobachtungen über ihre Bewohner bekannt gemacht hat, die in der Folge zu interessanten Vergleichungen Gelegenheit geben werden. — Eine dritte Region des Kafferlandes, in der es schon heller zu werden beginnt, ist die der *Beetjuanen* im Innern des südlichen Africa, zwischen 16 und 25° S. B. Von ihnen wird im folgenden Theile dieses Werkes, der uns selbst in ihr Land führt, ausführlicher die Rede sein und bis dahin mögen die vorläufigen Nachrichten, die ich darüber an einem andern Orte *) mitgetheilt habe, dem Wifsbegierigen genügen. — Am vollständigsten sind aber diejenigen Kafferstämme bekannt geworden, die an dem südlichsten Theile der Ostküste zwischen 29 und 33° S. B. wohnen. Von ihnen wird hier eine genauere und ausführlichere Beschreibung folgen, als wir bis jetzt noch gekannt haben **). Durch sie mufs ich die Erzählung von

*) Bertuchs allgemeine geographische Ephemeriden, Mai 1807.

**) Eben da an diesem Bogen bereits gedruckt wird, erhalte ich aus Holland meines Freundes Alberti, vor wenigen Monaten erschienenes Werk über die Kaffern, das den Titel führt: De Kaffers aan de Zuidkust van Africa, natuur- en geschiedkundig beschreven. Diese Beschreibung ist allerdings noch viel ausführlicher als die meinige. Ich werde daher das Wichtigste daraus hier mit einschalten und solche Zusätze unterscheidend bemerken. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, dafs van der Kemp seine Bemerkungen über die Kaffern bereits vor neun Jahren dem Missions-Institut

den Begebenheiten unsrer Reise eine Zeitlang unterbrechen, damit diese demnächst desto verständlicher werde.

Nicht immer war die Gegend, in welcher Sparrman, Le Vaillant und Barrow die Kaffern kennen lernten, von ihnen bewohnt. Es ist, wie oben erinnert, wahrscheinlich, daſs Hottentotten sie vormals inne hatten, und es leuchtet aus vielen Umständen hervor, daſs diese Kaffern, selbst in frühern Zeiten ein glücklicheres Land bewohnt haben und seit sie sich in der Nähe der Hottentotten aufgehalten, in ihrer Cultur rückwärts gegangen sind. — Sie stehn auf einer niedrigern Stuffe sittlicher Bildung, als die Kaffern im Innern, die *Beetjuanen*.

Ehe ich zu der Beschreibung ihrer Sitten und Lebensart übergehe, muſs ich der Verdienste erwähnen, welche sich Hr. Barrow um unsre Kenntniſs dieses Volks erworben hat. Seine Bemerkungen über die Kaffern sind mit besonderem Beobachtungsgeist und Fleiſs zusammengetragen und den Hauptsachen nach durchaus richtig. Ich bin ihm um so mehr diese dankbare Erwähnung schuldig, da ich an andern Orten manche seiner Ansichten getadelt habe und dadurch leicht in den Verdacht gerathen könnte, als wollte ich seinen Meinungen ihren Werth entziehen, um das eigne Verdienst

zu London mitgetheilt hat, von welchem sie im Evangelical Magazine, Febr. 1802, bekannt gemacht wurden. Eine deutsche Uebersetzung davon findet sich in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, Jul. und Sept. 1802.

desto mehr zu heben. Ich bitte, zu erwägen, daſs das Lob leicht in wenigen Worten ertheilt ist, dahingegen jeder Tadel, jede Berichtigung zum Beweis auffordert, also schon deshalb öfter und ausführlicher sich darstellt. Tadelnswerth wäre es aber, die Berichtigungen und Rügen deshalb zu unterdrücken, weil sie einen allgemein geschätzten Schriftsteller treffen, ja sie sind dann vielmehr um so nöthiger, weil das Vorurtheil sich immer allgemeiner verbreitet, je berühmter der Name dessen ist, der es erregte. Ich will es mir auch nicht zum Verdienst anrechnen, daſs ich manches klarer und vollständiger sah als er, indem mir durch seine Nachforschungen die Bahn bereits geebnet und die mehrsten Untersuchungen vorbereitet waren. Wem es um eine genaue Kenntniſs von diesem Kafferstamm zu thun ist, der halte Barrows Nachrichten neben den meinigen nicht für überflüssig, denn ich vermeide geflissentlich jede gedehnte Wiederholung von allem dem, was er vollständig und richtig beschrieben hat. Wo aber meine Angaben mit den seinigen in Widerspruch stehen, da bitte ich zu glauben, daſs ich aus voller Ueberzeugung, jene als die richtigern erkannt habe. —

Sie nennen sich selbst *Koossa* oder *Kaussa* und haben für den Inbegriff ihrer Völkerschaft den allgemeinen Ausdruck: *Ammakosina.* Sie nehmen es sehr übel, wenn man sie Kaffern nennt *) und

*) Wie sehr verachtet der Name Kaffer überhaupt in der ganzen Colonie ist, beweiset auch der Umstand, daſs die Henkersknechte in der Capstadt, die aus der Zahl der zum Festungsbau verurtheilten Schwarzen genommen werden, von jeher Kaffern genannt wurden.

haben dazu um so mehr Ursach, da in ihrer Sprache *f* sehr selten, *ff* und *r* aber niemals vorkommen.

In Absicht der Leibesgestalt gilt von den *Koossa* dasselbe, was unter den allgemeinen Merkmalen der Kaffernation angeführt ist. Die Männer besonders sind von schönem, kräftigem, schlankem Bau, ihre Glieder haben das glücklichste Ebenmaafs; die Mehrsten haben eine Gröfse von fünf Fufs und sechs bis neun Zoll. Viele sind auch um ein ansehnliches gröfser, z. B. der König Geika selbst, sehr wenige aber sind kleiner. (Nur einmal sah Alberti unter ihnen einen Menschen, der nicht mehr als fünf Fufs maafs und dabei einen ungewöhnlich kurzen Hals hatte. Dieser aber war ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes). Der Schädel der Kaffern ist hochgewölbt und von angenehmer Form, das Auge lebhaft, die Nase nicht platt, sondern mit erhabenem Rücken, die Zähne von blendender Weifse. Sie halten sich in aufrechter Stellung sehr gerade, ihr Gang ist fest und edel, ihr ganzes Aeufsere verkündigt Kraft und Muth.

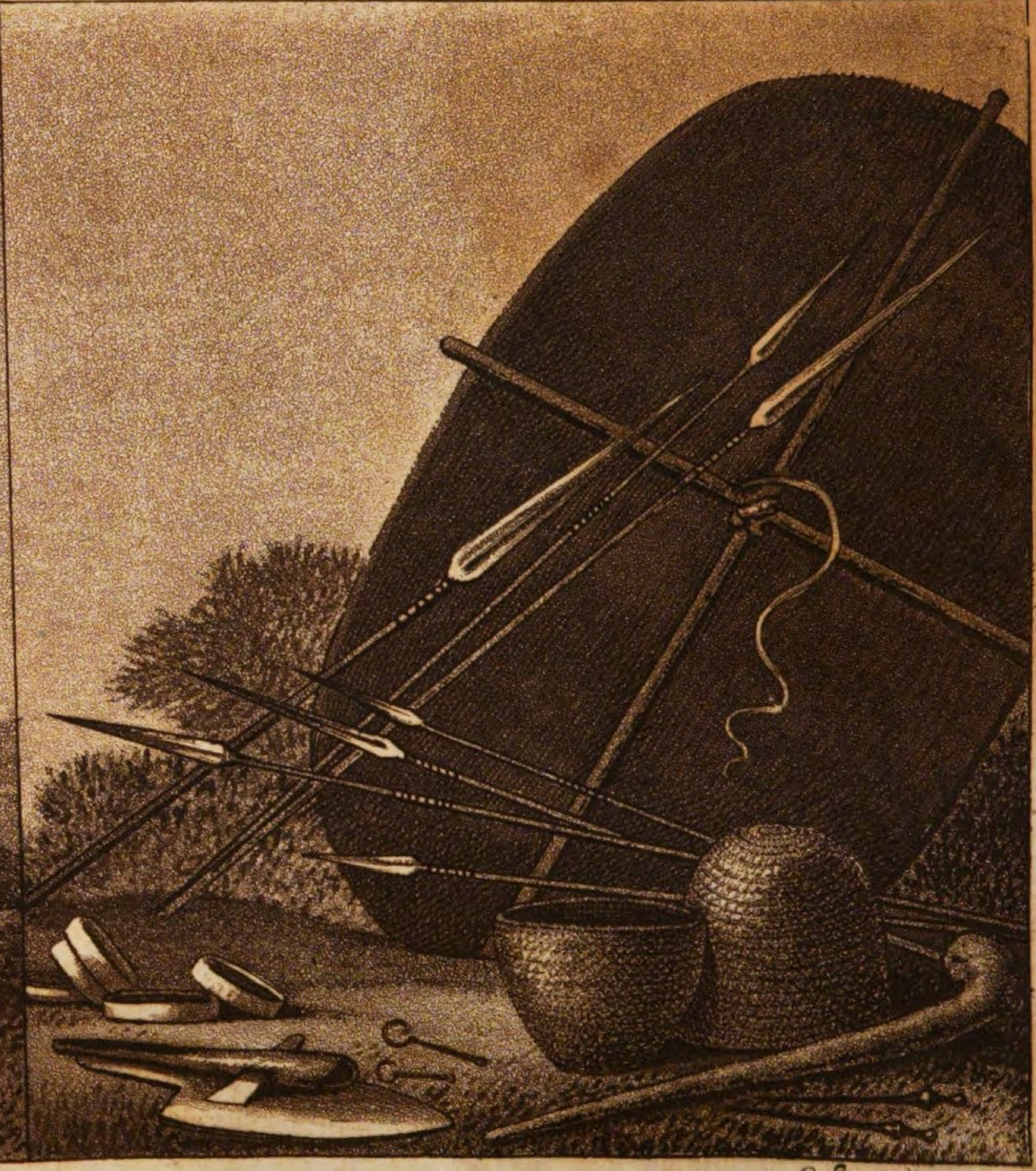
Die Weiber sind nicht weniger schön, nur durchgängig kleiner, selten über fünf Fufs grofs. Eine sehr feine Haut, schöne Zähne, angenehme Gesichtszüge, in denen sich Frohsinn und Zufriedenheit ausdrückt, und ein schlanker voller Wuchs machen ihre Gestalt auch in den Augen eines Europäers ganz anlockend. Nur scheinen die dunkle Hautfarbe und das kurze, in schmale Zotten zusammengedrehte schwarze Haar, den angenehmen Eindruck etwas zu stören, ehe man sich an diesen

III. S. 406



J. Rösel del 1811.

Kaffer und Kafferin vom Stamme der Koossa.



F. Leopold fec. aqua fort.

Waffen, Zierrathen und Hausgeräth der Koossa.

Anblick gewöhnt. Auch bei den Kafferinnen findet sich, wie bei den Hottentottinnen, derselbe eigenthümliche Bau gewisser Theile, von welchem die ältern Reisenden soviel Widersinniges gefabelt haben. —

Männer und Frauen haben die allgemeine Gewohnheit, den Leib mit rothen Erdarten, (gewöhnlich mit Eisenrahm) zu färben. Sie tragen diese Farbe mit Wasser auf und bestreichen sich nachher, wenn sie trocken geworden sind, reichlich mit Fett, eine Sitte, zu der sie ihr warmes trocknes Clima wohl ziemlich natürlich veranlafst. Diese Einreibung wird nicht täglich, sondern etwa alle drei bis vier Tage erneuert. Nur wenige *Koossa* findet man tattowirt, aber bei den fernern Kafferstämmen kommt diese Sitte ziemlich häufig vor.

Krankheiten sind unter ihnen selten, und ihre mäfsige Lebensart bei wenig Sorgen und hinlänglicher körperlicher Anstrengung erkläret dies hinreichend. Die mehrsten Todesfälle erfolgen nach einem hitzigen Fieber mit hervorstechenden gastrischen Zeichen. Sie gebrauchen dagegen äufsere und innerliche Mittel, deren Nutzen die Erfahrung sie kennen gelehrt hat, aber die Wirkung derselben wird allemal als Zauberei oder vielmehr als eine Entzauberung betrachtet und eben daher ist ihr Vorrath von Arzneimitteln denn auch reich an den widersinnigsten Medicamenten, die wir sympathetische nennen würden. — Zu gewissen Zeiten sind diese Fieber bei ihnen epidemisch, dann halten sie sie nicht für eine Wirkung von Zaubermitteln und gebrauchen ört-

liche Aderlässe dagegen. Es scheinen dann nemlich rheumatische Beschwerden, Gliederschmerzen hinzuzukommen, welche sie durch Abzapfen von Blut erleichtert fühlen. Auf dem kranken Gliede werden mit einem spitzen und scharfen Eisen mehrere Einschnitte in die Haut gemacht und die Wunden vermittelst aufgesetzter Schröpfköpfe, die aus den queer abgeschnittenen und oben durchbohrten Enden von Rinderhörnern bestehn, ausgesogen. Schon Kolbe beobachtete diese Art zu schröpfen bei den Hottentotten des vorigen Jahrhunderts und hat sie in seinem Werke beschrieben und abgebildet. *Wechselfieber* sind bei ihnen durchaus unbekannt; ihr Land ist trocken, Seen und Moräste giebt es gar nicht und ihre Hütten bauen sie meistens 3 bis 400 Schritt von dem Flusse, woraus ihr Vieh getränkt wird.

Die *Kinderblattern* haben zu verschiedenen Zeiten heftig unter ihnen gewüthet und zwar noch in den neueren Zeiten. Denn man sieht häufig Menschen von 30 Jahren die stark blatternarbig sind. In der Colonie aber herrschten die Blattern zuletzt 1753 und 1754 *). Sie meinen, diese Krankheit sei ihnen durch Corallen mitgetheilt, die sie von einem entfernten Völkerstamm eingehandelt hatten, Andre sind der Meinung, die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes müsse sie ihnen gebracht haben. Wir werden in der Folge sehen, was davon zu glauben.

*) Dies zur vorläufigen Berichtigung von Barrow (Zweiter Theil, Seite 147 der Ehrmannischen Uebersetzung). Mehr davon im sechsten Abschnitt.

Venerische Krankheiten sind ihnen ganz unbekannt. Ein Mann, der zu einem Kafferstamme gehörte, der eine Zeitlang in der Gegend der *Zwartebergen* im District *Graaffreynett* gelegen hatte, brachte diese Krankheit aus der Colonie mit. Er ward aber sogleich gebannet, als man die gefährliche Natur dieses Uebels den Andern entdeckte und durfte sich nicht eher wieder sehen lassen, als bis er völlig geheilt war.

Allen Nachforschungen ungeachtet habe ich keine Spur von chronischen Ausschlagkrankheiten unter ihnen entdecken können. Ihre Antworten lassen mich sogar vermuthen, daſs sie überhaupt auſser den Blattern keine ansteckenden Krankheiten kennen.

Als etwas höchstsonderbares muſs ich bemerken, daſs man unter allen diesen Menschen nie einen niesen, gähnen, husten oder sich räuspern sieht. Ich berufe mich nicht bloſs auf meine Erfahrung, sondern auf das Zeugniſs aller meiner Gefährten und Gewährsmänner. Sie kennen also keinen Schnupfen, keinen Lungencatarrh und wie man fast vermuthen sollte, auch keine Langeweile und Schläfrigkeit. Eben so merkwürdig ist es, daſs sie unter einander einen gewissen Anstand nie aus den Augen verlieren. Nie sieht man z. B. einen *Koossa* sich in andrer Gegenwart jucken und kratzen, so wenig sie im Ganzen auch frei von Ungeziefer sind. Noch viel unerlaubter sind Unanständigkeiten gröberer Art. Ein kleiner Knabe, dem einmal in van der Kemps Gegenwart eine solche entfuhr, ward sogleich unter allgemeinem Unwillen der Anwesenden aus der Thür gesetzt.

Unter den *Koossa* ist durchaus keine Spur einer äufsern Gottesverehrung anzutreffen. Sie glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, das die Welt erschaffen hat, aber in ihrer Sprache ist dafür (nach van der Kemps Versicherung) kein Ausdruck. Sie haben ein Wort dafür von den *Gonaaquas* übernommen und nennen Gott nunmehr Thiko (Bei jenen aber lautet es Theuke, welches Wort nach van der Kemp: *Schmerz-Erreger* bedeutet, und von andern Kaffern habe ich es auch wohl Thauqua aussprechen gehört).

Desto gröfser ist ihr Aberglaube an Zauberei und Wahrsagen. Merkwürdig ist es, dafs sie sich unter andern auch aus den Händen wahrsagen lassen. Es giebt unter ihnen Menschen, die sich eigends mit Zaubern und Wahrsagen beschäftigen und gewissermaafsen den Rang von Priestern einnehmen *). Die Missionäre, die bis jetzt noch zu ihnen gekommen sind, haben es nicht vermeiden können, für Zauberer gehalten zu werden und van der Kemp selbst hat hauptsächlich dieses Umstandes wegen ihr Land verlassen. Denn als einst eine grofse Dürre geherrscht hatte, schickte die Königin Mutter einen Boten zu ihm mit der Weisung, er solle Regen schaffen, (wie sie denn überhaupt an

*) Einer meiner gelehrten Freunde erinnert mich bei dem Lesen dieser Stelle an die Zigeuner, mit welchen die Kaffern auch aufserdem wohl noch manche Aehnlichkeit haben. Es möchte indessen doch wohl schwer sein, über die muthmaafslichen Ursachen dieser Uebereinstimmung etwas zu sagen, wenn man anders nicht ein zu grofses Gewicht auf die vermuthliche Abstammung beider aus dem nordöstlichen Africa legen will.

eine grofse Macht der Zauberer über die Veränderungen des Wetters glauben), komme in drei Tagen kein Regen, so werde man ihn als Feind und Verräther behandeln. Denn er rühme sich des Umganges mit Gott, und seiner besondern Zuneigung; besitze er die wirklich, so könne Gott ihm den Regen nicht weigern u. s. w. Zufällig fiel in der bestimmten Zeit ein Regen und rettete ihn für dasmal; desto dringender forderte man aber von ihm ähnliche Dienste in der Folge, und als seine Gebete ein Paarmal hinter einander den erwünschten Erfolg nicht hatten, mufste er wirklich, seiner persönlichen Sicherheit wegen, das Land verlassen. Der König, der vernünftiger dachte, schützte ihn lange Zeit, rieth aber endlich selbst zur Abreise. Überhaupt äufserte Geika viel hellere Vorstellungen über ähnliche Gegenstände, als einer seiner Unterthanen, aber dies Vertrauen auf das Gebet der Christen theilte er mit ihnen, und Buis erzählte uns, dafs er oft für ihn habe beten müssen, besonders einmal in einer gefährlichen Krankheit, von welcher er genafs und ihm nun desto eifriger zugethan ward.

Die *Koossa*, um etwas zu betheuren oder sich zu verpflichten, schwören bei ihrem Könige oder dessen Vorfahren: *Non Geika*, *Non Chachábe*, *Non Khambuhsje*, u. s. w.

Es giebt Stellen, an welchen Niemand vorüber gehen darf, ohne einen Stein, einen Zweig oder eine Handvoll Gras darauf zu werfen. Sie wissen den Grund davon nicht anzugeben; wahrscheinlich aber sind es Gräber verdienter Personen,

deren Leichen der fromme Aberglaube vor dem Ausscharren der wilden Thiere bewahren will, indem er jedem Vorübergehenden gebietet, den Grabhügel durch das Hinzuwerfen von Steinen und Sträuchen zu erhöhen. Dafs bei den *Gonaaqua-Hottentotten* dieselbe Sitte herrsche und dafs diese die Bedeutung derselben noch kennen, ist oben (S. 229) erwähnt.

An der Mündung des Flusses *Keissi* (*Keiskamma* der Hottentotten) liegt ein Anker von einem gestrandeten Schiff. Chachábe, der Grofsvater des jetzigen Königs, liefs davon ein Stück abschlagen und es trug sich zu, dafs der, welcher diese Arbeit verrichtet hatte, bald darauf starb. Seitdem hält man es für ein zauberisches Wesen, das Macht habe über die See und über die zugefügte Beleidigung zürne; man hat ihm einen Namen gegeben und jeder, der vorübergeht, grüfst es bei diesem Namen.

Wenn ein Elephant nach einer, gewöhnlich sehr langen und mühsamen Jagd glücklich erlegt ist, sucht man sich deshalb bei ihm zu entschuldigen und erklärt dem todten Thiere feierlich, es sei nicht absichtlich, sondern zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, oder um ihm die Macht zu schaden zu nehmen, wird zugleich der Rüssel des Elephanten abgeschnitten und feierlich begraben. Dabei wiederholen sie häufig die Worte: Der Elephant ist ein grofser Herr und der Rüssel ist seine Hand. (Alberti.)

Ihre Lieder lernen sie von dem Stamme *Mathimba* (Barrows Tambuckis), die ihnen er-

zählen, dafs sie selbst sie erst lernten von Vögeln mit Menschenköpfen, die sie in ihrem Lande hätten und die sie bei Nacht belauschten. Der Sinn der Lieder selbst ist nicht zu enträthseln und der Text, den sie zur Melodie singen, besteht nicht ganz aus Wörtern, sondern gröstentheils aus einzelnen Silben, die ihnen selbst unverständlich sind.

Es geht unter ihnen die Sage von einer grofsen unterirdischen Höhle, weit im Norden ihres Landes. Aus dieser hat ihr Rindvieh den Ursprung genommen und noch jetzt könnte man daraus Ochsen und Kühe in Menge bekommen, wenn man die Höhle nur wiederfände und dann am Eingange stillschweigend Lockspeise hinlegte. Das Vieh würde dann zum Vorschein kommen, sich einfangen lassen und Segen bringen über den Besitzer.

Zuweilen, so erzählte Buis, verbrennen sie einen ganzen Ochsen lebendig. Der davon aufsteigende Rauch ist ein Gegenstand ihrer aufmerksamsten, fast andächtigen Betrachtung, aber es ist ihm nicht geglückt auszumitteln, was sie sich dabei denken.

Zaubermittel sind ferner die einzigen, die sie gegen Krankheiten anwenden. Sie leiten alle ihre Krankheiten ab von dreierlei Ursachen, nemlich von Zauberei ihrer Feinde oder von Zorn gewisser Wesen, deren Sitz sie, wie es scheint, in den Flüssen suchen, oder von der Macht böser Geister. Die Heilung besteht im ersten Falle in Zaubermitteln von mancherlei Art, von denen einige aber allerdings auch vortheilhafte natürliche Wirkung auf den Kranken haben können, im andern versöhnen sie

den beleidigten Flufsgott dadurch, dafs sie ein vierfüfsiges Thier, einen Hund, einen Hasen in Stücken zerschneiden und ins Wasser werfen. Ist aber ein böser Geist im Spiel, wie sie deren mehrere, z. B. unter den Namen *Thokilohse* und *Umsjuluhgu* kennen, so mufs er ausgetrieben werden. Bei diesem Werke, welches die Zauberer verrichten, sieht ihn das leicht getäuschte Volk in Gestalt eines Thieres, z. B. einer Schlange, einer Wespe oder Spinne ausfahren und nun ist nichts wichtiger, als dieses zu erhaschen und zu tödten.

Folgendes theilt noch Alberti in seiner Beschreibung, darüber mit: Die *Koossa* haben keine eigentliche Priester, noch gottesdienstliche Gebräuche. (Daraus erklärt er zugleich den gänzlichen Mangel an Traditionen). Sie kennen nur Zauberer und zwar wohlthätige und bösartige. Nur durch die Hülfe jener, können die nachtheiligen Wirkungen dieser besiegt werden. Gröfstentheils sind es nur alte Frauen, die sich mit der Zauberei in jenem ersten bessern Sinne abgeben, und die von diesem Betruge sich ihren Unterhalt erwerben. — Glaubt man, dafs eine Krankheit durch Zauberei enstanden sei, so wird eine solche Zauberin herbeigeholt. Diese legt dann dem Kranken eine gewisse Anzahl aus Kuhmist verfertigter Kugeln auf den Unterleib, der überhaupt als der Sitz aller innern Krankheiten betrachtet wird, dreht diese unter mancherlei geheimnifsvollen Gebehrden und Worten häufig um und bringt endlich eine Schlange, Schildkröte, oder Eidechse zum Vorschein, wobei sie schwört dies Thier sei dem Kranken durch Zau-

berei beigebracht und die Ursache der Krankheit gewesen. Stirbt der Kranke dennoch, so sagt sie gewöhnlich, die ihm bestimmte Lebenszeit sei geendigt und er würde auch ohne die Einwirkung der feindlichen Zauberei gestorben sein, oder sie erklärt offenherzig, die Kunst des bösen Zauberers sei stärker als die ihrige. Vor dem Anfang der Cur bekommt sie eine Belohnung, die gewöhnlich in einem Stück Rindvieh besteht, mufs diese aber wieder herausgeben, wenn ihre Mittel unwirksam bleiben. —

Uebrigens ist man mit der Wiederherstellung des Kranken allein nicht zufrieden, sondern verlangt, den, der die Krankheit durch Zauberei erregt hat, entdeckt zu sehen. Zu dem Ende mufs sich die ganze Horde versammeln; die Zauberin begiebt sich allein in eine Hütte und giebt vor, dort schlafen zu wollen, um den Missethäter im Traume zu sehen. Unterdessen tanzt und singt das Volk draufsen eine Weile lang, endlich treten die Männer an die Hütte und bitten sie zum Vorschein zu kommen. Anfangs weigert sie sich, dann bringt man ihr eine Anzahl Hassagayen zum Geschenk und nun tritt sie mit diesen Wurfspiefsen in der Hand, das Augenlied, den Arm und Schenkel an der linken Seite weifs, an der rechten aber schwarz gefärbt, nackt und nur um die Hüfte bedeckt, aus der Hütte, worauf sie sogleich vom Volke umringt und mit Mänteln von allen Seiten bedeckt wird. Jetzt verlangt man, sie solle den bösen Zauberer nennen. Auch dagegen weigert sie sich eine Zeitlang, plötzlich aber wirft sie die

Mäntel von sich ab und stürzt mit den Hassagayen zwischen das Volk und trifft damit den, den sie als den Schuldigen bezeichnen will. Sogleich bemeistert man sich seiner, ehe man ihn aber zur Strafe führt, muſs die Frau angeben, wo er seine Zaubermittel versteckt habe. Sie nennt einen Ort, man begiebt sich dahin, sie bringt einen Schädel oder sonst einen, oft nur vorgeblichen Theil eines menschlichen Körpers zum Vorschein und nun ist der Angeklagte des Verbrechens überwiesen. Die Strafe, die das Oberhaupt mit seinen Räthen bestimmt, besteht gewöhnlich darin, daſs der Missethäter unter Ameisen vergraben und von ihnen zu Tode gequält, oder auf die Erde gelegt und mit glühend gemachten Steinen bedeckt wird. Ueberlebt er diese Qualen, so wird er doch aus der Horde verbannt, seine Hütte eingeäschert und alle seine Haabe fällt dem Oberhaupte und seinen Räthen anheim. Es soll daher sich zuweilen zutragen, daſs ein Mann, der ungewöhnlich viel Rindvieh besitzt, von den Vornehmsten der Horde, vermittelst eines solchen alten Weibes in den Verdacht der Zauberei gebracht und hingerichtet wird. In einzelnen Fällen bestimmt die Zauberin die Todesart gleich selbst, und dann wird gewöhnlich der Verbrecher sogleich von dem Volke mit *Kirris* todtgeschlagen. Zuweilen glückt es dem Beschuldigten, sich durch die Versicherung zu retten: der wahre böse Zauberer bringe ihn durch seine Kunst in Verdacht, um selbst nicht entdeckt zu werden. Läſst die Zauberin diese Ausflucht gelten, so wird er für unschuldig erklärt.

Bei

Bei anhaltender Dürre sucht man ebenfalls durch Zauberei Regen herbeizulocken. Gewöhnlich ist es ein Hottentott, selten ein *Koossa*, der sich zu diesem Geschäfte brauchen läſst und im Voraus eine Anzahl Vieh dafür empfängt. Es wird ein Rind geschlachtet, in dessen Blut der vermeintliche Zauberer eine Ruthe taucht und damit die ganze Gegend umher besprengt. Nach vollbrachter Ceremonie geht er eine Weile mit wichtiger Miene in einem groſsen Kreise umher und begiebt sich endlich allein in eine Hütte. Einen Monat wartet man nun geduldig auf den Regen, erfolgt er aber dann nicht, und der Hexenmeister hat sich nicht schon aus dem Staube gemacht, so wird er ohnfehlbar, ohne eine Entschuldigung gelten zu lassen, todtgeschlagen.

Es herrschen bei den *Koossa* gewisse Begriffe über sittliche Unreinheit. Alle Kinder sind unrein, bis sie unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen werden, (welches bei dem männlichen Geschlecht durch die mancherlei Gebräuche, welche die Beschneidung begleiten, geschieht) alle Wöchnerinnen während des ersten Monats nach der Niederkunft, alle Frauen während der Menstruation, alle Männer, deren Frauen gestorben sind, einen halben, aber alle Wittwen einen ganzen Monat lang, eine Mutter, die ein Kind verloren hat, zwei Tage, alle Personen, die bei einem Todesfall zugegen gewesen sind, die Männer, die aus der Schlacht zurückkehren u. s. w. Mit einem solchen Unreinen darf Niemand Gemeinschaft haben, bis er sich gewaschen, aufs Neue den Leib mit

Farbe eingerieben und den Mund mit Milch ausgespült hat. Er darf dies aber nicht eher thun, als nach einer, durch allgemeine Uebereinkunft für jeden Fall bestimmten Zeit und muſs sich während dieser Zeit alles Waschens, Färbens und des Genusses von Milch enthalten.

Ein Zauberer ist bei ihnen ein ehrloser und unreiner Mensch; entsagt er aber diesem Gewerbe, so wird er wieder ehrlich gemacht durch eine feierliche Abwaschung im Flusse.

Hat einer von ihnen einen Menschen getöd-tet, so wird er ebenfalls für unrein gehalten. Er muſs sich einiges Fleisch auf einem Feuer von eigends dazu gewählten Holzarten braten, die dem Fleisch einen bittern Geschmack geben, dieses Fleisch essen und mit den ausgebrannten Kohlen nachher sein Gesicht schwarz färben. Nach einiger Zeit darf er sich waschen, den Mund mit frischer Milch ausspülen und sich aufs Neue braun färben. Von der Zeit an ist er wieder rein.

Läſst sich ein Löwe in der Nähe eines Kraals spüren, so gehen sie in starker Anzahl aus, ihn zu erlegen, alle mit Hassagayen, Kirris und Schildern bewaffnet. Der Löwe wird umzingelt und in immer engerem Kreis eingeschlossen. Zuletzt reizt man ihn durch Lanzenwürfe so lange, bis er aus dem Gebüsch hervorspringt und einen der Jäger anfällt. Dieser wirft sich sogleich auf den Boden und bedeckt sich mit seinem Schilde, die andern fallen mit ihren Spieſsen über den Löwen her und durchstechen ihn; wobei jedoch oft einige der Jäger verwundet werden, ja selbst das Leben verlie-

ren. Wer aber dem Thiere die erste Wunde beigebracht hat, wird als Held geehrt, obgleich ihn diese That auf eine Zeitlang unrein macht. Sobald nemlich die Jägergesellschaft in die Nähe des Wohnorts zurückgekehrt ist, wird der Held von seinen Begleitern mit den ringsum vorgehaltnen Schildern bedeckt und dem Anblick der Menge entzogen. Einer eilet unter wunderlichen Sprüngen und Gebehrden voraus und preiset den Muth des Kämpfers. Indessen bleiben die Andern etwas zurück, stimmen eine Art von Gesang an und schlagen dabei mit den Kirris auf die Schilder. Einige andre bauen inzwischen eine kleine schlechte Hütte, in einiger Entfernung von dem gemeinschaftlichen Wohnorte, in welcher der Löwentödter sich vier Tage lang völlig abgesondert aufhalten muſs. Er färbt sich den ganzen Leib weiſs; nur unbeschnittene Knaben, die ihm Speise bringen, dürfen sich ihm nahen. Nach Verlauf dieser vier Tage wäscht er sich, färbt sich aufs Neue braun und wird von einer Leibwache des Oberhaupts der Horde abgeholt und feierlich in den Kraal zurückgeführt. Dann wird ein Kalb geschlachtet, von welchem nun Alle zum Beweise, daſs er wieder rein geworden, mit ihm essen.

Um jemand zu ehren, geben sie ihm einen neuen Namen, dessen Bedeutung niemand kennt als der Erfinder. Besonders begegnet dies den Weiſsen, die zu ihnen kommen und eine Zeitlang bei ihnen leben. So hatte van der Kemp drei Namen, die sie gewöhnlich alle drei aussprachen, nemlich Jinkhanna, Gobuhsso, Tabeka-

Kelehre. Es ist unbegreiflich, wie schnell der Fremdling unter solchen Namen im ganzen Lande bekannt wird.

Wenn das Gewitter in einen ihrer Kraale einschlägt, muſs derselbe entweder sogleich von allen seinen Bewohnern verlassen oder wenigstens die getroffene Hütte eingerissen und die Stelle durch das Schlachten einer gewissen Anzahl Ochsen gereinigt werden. So lange dies nicht geschehen ist, hat Niemand Zugang zu dem Kraal, noch Gemeinschaft mit seinen Bewohnern.

Betrifft dieses Unglück den Kraal des Königs, oder bricht derselbe aus einer andern Ursache mit den Seinen von dem bisherigen Wohnplatze auf, so werden ungefähr hundert Ochsen geschlachtet, die alle da liegen bleiben. Wer Lust hat, kann sich von dem Fleische wegholen, das Uebrige verzehren die Hyänen. —

Sobald man bei einem Kranken den Tod herannahen sieht, wird er aus seiner Hütte, an einen einsamen Ort, unter den Schatten eines Baumes gebracht. Hier macht man sogleich ein Feuer an und setzt einen Korb mit Wasser neben ihn. Nur der Ehegatte des Sterbenden und die nächsten Verwandten bleiben bei ihm. Sieht man, daſs es mit ihm zu Ende geht, so wird ihm das Wasser über den Kopf gegossen, um ihn, wo möglich noch dadurch ins Leben zurückzurufen. Hilft auch das nicht und ist man überzeugt, er werde gleich sterben, so entfliehen Alle schleunigst und Niemand bleibt bei dem Sterbenden, als die Frau, oder wenn es ein Weib ist, der Ehemann allein. Die Ver-

wandten bleiben aber in einiger Entfernung stehen und lassen sich durch Zurufen den Zustand des Kranken und endlich seinen Tod melden. Ist dieser erfolgt, so reinigen sie sich und kehren dann sogleich in ihre Wohnungen zurück *). Die Frau aber, die ihrem sterbenden Manne den letzten Dienst erwies, darf dies nicht. Sie verläſst den Leichnam, um den man sich nun weiter gar nicht bekümmert und den man den Hyänen zum Raube läſst, (die deshalb auch heilig gehalten und nimmer getödtet werden) und begiebt sich mit einem Feuerbrande von dem neben dem Todten brennenden Feuer an einen andern einsamen Ort, wo sie abermals ein Feuer anmacht, das sie, wenn es auch noch so stark regnete, nicht darf verlöschen lassen. Wenn es Nacht geworden ist, kommt sie heimlich in den Kraal, verbrennt die Hütte, die sie vor-

*) Nach van der Kemps Bericht, wird ein Sterbender zuweilen gänzlich von Allen verlassen, und es trägt sich wohl zu, daſs ein solcher zurückkommt und zum zweitenmale ausgesetzt werden muſs. Als Ursache eines so grausamen Verfahrens, giebt er abermals eine abergläubige Meinung an, nach welcher eine Krankheit oder ein sonstiges Unglück sich leicht vervielfältigt, wenn man den, der davon betroffen ist, nicht aus dem Wege schafft. Aus eben diesem Grunde stehen sie nie einem Ertrinkenden oder sonst in Lebensgefahr befindlichen bei, sondern, wenn er sein Angstgeschrei erhebt, laufen sie eiligst davon, oder werfen wohl gar mit Steinen nach ihm. Selbst die kreiſsenden Frauen dürfen nicht schreien, wenn sie nicht dadurch Alles aus ihrer Nähe verjagen und hülflos und einsam liegen bleiben wollen. Auf dem oben Erzählten beruht zugleich Alles, was frühere Reisende von der Sitte der Kaffern, ihre abgelebten Greise den Hyänen lebendig vorzuwerfen, gemeldet haben.

mals mit ihrem Mann bewohnte und kehrt dann in die Einsamkeit zurück, in welcher sie sich einen Monat lang in völliger Abgeschiedenheit aufhält und während dieser ganzen Zeit nur von Wurzeln und Beeren lebt. Wenn diese Zeit vorüber ist, wirft sie ihre Kleider weg, wäscht sich den ganzen Leib, zerkratzt sich Brust, Arme und Schenkel mit scharfen Steinen, umgürtet sich den Unterleib mit einem Geflechte von Binsen und kehrt nach Sonnenuntergang in den Kraal zurück. Auf ihr Begehren wird ihr von unbeschnittenen Knaben ein Feuerbrand gereicht, um an dem Ort, wo ihre Hütte stand, ein Feuer anzumachen. Zugleich bekommt sie frische Milch, um sich den Mund auszuspülen und ist von dem Augenblick an wieder rein. Die Kuh aber, von welcher die Milch genommen ist, wird nie wieder gemolken, auch nicht geschlachtet, sondern, als unrein, ihrem natürlichen Tode überlassen. Des andern Tages schlachten die Verwandten ein Rind, essen mit ihr von dem Fleisch und geben ihr das Fell, um sich davon einen neuen Mantel zu machen. Dann baut sie sich, mit Hülfe ihrer Schwestern und Schwägerinnen, eine neue Hütte und nimmt nun wieder Theil am geselligen Leben.

Ein Wittwer hat ungefähr dieselben Trauergebräuche zu beobachten, nur mit dem Unterschiede, daſs er nach Verlauf eines halben Monats schon wieder aus seiner Einsamkeit zurückkehren darf. Auch er wirft dann seine Kleider weg, reinigt sich und verfertigt sich aus dem Felle eines geschlachteten Rindes einen neuen Mantel.

Ueberdies nimmt er die Haare aus dem Schwanze eines Ochsen, macht sich daraus ein Halsband und trägt es bis es verschlifsen ist. Der Ochse ist unrein und wird nicht geschlachtet.

Stirbt ein Erwachsener plötzlich in seiner Hütte, so ist dadurch der ganze Kraal verunreinigt und mufs von allen seinen Bewohnern verlassen werden. Die Leiche bleibt unberührt in der Hütte liegen. Stirbt ein Kind in der Hütte, so wird nur diese geschlossen und verlassen, ohne dafs sich die Unreinheit auf die übrigen erstreckte.

Nur die Oberhäupter und ihre Frauen werden begraben. Man läfst sie in ihrer Hütte sterben, wickelt die Leiche dann in ihren Mantel und scharrt sie in der Viehhürde ein. Nachdem das Grab wieder mit Erde angefüllt ist, treibt man einige Ochsen so lange in der Hürde umher, bis die Grabstelle wieder mit der übrigen Erde gleich geworden und nicht mehr zu unterscheiden ist. Auch diese Ochsen sind fortan unrein und dürfen nicht geschlachtet werden. Die Wittwen des Verstorbenen verbrennen alles Hausgeräth, das sie gemeinschaftlich mit ihm gebraucht hatten, begeben sich dann auf drei Tage in die Einsamkeit, reinigen sich unter den beschriebenen Gebräuchen, schlachten jede ein Rind, um sich einen neuen Mantel zu machen und dann wird der Ort auf immer von allen Bewohnern verlassen und nie, selbst von einer fremden Horde wieder bebaut. Nur sieht man sich noch dann und wann nach der Grabstelle um, und hält es für ein übles Zeichen, wenn die Gebeine eines verstorbenen Oberhaup-

tes auf die eine oder andre Weise beunruhigt werden.

Ein Fürst, dessen Frau stirbt, hat dieselben Gebräuche zu beobachten, wie die Uebrigen, nur dauert auch bei ihm die Trauerzeit nur drei Tage. Dies ist der einzige Fall, in welchem ein Oberhaupt von seinem Gefolge verlassen wird. Der Ort, an welchem die Frau eines Oberhauptes starb oder begraben liegt, wird ebenfalls auf immer verlassen. (Alberti.)

Die physische Erziehung der Kinder geschieht bei den *Koossa* auf die einfachste Weise. Die Neugebornen werden mit weifsen Erdarten eingerieben, bis der Nabel völlig geheilt ist und bis zu diesem Augenblick ist die Wöchnerin unrein. Wenn die Milch der Mutter nicht zureichend scheint, wird das Kind mit Kuhmilch genährt; nie stillt eine Frau ein fremdes Kind, das verbietet ihr Aberglaube. Gesunde Mütter stillen ihre Kinder gewöhnlich bis sie zwei Jahre alt sind. Kinderkrankheiten sind selten, nur bei dem Zahnen sterben sie zuweilen an Krämpfen und Durchfall, wogegen ihnen der schleimige Saft aus den zerstampften Blättern gewisser Arten von *Mesembryanthemum* eingegeben wird. Höchst selten hört man ein Kind schreien. Alle meine Gewährsmänner versichern, nie ein kleines Kind schreien oder ein gröfseres weinen gesehen zu haben. Bis ins siebente, achte Jahr bleiben die Kinder allein unter der Aufsicht der Mutter, die sie mit Strenge zum Gehorsam anhält, ohne dafs sich der Vater um sie bekümmert. Sobald aber die Knaben so

grofs sind, dafs sie einige kleine Dienste leisten, z. B. die Kälber hüten können, nimmt sie der Vater unter seine Zucht; die Mädchen bleiben bei der Mutter und müssen kleine Hausdienste thun, Holz und Wasser herbeischleppen u. s. w. Alle Kinder über zehn bis eilf Jahre werden dann wieder gemeinschaftlich und öffentlich unter beständiger Aufsicht des Oberhauptes der Horde unterrichtet, die Knaben im Gebrauch der Waffen und sonstigen Leibes-Uebungen, die Mädchen in allerhand Handarbeiten und Kunstfertigkeiten.

Sobald die Knaben anfangen, mannbar zu werden, werden sie beschnitten; diese Ceremonie geschieht nicht alljährlich, sondern gewöhnlich dann, wenn einer der Söhne des Oberhauptes das erforderliche Alter erreicht hat. Alle die Knaben, die mit ihm von gleichem Alter oder etwas darüber sind, werden vor den Fürsten gebracht. Dieser läfst sie in eine eigends dazu, an einem einsamen Ort erbaute Hütte bringen, wo sie eine Zeitlang mit einander leben und die Aufsicht über eine Heerde von Kühen führen, deren Milch ihnen zugleich zur Nahrung dient. Endlich erscheint das Oberhaupt mit einem ansehnlichen Gefolge, von welchem aber durchaus alle Weiber ausgeschlossen sind, und mit einer Person, die er zur Verrichtung der Ceremonie ausersehen hat. Die Knaben werden Einer nach dem Andern auf den Rücken gelegt, an Händen und Füfsen festgehalten und indessen sich zum Ueberflufs noch ein starker Mann über die Brust legt, verrichtet die dazu bestimmte Person, die aber bei den *Koossa* durch-

aus kein priesterliches Ansehn hat, die Operation mit einer scharfen Hassagay, deren Stiel aber nur einen Fuſs lang ist. Bei den *Koossa* ist es Sitte, die Vorhaut ganz wegzunehmen, bei andern Stämmen, z. B. den *Mathimba* geschieht dies nur zum Theil. Das Instrument, mit welchem die Operation geschehen ist, wird gleich nachher in einem Fluſsbette unter Wasser in den Boden gesteckt, wo es so lange bleiben muſs, bis die Jünglinge alle genesen sind. Dann werden die Wunden mit gewissen heilkräftigen Kräutern gebähet und verbunden, und zugleich müssen sich alle Neubeschnittene den ganzen Leib mit weiſser Thonerde färben und dies alle Tage wiederholen bis zur vollkommenen Heilung. Ihre Hütte, in welcher sie ohne Matten schlafen, wird mit Asche bestreut. Alle Morgen kommt die Person, welche die Beschneidung verrichtete, um frische Kräuter zum Verbande zu bringen; mit ihm erscheint ein Beamter des Fürsten, um zu untersuchen, ob sie sich Alle frisch gefärbt haben und ob sie die Wunden rein halten. Man verstattet durchaus nicht, daſs sich eine Kruste auf der Wunde erzeuge, und hält strenge darauf, daſs die Knaben die Wunden immer frei davon erhalten. Dadurch wird die Heilung sehr in die Länge gezogen und dauert oft zwei Monate lang. Bei wem eine solche Kruste entdeckt oder eine Vernachläſsigung des Weiſsfärbens bemerkt wird, den züchtigt der zur Untersuchung abgeschickte Beamte und zwar besteht diese Strafe darin, daſs er den Nachläſsigen mit einem kleinen Stock auf die dicht zusammengehaltenen Fingerspitzen schlägt.

Nach völliger Heilung bringen die Jünglinge die Kleider, die sie bisher trugen, nebst den Milchkörben und allem übrigen Hausgeräth, dessen sie sich während ihrer Absonderung bedienten, in die Hütte und stecken diese in Brand. Alsdann gehen sie in den Fluſs, um sich zu waschen und werden nunmehr also gereinigt, von dem erwähnten Beamten vor das Oberhaupt der Horde geführt. Hier werden sie von ihren Aeltern empfangen und mit neuen Mänteln nebst allem Zubehör beschenkt, auch sogleich mit gekochter Hirse und Milch bewirthet, es ist aber Gebrauch, daſs sie bei diesem Mahle die gröſste Mäſsigkeit beobachten. Nach geendigter Mahlzeit treten die Väter wieder heran und überreichen ihnen Wurfspieſse und andre Waffen und einer der Beamten oder Räthe des Fürsten erklärt ihnen, daſs sie nun unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen seien und sich fortan als Männer zu betragen haben. Das Oberhaupt selbst läſst sich von ihnen Gehorsam und Beistand geloben, dann müssen sie vor ihm einige Waffenübungen anstellen und das Fest wird endlich mit einem allgemeinen Tanze beschlossen. Von diesem Tage an tragen sie einen kleinen ledernen Ueberzug über der Ruthe, von welchem Korallenschnüre und andre Zierrathe herabhängen. Sie heiſsen nun wehrbare Männer: Jnkowala oder Jndoda, ein unbeschnittener Jüngling aber wird Quinqueh genannt.

Auch die Mädchen werden unter gewissen Feierlichkeiten unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen. Sobald sich bei einem Mädchen

zum erstenmale die Menstruation zeigt, muſs sie sich in eine abgesonderte Hütte begeben, die sie während dieses Zustandes nicht verlassen darf. Einige noch jüngere Mädchen leisten ihr darin Gesellschaft, dürfen aber so wenig als sie selbst, während dieser Absonderung einen Tropfen Milch genieſsen. Man schlachtet ein Rind für sie und läſst sie sich mit Singen und Tanzen die Zeit vertreiben. Endlich wäscht sich das Mädchen, färbt sich den Leib mit rother Erde und empfängt die übersandten Geschenke an Kleidern, Ringen und andern Zierrathen aus den Händen ihrer jüngern Gespielen. Dann tritt sie aus der Hütte, nachdem sie den Boden mit feingeriebener rother Erde bestreut hat. In einiger Entfernung stehen die Frauen und mannbaren Mädchen und eine von diesen kommt ihr entgegen, nimmt sie bei der Hand und läuft mit ihr so schnell als möglich unter den Haufen, der sie mit frohem Jauchzen empfängt. Es wird ihr Milch zum Ausspülen des Mundes gereicht, gemeinschaftlich mit ihr eine Mahlzeit gehalten und von nun an gehört sie zu der Gesellschaft der Frauen. —

Weder Knaben noch Mädchen, so lange sie nicht unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen worden sind, dürfen mit ihren Aeltern oder andern Erwachsenen essen, weil man sie bis dahin noch für unrein hält. Von dieser Zeit an schlafen sie auch nicht mehr in der Hütte der Aeltern, sondern bei unverheiratheten oder verwittweten Verwandten ihres Geschlechts.

Ein Knabe lernt früh in dem Dienst seines

Vaters mit dem Rindvieh umgehen und bekommt zum Lohne einen Antheil an dem jungen Vieh, womit sich die Heerde vermehrt. Sobald er ein Mann geworden, wird seine kleine Heerde durch ein Geschenk des Vaters vergröſsert, und nun wendet er zunächst einen Theil derselben auf den Ankauf einer Frau. Er tritt darüber mit dem Vater des Mädchens, das er gewählt hat, in einen ordentlichen Handel. Der Preis bestimmt sich nach dem Ansehn, in welchem der Vater und die Familie des Mädchens steht und nach dem Reichthum des Bräutigams. Daher vermischen sich die höhern und niedern Stände nicht leicht mit einander und nur besondre Schönheit eines Mädchens verschafft ihr zuweilen Aufnahme in eine reichere Familie und dem Vater einen höhern Kaufpreis.

Die mehrsten *Koossa* haben nur eine Frau, die Könige aber und die Oberhäupter der Kraale vier, fünf und darüber. Das Hochzeitfest wird durch das Schlachten von Ochsen und mit Schmausen gefeiert und dauert so lange bis das Fleisch der geschlachteten Thiere verzehrt ist. Die Frau hat von nun an dem Vater nicht weiter zu gehorchen, sondern allein dem Manne.

Verwaiste Kinder werden von den Brüdern ihres Vaters erzogen und daher bekommt denn auch der Oheim eines Mädchens den Kaufpreis, im Fall der Vater nicht mehr am Leben ist. Hat sie aber mannbare Brüder so fällt der Vortheil dem ältesten derselben anheim; doch muſs er den jüngern einiges abgeben.

Folgendes Nähere über die Heirathsgebräuche

der *Koossa* entlehne ich noch aus Albertis Beschreibung:

Die Gefühle zarter, keuscher, auf gegenseitiger Werthschätzung und auf Uebereinstimmung der Gesinnungen beruhender Liebe sind den *Koossa* ganz fremd. Nur das Bedürfniſs wechselseitiger Hülfeleistung im häuslichen Leben und der Naturtrieb scheinen bei ihnen die Verbindung zwischen dem Jüngling und dem Mädchen zu knüpfen. Daſs diese Verbindung nach den Gesetzen dieses Volks oder wenigstens nach einen unverbrüchlichen Herkommen auf die ganze Lebenszeit und unauflöslich geschlossen wird, daſs also gesetzliche Ehen vorhanden sind, ist wohl einer der gültigsten Beweise für die Meinung, das Volk der *Koossa* stehe auf einer bedeutenden Stuffe sittlicher und geselliger Ausbildung. — Der junge Mann bewirbt sich gewöhnlich zunächst um die Zuneigung und Einwilligung des Mädchens, doch sind auch die Fälle nicht selten, wo es ihm weniger um ihre Zustimmung als vielmehr darum zu thun ist, sie von dem Vater für den geringstmöglichen Preis zu erhandeln. Dieser besteht immer in einer gewissen Anzahl von Kühen, deren der Bewerber erst einige und, wenn die Aeltern damit nicht zufrieden sind, immer mehrere herbeibringt, bis man endlich völlig übereingekommen ist. Selten beträgt die Zahl mehr als zehn und zwar nur bei besonderm Reichthum des Bräutigams oder bei ausgezeichneter Schönheit der Braut. Die Unterhandlung über den Preis dauert gewöhnlich mehrere Tage, weil beide Theile immer auf ihren Vortheil

bedacht sind und durch Zögern ihren Gegentheil zum Entschluſs zu bringen hoffen. Ist endlich der Handel abgeschlossen, so begiebt sich die Braut nebst ihren Aeltern, Verwandten und Gespielen nach der Wohnung des Bräutigams, wo sich das Oberhaupt des Kraals nebst seinem Gefolge und fast sämtliche Einwohner einfinden. Dann muſs sich die Braut einer genauen Untersuchung ihres Gesundheitszustandes unterwerfen, welche einige Frauen aus des Bräutigams Sippschaft an einem abgesonderten Orte mit ihr vornehmen. Inzwischen wird eine Menge Vieh geschlachtet, mit dessen Fleische man sämtliche Gäste vier Tage lang bewirthet. An diesem vierten Tage wird die Braut, nachdem sie von ihren Gespielen geschmückt und namentlich ganz frisch gefärbt ist, von zwei derselben in die Mitte genommen und in dem ganzen Kreise, nackt und nur mit einem Gürtel umkleidet, umhergeführt, damit ein jeder der Anwesenden sich von ihrer vollkommenen Gesundheit und Schönheit überzeuge. Dann wird sie vor das Oberhaupt geführt, das mit seinem Gefolge in der gemeinschaftlichen Viehhürde des Kraals Platz genommen hat, und nun förmlich seine Einwilligung zu der Heirath ertheilt, zugleich aber auch der Braut die nachdrückliche Ermahnung giebt, daſs sie sich fortan als eine treue Ehefrau und arbeitsame Hausfrau zu betragen und dafür zu sorgen habe, daſs nie Klage über sie gehört werde. Wenn sie fortgegangen ist, muſs der Bräutigam sich dem Oberhaupte darstellen und erhält ähnliche Ermahnungen, besonders zur Sorge für

die Seinen, zur Gastfreiheit und guten Bewirthung seiner Gäste, zur richtigen Bezahlung der schuldigen Abgaben an den König des Stammes und an seinen Repräsentanten, das Oberhaupt des Kraals u. s. w. Der Bräutigam kehrt nun wieder zur Gesellschaft zurück und seine Verwandten überreichen jetzt der Braut einen Korb mit Milch, wobei sie erinnern, diese Milch sei von Kühen, die dem Bräutigam oder einem seiner Familie gehörten. Von solcher Milch durfte nemlich die Braut nicht trinken, so lange sich ihr Bräutigam um sie bewarb. Jetzt aber nimmt sie sie und trinkt davon, und von dem Augenblick an ist die Eheverbindung unauflöslich geschlossen. Alle Anwesende erheben ein Freudengeschrei, fangen an zu tanzen und rufen wiederholt: „Sie trinkt die Milch! — Sie hat die Milch getrunken!" *).

Das

*) Man sieht hieraus abermals, wie bei diesem Hirtenvolke das Hauptnahrungsmittel: die Milch, zu einer hohen symbolischen Bedeutung gelangt ist. Das Trinken der Milch ist der Act, durch welchen die Weihe des Mädchens zur Frau bezeichnet wird, — kein Unreiner darf sie genieſsen, — man reicht sie ihm wieder dar, wenn er für gereinigt erklärt werden soll, — so wie er sich den Mund damit gespült, ist seine Reinigung vollendet, — die Kuh, deren Milch die Wittwe nach vollendeter Trauer zuerst wieder genieſst, wird dadurch unrein, auf sie geht die Unreinheit über u. s. w. — Welche Uebereinstimmung mit den Begriffen manches andern merkwürdigen Volkes der Vorwelt und Mitwelt! Doch läſst diese Uebereinstimmung wohl weniger auf Ueberlieferung aus dem Alterthume schlieſsen, als sie vielmehr beweiset, wie nahe die Vorstellungen von sittlicher Unreinheit und der heiligen Bedeutung und Reinheit gewisser Nahrungsmittel, der Milch, des

Das Mädchen kann sich übrigens der Verbindung mit dem Manne, der mit ihren Aeltern einmal den Handel abgeschlossen hat, durchaus nicht entziehen und wird nöthigenfalls durch körperliche Strafen dazu gezwungen. Will sie indessen doch ihren Widerwillen gegen diese Ehe zu erkennen geben, so thut sie es dadurch, daſs sie die Rinder, die der Bräutigam ihren Aeltern zum Geschenke gebracht hat, wieder aus der Viehhürde jagt.

Zuweilen geschieht es, daſs Aeltern ihre Tochter einem Manne von besonderm Range zur Frau anbieten. Dabei gelten folgende Gebräuche: Das Mädchen begiebt sich in Gesellschaft einer gröſsern Anzahl ihrer Gespielen bei Nacht zu dem Wohnort des zuvor davon unterrichteten Bräutigams. Die Mädchen suchen durch Husten, oder durch sonst ein bescheidnes Geräusch ihre Anwesenheit bemerklich zu machen, dann kommt jemand aus des Hütte und fragt, wer da sei? Man nennt den Namen der Braut und eine entfernte Gegend, aus welcher man herkomme. Obgleich dies letzte selten wahr ist, so gebietet doch eine uralte Sitte, sich bei dieser Gelegenheit immer als Fremdling anzukündigen. Man räumt nun den vorgeblichen Reisenden eine leere Hütte ein und giebt ihnen Holz und Feuer. Lebensmittel bringen sie sich selbst mit, damit man sie nicht für dürftig halte.

Blutes, des Brodes u. s. w., den Völkern, die sich auf einer gewissen Stuffe moralischer und politischer Cultur befinden, liegen.

Am andern Tage versammeln sich des Bräutigams weibliche Verwandte, um den körperlichen Zustand der Braut zu untersuchen und statten nachher davon Bericht ab. Der junge Mann wird nun von seinen Aeltern gefragt, ob er geneigt sei, das Mädchen zur Frau zu nehmen. Gewöhnlich wünscht er sie erst näher kennen zu lernen und zu dem Ende läſst man ihn die folgende Nacht mit ihr allein. Erklärt er sich dann für das Mädchen, so fangen nun erst die Unterhandlungen über den Preis an, während welcher das Mädchen nach Hause zurückkehrt, von wo sie nachher unter den oben beschriebenen Hochzeitsfeierlichkeiten abgeholt wird.

Schreitet eine Wittwe zur zweiten Ehe, so sind damit abermals Vortheile für die Aeltern verbunden, denen der Bräutigam eine gewisse Anzahl Kühe geben muſs, die aber doch allemal geringer ist, als bei der ersten Verheirathung.

Bis zum ersten Wochenbette der jungen Frau genieſsen die Aeltern keinen Tropfen Milch von den empfangenen Kühen. Wenn sie niedergekommen ist, machen sie den Aeltern ihres Schwiegersohns einige Stücke Rindvieh zum Geschenk. Der Ehemann selbst theilt unter die Geschwister seiner Frau einige kleinere Geschenke aus; man nimmt es ihm sehr übel, wenn er es unterläſst.

Stirbt eine Frau, ohne Kinder zu hinterlassen, so müssen die Aeltern die Kühe, die sie erhalten haben, wieder herausgeben.

Ehen zwischen Oheim und Nichte und zwischen Geschwisterkindern finden nicht Statt. Der

Schwiegervater darf der Schwiegertochter nicht anders als im Beisein mehrerer Personen begegnen. Trifft er sie zufällig allein, so muſs sie die Flucht nehmen, darf sich ihm auch nie mit entblöſstem Haupte zeigen. Dasselbe haben Schwiegermutter und Schwiegersohn gegen einander zu beobachten.

In den ersten Wochen nach der Niederkunft sondert sich der Mann gänzlich von seiner Frau ab und hütet sich vor dem gemeinschaftlichen Gebrauche des Hausgeräthes. Nachher iſst er wieder mit ihr, aber so lange sie das Kind säugt, trinkt er keine Milch aus dem Korbe, aus welchem sie einmal getrunken hat. Während dieser ganzen Zeit fällt auch aller vertraute Umgang zwischen den Eheleuten weg, und der Mann lebt inzwischen mit seinen übrigen Frauen. Daher folgen die Wochenbetten nicht schnell auf einander; die Kinder werden lange und ruhig an der Mutter Brust genährt, und vielleicht hat die ausnehmende Körperkraft der ganzen Nation in dieser Enthaltsamkeit der Mütter ihren hauptsächlichsten Grund.

Zum Theil erklärt sich hieraus auch die Sitte der Vielweiberei, die unter den *Koossa* und unter allen übrigen Kafferstämmen herrscht. Die Zahl der Weiber ist durch kein Gesetz eingeschränkt und richtet sich allein nach dem Reichthum des Mannes. Indessen haben doch nur Wenige mehr als zwei Weiber, nur einzelne Fürsten giebt es, die ihrer sechs bis acht halten. Der häusliche Friede wird dadurch keinesweges gestört, indem meistens jede der Frauen ihre eigne Hütte bewohnt. Die Beispiele sind inzwischen

nicht selten, wo zwei Frauen eines Mannes nur eine gemeinschaftliche Hütte mit ihm bewohnen. Sie leben gewöhnlich in dem besten Einverständniſs, erziehen ihre Kinder gemeinschaftlich, theilen sich in die häuslichen Arbeiten und stehen sich in Krankheiten und Noth schwesterlich bei. Kommt es indessen zu Miſsverständnissen, so muſs die Jüngere von beiden weichen und sich eine eigne Hütte bauen. Der Mann bekümmert sich um den Streit nicht weiter und nimmt seinen Aufenthalt und seine Mahlzeit nach Gefallen und abwechselnd bald bei dieser, bald bei jener.

Die Kafferinnen sind sehr fruchtbar, besonders die, welche die einzigen Frauen eines Mannes sind. Solche haben im Durchschnitt acht bis zehn Kinder. (Alberti.)

Ehescheidungen sind höchst selten, von Verstoſsung weiſs man gar nichts. Eine Frau, die ihrem Manne entläuft, wird auf Befehl des Oberhauptes der Horde, mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurück gebracht. Der Ehebruch wird nur der Frau zum Verbrechen gemacht; der Mann dagegen setzt sich keiner Rüge aus, wenn er mit einem Mädchen oder einer verwittweten Frau in vertrautem Umgange lebt. Ertappt aber der Mann seine Frau im Ehebruch, so hat er das Recht, den Verführer sogleich niederzumachen. Doch geschieht das selten, sondern gewöhnlich findet der Ehemann es vortheilhafter, sich bei dem Oberhaupte zu beklagen und mit diesem das Strafgeld zu theilen, zu welchem der Beleidiger verurtheilt wird. Entdeckt der Mann die Untreue seiner Frau durch

eine unerwartete Schwangerschaft, so muſs sie den Namen ihres Verführers dem Oberhaupte angeben und wird nöthigenfalls durch Schläge dazu gezwungen. In diesem Falle kostet es den Beleidiger eine viel gröſsere Anzahl Vieh, die er zur Strafe geben muſs, und die zwischen dem Oberhaupte und dem Beleidigten getheilt wird. Damit ist aber auch Alles abgethan, die Frau hat weiter keine Vorwürfe zu fürchten und der Mann ist so weit entfernt, es ihr zu gedenken, daſs er vielmehr das uneheliche Kind als das seine annimmt und erzieht.

Noch weniger leidet die Ehre einer unverheiratheten Frauensperson durch vertrauten Umgang mit einem Manne, selbst dann, wenn sich Folgen davon offenbaren. Die ganze Schande wird, wenn die wirkliche Verheirathung der Beiden nicht Statt finden kann, durch eine Entschädigung an Vieh, welche die Aeltern oder Verwandten des Mädchens bekommen, wieder ausgelöscht und steht einer nachherigen Eheverbindung mit einem Andern weiter nicht im Wege. Fremde Reisende, die sich eine Zeitlang bei einer Horde aufhalten, finden leicht eine unverheirathete Person, die sich gegen einige Geschenke zu Gunstbeweisen versteht, ja es ist nicht ungewöhnlich, ihm zum Zeichen gastfreundlicher Aufmerksamkeit eine Gesellschafterin anzubieten.

Dessen ungeachtet sind die Kafferinnen von dem Stamme der *Koossa* in ihrem Aeuſsern sehr sittsam und züchtig. Ihre Kleidung bedeckt den ganzen Körper und nur Gesicht, Arme und Füſse

sind blofs. Sehr sorgfältig und behende wissen sie jede Entblöfsung, z. B. bei dem Tragen ihrer Säuglinge, oder bei dem Durchwaten eines Flusses, zu vermeiden und erscheinen vor dem Fremden nie mit entblöfstem Haupte. Alberti widerlegt ausführlich Herrn Barrows *) Erzählung von der unanständigen Art, wie ein kaffersches Mädchen die Frage, ob sie verheirathet sei, zu beantworten pflege.

In öffentliche Angelegenheiten darf sich keine Frau mischen und alle Weiber sind von den Berathschlagungen, die das Oberhaupt mit den Vornehmsten hält, ausgeschlossen. Nur höchst selten, wenn eine Frau wegen ihres erfahrnen Alters und ihres Ranges in ganz besonderm Ansehn steht, wie z. B. jetzt die Mutter des Königs, wird davon eine Ausnahme gemacht. Desto gröfser ist das Ansehn der Frauen in häuslichen Angelegenheiten, die sie fast allein leiten. Selbst über die Verwendung des gemeinschaftlichen Vermögens beschliefst die Frau, und der Mann unterwirft sich ihrem Willen so unbedingt, dafs man im Tauschhandel mit ihnen, nicht selten einen schon geschlossenen Vertrag rückgängig werden sieht, weil die Frau ihm ihre Zustimmung versagt. Nie mischt sich ein Mann in Streitigkeiten der Weiber, so lange es beim Wortstreit bleibt. Sobald es aber zu Thätlichkeiten kommt, ist er der eifrige Beschützer und Verfechter seiner Gattin.

*) Erster Theil, deutsche (Leipziger) Uebersetzung, S. 256.

Eine ähnliche Ergebenheit haben die *Koossa* gegen ihre Aeltern und bejahrte Verwandte. Ein Vater, den sein Alter hindert, die gewohnten Geschäfte des Hauswesens selbst zu verrichten, übergiebt unbedenklich sein ganzes Eigenthum seinen Söhnen und ist sicher, von ihnen bis an seinen Tod verpflegt und auf das zärtlichste behandelt zu werden. Wer die Achtung gegen seinen Vater aus den Augen setzte, oder sich wohl gar Miſshandlungen und Vernachläſsigungen gegen ihn zu Schulden kommen lieſse, würde sich die Verachtung der ganzen Horde zuziehen und es sind Beispiele vorhanden, daſs solche Vernachläſsigung der kindlichen Pflichten mit Verbannung und Entehrung bestraft wurde. Im Gegentheil behält der Vater fortdaurend eine Stimme zu allen Unternehmungen des Sohnes, und nach dem Tode des Vaters muſs derselbe in der Person seines Oheims oder ältern Bruders seinen Rathgeber verehren. Ueberhaupt genieſsen alle bejahrte Personen eine ausgezeichnete Achtung, man hört ihren Rath und sorgt, wenn sie krank und hülflos werden, uneigennützig für ihre Verpflegung. Arme Blutsverwandte werden nicht weniger liebreich unterstützt, und wenn z. B. jemand nicht reich genug wäre, bei einer Krankheit das zu seiner Entzauberung nothwendige Vieh herbeizuschaffen, so werden seine Nächsten, so ungern sie sich sonst davon trennen, sich keinen Augenblick bedenken, es von dem ihrigen herzugeben, um seine Wiederherstellung zu bewirken.

Die Geschäfte einer Hausfrau bestehn nicht

nur in der ganzen Sorge für die Haushaltung und die Erziehung der Kinder, sondern den Weibern fallen überdies noch viele Arbeiten zur Last, die unter andern Völkern die Männer verrichten. So müssen sie z. B. nicht nur alles Hausgeräth, Töpfe, Körbe und Kleider verfertigen, sondern auch die Hütten bauen, das Land bestellen, die Früchte erndten, Brennholz herbeiholen u. s. w. Die Männer beschäftigen sich in Friedenszeit nur mit der Jagd und der Viehzucht.

Ihre Hütten haben eine halbkugelförmige Gestalt, von acht bis neun Fuſs im Durchmesser und sind selten so hoch, daſs ein Mann aufrecht darin stehn kann. Der Eingang ist etwa vier Fuſs hoch und wird mit einer Thür von Flechtwerk verschlossen. Das Gerippe der Hütte besteht aus schlanken Stäben, die in einem Kreise, jeder etwa einen Fuſs breit von dem andern entfernt, in die Erde gesteckt und oben im Mittelpuncte vereinigt werden. Die Zwischenräume werden mit dünnern Zweigen durchflochten, der obere Theil mit Binsen gedeckt, der untere mit einem Gemisch aus Lehm und Kuhmist dicht überstrichen. Horden im Innern des Landes, die ruhiger leben und ihre Wohnplätze seltener wechseln, bauen ihre Hütten stärker und meistens doppelt, das heiſst zwei an einander, die durch eine niedrige Zwischenkammer vereinigt werden. Der Boden der Hütten ist eben und hart, sie halten ihn reinlich und erneuern ihn oft, indem sie aus zerstampften Ameisenhaufen eine Art von Estrich bereiten. — Sie schlafen auf Binsenmatten von drei bis vier Fuſs Breite

und sechs Fuſs Länge. Zur Decke dient der Mantel, mit dem sie sich am Tage bekleiden. (Von einem Verheiratheten sagen sie: Er schläft unter zwei Mänteln. Alberti.) Es verdient noch bemerkt zu werden, daſs sie mit ausgestreckten Gliedern schlafen, da die Hottentotten sich im Schlafe zusammenkugeln. —

In der Nähe der Hütten befinden sich umzäunte Plätze, in welchen das Rindvieh bei Nachtzeit eingeschlossen und vor den Angriffen wilder Thiere bewahrt wird. In einigen Kraalen ist für das sämmtliche Vieh eine solche gemeinschaftliche Hürde, die am Tage, wenn das Vieh auf der Weide ist, zu öffentlichen Zusammenkünften dient. Da sie fast ausschlieſslich von der Rindviehzucht leben, so ist die Sorge für ihre Heerden auch ihre Hauptbeschäftigung, die sich ein jeder Hausvater recht ernstlich angelegen sein läſst. Nur die Söhne unterstützen ihn darin und die Weiber haben sich auf keine Weise um das Austreiben und Tränken der Heerde, oder um das Melken der Kühe zu bekümmern. Eine Folge dieser aufmerksamen Fürsorge ist, daſs ihr Vieh, wenn die Jahre nicht zu ungünstig sind, immer sehr wohlgenährt aussieht und im Durchschnitt mehr Milch liefert, als man in den mehrsten Gegenden der Colonie davon gewinnt. Die Rinder sind so gut abgerichtet, daſs sie dem Hirten auf den Ruf oder auf ein Pfeifen seines Mundes folgen oder stillstehen, wie er es haben will. Die *Koossa* lieben ihre Heerden über Alles, kennen jedes einzelne Stück genau nach allen Eigenschaften und entschlieſsen sich nur

ungern dazu, eins davon wegzugeben oder zu schlachten. Dies letztere geschieht nur bei feierlichen Veranlassungen oder gegen die Zeit des Krieges. Sie verfahren dabei auf eine grausame Art. Das Thier wird auf die Erde geworfen und gebunden; dann machen sie mit einer Hassagay einen grofsen Längenschnitt durch die Haut der Kehle, bringen die Hand in die Wunde und reifsen die Schlagadern ab, dafs das Thier sich verblute. Dies geschieht aus Aberglauben allemal innerhalb der Viehhürde, und der Mist aus den Eingeweiden des Thiers wird darin sorgfältig umhergestreut, in der abergläubigen Hoffnung, der Verlust werde sich dann um so eher wieder ersetzen. Wenn die Weide schlecht wird, es sei durch anhaltende Dürre oder durch zu langen Gebrauch, so ist das allein schon Grund genug, mit dem ganzen Kraal aufzubrechen und ihn in eine andre, vielleicht übrigens viel weniger angenehme Gegend zu verlegen, damit nur das Vieh es recht gut habe. Auch zum Reiten und Tragen richten sie die Ochsen ab und wissen schon unter den Kälbern die auszuwählen, die dazu oder zu einer andern Bestimmung die tauglichsten sein werden. Diese Reitochsen werden an einem durch die Nase gesteckten Pflock, an welchem die Zügel befestigt sind, regiert, und sind meistens vortrefflich zugeritten. Die Oberhäupter von Kraalen halten sich Stiere zum Reiten, sowie sie ganze Heerden von Stieren allein zur Pracht und als Beweis ihres Reichthums haben; diese sind gewöhnlich sehr wild und unbändig und dienen ihnen zur Belustigung, indem

sie sie darauf abrichten, auf ein gewisses Geschrei auf den, der es macht, loszurennen. Es besteht dann ein Ruhm darin, dem Zerstoſsen und Zertreten bei einem solchen Angriff, recht behende auszuweichen.

Sie bemühen sich ferner, dem Vieh allerhand Verzierungen zu geben, indem sie bald aus der Wamme ausgeschnittene Hautlappen von dem Hals bis zwischen die Knie herabhängen lassen, bald die Hörner nach seltsamen Richtungen biegen und verdrehen. Dies bewerkstelligen sie dadurch, daſs sie von dem ersten Wachsthum des Horns an, dasselbe wiederholt an der Seite abschaben, nach welcher es hin wachsen soll. Auf diese Weise geben sie dem Gehörn bald die Gestalt, welche die Antilopenhörner haben, bald stellen sie darin die abentheuerlichsten und widersinnigsten Verdrehungen dar. Barrow aber ist übel berichtet, wenn er erzählt, sie bögen die Hörner in beliebige Formen, nachdem sie sie mit heiſsen Eisen erweicht hätten, welches er sich so vorzustellen scheint, wie es unsre Drechsler mit dem Horn zu machen pflegen. — Aus dieser Liebe für das Rindvieh erklärt es sich auch, daſs die *Koossa* Eigenschaften dieser Thiere in Anschlag bringen, die bei uns gar nichts gelten. So z. B. unterscheiden sie ihre Stimmen und können durch das besonders wohlklingende Gebrüll einer Kuh so entzückt werden, daſs sie Alles daran wenden, sie zu besitzen. (Alberti.)

Kuhmilch ist ihre Hauptnahrung, theils frisch, theils sauer, auch lassen sie die Milch dick werden

und geniefsen Molken und Käse, jedes für sich. Sie bereiten sich auch Butter durch häufiges Schütteln der Milch in ledernen Schläuchen, nach der Art, die schon Kolbe von den Hottentotten beschreibt. Sie gebrauchen diese Butter aber nur zum Einschmieren der Haut, und essen sie nicht. Sie schlachten, wie gesagt, sehr ungern und selten ein Stück Rindvieh und verschaffen sich das Fleisch zur Nahrung fast allein durch die Jagd. Wie sie dabei zu verfahren pflegen, ist bereits oben (S. 375) angegeben. Ehe eine Gesellschaft auf die Jagd geht, stellen sie ein wunderbares Spiel an, das zum glücklichen Erfolg des Unternehmens durchaus nothwendig gehalten wird. Einer von ihnen nemlich, stellt ein Stück Wild vor, nimmt eine Handvoll Gras in den Mund uud läuft auf allen Vieren umher. Die Uebrigen stellen sich, als wollten sie ihn mit ihren Spiefsen durchbohren und erheben dabei das gewöhnliche Jagdgeschrei, bis er sich endlich auf die Erde wirft, als ob er getödtet wäre. — Wer nachher wirklich ein Thier erlegt, hängt sich eine Klaue davon als Siegeszeichen an den Arm. Die Beute aber mufs er mit den Uebrigen theilen. Das Feld, auf welchem die Jagd angestellt ward, brennen sie nachher gewöhnlich ganz ab, um wenigstens die Klingen der abgeworfenen Hassagayen wieder zu finden. Viel Wild fangen sie auch in Schlingen. In buschigen Gegenden ziehen sie zu dem Ende oft meilenlange niedrige Hecken, zwischen welchen Oeffnungen bleiben. In diesen Oeffnungen, durch welche das Wild seinen Ausweg sucht, liegen die Schlingen verborgen,

die so künstlich gestellt sind, daſs sich die Thiere mit den Beinen darin fangen und sich nicht wieder los machen können.

Gröſseres Wild, Büffel, Elenn-Antilopen u. s. w. fangen sie in tiefen Gruben, die auf dem Wege angelegt werden, den das Wild zum Wasser zu nehmen pflegt, und in deren Boden zugespitzte Pfähle befestigt sind. Aehnliche, nur stärkere, an der Spitze durch Brennen gehärtete Pfähle stellen sie an den steilen Ufern der Flüsse auf, in den Zwischenräumen des Gebüsches, durch welche die Fluſspferde (*Hippopotamus*) bei Nacht auf die Höhen zu kommen pflegen. Sie lauren ihnen nun auf und erheben ein lautes Geschrei, wodurch die Thiere erschreckt werden, eilig in den Fluſs zurückkehren wollen und beim Herabgleiten von dem Ufer mit ihrem ganzen Gewicht in die, mit den Spitzen aufwärts gekehrten Pfähle stürzen. Auf ähnliche Weise überlisten sie die Panther. Es wird nemlich ein Stück Fleisch in mäſsiger Höhe an einen Baumzweig gehangen und in dem Gebüsch unter dem Baume die scharfe Spitze einer Hassagay wohlbefestigt verborgen. Wenn der Panther nun nach dem Fleische springt, stürzt er sich beim Herabfallen das Eisen in die Brust.

Die Elephantenjagd macht ihnen am mehrsten Mühe und es glückt ihnen selten, einen zu erlegen. Sie greifen nur einen einzelnen Elephanten, der sich von seiner Heerde verloren hat, an. Wenn er sich ihnen in einer dazu günstigen Gegend zeigt, so stecken sie das Gras und niedrige Gebüsch rund um ihn her in Brand, weil sie wissen,

daſs er dann einen solchen Kreis, wenigstens bei Tage nicht verläſst. Dabei suchen sie ihm so nahe zu kommen, wie möglich, und werfen eine unzählige Menge Hassagayen auf das Thier, die aber wegen der Härte und Dicke seiner Haut ihm nicht viel schaden. Gewöhnlich entläuft er nun des Nachts, oder wenn das Feuer ausgebrannt ist, und rennt sich, wenn das Glück gut ist, die Hassagayen tiefer in den Leib. Dabei verfolgen sie ihn unaufhörlich mit groſser Behutsamkeit, und bemühen sich, ihm in den Schluchten aus einem sichern Hinterhalte, z. B. von den Felsen herab, noch mehr Hassagayen auf den Leib zu werfen. In flacheren Gegenden umzingeln sie ihn wieder mit Feuer und setzen dies so lange fort, bis das Thier endlich ermattet oder von der Menge kleiner Wunden krank hinfällt, worauf sie dann ein immer leichteres Spiel bekommen und ihn nach tage- und wochenlangen Bemühungen endlich zu Tode quälen. Ihre Ausdauer ist dabei um so bewundernswerther, da sie das Fleisch des Elephanten nicht essen, sondern ihm allein seiner Zähne wegen nachstellen, die sie nicht einmal behalten dürfen, sondern an den König abliefern müssen. Sie ertragen alle damit verbundnen Beschwerden und Gefahren mit rastloser Anstrengung, bloſs aus Neigung zur Geschäftigkeit und aus Liebe zur Jagd selbst. Eben so unternehmen sie groſse Reisen, auf denen sie Mangel und Beschwerden aller Art zu erdulden haben, allein in der Absicht, einen entfernten Bekannten zu besuchen und um sich zu Hause nicht zu langweilen.

Aufser dem Rindvieh besitzen sie keine andre zahme Thiere als Hunde, die sie in grofsem Werthe halten. Dessen ungeachtet lassen sie sie fürchterlich hungern, wie man daraus abnehmen kann, dafs die armen Thiere noch immer eben so mager und räudig zum Vorschein kommen, wie sie Barrow beschreibt. Sie dienen ihnen aber mehr zum Abwehren der Raubthiere bei Nacht, als dafs sie von ihnen auf der Jagd Gebrauch zu machen wüfsten.

Obgleich sie sehr gern Schaffleisch essen, so findet man doch diese Thiere nicht bei den *Koossa.* Daran ist die Beschaffenheit ihres Landes Schuld, in welchem es theils die aromatischen Kräuter nicht giebt, von denen die Schafe in der Colonie so gut gedeihen, und das anderntheils zu waldig und gebirgig ist, als dafs es möglich wäre, die Heerden immer beisammen zu halten. Auch Hühner trifft man bei den *Koossa* nicht an, obgleich die nördlicher wohnenden Kafferstämme eine kleine Art, ohne Kamm, die übrigens den unsrigen sehr ähnlich sind, halten. Schon Vasco da Gama fand Hühner bei den Kaffervölkern an der Küste von *Terra do Natal.*

Auch Landbau treiben die *Koossa* und pflanzen eine Art Hirse, *(Holcus Caffrorum, Holcus Sorghum)* Wassermelonen, und nach Alberti auch Buchweizen. Landeigenthum besitzt aber Keiner, indem ein jeder leicht ein Fleckchen findet, wo er sein Korn hinsäen kann. Sie gehen dabei sehr roh zu Werke, streuen den Saamen ohne Vorbereitung des Landes ins Feld, und gra-

ben es dann erst mit kleinen Spaden aus sehr hartem Holze um. Das Unkraut schieſst also wieder mit auf, bewahrt aber zugleich den Boden vor dem Austrocknen. Zeigen sich die Pflänzchen, so wird das ganze Feld sehr emsig gejätet und rein gehalten. Wenn die Hirse reif ist, wird sie mit Hassagayen abgeschnitten, mit dünnen Stöckchen ausgedroschen und durch Aufwerfen im Winde von der Spreu gereinigt. Die Hirse selbst verwahren sie in tiefen Gruben in der Viehhürde, die sie vorher recht trocken ausbrennen und nachher mit dem Stroh, mit Steinen und trocknem Ochsenmist zudecken. Wenn Einer eine solche Vorrathskammer öffnet, muſs er seinen Nachbaren und Freunden einem jeden in seine Haushaltung ein Körbchen voll davon zum Geschenk machen und eine etwas gröſsere Menge bekommt das Oberhaupt des Kraals. Die wilden Kräuter, deren sie sich als Tabak zum Rauchen bedienen, werden ebenfalls von ihnen ordentlich gebaut und in trockenen Vorräthen an den Wänden der Hütten aufbewahrt. — Weder die Hirse, noch die Angurien oder Wassermelonen, die sie bauen, kommen in der Colonie vor. Letztere unterscheiden sich durch einen etwas bittern Geschmack und werden theils frisch, theils in Scheiben geschnitten und getrocknet, verzehrt.

Da die *Koossa* so sehr sparsam mit ihrem Schlachtvieh umgehn und es müssen, wenn die Nation in ihrer Gesamtheit auf die Dauer bestehen soll, so ist die Anpflanzung von eſsbaren Gewächsen ihnen durchaus nothwendig. Besonders aber

ist

ist ihnen ihre Hirse eine treffliche Ausfüllung ihres Bedarfs. Sie essen sie gewöhnlich in Milch gekocht und kneten eine Art von Brod davon, das in heifser Asche gebacken wird. Auch dient sie ihnen, einen gegohrnen Trank zu bereiten, der fast wie Bier schmeckt, aber viel berauschender ist und leichter verdirbt; sie nennen ihn *Tjaloa*. Ja sie kennen davon sogar noch eine bessere Sorte, die bei ihnen *Inguhja* heifst und die sie dem Wein zu vergleichen pflegen. Barrow ist also übel berichtet, wenn er ihnen den Gebrauch berauschender Getränke ganz abspricht. Noch mehr, sie bereiten selbst Essig, in ihrer Sprache: *Tjala*. Sie gewinnen alle diese Getränke aus den verschiedenen Graden und Arten der Gährung, in welche ihre Hirse übergeht, wenn sie mit Wasser eine Zeitlang in alten (schon Gährungsstoff enthaltenden) Milchkörben gestanden hat. Statt des dazu nöthigen Siebes bedienen sie sich sehr passend der kleinen artigen Vogelnester, die manche Arten von africanischen *Loxien* aus den wolligen Theilen gewisser Pflanzen verfertigen.

Es ist schon von andern Schriftstellern erwähnt, dafs sie keine Fische und Seethiere essen; doch giebt es kleine abgesonderte Kraale am Strande, die aus Mangel an anderer Speise zuweilen Fische und Muscheln geniefsen, aber dafür trifft sie auch die Verachtung der ganzen Nation.

Die Kaffern sind gastfrei. Herr van der Kemp, der das Land häufig durchreist hatte, versicherte mich, ihm sei, wenn er in einem fremden Kraal übernachtet habe, jedesmal eine leere

Hütte zum Aufenthalt angewiesen; man habe ihm nicht nur ein Lager von Matten und Fellen bereitet und in der Mitte der Hütte ein Feuer angemacht, sondern auch Milch und gekochte Hirse gebracht. Ehe man seine strengen Grundsätze kannte, pflegte jedesmal eine alte Frau zu ihm zu kommen und ihn zu fragen, ob er nicht ein junges Mädchen aus dem Kraale zur Gesellschafterin begehre. Man hält bei allen Kafferstämmen ein solches Erbieten den Pflichten der Gastfreundschaft angemessen, würde es aber sehr übel nehmen, wenn der Fremdling selbst wählen, oder wohl gar einer verheiratheten Frau Anträge machen wollte.

Hat Jemand einen Ochsen geschlachtet, so finden sich sämtliche Nachbaren uneingeladen als Gäste ein und bleiben bis das Thier verzehrt ist. Selbst der König ist von den Zudringlichen nicht frei und muſs es sich gefallen lassen, daſs seine nächsten Unterthanen sein Mahl theilen *). Dagegen ist es Gebrauch, daſs ihm von jedem geschlachteten Thiere das Bruststück zugeschickt wird und auf diese Sitte wird mit solcher Gewissenhaftigkeit gehalten, daſs die entferntesten Kraale sich dessen nicht überhoben achten, auch

*) So ist es auch Gebrauch, daſs wenn Einer von reisenden Europäern Geschenke an Lebensmitteln erhält, er sie sogleich mit allen Umstehenden theilt, und wenn die Stückchen auch noch so klein ausfallen sollten. Alberti hörte die, welche dennoch leer ausgingen, scherzhafter Weise das Geheul der Hyänen nachahmen, um damit die Unersättlichkeit des Beschenkten anzudeuten.

wenn sie voraussehen, daſs die Stücke verfault sein werden, ehe sie zum Könige gelangen. Die Brust, der Kopf, das Herz und die Pfoten eines geschlachteten Ochsen dienen ausschlieſslich den Männern zur Nahrung und nie bekommt ein Weib, und wäre sie die Frau des Königs, davon zu kosten.

Ihre Kleidung besteht in Thierfellen. Einen Mantel davon nennen sie *Gubo* oder *Ingubo*, wenn er von Rinderhäuten, *Unebe* aber, wenn er von wilden Thierhäuten verfertigt ist. Selbst die Oberhäupter tragen gewöhnlich nur Mäntel von Ochsen- oder Antilopenhäuten. Doch müssen alle Pantherhäute an sie abgeliefert werden, von denen sie jedoch nicht so ausschlieſslichen Gebrauch machen, daſs sie nicht zuweilen ihre Günstlinge damit beschenken sollten. Sie gerben diese Felle auf eine ganz künstliche Art, die Barrow sehr deutlich und richtig beschrieben hat. Selten aber sind ihre Mäntel aus mehrern Stücken zusammengenäht, sondern bestehen meistens aus Einem Fell. Die Mäntel der Frauen sind gewöhnlich mit mehrern Parallel-Reihen kupferner Knöpfe besetzt, deren gröſsere oder geringere Zahl auf den Rang oder Reichthum der Besitzerin schlieſsen läſst. Sie lieben solche Knöpfe ungemein, und wer dergleichen an seinen Kleidern trägt, wenn er die Kaffern besucht, ist kaum im Stande sich ihrer zudringlichen Bitten zu erwehren. Doch müssen sie vollkommen glatt sein, denn solche, auf denen erhabene Figuren befindlich sind, nennen sie räudig. — Auſserdem schmücken die Frauen ihre Mäntel

mit ganzen Büscheln von den Schwänzen wilder Katzen, die in der Gegend der Schulter angebracht werden und zu beiden Seiten herabhängen. Ueberhaupt wenden die Frauen viel mehr Sorgfalt auf die Bereitung ihrer Kleider und auf das Gerben der dazu bestimmten Häute. Sie nähen die Felle mit Fäden, die aus den Sehnenscheiden (*Aponeurosen*) des Rindviehes verfertigt werden, an einander, nachdem sie zuvor mit eisernen Pfriemen (statt der Nadeln) die Löcher zum Durchziehen gebohrt haben. Um den ersten Mantel zu bekommen, muſs ein Mädchen einmal mit auf die Jagd gehen, wobei sie denn von ihren Brüdern ein Antilopenfell als Antheil an der Beute erhält. Hin und wieder sieht man sowohl Männer als Frauen, die tattowirt sind, aber nicht im Gesicht, sondern auf dem Rücken, den Armen und der Brust. Das Einschmieren mit Fett, das mit mineralischen Theilen, Eisenoker, Eisenrahm, Glimmerthon u. s. w. vermischt wird, giebt ihrem Körper eine nicht ungefällige Färbung, aber man darf sie nicht berühren, ohne die deutlichen Spuren ihrer Nähe an Händen und Kleidern zurückzubehalten.

Das Haupt ist bei den Männern bloſs, oder mit einer Art von Diadem geschmückt, das aus einem zollbreiten ledernen Riemen besteht. Zuweilen ist dieser Riemen mit aufgerollten Kupferplättchen, zuweilen mit vielfarbigen Korallenschnüren besetzt.

Der Kopfputz der Weiber besteht in einer Art von Turban. Ein langes Stück feingegerbten

Leders (sie nehmen gewöhnlich das Fell des Buschbocks dazu) wird in vielen Windungen um den Kopf geschlagen; die beiden Enden, die in lange Zipfel auslaufen, werden zwischen die Falten gesteckt und so befestigt. Dieses Leder ist wenigstens zwei Ellen lang und in der Mitte eine halbe Elle breit, bisweilen ist dieser mittlere Theil schon zu einer Mütze zusammengenäht, von welcher die Zipfel zu beiden Seiten ausgehen. Immer aber befindet sich gerade in der Mitte ein Quast von Korallenschnüren oder Troddeln von Leder mit Kupferstückchen, die recht coquet ein wenig schief über die eine Seite der Stirn herabhängen. Ueberhaupt kleidet dieser einfache Kopfputz recht artig und sie scheinen das selbst zu wissen, indem sie alle Augenblicke etwas daran zu bessern und zurecht zu schieben haben.

Die Männer schmücken den Kopf auch gern mit einem kleinen Quast von Zebra- oder Jakalhaaren, der ungefähr fünf Zoll lang ist und aufrecht stehn muſs.

Um den Hals tragen sie Schnüre von mancherlei Art und kleine metallene Ketten. Kleine rothe Steinchen, Seemuscheln oder Glaskorallen, auch Stückchen von wohlriechendem Holz werden auf Schnüre gezogen und um den Hals gehängt, so daſs sie bis an die Brust herabhangen. Glaskorallen lieben sie besonders; doch herrscht darin bei ihnen auch die Mode und nicht zu allen Zeiten sind dieselben Farben und Sorten bei ihnen beliebt. — Besonders hoch schätzten sie zu dieser Zeit eine kleine Art von Korallen, die sie von dem

Stamme der *Imbo* bekommen und die einen solchen Werth haben, daſs sie für zwei kleine Stränge eine Kuh und ein Kalb bezahlten. Sie wollen wissen, daſs diese Korallen, gleich Würmern aus der Erde kriechen und von den *Imbos* mit Hassagayen abgemäht werden. Nach van der Kemps Beschreibung sind es aber wirkliche Glaskorallen oder Paternosterkügelchen, die von den Portugiesen in jene nördlichere Gegend eingeführt sein mögen und von dort hiehergekommen sind.

Aehnliche Korallenschnüre von fünf bis sechs Zoll Länge tragen sie in den Ohren, sonst auch wohl Knöpfe, Ringe von Kupferdrath und dergleichen.

Am linken Oberarm sieht man einen bis zehn Elfenbein-Ringe, von denen die breitesten einen bis anderthalb Zoll halten. Die Zahl dieser Ringe läſst auf den Rang der Person schlieſsen, indem alles Elfenbein an den König abgeliefert werden muſs, und die davon verfertigten Ringe von ihm an seine Freunde und Günstlinge ausgetheilt werden, die sie auch nie ohne seine besondre Erlaubniſs weggeben dürfen. Am rechten Arm, gleich über dem Ellenbogen, wird oft ein Riemen befestigt, auf welchem fünf bis sechs Tigerzähne sitzen, alle mit den Spitzen aufrecht und nach auſsen gekehrt; an dem Unterarm, nach dem Handgelenke hin, mehrere kupferne und eiserne dünne Armbänder oder Ringe, die an einer Stelle durchbrochen sind und durch Beugen geöffnet und geschlossen werden können.

Um die Hüften tragen die Männer schmale

lederne Gürtel, so dicht mit Knöpfen oder eisernen und kupfernen Plättchen besetzt, dafs man von dem Leder nichts sieht. Die Frauen aber sind von der Geburt an mit ledernen Schürzen bedeckt, die sie *Inkyo* nennen. Gewöhnlich werden deren mehrere über einander getragen, von denen die äufsere und längste mit Knöpfen und Korallen reich verziert ist. Bei weitem die mehrsten bedecken auch den Busen mit einem breiten Streifen Leder, der über die ganze Brust hergeht und unter den Armen durch, auf dem Rücken zugebunden wird.

Die Finger, besonders die Daumen, ja selbst die grofsen Zehen sind mit Ringen von Kupfer- und Eisendrath geziert, und die Männer führen meistens an einem Knie einen schönen federbuschartigen Schweif von Quaggahaaren oder Löwenmähnen, auch wohl den Büschel eines Löwenschwanzes, der fast bis auf das Fufsgelenk herabhängt.

Ihre Waffen bestehn in Hassagayen, Schild und Kirri. Erstere ist ein fünf bis sechs Fufs langer Speer, dessen eiserne Spitze einen bis zwei Zoll Breite und einen halben bis anderthalb Fufs Länge hat. Diese ist immer zweischneidig und bildet bald nach ihrer ganzen Länge eine Klinge, bald ist sie zur Hälfte ein runder Stiel und nur am Ende platt und scharf ausgeschmiedet. Der Schaft wird aus den schlanken Stämmen der *Curtisia faginea* verfertigt und hat in der Nähe der Spitze etwa die Dicke eines Fingers, nach unten aber läuft er zur Dicke eines Federkiels aus. Die eiserne Spitze ist künstlich dem Schafte eingefügt

und der Schaft selbst in dieser Gegend mit Thiersehnen fest umwickelt, daſs er nicht spalte. Von dem Gebrauch dieser Waffe, so wie des Schildes und der Keule ist schon oben (S. 354) ausführlicher die Rede gewesen. Es gehört eine besondre Kraft, aber noch mehr Geschicklichkeit dazu, die Hassagay recht weit durch die Luft zu werfen. Es kommt nemlich hauptsächlich darauf an, den Schaft des Speeres beim Abwerfen selbst in eine zitternde Bewegung zu setzen, wodurch der Flug ungemein beschleunigt wird. Sie werfen deshalb auch hoch im Bogen und eben aus diesem Grunde wird es ihnen so schwer ein vorgestecktes Ziel zu treffen. Die weiteste Entfernung, auf welche sie die Hassagay zu werfen im Stande sind, ist hundert Schritt, gewöhnlich nicht mehr als siebenzig bis achtzig. Aber ein Ungeübter bringt sie mit der gröſsten Kraft nicht über zwanzig Schritt weit. Noch muſs ich erwähnen, daſs die Hassagayen bei ihnen zugleich die Stelle des Geldes vertreten und der gemeinste Handelsartikel sind, mit dem sie alle übrige Güter bezahlen oder nach welchem sie deren Werth zu schätzen und zu benennen pflegen. — Der *Kirri* wird von den Kaffern auch zum Schleudern gebraucht und sie treffen damit in ziemlicher Entfernung. Auf der Jagd gebrauchen sie daher den *Kirri* eben so viel wie die Hassagay. Uebrigens dient er ihnen auch als Ackergeräth zum Auflockern der Erde.

Die *Koossa* sind zwar tapfer und muthig und, wie alle Kafferstämme, häufig in Kriege mit ihren Nachbaren verwickelt, aber dennoch durchaus nicht

kriegsüchtig zu nennen. Im Gegentheil bemerkt man an ihnen eine überwiegende Neigung zum stillen Hirtenleben. Wenn es aber gilt und sie von ihren Oberhäuptern zur Schlacht geführt werden, schliefst sich kein wehrbarer Mann aus und feiges Entfliehen wird für eine unauslöschliche Schande gehalten. Am mehrsten bekriegen sie ihre nördlichen Nachbaren, die Buschmänner, wegen der steten Räubereien, die dieses Volk an ihren Viehheerden übt. Da die Buschmänner aber im offenen Felde nicht Stand halten, sondern ihre vergifteten Pfeile nur aus einem sichern Hinterhalte abschiefsen, so kommt es nie zu einer wirklichen Schlacht, sondern es besteht ein ewiger kleiner Krieg zwischen den einzelnen Individuen beider Nationen. Die Erbitterung der *Koossa* und aller mir bekannten Kafferstämme gegen die Buschmänner ist so heftig, dafs jeder Buschmann, der ihnen in die Hände fällt, er sei von welchem Alter und Geschlecht er wolle, ohne Gnade niedergemacht wird. Sie betrachten sie als Raubthiere, die man von der Erde vertilgen müsse, verfolgen sie auf der Spur und tödten ihrer, soviel sie nur bekommen können. Werden der Räubereien zu viele, so suchen sie sie in den fernsten Schlupfwinkeln auf und ruhen nicht eher, als bis sie die ganze Horde bis auf das letzte Kind ausgerottet haben *).

*) Von diesem Hasse der Kaffern gegen die Buschmänner habe ich selbst ein auffallendes Beispiel gesehen. Gegen das Ende des Jahrs 1804 kam ein Kaffer als Abgesandter einer klei-

Ernsthafter sind die Kriege der Kaffern unter einander. Die Veranlassung dazu giebt, entweder der Abfall rebellischer Oberhäupter von dem gemeinschaftlichen König, oder des letztern Verlangen, einen kleinen abgesonderten Stamm unter seine Botmäſsigkeit zu bringen und sich zinsbar zu machen, oder der Streit über die Ausdehnung des Gebiets und der Viehweiden. Aber nie überfällt man den Feind, so lange er noch nicht zum Kriege gerüstet ist und ohne vorausgehende Kriegeserklärung. Man schickt zu dem Ende Gesandten an ihn ab, die entweder Unterwerfung fordern oder mit dem nahen Angriff drohen und zum Zeichen ihrer feindseligen Sendung Löwen- oder Panther-

nen, damals in der nördlichen Gegend der Colonie umherziehenden Horde nach der Capstadt, und erhielt eine freundliche Bewirthung in dem Hause des Gouverneurs. Zu eben dieser Zeit hatte General Janssens unter seiner Dienerschaft einen etwa eilfjährigen Buschmann, von welchem unten mehr erzählt werden wird. Diesen erkannte der Kaffer, ungeachtet seiner Aehnlichkeit mit den übrigen Hottentotten, sogleich als einen Abkömmling seiner Todfeinde und rannte, sowie er sich davon vollkommen überzeugte, mit einer Hassagay auf ihn los, um ihn zu durchbohren. Der Knabe entkam glücklich in die nahe Küche, wo er Schutz fand, und als man nun von allen Seiten herbeilief, den Kaffer über seine Gewaltthat zur Rede stellte und ihn fragte, was ihm das Kind zu Leide gethan, erklärte er, noch glühend vor Zorn, in gebrochenem Holländisch: er habe den General, zur Dankbarkeit für seine gute Bewirthung, von diesem kleinen Schurken befreien wollen, der jetzt zwar noch zu schwach sei, um schaden zu können, aber ihm in der Folge gewiſs nach Gut und Leben stehen werde; denn ein Buschmann lasse nie von seiner schelmischen hinterlistigen Art, und man müsse dies Gesindel vertilgen, wo man es finde.

schwänze in den Händen tragen. Zugleich werden alle Vasallen, alle Oberhäupter von niederem Range samt ihrer Mannschaft entboten. Alle gemeine Kaffern müssen diesem Aufruf und dem Befehl ihrer besondern Oberhäupter blindlings gehorchen, und wer sich ausschlösse, hätte den Verlust seiner sämtlichen Habe zu fürchten. Sobald das Heer an dem Wohnorte des Königs versammelt ist, wird eine Menge Vieh geschlachtet, um die Krieger durch reichlichen Fleischgenuſs zum Feldzuge zu stärken. Man tanzt dabei und überläſst sich noch einmal ganz der Freude. Der König theilt an die Oberhäupter und an die Tapfersten auszeichnende Federbüsche aus den Flügeln einer Art Kraniche aus, die sie als Ehrenzeichen auf dem Kopfe tragen. Sie werden nun von den Andern als Befehlshaber geehrt, haben aber die Verpflichtung, während eines Gefechtes sich immer an der Spitze ihrer Abtheilung sehen zu lassen. Wer von ihnen wiche, verwirkt unfehlbar sein Leben; so wird auch jeder Gemeine, der seinen Anführer verläſst, mit dem Tode gestraft.

Nun setzt sich das Heer in Bewegung und nimmt soviel Schlachtvieh mit, als es zu seinem Unterhalte nöthig hat. Sobald man sich dem Aufenthalte des Feindes bis auf einen gewissen Abstand genähert hat, werden abermals Gesandte abgeschickt, die den bevorstehenden Angriff ankündigen und die Herausforderung unter nochmaliger Angabe der Ursachen des Krieges wiederholen. Erklärt der Feind, er habe noch nicht alle seine Mannschaft beisammen und sei noch nicht

schlagfertig, so wartet man geduldig, bis er melden läſst, daſs er zum Streite gerüstet sei. Zum Kampfplatz wählt man nun eine offene Fläche, ohne Gebüsch und Felsengeklüft, um jeden Verdacht eines Hinterhalts zu entfernen. Hier nähern sich beide Heere einander, in zwei Linien, unter lautem Kriegsgeschrei bis auf siebenzig oder achtzig Schritte. Dann fängt man an, die Hassagayen auf einander abzuwerfen, sucht den feindlichen auf die obenbeschriebene Weise auszuweichen, oder sie abzuwehren und bedient sich ihrer wieder gegen den Feind. Der König oder sonstige Oberbefehlshaber hält sich immer in der Mitte seiner Linie auf und nimmt thätigen Antheil an dem Kampfe. Einige der Unterbefehlshaber stehen neben ihm, die Uebrigen theils an der Spitze ihrer Haufen, theils hinter der Linie, um das Zurückweichen zu verhindern. Nach und nach rückt man näher und kommt nun bei hartnäckiger Gegenwehr zuletzt mit dem Feinde ins Handgemenge, wo die Hassagayen nicht mehr gebraucht werden, sondern wo der *Kirri* endlich das Gefecht entscheidet. Selten kommt es aber so weit, denn gewöhnlich bleiben sie in der Ferne von einander, bis die Flucht des einen Theils oder die Nacht dem Gefecht ein Ende macht. Im letzten Falle ziehen sich beide Theile einige tausend Schritte zurück, stellen Vorposten aus und treten während der Nacht in Friedensunterhandlungen. Fallen diese fruchtlos aus, so muſs der zunächst angreifende Theil aufs Neue sein feindliches Vorhaben anzeigen. Entscheidet aber die Flucht des einen Hee-

res den Kampf, so ist daran Niemand anders Schuld; als der Oberbefehlshaber, auf dessen persönliche Tapferkeit Alles ankommt und dessen Zurückweichen für Alle das Signal zur Flucht ist. Ein fliehender Feind wird auf der Stelle verfolgt, und vor Allem sucht man sich der Weiber und Kinder und des feindlichen Viehes zu bemächtigen, von welchem letztern sogleich ein grofser Theil geschlachtet und verzehrt wird. Unterwirft sich der Besiegte, so wird zu einer Hauptbedingung gemacht, dafs er seinen Ueberwinder fortan als gesetzmäfsiges Oberhaupt erkenne und ihm feierlich Gehorsam gelobe. Ist das geschehen, so werden sogleich die Frauen und Kinder zurückgeschickt, auch giebt der Sieger von dem erbeuteten Vieh einen, wenn gleich geringen Theil wieder heraus und vertheilt das Uebrige unter seine Mannschaft. Diese Ansprüche des Ueberwundnen auf die Zurückgabe von einem Theil der Beute, beruhen auf einem Grundsatz, der bei den *Koossa* zum Sprichwort geworden ist: „Man mufs seinen Feind nicht Hungers sterben lassen.“ — Wenn beide Theile zu ihren Wohnorten zurückgekehrt sind, schickt der Besiegte, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit, von dem Wenigen, was ihm geblieben ist, noch Geschenke an seinen neuen König. Dieser bewirthet indessen noch seine Krieger, ehe sie auseinandergehn auf eben die Art, wie vor dem Feldzuge.

In den Schlachten der Kaffern verlieren nicht so viele Menschen das Leben, wie man wohl glauben möchte. Die Zahl der Todten ist selten be-

deutend, theils weil die Hassagayen meistens fehlen oder wenn sie auch treffen, nicht leicht tödtlich verwunden, theils weil man es selten zum Handgemenge kommen läſst. — Wer unbewaffnet dem Feinde in die Hände fällt, wird nicht getödtet und nach geendigtem Kriege ohne Lösegeld freigegeben. Weiber und Kinder haben während der Feindseligkeiten durchaus nichts für ihr Leben zu fürchten und werden selbst in dem erbittertsten Kriege ohne Ausnahme geschont. Man gebraucht daher auch zuweilen Weiber als Abgesandte, wenn man den Feind für so aufgebracht hält, daſs er im Stande sein sollte, männliche Abgesandte zu tödten, welches sonst als durchaus unerlaubt und mit der Kriegessitte streitend betrachtet wird. — Bundesgenossen, die man sich (oft unter sehr fernen Völkerstämmen) zu verschaffen sucht, wenn man sich allein zu schwach zum Widerstande fühlt, erhalten nach dem Siege die Hälfte der Beute. —

Noch ist von den Kunstfertigkeiten der *Koossa* etwas zu sagen. Dahin rechne ich, mit Uebergehung mancher schon beiläufig genannten, zuvörderst die Bearbeitung der Metalle. Sie graben ihre Metalle nicht selbst, sondern bekommen Eisen und Kupfer durch Tauschhandel von den kafferischen Völkern im Innern, wie sich in der Folge deutlicher ausweisen wird. Das mehrste wird ihnen bereits verarbeitet geliefert, doch besitzen sie Geschicklichkeit im Schmieden genug, ihre Hassagayen auszubessern, oder aus ihnen andre Instrumente, z. B. die Pfriemen, die sie zum Verfertigen der Körbe nöthig haben, zu verarbei-

ten. Aber ihre Werkzeuge zum Hämmern sind bloſse Steine, mit denen sie das erhitzte Eisen und Kupfer in die beliebige Form bringen. Um einen steten Luftzug hervorzubringen und dadurch dem Feuer die nöthige Stärke zu geben, bedienen sie sich eines Blasebalges, der aus zwei ledernen Säcken besteht, die beide in eine gemeinschaftliche Röhre ausgehn und einer um den andern zugedrückt und geöffnet werden. Diese Erfindung ist ihnen ebenfalls von jenen entfernteren Stämmen mitgetheilt. Das Brennmaterial, dessen sich die hiesigen Schmiede bedienen, ist getrockneter Ochsenmist, der eine starke Gluth giebt. Die cultivirteren Stämme im Innern brennen sich Holzkohlen.

Um Feuer anzumachen nehmen sie zwei Stücke Holz von unterschiedener Härte, deren eins die Form eines runden dünnen Stäbchens hat, das andre aber platt und mit kleinen Vertiefungen versehen ist, in welche das erstere paſst. Nachdem das Stöckchen nun auf eine dieser Vertiefungen gesetzt ist, drehen sie es sehr geschwind um, indem sie es zwischen den flachen Händen wie einen Quirl bewegen und auf diese Weise eine heftige Reibung hervorbringen. Die kleinen abgeriebenen Späne fassen Feuer, sobald der nöthige Grad der Erhitzung erreicht ist. Sie fassen dann die Funken in einem Büschel trocknen Grases und blasen damit leicht eine Flamme an.

Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten und selbst zum Kochen verfertigen sie groſse Töpfe von feinem Thon, die an der Sonne gehärtet werden und

nicht glasirt sind. Einige dieser Töpfe halten sechs Eimer und mehr und indem sie immer etwas durchschwitzen, erhält sich die Flüssigkeit darin besonders kühl. In ihren Gestalt gleichen diese Töpfe groſsen Flaschen mit weitem Halse.

Sehr künstlich ist auch ihr Flechtwerk von Binsen. Die Körbe sind so dicht, daſs sie Milch darin aufbewahren können. Sparrman, Le Vaillant und Barrow haben sie gut beschrieben. Nur ist Le Vaillant übel berichtet, wenn er erzählt, daſs die Kaffern diese Milchkörbe in ihrem Urin quellen lieſsen, ehe sie zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienen könnten. Eben so scheint man ihn haben hintergehn zu wollen, indem man ihm erzählte, es gebe bei ihnen ein Spiel, das *Jumjum* heiſse. Dieses Wort hat einen sehr obscoenen Sinn, an den van der Kemp nicht anders, als mit dem gröſsten Unwillen zu denken schien.

In der Musik sind sie weit zurück. Eigenthümliche Instrumente scheinen sie gar nicht zu haben, denn man trifft bei ihnen nur die hottentottischen und zwar unvollkommener, als jene sie haben. Ihre Melodien sind einem musicalisch gebildeten Ohre unerträglich und ihr Gesang ist ein heiseres dumpfes Geheul. Ihre Art zu tanzen habe ich schon oben beschrieben. Sie vergnügen sich damit gern in mondhellen Nächten und sind darin unermüdlich.

Obgleich sie Zahlwörter haben, zählen sie doch selten danach und sehr wenige können weiter zählen als zehn, ja die mehrsten wissen auch diese niedern Zahlwörter nicht einmal zu nennen.

Des-

Dessen ungeachtet ist ihre Vorstellung von der Gröſse einer Heerde Vieh so bestimmt, daſs nicht ein Stück daran fehlen darf, ohne daſs sie es sogleich merkten. Wenn Heerden von vier bis fünfhundert Rindern zu Hause getrieben werden, sieht der Besitzer sie hereinkommen und weiſs bestimmt, ob einige fehlen, wieviel und sogar welche. Wahrscheinlich haben sie eine Art zu zählen, bei welcher sie keine Worte brauchen und wovon sie nicht Rechenschaft zu geben wissen, oder ihr Gedächtniſs erlangt für diesen einzelnen Gegenstand durch die Uebung eine so ungemeine Stärke.

Ueberhaupt ist das Gedächtniſs dieser Menschen sehr stark, sofern es in Erinnerung sinnlicher Anschauungen besteht. So erkennen sie zum Beispiel Menschen, die sie vor geraumer Zeit einmal gesehen haben, sogleich wieder, und wissen dabei alle kleine Umstände, die dies Zusammentreffen begleiteten, genau anzugeben. Eben so fest prägt sich ihnen die Gestalt oder Zeichnung eines Thieres ein. So erkannten Einzelne von ihnen unter den Ochsen unsers Vorspannes die wieder, die während des Krieges einmal in ihrer Gewalt gewesen und ihnen nachher von den Colonisten wieder abgenommen worden waren. — Nur mit der Zeitrechnung sieht es sehr dürftig aus, und eine Zeit, die länger als ein Paar Monate von der Gegenwart entfernt liegt, sind sie nicht im Stande zu nennen, obgleich die Thatsachen selbst mit allen Nebenumständen ihrem Gedächtniſs gegenwärtig bleiben. Sein Alter weiſs Keiner anzugeben. Das Alter eines abwesenden Kindes

wird durch eine Bezeichnung seiner Gröſse angedeutet, und eine Frau nennt die Zahl der Kinder, die sie geboren hat, um ihr Alter anzugeben. Nach dem äuſsern Ansehn der mehrsten Greise fällt das höchste Lebensalter zwischen funfzig und sechzig Jahre (Alberti), eine Schätzung, die mit den Muthmaaſsungen der Christen, die sich längere Zeit unter ihnen aufgehalten, oder sie seit einem Menschenalter öfter besucht haben, vollkommen übereinstimmt.

Beschreibung der Ammakoosina oder des Landes der Koossa.

Wenn man den groſsen Fischfluſs als die westliche Grenze des Landes betrachtet, welches die *Koossa* bewohnen und die Länge der Küstenstrecke in Anschlag bringt, längs welcher noch Menschen von diesem Stamme gefunden werden, so kann man das ganze Land einem Parallelogramm von 40 bis 50 geographischen Meilen Länge und halb so viel Breite gleich schätzen. Nach einer ungefähren Berechnung ist diese ansehnliche Fläche von nicht mehr als etwa 30,000 Menschen bewohnt. Ja es scheint mir, als ob Herr van der Kemp, der mir diese Berechnung machte, dann noch die *Mathimba* oder *Tambuckis* mit hinzuzählte, die überhaupt fürerst noch nicht bestimmt von den *Koossa* zu trennen sind. Es ist zu beklagen, daſs derjenige Stamm, den wir von dieser Seite am genauesten kennen gelernt haben, sich gerade am

wenigsten als Nation erkennt, also auch von den politischen Verhältnissen der übrigen nur unvollkommene Auskunft geben kann. Künftige Reisende werden hier noch ein weites Feld zu Untersuchungen finden und über diesen Punct besonders Licht zu verbreiten haben. — Mir ist es wahrscheinlich, dafs die Zahl der *Koossa*, welche zu König Geika's Reich gehören, nicht über 20,000 beträgt. Diese Vermuthung gründet sich besonders darauf, dafs Geika nicht im Stande gewesen ist, die abtrünnigen Feldherren samt ihrem Anhange, der ziemlich genau auf 2500 wehrbare Männer bestimmt werden kann, zum Gehorsam zurückzubringen. Er erwartete Hülfstruppen von den *Tambuckis*, aber entweder sind diese ausgeblieben, oder er hat sich auch mit ihnen zu schwach geglaubt, denn 1806 standen die Sachen noch ganz auf dem alten Fufs.

Was die topographische Beschreibung des Kafferlandes anlangt, so sind unsre Notizen darüber noch äufserst dürftig. Die wenigsten Gegenden sind benannt, indem man keine feste, sondern nur wandernde Dörfer kennt und diese gewöhnlich von ihrem Oberhaupte, dem Statthalter des Königs, den Namen führen. Nur die Flüsse haben daurende Namen und Herr van der Kemp beschrieb mir folgende: Der *grofse Fischflufs* nimmt von der kafferschen Seite noch drei ansehnliche Ströme auf, nemlich den *Konab*, den *Kacha* und *Gwengwe*. Der erste von diesen vereinigt sich zuvor noch mit zwei kleineren, dem *Tkaussi* und dem *Tkui*.

Der nächste bedeutende Fluſs ist der *Keissi*, der unter 33° 12′ S. B. und 44° 56′ O. L. sich in die See ergieſst und von den Flüssen *Sjommi* und *Debe* gebildet wird. Nördlicher: der *Guakubi* und der *Sileni*, die in den *Konga* und mit ihm ins Meer fallen. Weiter im Innern nach Nordwesten trifft man den *Gobuhssi* und *Karoonga*, welche beide sich in den *schwarzen Tey* stürzen. Dieser Fluſs vereinigt sich nachher mit dem *weiſsen Tey* und heiſst dann *Amera*. Dieser *Amera* ist der ansehnlichste von allen Strömen im Lande der *Koossa*.

Etwa dreiſsig kleinere Flüsse ergieſsen sich in die hier genannten Ströme. Sie sind aber zu unbedeutend und ihrem Laufe nach zu wenig bekannt, als daſs ihre Namen hier aufgeführt zu werden verdienten. Die Grenze zwischen dem Lande der *Koossa* und *Mathimba* macht der *Basseh*, ein bedeutender Strom, der sich ebenfalls unmittelbar ins Meer ergieſst *).

Hohe Gebirge, von denen einige bis tief in den Frühling mit Schnee bedeckt sind, begrenzen dieses Land gegen Nordwesten und aus ihnen entspringen die mehrsten der genannten Flüsse. An ihren Füſsen giebt es Waldungen, aber gegen die Küste hin ist das Land ebener und reich an nahr-

*) Alberti nennt in seiner Beschreibung des Kafferlandes diese Flüsse mit holländischen Namen. Der Kacha heiſst bei ihm Katrivier, der Gwengwe, Komrivier; für Keissi hat er den hottentottischen Namen 'tKeiskamma (t'Kamma bedeutet nemlich Wasser oder Fluſs) und sein: Buffelbaay ist nichts andres, als der Konga, der sich in der Büffelbay ins Meer ergieſst.

haftem Grase. Karroo-Ebenen sieht man in dem ganzen Lande nicht, und die Berge bestehn meist aus Granit und Sandstein, nicht aus Thonschiefer. Das Land zwischen dem *grofsen Fischflufs* und dem *Keissi* ist sehr reich mit gröfsern Bäumen, besonders mit Mimosen bewachsen; jenseits des *Keissi* aber findet wan wenig hochstämmiges Holz, desto mehr grofse Saftgewächse. Eine Art *Euphorbia* (wahrscheinlich *Officinarum*) erreicht hier eine Höhe von 36 bis 40 Fufs. (Alberti.)

Eben so macht der *Keissi* eine merkliche Grenze, in Absicht der Thiere, die dieses Land bewohnen. Westlich von diesem Flufs ist es angefüllt mit zahlreichen Heerden von kleinern Antilopen und Quaggas; zugleich sind die grofsen Raubthiere sehr häufig. An der Ostseite dagegen halten sich ausschliefslich nur die gröfsern Antilopen (besonders die *A. Oreas*) auf, vornehmlich aber eine ungeheure Menge Elephanten und in dem Flusse selbst aufserordentlich viel Hippopotamen. Alberti führt an, dafs er von erstern (den Elephanten) einmal eine Heerde gesehen, die seine Reisegefährten auf 500 schätzten, die aber mindestens 300 betrug. Von den letztern wurden auf einer seiner Reisen in einem einzigen Flusse zwei und zwanzig erlegt, und nur die Unmöglichkeit, auch nur das Beste von dem Speck mit fortzuschaffen, hielt die Reisenden ab, ihrer noch mehr zu tödten. Diesen Unterschied in der Thierwelt diesseits und jenseits des *Keissi* erklärt Alberti aus der Verschiedenheit der vegetabilischen Natur und führt an, dafs diesseits durch-

gehends weiche Gräser angetroffen werden, dahingegen jenseits nur saure Felder zu finden sind, auf welchen nur jene gröberen Organisationen eine passende Nahrung finden. Jedoch sind auch diese Gegenden, wenn sie bebaut werden, sehr ergiebig und nähren einen grofsen Theil der Nation, der sich hier mit Viehzucht und wenigem Landbau beschäftigt *).

Diese Fruchtbarkeit verdankt das Land der *Koossa* besonders dem herrlichen Clima, das sich auffallend von dem der Capstadt unterscheidet, wie man aus folgenden Angaben sehen wird, die ich abermals Herrn van der Kemp verdanke. — Die Zeit, welche man hier den Winter nennen könnte und die sich in andern heifsen Gegenden, ja selbst in der Capcolonie durch häufige und starke Regengüsse auszeichnet, ist hier gerade die trockenste. Vom Mai bis August, wo die Länge der Nächte und die nördliche Neigung der Sonne, die Wärme um ein Beträchtliches mindert, regnet es höchst selten. Diese Wintertage sind durchgehends heiter und kühl und bei Nacht pflegt es zu reifen. Im Sommer dagegen wird die Luft nicht sobald schwül, als sich auch schon Gewitterwolken zeigen, die gewöhnlich drei Stunden nach Mittag losbrechen und durch reichlichen Regen alles abkühlen und erfrischen. Selten vergeht eine Som-

*) Auch die Koossa suchen die Weide der sauren Felder dadurch zu verbessern, dafs sie sie alljährlich absengen, die alten ungeniefsbaren Gräser so zerstören und eine neue Vegetation hervorlocken. Vergl. S. 300.

merwoche, in welcher nicht wenigstens zwei Gewitter vorkommen. Auch regnet es in dieser Jahrszeit zuweilen ohne Gewitter.

Im Jahr 1800, als Herr van der Kemp am *Guakubi* wohnte, zeichnete er folgende Beobachtungen auf:

Im Jan.	regnete es an	13 T.,	davon	8	mit Gewitter.
— Febr.	— — —	5	— —	4	— — —
— März	— — —	9	— —	8	— — —
— April	— — —	8	— —	8	— — —
— Mai	— — —	1	—	ohne Gewitter.	
— Jun.	— — —	3	—		
— Jul.	— — —	2	—		
— Aug.	— — —	2	—		
— Sept.	— — —	6 T.,	davon	1	mit Gewitter.
— Oct.	— — —	3	— —	1	— — —
— Nov.	— — —	16	— —	10	— — —
— Dec.	— — —	14	— —	8	— — —

Alle diese Gewitter kamen dort aus einer und derselben Gegend, nemlich aus N. W., und in sechzehn Monaten erlebte van der Kemp es nur einmal, daſs ein Gewitter Vormittags ausbrach. Die Blitze sind ungemein heftig, ihr Licht ist weniger verbreitet, als in unserm Clima, und man kann die Strahlen deutlich von den Wolken zur Erde und von einer Wolke zur andern überspringen sehen, ja van der Kemp nennt sie ordentliche Feuerströme, die zwei bis drittehalb Secunden sichtbar bleiben. Die Donnerschläge sind fürchterlich und die Regengüsse oft so heftig, daſs schon deshalb die Wohnungen immer in einiger

Entfernung von den Flüssen aufgeschlagen werden müssen.

Die Wärme sinkt in den kältesten Wintertagen in den ebenen Gegenden selten unter den 50sten Grad des Fahrenheitschen Thermometers und übersteigt in dieser Jahrszeit fast nie den 70sten Grad. Dagegen steht im Sommer das Thermometer fast immer zwischen 70 und 90 Grad. Kurz vor Gewittern erreicht die Wärme zuweilen einen hohen, fast unerträglichen Grad. Besonders ist der Luftstrom dann bei mäſsigem Nordwinde oft so heiſs, daſs man ein ähnliches Gefühl hat, als ob man sich unter dem Winde, nahe bei einem groſsen Feuer befände. Doch zeigt das Thermometer selbst dann nur wenig über 100°. In der heiſsen Jahrszeit erheben sich auch oft bei Nacht sehr dicke Nebel, die bis gegen Mittag stehen bleiben und viel zur Befeuchtung des Erdbodens beitragen. Diese Erscheinung, die leider in der Colonie (wenigstens in der warmen Jahrszeit) zu den groſsen Seltenheiten gehört, zeigt sich ebenfalls nur jenseits des *Keissi* regelmäſsig wiederkehrend.

Man kann sich hieraus leicht eine Vorstellung von der Fruchtbarkeit des Landes machen und sich das besondre Gedeihen des Rindviehes erklären. Es ist keine Frage, daſs wenn dieses Land auf europäische Weise angebaut wäre, es eine Ergiebigkeit ohne Gleichen zeigen würde. Indessen lassen sich doch gegen die Vorschläge zur Colonisation, wie sie unter andern Capitain Benjamin Stout, vom americanischen Schiff, *the Her-*

cules *), gethan hat, sehr trifftige Einwendungen erheben, deren Auseinandersetzung aber uns zu weit von unserm Ziele abführen würde.

Die Bäume behalten hier das ganze Jahr hindurch ihr Laub und fast immer dasselbe lebendige Grün. Die Vögel hören nicht auf zu singen. Nur die Papagaien und Turteltauben lassen sich gegen den Sommer stärker hören und die Schwalben verschwinden im Herbst. Aber im Lande der *Mathimba* sieht man sie auch im Winter.

Es giebt indessen auch Jahre, in welchen die Gewitterregen seltener sind, und von dieser Art waren 1804 und 1805. Die Dürre dieser Jahre, welche selbst in der Colonie fast eine Hungersnoth, wenigstens einen drückenden Mangel an Getreide herbeiführte, erstreckte sich auch auf dieses glückliche Land und die *Koossa* verloren eine ansehnliche Zahl ihres Rindviehes durch Mangel an Weide. Ganze Völkerschaften rückten aufs Neue in die Colonie ein, um Gegenden aufzufinden, die von dem allgemeinen Uebel verschont geblieben wären, und nur dem Eifer und der Vorsicht des Hauptmanns Alberti ist es zuzu-

*) Dieses Schiff strandete im Jahr 1796 an der Kafferküste in der Gegend der Mündung des Amera-Flusses. Die gerettete Mannschaft fand bei den Kaffern eine liebreiche Aufnahme und gelangte gröſstentheils glücklich nach der Capstadt. Capitain Stout gab nachher die Beschreibung dieser Reise heraus und suchte dem Congreſs die Stiftung einer americanischen Colonie an dieser Küste plausibel zu machen. Man sehe die Litteratur der Reisen im südlichen Africa im Verfolg dieses Werks.

schreiben, dafs diese neue Invasion nicht abermals zu Zwistigkeiten mit den Colonisten geführt hat.

Ich komme zur politischen Verfassung der Nation. — Selten wohnen mehr als vierzig bis funfzig Familien an einem Ort; diese bilden daselbst einen kleinen Staat, der einem Dorfe zu vergleichen ist. Einer der Hausväter, gewöhnlich der reichste, ist Regent, nach dem alten holländischen Sprachgebrauch: Capitain des Kraales. Nach dem Tode eines solchen Oberhauptes wählen die Unterthanen einen Nachfolger, gewöhnlich von der Familie des Verstorbenen, aber der König bestätigt ihn und hat das Recht, die Wahl zu verwerfen, oder, wenn es ihm gefällt, den Befehlshaber seiner Macht und Würde zu entsetzen. Auch wählt wohl zuweilen ein Kraal das Oberhaupt eines andern mit zu dem seinigen, daher es Capitains giebt, die drei, vier und mehr Kraale unter sich haben und jeden einzelnen durch Statthalter regieren lassen. Sie sind sämtlich Vasallen des Königs, lehnen sich aber wohl auch einmal gegen ihn auf, wie besonders in den neuern Zeiten häufig der Fall gewesen ist. Die Unterthanen folgen ihrem Capitain meistens blindlings und sind ihm so ganz untergeben, dafs er sogar Recht über Leben und Tod jedes Einzelnen hat. Man hat Beispiele gesehen, dafs ein solches neu gewähltes Oberhaupt, um seine Macht sogleich zu zeigen und sich in Ansehn zu setzen, seine Regierung damit anfing, dafs es den ersten besten seiner Un-

terthanen über den Haufen stiefs. König Geika will inzwischen, dafs dies hinfort nicht geschehe und hat allen seinen Statthaltern untersagt, ein Todesurtheil aus eigner Macht und ohne seine Einwilligung zu vollziehen.

Ein jedes Oberhaupt wählt sich aus der Zahl seiner reichsten Unterthanen einen Rath von sechs bis acht Mitgliedern, der ihn beständig umgiebt und ohne dessen Einwilligung er nicht leicht etwas unternimmt. Gewöhnlich werden daher auch nur erfahrne, bejahrte Personen dazu genommen. Den grofsen Rath des Königs bilden wieder die Oberhäupter der einzelnen Kraale.

Die Regierung ist ganz monarchisch. Der König ist vollkommener Souverain. Er macht Gesetze und schafft sie ab, wie es ihm gutdünkt. Es giebt inzwischen eine Macht, die der seinigen das Gleichgewicht hält, und dies ist die des Volks. Er regiert nur, sofern das Volk ihm zu regieren erlaubt. Sobald er Schritte thut, die allgemein mifsfallen, wird er durch einen der ältesten und von ihm am meisten geachteten Capitains gewarnt und von dem Mifsvergnügen des Volks unterrichtet. Bleibt aber diese Warnung ohne Erfolg, so sieht man die entferntesten Kraale, einen nach dem andern aufbrechen und an den Grenzen des Landes ihre Wohnungen aufschlagen. Dies Verfahren ist beinahe unfehlbar, ihn zu einem andern Betragen zu zwingen; bestünde er auf seinem Willen, so würden jene auf das erste Zeichen wirklich aus dem Lande gehen und schnell würden ihnen die übrigen folgen. Van der Kemp

hatte diese Maaſsregel zweimal nehmen gesehen; einmal, als Geika die Selbstrache verboten hatte und einen Mann, der seine Frau im Ehebruch mit einem andern ertappt hatte, hindern wollte, diesen selbst zu tödten, und das andremal, als Geika ein Gesetz machte, welchem zufolge der König der Erbe aller seiner Unterthanen sein sollte, die ohne Nachkommen in gerader Linie gestorben wären. Er muſste beides zurücknehmen; die Selbstrache blieb und die Seitenverwandten erbten. —

Das Ansehn des Königs ist übrigens sehr groſs, seine Befehle werden ohne Widerrede befolgt und wenn er ein Todesurtheil fällt, wird es ohne Murren vollzogen. Obgleich die *Koossa* sich unter einander beim Begegnen nicht grüſsen, so erweisen sie doch dem Könige, wenn sie vor ihm erscheinen, eine solche Höflichkeit, indem sie seinen Namen mit der vorgehängten Silbe: Ann aussprechen, z. B. Ann-Geika. Sein Titel ist Inkoossi, welches soviel wie Herr bedeutet *). Auf Reisen begleiten den König seine Räthe und eine Dienerschaft aus der Zahl seiner ärmern Unterthanen. Wo er hinkommt, wird sogleich einiges Vieh geschlachtet, um ihn anständig zu bewirthen. Auch seine Frauen, besonders die, welche selbst aus vornehmen Familien sind, genieſsen ausgezeichnete Achtung und führen ein Gefolge von Weibern aus den niedern Ständen bei sich. Aber

*) In der Sprache der Beetjuanen, die noch mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit dasteht und namentlich die, von den Koossa vorgehängten Silben In, Im und Am nicht kennt, bedeutet Koossi: reich.

sowohl der König, wie seine Frauen, geniefsen auf Reisen keine andre Milch, als von ihren eignen Kühen, die sie hinter sich her treiben lassen.

Die Einkünfte des Königs bestehn in gewissen jährlichen Abgaben an Vieh. und zwar entrichtet jeder Unterthan eine Zahl, die mit seinem Reichthum in Verhältnifs steht. Ferner gehört dem König ein Antheil der Erndte, das Bruststück von jedem geschlachteten Ochsen und von jeder auf der Jagd erlegten Elenn-Antilope, endlich alle Elephantenzähne, *) alle Pantherhäute und alle Kranichfedern. — Ein Vater, der seine Tochter verheirathet, mufs dem Könige ebenfalls einige der bedungenen Kühe abgeben und zwar aus dem ausdrücklichen Grunde, weil wie oben angeführt ist, das Mädchen unter den Augen des Königs und seiner Frauen in den häuslichen Arbeiten unterrichtet ward.

Die Wohnung des Königs zeichnet sich durch nichts anders aus, als durch einige Löwen- oder

*) Alberti bemerkt bei dieser Gelegenheit, dafs die Günstlinge des Königs, die, wie oben erwähnt, von ihm Elfenbeinringe zum Geschenk bekommen haben, einzelne dieser Ringe, die sie vielleicht unter besonders wichtigen Umständen erhielten, so in Ehren halten, dafs sie sie nie ablegen. Er sah selbst einen Kaffer, dem bei zunehmender Fettheit seine Ringe zu eng geworden waren und eine heftige Anschwellung und Entzündung des ganzen Unterarms verursacht hatten. Dessen ungeachtet war er nicht zu bewegen, sie durchfeilen zu lassen, ja der König selbst hatte nicht die Macht, dies zu erlauben. — Es ist Kriegsgebrauch, dafs die Elfenbeinringe, die man nach einer Schlacht an den Leichnamen feindlicher Helden findet, von dem Sieger sorgfältig aufbewahrt und nach dem Frieden zurückgegeben werden.

Pantherschwänze, die von dem Gipfel des Dachs herabhängen. Seine Kriegesboten oder die welche einen Angeklagten vorladen, bekommen einen dieser Schwänze in die Hände, um zu beweisen, daſs sie im Namen des Königs reden.

Alle Söhne des Königs sind gebohrne Feldherrn und sämtliche Jünglinge, die zugleich mit einem von ihnen beschnitten wurden, machen Zeitlebens sein Gefolge, seine Ehrenwache, seinen Heerhaufen aus. Aber nur einer der Prinzen folgt dem Vater in der Regierung und zwar nicht immer der Aelteste, sondern derjenige unter ihnen, dessen Mutter unter den Weibern seines Vaters aus dem reichsten und ältesten Geschlechte stammte. Die übrigen werden nur Oberhäupter von kleinen Kraalen, die sie zum Theil erst selbst bilden, indem sie sich mit ihrer jungen Mannschaft und deren Frauen an einem eignen Orte niederlassen. Es scheint dem Könige inzwischen doch frei zu stehn, seinen Nachfolger mit Uebergehung seiner sämtlichen Söhne aus einer andern Familie zu wählen. Stirbt der König während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers, so regieren die Vormünder desselben bis zu seinem achtzehnten oder zwanzigsten Jahr und seine Mutter wacht mit Hülfe ihrer Verwandten über die Bewahrung seiner Rechte.

Der König hat unbeschränktes Recht über das Leben aller seiner Unterthanen. Hat er einen Verbrecher vor sich kommen lassen, verhört und des Todes schuldig gefunden, so spricht er die Worte aus: „Macht, daſs ich diesen Mann nicht mehr sehe.“ Einige der Anwesenden führen ihn

dann hinweg und tödten ihn. Es geschieht oft, daſs sie ihn absichtlich entwischen lassen und er entgeht durch die Flucht aus dem Gebiete des Königs aller ferneren Strafe. Geika, der überhaupt durch die Milde seiner Gesinnungen höchst liebenswürdig und interessant erscheint, macht selten von diesem Rechte Gebrauch. Statt dessen läſst er für die meisten Vergehuugen, auf welchen der Tod steht, eine Strafe bezahlen, die in einer verhältniſsmäſsigen Anzahl von Rindern besteht, und von welchen der gröſste Theil sogleich geschlachtet wird. Diese Art von Buſse ist seit langer Zeit üblich, ja selbst der Todschlag wird auf diese Art abgekauft, bleibt aber in den Fällen, wo er zur Rache für eine schwere Beleidigung geübt ward, ganz ungeahndet. —

Vor kurzem sandte ein reicher Mann einen Knaben, ohne Vorwissen und Einwilligung von dessen Aeltern mit seiner Heerde ins Feld, sie zu hüten. Ein Löwe zerriſs den Knaben und Geika verurtheilte den Aussender zu einer Strafe von sieben Kühen und zwei Ochsen, die er den Aeltern des Verunglückten bezahlen muſste.

Als ein Capitalverbrechen wird es angesehen wenn einer in einem Viehkraal seine Nothdurft verrichtet oder auf dieselbe Weise das Wasser eines Flusses verunreinigt. Beides wird mit dem Tode bestraft. Die scheinbare Härte dieser Strafe fällt weg, wenn man bedenkt, wie heilig ihnen ihr Vieh und wie unentbehrlich das Wasser ist. Wahrscheinlich liegt auch hier ein Aberglaube zum Grunde, es könne den Thieren auf diese oder

jene Weise (nach unsrer Art zu reden) etwas angethan werden *).

Es giebt eigends dazu vom Könige bestellte Männer, die ihm in schwierigen Regierungsangelegenheiten und dunkeln Rechtsfällen auf sein Verlangen Rath ertheilen müssen. Sie heiſsen *Pagati* und können als seine geheimen Räthe angesehen werden. Van der Kemp ward einst heimlich beschuldigt, daſs er vorhabe, den König mit vergiftetem Wein ums Leben zu bringen. Da kamen zwei solcher *Pagati* zu ihm und examinirten ihn genau und lange, aber mit soviel Discretion, Anstand und Ruhe, daſs er selbst über die Art der Anklage ganz unwissend blieb und verurtheilt war, ehe er sein Verbrechen einmal kannte. Geika aber kam unmittelbar darauf zn ihm, und bat ihn ganz unbefangen um ein Glas Wein. Es zeigte sich, daſs van der Kemp keinen Tropfen Wein hatte und dieser Umstand war hinreichend, den König von dem Ungrund der Beschuldigung zu überzeugen, die er ihm nun freundschaftlich entdeckte und hinzufügte, daſs seine *Pagati* ihn schon hätten zum Tode verurtheilen wollen.

Niemand darf sein eigener Richter sein und weder Selbstrache noch der Uebermuth des Stärkern werden unter den *Koossa* geduldet. Wenigstens bestimmt das Herkommen für beide Fälle Stra-

*) Alberti erwähnt dieses Gebrauchs nicht, doch hat es damit, nach Barrows und van der Kemps Berichten, sowie nach meinen eignen Erkundigungen bei den Koossa selbst, seine vollkommene Richtigkeit.

Strafen, die aber doch auch in manchen Fällen umgangen werden. So ist schon erwähnt, daſs der Todschlag abgekauft werden kann, obgleich eigentlich wieder die Todesstrafe darauf folgen soll, besonders wenn er muthwillig verübt wurde. Raub und Diebstahl werden gestraft durch Ersatz und durch eine vom König willkührlich bestimmte Abgabe an Vieh, die er selbst behält. Wer von geraubtem Vieh mitgegessen hat, muſs mit an den König bezahlen.

Geschichte des Stammes der Koossa und ihres Krieges mit der Colonie und den Engländern.

Die *Koossa* haben allerdings Traditionen, aber sie reichen nicht weiter als einige Generationen hinauf und sind selbst da noch so dunkel, daſs unter ihnen selbst oft über die eine oder andre Begebenheit Frage entsteht. Nun aber giebt es Leute unter ihnen, die davon mehr wissen als Andre und diese machen zusammen ein eignes Collegium aus, dessen Ausspruch in allen zweifelhaften Fällen als unwidersprechliche Entscheidung gilt, und was sie von der Geschichte des Landes glauben, das ist den Uebrigen ausgemacht wahr. Wie unvollkommen inzwischen die Kenntnisse dieser Geschichtforscher sind, wird aus folgenden Notizen sich ergeben, die Alles enthalten was sie mittheilen konnten oder wollten.

Töguh ist der älteste der Könige, bis zu welchem die Tradition reicht. Von ihm stammen die übrigen in folgender Ordnung:

- Tóguh.
 - Gonde.
 - Tsijo.
 - Tgareka.
 - Khauta.
 - Hientza.
 - *Palo.*
 - Khambuhsje, genannt *Chachábeh.*
 - *Umlao.*
 - Geika.
 - Sámbeh.
 - Jaluhsa.
 - Langa.
 - Umlao.
 - Tholy.

Palo war Tgarekas Bruder, aber nicht selbst König, obgleich Le Vaillant, dem allgemeinen Irrthum folgend, ihn als solchen unter dem Namen Farao beschreibt. Er war nur Unterregent bei Tgareka, sowie Chachabeh und Umlao unter Khauta. Aber Palo war ein mächtiges Oberhaupt, den das Volk sehr liebte und der sogar einst den König, seinen Bruder, besiegte. Dieser nemlich hatte sich unrechtmäſsiger Weise einer groſsen Anzahl Vieh bemächtigt und dadurch den Unwillen der ganzen Nation erregt. Palo lehnte sich deshalb wider ihn auf, brachte es aber doch nicht zum förmlichen allgemeinen Aufruhr, indem Tgareka durch Nachgiebigkeit wieder einen Theil der Nation für sich gewann. Palos Anhang war inzwischen dadurch sehr stark geworden und bei

der ersten neuen Veranlassung kam es wirklich zum Kriege, in welchem Tgareka besiegt und gefangen ward. So viel gilt indessen bei diesen Heiden die Achtung des Rechts, daſs Palo nicht sich, sondern den Besiegten wieder auf den Thron setzte. Kaum fühlte sich dieser aber mächtig genug, als er eilte, sich zu rächen.

Palo mit seinem Anhange ward angegriffen, geschlagen und gefangen. Aber auch hier war es nicht auf Vernichtung angesehen, sondern der übermüthige Bruder sollte nur entkräftet und für die Folge weniger gefährlich gemacht werden, und nachdem dies geschehen, setzte ihn Tgareka ohne Bedenken wieder in seine alten Würden und Staatsbedienungen ein.

In der folgenden Generation ward Palo's Geschlecht mächtiger als zuvor. Sein Sohn Chachábeh steht als ein Heros da, in der Geschichte der Kaffern. Er unternahm nichts gegen den König Khauta, seinen Vetter, obgleich die ganze Nation ihm anhing. Im Gegentheil war er des Königs treuster Unterthan und Rathgeber. Aber sein Verdienst wurde erkannt und man nennt jene Zeit (sie fällt etwa zwischen 1780 und 1790) mehr die Zeit, in welcher Chachábeh lebte, als die Zeit des Königs Khauta. Dieser letztere wird nun aber wiederum achtungswerth dadurch, daſs er, überzeugt von der Uebermacht der Paloschen Linie, und um verderblichen Bürgerkriegen vorzubeugen, Chachábeh's Sohn Umlao mit Uebergehung seiner eignen Kinder zum Nachfolger ernannte. Umlao starb früh an einer Wunde, die

ihm sein eigner Vater im Zorn beibrachte und hinterliefs ein einziges Kind, den jetzigen König Geika, welchen Khauta nunmehr zum Nachfolger bestimmte. Er war noch ein Knabe, als Khauta starb und blieb unter der Vormundschaft seines Oheims Sambeh, als welcher inzwischen die Regierungsgeschäfte verwaltete. Seine Mutter, eine Tochter des Königs der *Mathimba*, war so lange wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt und erschien, als Geika achtzehn Jahr alt geworden war, um bei dem Antritt seiner Regierung zugegen zu sein. Sambeh aber hatte es anders beschlossen und dachte sich selbst zum Regenten zu machen. Er zog seinen Bruder Jaluhsa, die Kinder des Königs Khauta und einige andre Oberhäupter in sein Interesse, indessen Geika unter dem Beistande seiner Mutter sich rüstete, sein Recht mit den Waffen zu vertheidigen. Aufser den getreuen alten Anhängern der Paloschen Parthei standen ihm besonders sein Schwager Tlibi und ein andrer Feldherr Umguhji zur Seite *).

Der Plan der Rebellen war, den König zu gleicher Zeit von zwei Seiten anzugreifen, allein durch ein Mifsverständnifs kam das Corps von Jaluhsa einen Tag zu früh und ward geschlagen. Am folgenden Tage warf sich Geika auf das seines Oheims Sambeh, schlug es ebenfalls und nahm ihn gefangen. Dies geschah 1796, und zwei

*) Um eben diese Zeit war auch Buis zu den Koossa gekommen und ein neuer Beistand der Geikaschen Parthei geworden.

Jahre lang blieb der Usurpator in einer Art von Gewahrsam, in welcher ihn auch Barrow (1797) kennen lernte. Mit Recht rühmt dieser Schriftsteller (S. 245 der deutschen Uebersetzung) das edle Betragen, welches der junge König gegen seinen Gefangenen beobachtete. Er liefs ihm alle sein Vieh, seine Weiber und Knechte, und bediente sich sogar oft seines Rathes, nur mufste er sich beständig an dem Orte aufhalten, an welchem sich Geika befand. Als dieser nun endlich ihn ganz wiedergewonnen zu haben und seiner Ergebenheit gewifs zu sein glaubte, gab er ihm volle Freiheit und sprach zu ihm in van der Kemps Gegenwart folgende merkwürdige Worte, die ich möglichst treu überliefere.

„Oheim, Eurer Erziehung danke ich's, dafs ich „gelernt habe ein edelmüthiger König sein. Darum „will ich vergessen, wie übel Ihr gegen mich ge„sinnt gewesen und an Euch selbst handeln, wie „Ihr mich gelehrt. Ziehet hin und lernet dagegen „von mir, Euch als ein treuer Unterthan betragen.“

Er verdoppelte von nun an die äufsern Beweise von Hochachtung, hatte aber immer noch Argwohn und suchte auf mancherlei Weise zu verhindern, dafs Sambeh sein Vermögen nicht zu sehr vergröfsere. Dieser aber schmiedete einen neuen Anschlag und verliefs, als dieser mifslang, mit allen den Seinen Geika's Gebiet. Sein Bruder Jaluhsa, die Oberhäupter Conga und Tsj̃atsj̃o nebst Umlao und Tholy *), den Söhnen

*) Die Leser kennen diese beiden aus Barrows Berich-

Langa's, des Sohnes Palo, fügten sich mit ihren Kraalen zu ihm und bezogen das Land an der Küste, jenseits des *grofsen Fischflusses* *).

ten, in welchen sie Malloo und Tooley genannt werden. Umlao kehrte nachher zu Geika zurück. Langa hatte noch einen dritten Sohn: Luhsjabba, der aber nach dem Tode seines Vaters geboren ist und deshalb gewissermaafsen als Bastard angesehen wird.

*) Ich bin in der Erzählung dieser Begebenheiten van der Kemps Angaben gefolgt, weil sie ausführlicher sind, als die Albertischen und weil der alte Missionär die Sprache der Koossa besser gekannt, auch sich längere Zeit hinter einander unter ihnen aufgehalten hat, als der Hauptmann, also ihre Traditionen auch gründlicher erfahren konnte, als dieser. In allem Uebrigen stimmen sie sehr überein. Weil sie nun aber gerade hier so sehr von einander abweichen, meine ich, Alberti's Erzählung hier auch kürzlich anführen zu müssen.

Nach ihm war Palo rechtmäfsiger Regent und der Zwist entstand erst zwischen Tgareka und Chachábeh, seinen beiden Söhnen. (Statt des erstern Namens schreibt Alberti durchgängig Kaleka. Van der Kemp aber, der die Sprache sehr gut kannte, führte mir ausdrücklich diesen Namen als den einzigen kafferschen an, in welchem ein *R* vorkomme und der auch, wegen des Schnalzens in der ersten Silbe, seinen hottentottischen Ursprung verrathe.) Nach langem Kriege, mit abwechselndem Glück, erzählt Alberti weiter, sei Chachábeh endlich ausgewichen und habe sich mit seiner Mannschaft an der Westseite des Keifsi-Flusses auf dem Grundgebiete der Gonaaquas, also an den Grenzen der Colonie, niedergelassen. Bald darauf kam es schon zwischen den Colonisten und diesen ausgewanderten Horden zu einem Kriege, in welchem die Kaffern, nachdem sie eine Menge Pächtereien verwüstet hatten, endlich zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen wurden. In diesem Frieden (1793) ward der grofse Fischflufs als die Grenze des Kafferlandes bestimmt und leicht hätte man damals alle folgenden traurigen Ereignisse verhüten können, wenn die damalige Regierung Kraft

Geika war durch den Abfall so Vieler zu sehr geschwächt, als daſs er sie mit Gewalt hätte zum Gehorsam zurückbringen können. Sie blieben daher von dieser Seite ungestört, aber von der andern war ihre Nähe den Colonisten zu drückend, als daſs ein gutes Vernehmen auf lange Zeit hätte Statt finden können. Ihre zahlreichen Heerden weideten auf dem Gebiete der Colonie. Die einsamen Pächter, zu schwach zum Widerstande, flohen mit ihrem Vieh landeinwärts, kamen aber wohl zuweilen allein zurück, um sich durch heimliches Hinwegführen einer unbewachten kafferschen Heerde zu rächen und schadlos zu halten. Auf ähnliche Weise gebrauchten dann die Kaffern Repressalien, es kam hin und wieder selbst zu Thätlichkeiten, in welchen jedoch die berittenen, mit Feuergewehr bewaffneten Colonisten leicht die Oberhand behielten. Indessen bekamen die Kaffern eine höchstwillkommene Verstärkung durch den Uebertritt mehrerer Hottentotten, die allerdings wohl gröſstentheils durch eine zu harte Behandlung veranlaſst worden waren, ihren Herren zu entfliehen und die, im Bunde mit den Kaffern, Gelegenheit zu finden hofften, sich zu rächen und ansehnliche Beute zu

genug gehabt hätte, ernsthafte Vorbeugungsmaaſsregeln zu ergreifen. Aber der zu fürchtende Angriff der Engländer und mehr noch die revolutionären Bewegungen der Colonisten in Graaff-Reynett machten dies unmöglich. Nun eroberten die Engländer 1795 das Cap und gleich darauf fiel Sambeh von Geika ab und lagerte sich mit seinem Volke auf dem Gebiete der, durch innere Gährungen verwirrten Colonie, woraus denn all das Unheil entstand, von welchem nun weiter die Rede sein wird.

machen. Diese Menschen kannten genau die Wege in der Colonie, ja fast die Lage jedes einzelnen Hauses, überdies brachten sie meistens ein Gewehr und etwas Pulver und Blei mit, die sie auf der Flucht mitgenommen hatten. Diese Hottentotten nun wurden besonders furchtbar, und es ist zu glauben, daſs ohne ihre Hülfe und Zurechtweisung die Kaffern es nie gewagt haben würden, den Angriff zu unternehmen. Jetzt verbreitete sich bald das Schrecken über einen ansehnlichen Theil des Districts *Graaff-Reynett* und in wenigen Wochen war der ganze Landstrich zwischen *Bosjesmans-* und *Vischrivier* in den Händen der Kaffern. Eine groſse Anzahl Vieh fiel den Wilden zur Beute, alle Häuser der Colonisten wurden verbrannt und mancher von ihnen fiel in dem ungleichen Kampfe für sein Habe und Gut. In dieser Noth sammelte der Commandant Tjaard van der Walt, nachdem er vergeblich den Weg friedlicher Ausgleichung versucht, eine Zahl Colonisten, um den Kaffern die Spitze zu bieten und sie wo möglich in ihre Grenzen zurückzutreiben, aber gleich in einem der ersten Gefechte fiel dieser brave Mann von der Kugel eines Hottentotten, der ihm seitwärts in einem Gebüsch auflauerte. Van der Walt genoſs die allgemeine Achtung aller seiner Landsleute, er war beliebt bei den Hottentotten wegen seiner milden Denkungsart und hatte vormals häufig und glücklich mit den Kaffern unterhandelt; selbst die Engländer ehrten sein Andenken, und ich bin Zeuge des Lobes gewesen, das ihm General Dundas in einem Gespräche mit

dem General Janssens ertheilte. Mit seinem Leben verloren die Colonisten ihren Muth und ihre letzte Hoffnung und statt des Widerstandes ward Flucht die allgemeine Losung. Sein Nachfolger, Hendrik Janssen van Rensburg, brachte noch in der Gegend von *Graaff-Reynett* ein Commando zusammen, aber vergeblich. Denn um eben diese Zeit hatten sich die dortigen Bauern aufs Neue gegen die englische Regierung aufgelehnt und eben, als Rensburg mit den Seinen gegen die Kaffern aufbrechen wollte, erschienen Barrow und General Vandeleur mit einem Detachement Soldaten, um die Aufrührer zu züchtigen (März 1799). Rensburg und mit ihm sechzig Familien entflohen nun nach Nordwesten in den *Tarkadistrict* und das *Bambusgebirge*. Die Zurückgebliebenen unterwarfen sich, wie wir aus dem 2ten Theil der Barrowschen Reisen wissen, der englischen Macht und die Rädelsführer wurden gröſstentheils gefangen nach der Capstadt gebracht.

Indessen drangen die Kaffern immer weiter vor und General Vandeleur sah sich auf seinem Marsch nach der *Algoabay* nunmehr selbst in die Nothwendigkeit versetzt, sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen. Er trieb sie bis an den *Bosjesmansrivier* zurück und nahm dort eine feste Position. Aber die Kaffern, überlegen an Zahl, schlossen ihn ein und schnitten die Zufuhr ab; seine Lage ward höchstbedenklich. Da eilte Rensburg, von diesen Vorgängen unterrichtet und überzeugt, daſs die Bedrückung von Seiten der Kaffern unleidlicher sei, als die Oberherrschaft der Engländer,

mit seinem Commando herbei und entsetzte den General, der darauf nach der *Algoabai* marschirte, die Truppen einschiffte und die Colonie ihrem Schicksale überliefs. Der Uebermuth der Kaffern kannte nun keine Grenzen, mit raschen Schritten eilten sie vorwärts und drangen, wie wir bereits gesehen haben, bis auf dem halben Wege nach der Capstadt vor, ihren Weg längs der Küste, durch die *lange Kloof*, *Plettenbergsbay* u. s. w. mit Brennen und Morden bezeichnend. Erst an dem jenseitigen Ufer des *Kaimansriviers* gelang es, sie zum Stehen zu bringen und die vereinte Macht englischer Truppen und der Bauern-Commando's trieb sie im Anfang des Jahrs 1800 bis über den *Zwartkopsrivier* wieder zurück. Generallieutenant Dundas, Gouverneur der Capcolonie hatte inzwischen das *Fort Fredric* an der *Algoabay* errichten lassen und zweckmäfsige Vorkehrungen getroffen, ähnliches Unglück in Zukunft zu verhüten. Doch war es fürerst noch nicht möglich, die abtrünnigen Oberhäupter der Kaffern zu bewegen, dafs sie über den *Fischflufs* zurückgingen und nicht rathsam schien es, diesen Uebergang mit Gewalt zu erzwingen. Dieser ganze Theil der Colonie blieb daher noch in ihren Händen, sowie ebenfalls weiter landeinwärts die verwüsteten Gegenden unangebaut blieben und das gegenseitige Mifstrauen dauerte fort. *)

*) Wer diese schlichte Erzählung mit Herrn Barrows Angaben vergleicht, wird finden, dafs sie ihnen in keinem Stücke widerstreitet, dafs aber die Hauptumstände von ihm mit Stillschweigen übergangen sind, weil er eben so ungern

Indessen hatte Geika während des ganzen Krieges sich fortdaurend vollkommen ruhig verhalten und von allen seinen Unterthanen hatte Keiner Antheil an den Gräueln genommen. Aber vollkommener Friede herrschte nicht zwischen ihnen und den Colonisten. Denn diese letztern, immer darauf bedacht, den Kaffern bei guter Gelegenheit einen Theil ihrer Beute wieder abzujagen, zogen in kleinen Streifpartheien an der Grenze umher und stiefsen wohl einmal auf einen Trupp Geikaschen Volks, dem sie denn, entweder weil sie sie wirklich nicht von den übrigen unterscheiden konnten, oder weil sie schlecht genug dachten, es nicht zu wollen, abnahmen, was sie eben an Vieh bei sich hatten. Natürlich wurden Repressalien gebraucht, und so dauerte ein kleiner Krieg zwischen den ruhig gebliebenen Kaffern und den Bewohnern von *Bruintjeshoogte*, *Zwagershoek* und einem Theil der *Schneeberge* selbst dann noch fort, als die ausgewichenen Chefs bereits verjagt und zur Ruhe verwiesen waren. Dafs das Uebel nicht ärger ward, hat man, wie Einige behaupten, Niemand anders zu danken, als eben dem vielverschrieenen Conrad Buis, von welchem Barrow erzählt, dafs er allein diese Unruhen angezettelt. Er lebte aber schon, ehe die Unruhen ausbrachen, bei dem König Geika, unterstützte diesen in seiner Vertheidigung gegen

die Wahrheit entstellen, als etwas berichten wollte, das seinen Landsleuten mifsfallen, oder auch nur einen Schein von Rechtlichkeit auf einen africanischen Colonisten werfen könnte.

Sambeh und hat sich in der Folge beständig bei Geika, oder auf Reisen in die nördlichen Gegenden des Kafferlandes weit vom Kriegesschauplatze befunden. Auch ist es nicht glaublich, daſs er das Unglück seines eignen Vaterlandes und seiner Freunde sollte gewollt haben. Daſs er einen unversöhnlichen Haſs gegen die Engländer eingesogen habe, die ihn zur Flucht zu den Heiden gezwungen hätten, hat er selbst gestanden. Auch sei er bemüht gewesen, seinen Beschützer und Freund Geika gegen die Engländer einzunehmen, nie aber habe er mit den Feinden Geika's, den abtrünnigen Kaffern, zu thun gehabt und sei nicht Schuld daran, daſs diese die Engländer angegriffen haben.

Von solchen Beschuldigungen spricht ihn selbst van der Kemp, der kein Freund der Colonisten und von jeher ein eifriger Anhänger der Engländer gewesen ist, frei. Beide lebten lange gemeinschaftlich bei Geika, aber Buis besaſs das Vertrauen des Königs in viel höherem Grade. Dieser pflegte, wie van der Kemp versichert, nie etwas zu unternehmen, ohne jenen und seine Mutter um Rath zu fragen. Ja, Buis lebte mit dieser Frau in einem gewissermaaſsen ehelichem Verhältnisse. Sie war, wie schon oben erwähnt ist, eine Mathimbasche Prinzessin und verschaffte vor einigen Jahren ihrem Sohne auch die Oberherrschaft über diese Nation. Geika hat nun einen Statthalter ernannt, der die *Mathimba* in seinem Namen regiert, und seine älteste Frau ist ebenfalls aus dieser Nation.

Seiner Mutter beweist Geika ganz ausgezeichnete Achtung und sie übt noch jetzt zuweilen eine Art Vormundschaft über ihn. So fand sie ihn einst, als er Gericht hielt und aus einer Anzahl Vorgeladener den Schuldigen herauszufinden sich bemühte. Die Sache betraf eine Beleidigung, die einer angesehenen Frau zugefügt war, ohne daſs sie den Thäter namhaft machen konnte. Sobald die Königin den Stand der Klage vernahm, befahl sie ihrem Sohne, aufzustehen und sich zu den Uebrigen in den Kreis zu setzen. Dann nahm sie seine Stelle ein und lieſs ihn erst einen Eid ablegen, daſs er selbst unschuldig sei; (er hatte sich nemlich mit den Andern zugleich an dem Orte befunden). Nun erst, nachdem er sich also gereinigt, verstattete sie ihm, weiter zu richten und Geika selbst pries ihre Weisheit.

Als Geika seinen Oheim Sambeh überwand, fielen auch die, mit diesem verbündeten Kinder des vorigen Königs Khauta in seine Hände. Er lieſs die mehrsten davon umbringen und einen, der etwas verkrüppelt war, tödtete er mit eignen Händen. Den jüngsten aber, Namens Hiéntza, lieſs er nicht nur am Leben, sondern nahm ihn zu sich und sorgte mit sichtbarer Liebe für sein Wohl und seine Erziehung. Jetzt, nachdem er 12 Jahr alt geworden, hat er ihn auf sein Bitten seiner Mutter zurückgegeben. Seinen Vertrauten hat Geika mehrmals geäuſsert, daſs er wünsche, dieser Hiéntza möge ein tüchtiger Mann werden, denn er habe beschlossen, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen, damit die Regierung wieder an die alte Linie

komme und damit dem unglücklichen Zwiste des Paloschen Geschlechts ein Ende gemacht werde. Aufser Hiéntza leben noch zwei andre Söhne von Khauta, deren einer Khaudi heifst.

Es ist noch übrig, etwas von den ferner entlegenen Stämmen der Kaffern su sagen, soweit nemlich diese durch die Berichte der *Koossa*, oder durch die Reisen, welche von hieraus nach nördlichen Gegenden unternommen wurden, bekannt geworden sind. Was ich davon erfahren habe, beschränkt sich gröfstentheils auf die Namen dieser Völker und auf die allerdings wichtige Nachricht, dafs sie alle sich unter einander in ihrer Sprache verständlich sind, wenn gleich die Dialecte oft so weit von einander abweichen, dafs diese Verständigung nicht ohne Mühe geschieht. Buis, der das Land bis zu den *Maduanas* durchreist hatte, ist mein Haupt-Gewährsmann, doch hat es mir in der Folge auch nicht an Bestätigungen seiner Aussagen aus dem Munde der Kaffern selbst gefehlt *). Diesen zufolge ist es der Stamm der *Tambukki* oder *Mathimba*, den man zuerst berührt, wenn man den Flufs *Basseh* überschritten hat. Er ist kleiner als der der *Koossa*, die Sprache aber ganz dieselbe und überhaupt zwischen beiden ein enges Bundesverhältnifs seit undenklichen Zeiten.

*) Ungefähr dieselben Nachrichten finden sich auch in den Memoiren der Haarlemschen Missions-Gesellschaft (Gedenkschriften der Zendelings-Maatschappy te Haarlem. IV. Deel. 1. Stuk.)

Wenn man die Küste von ihnen weiter verfolgt, gelangt man zu einem Stamm, der unter mehreren Namen vorkommt. Am bekanntesten ist er den *Gonaaquas*, und durch sie den Colonisten geworden, unter dem Namen: *Mambukki.* Die *Koossa* aber nennen ihn *Immbo* und in van Reenens Reise wird er das Volk der *Hambona* genannt. Ich will nicht entscheiden, ob diese Namen alle demselben Stamme zukommen, oder ob sie auf einzelne Unterabtheilungen desselben sich beziehen. Sie sind bekannt geworden durch den Schiffbruch des *Gros-Venor*, der sich an ihren Küsten ereignete und durch die Reise, welche auf Veranstaltung der holländischen Regierung im Jahr 1791 zur Aufsuchung derer, die von der unglücklichen Mannschaft noch etwa am Leben sein möchten, dahin geschah.

Verfolgt man den Fluſs *Basseh* stromaufwärts, so läſst man ziemlich tief im Innern, südlich von diesem Flusse, die *Abbatoanas* liegen und gelangt weiterhin, an den Ufern dieses Flusses selbst, zu den *Maduanas*, einem zahlreichen friedlichen Volke, bei welchem sich Buis längere Zeit aufgehalten hat und von welchem er versichert, daſs es sich in Sitten und Sprache fast nicht von den *Koossa* unterscheide.

Weit gegen Nordwesten hin, im Innern des Landes, kennen die *Koossa* ein Volk, Namens *Macquina*, und erzählen, daſs dieses es sei, von welchem die übrigen Stämme ihr Kupfer und Eisen bekämen. Diese Angabe ist mir um so unbezweifelter und zuverläſslicher vorgekommen, da ich

eben diesen Namen bei den *Beetjuanen* wiedergefunden habe. Diese erzählten mir, es sei das äuſserste Volk gegen Osten, das sie kennten (so wie die *Koossa* kein nördlicheres kennen), ihr ausgedehntes Land werde von einem groſsen Gebirge durchzogen, an dessen einer Seite man Kupfer, an der andern Eisen ausgrabe. Die Zahl dieses Volks sei nicht zu ermessen und bis an das Ende ihres Gebiets sei noch kein Reisender gekommen. Von ihnen aber sei schon vor vielen Menschenaltern die lange bezweifelte Sage von der Existenz weiſser Menschen bis in das Innere des *Beetjuana*-Landes gelangt. (Also vermuthlich schon Verkehr mit den Portugiesen an der Ostküste, wenigstens Kunde von ihnen). Auch sie (die *Macquini*) gehören zu dem groſsen Volke der *Beetjuana*, aber an Zahl und Wissenschaft seien sie allen den übrigen Stämmen überlegen *).

Ferner giebt es bei den *Koossa* die Sage von einem wunderbaren Volke im äuſsersten Norden, das nichts gemein habe mit den Kaffern, ihre Sprache nicht rede und ihre Sitte nicht kenne. Es

*) Ich darf meinen Lesern die Bemerkung nicht vorenthalten, daſs der Name Macquini oder (nach dem koossaschen Dialect) Macquina mit einem arabischen Wort Aehnlichkeit hat, welches Makini (مقين) lautet und einen Eisenschmidt bedeutet, von قَانَ *cudit ferrum.* Diese Uebereinstimmung nebst andern, die ich in dem obenangeführten Aufsatz über die Sprachen der südafricanischen Völkerstämme nachgewiesen habe, sind allerdings auffallend und räthselhaft genug.

Es heiſst *Mathola.* Noch hat Keiner von hieraus diese Menschen je besucht und gesehen, aber das Gerücht beschreibt sie gelblich von Hautfarbe und gibt ihnen langes schlichtes Haar, das sie in Zöpfen geflochten um den Kopf winden. — Eine solche Sage verdient wohl wenig Aufmerksamkeit und das Volk der *Mathola* gilt uns fürerst für ein fabelhaftes. Wahrscheinlich sind damit Europäer gemeint, die sich zu verschiedenen Zeiten an der Küste niedergelassen haben, und ähnliche Sagen gab es schon immer, seitdem die Nachfragen der ersten Entdecker Africa's nach dem Priester Johannes das lange Haar zu einem Haupterforderniſs bei einem unbekannten merkwürdigen Volke gemacht haben. Die Gesellschaft, welche Gouverneur Tülbagh 1761 auf Entdeckungen aussandte, brachte eine ähnliche Nachricht heim, von den damals noch unbekannten *Briquas*, die neuerlich mit eben so krausem Haar wie die übrigen Süd-Africaner zum Vorschein gekommen sind, und man weiſs, wie lange sich die Sage von einem langhaarigen Volke an der Ostküste erhalten hat, bis van Reenen bei den *Hambonas* einige alte Europäerinnen antraf, die in früher Jugend durch einen Schiffbruch dahin verschlagen sein mochten, und zu dem ganzen Gerücht Veranlassung gegeben hatten *).

Der Verkehr, welchen die *Koossa* mit den übrigen Kafferstämmen haben, ist sehr unbedeu-

*) Ich habe diese und ähnliche Sagen berichtigt im Morgenblatt, August 1808.

tend und auch darin sind die Beetjuana-Stämme ihnen vorzuziehn, daſs sie unter einander diesen Verkehr eifriger betreiben und daraus Vortheile für ihre bürgerliche Subsistenz ziehen. Die abgesonderte Lage der *Koossa*, die den äuſsersten Winkel des Kafferlandes bewohnen, mag daran wohl hauptsächlich Schuld sein. Es ist daher auch nicht zu hoffen, daſs durch ihre Angaben unsre Kenntniſs des merkwürdigen Landes und seiner Bewohner je werde besonders erweitert werden. Ueberhaupt aber ändern sich bei einem nomadischen Volke, das noch dazu fast immer in bürgerlichen Kriegen begriffen ist, zu oft die Wohnplätze der Völker, ihr ganzer sittlicher Zustand und mit beiden, die Namen, als daſs es möglich wäre, sie als wirklich bestehende Volksmassen von einander zu unterscheiden. Jeder einzelne Stamm ist gewissermaaſsen nur eine vorübergehende Erscheinung, er wird in der Folge entweder von einem andern mächtigern verschlungen oder zerspaltet sich im glücklichern Falle in mehrere kleine Horden, von denen die eine hier, die andre dort hin zieht, und die nunmehr nach einigen Generationen nicht mehr von einander wissen. Solche Trennungen hatten auch bei den *Koossa* oft Statt. So zog zu den Zeiten des Paloschen Aufstandes ein ganzer Schwarm unter Anführung eines gewissen Madĵoagga nordwestwärts, und später zu Chachábehs Zeiten folgte ihm ein andrer, unter einem Oberhaupte Namens Bakha, ohne daſs man je erfahren hat, wo sie geblieben sind *).

*) Spuren von ihnen fand ich in der Folge, als ich vom Cap nordostwärts über den Oranje-Fluſs zog.

Eine ähnliche Auswanderung hatte noch neuerlich Statt, indem ein Kaffer-Chef, Baai genannt, der bis dahin an dem südlichen Ufer des *Basseh* gewohnt hatte, durch einen langen und heftigen Krieg mit den *Abbatoanas* sich gezwungen sah, das Land der *Koossa* zu verlassen und bis an die Quellen des Flusses hinaufzuziehen, wo seine Nachkommen noch wohnen und, wenn die Umstände günstig sind, vielleicht ein neues Reich gründen werden.

Was die Sprache der *Koossa* betrifft, so verweise ich darüber auf die Beilage, in welcher ich mich bemüht habe, durch Vollständigkeit den Forderungen, welche künftige Reisende machen könnten, Genüge zu leisten und durch eine sorgfältige Auswahl und Zusammenstellung diejenigen zu befriedigen, die in der Sprache dieses Volks neue Data zur Beurtheilung seiner Cultur und Spuren von dem Geiste der Nation aufzusuchen geneigt sein möchten.

Sonach dürfte ich mir schmeicheln, meine Leser in Stand gesetzt zu haben, eine ziemlich richtige Ansicht von dem Zustande dieses Kaffervolks aufzufassen und hoffen, daſs sie nunmehr mit doppeltem Interesse die Erzählung der Begebenheiten unsrer fernern Reise, die uns an die Grenzen des Kafferlandes und mitten unter die Nation selbst führt, aufnehmen werden.

Es ist mir verstattet gewesen, von dem Tagebuche, welches General **Janssens** auf seiner Reise zu den Kaffern führen liefs, Gebrauch zu machen und da es manche interessante Beiträge zur Kenntnifs dieses Volks und ihres Landes liefert, und das Verhältnifs, in welchem die Colonie sich zu diesen Wilden befand, sowie den ganzen damaligen Zustand des östlichen Landstriches deutlich erkennen läfst, so stehe ich nicht an, einen Theil dieses Tagebuchs im Auszuge hier vorangehen zu lassen.

Fragment aus dem Reisejournal des General Janssens.

In hohem Grade zerrüttet und bejammernswerth war der Zustand des östlichen Theils der Colonie zur Zeit der Zurückgabe an die Holländer und kein Zweig der Verwaltung forderte dringender die Aufmerksamkeit der neuen Regierung. Vier Jahre hatte jetzt der Krieg mit den Kaffern gedauert, ohne dafs es der englischen Regierung geglückt wäre, ein besseres Verständnifs mit den Wilden wiederherzustellen. Daran war nicht sowohl Mangel an Kraft und gutem Willen, als gegenseitiges Mifstrauen zwischen der Regierung und ihren Unterthanen hiesiger Gegend, und abermals Mifstrauen beider gegen die, ebenfalls unter sich entzweiten Oberhäupter der Kaffern Schuld. So lange dieses vierfache Mifstrauen Statt fand, so lange nicht die Einigkeit unter den Par-

teien selbst wiederhergestellt und der Wille der untergeordneten Stimmen in das Interesse der Haupt-Contrahenten verwebt war, so lange war auch an keinen Frieden mit einem wilden Volke zu denken, das ohnehin von der Heiligkeit der Verträge und dem Völkerrecht nur sehr verworrene Vorstellungen hatte, und mehr durch die, Vorsicht gebietende Ueberzeugung von der diesseitigen Ueberlegenheit und Eintracht, als durch sein gegebnes Wort in seinen Grenzen zurückzuhalten war.

Zwar hatten die Kaffern in den letzten drei Jahren nicht mehr geraubt und geplündert, aber nur weil nichts mehr zu plündern da war und weil die Besatzung in der *Algoabay* dem neuen Vordringen gefährlich werden konnte. Aber eben so wenig hatten auch die Colonisten es gewagt, ihre Wohnplätze wieder zu beziehen und ihre Häuser aus dem Schutt zu erheben. Heimathlos irrten hunderte von Familien umher, sich kümmerlich von dem geringen Ertrag der geretteten Viehheerde nährend, theils ein Obdach suchend bei den verschont gebliebenen Freunden, theils in entfernten, einsamen aber fruchtbarern Gegenden unter Zelten ein nomadisches Leben führend. Zu eigentlichen Thätlichkeiten war es lange nicht mehr gekommen und selten hörte man noch einmal davon, daſs es die Kaffern gewagt, eine unvorsichtig in ihre Nähe getriebene Viehheerde zu berauben, oder daſs ein Colonist bei zufälligem Zusammentreffen mit den Wilden an diesen eine blutige Rache geübt. Daher war das Andenken an den mörderischen Krieg nach und nach milder geworden, mancher bittere

Verlust verschmerzt, manche Gräuelthat vergessen, die Sehnsucht nach einem festen Frieden allgemein. Der Zeitpunct dazu schien in diesem Augenblick besonders günstig, indem der Zurücktritt der Colonie unter ihre vorigen Beherrscher das Haupthindernifs hinwegnahm.

Unmittelbar nach der Ankunft der holländischen Befehlshaber war daher eine Deputation der Colonisten in der Capstadt erschienen, die die neue Regierung mit der Lage der Dinge bekannt machte und um Abhelfung der Uebel, wo möglich durch die persönliche Gegenwart des Gouverneurs, dringend nachsuchte. Sobald daher die Colonie von den Engländern wirklich geräumt war, eilte der Gouverneur, diesem Rufe zu folgen und erschien am 8ten Mai 1803 nach einer Reise von 36 Tagen in der *Algoabay*. Ein Detachement von 150 Mann Waldeckischer Jäger, unter Befehl des Major von Gilten, war inzwischen zur See dahin geführt und zum Theil schon vor dem Gouverneur angekommen. Seitdem die englische Besatzung diesen Posten verliefs, hatte hier ein Colonist, Namens Thomas Ferreira, gleichsam als Verwalter gehauset, ein Mensch von so hartem Herzen und so verabscheuungswürdigen Grundsätzen, dafs man hätte glauben sollen, er habe Herrn Barrow zu seinem Portrait des africanischen Colonisten gesessen. Dieser Ferreira ward von seinen eignen Landsleuten als einer der Hauptanstifter des Kafferkrieges angesehen, wenigstens ist es gewifs, dafs er während des Krieges sich die grausamsten Mifshandlungen einzelner Gefangenen

zu Schulden kommen liefs, und von den erbitterten Wilden wüthend gehafst wurde. Der Major von Gilten hatte gleich nach seiner Ankunft diesen und einige andre unruhige Köpfe verhaftet, die der Gouverneur zu bestrafen und für die Folge unschädlich zu machen beschlofs.

Inzwischen wurden Friedensboten an die Oberhäupter der Kaffern gesendet, um sie zu einer Zusammenkunft mit dem General Janssens einzuladen. Ein gleiches geschah an die Oberhäupter von zwei umherschwärmenden Hottentottenhorden: Klaas Stuurmann und Boewezak, von denen meine Leser den erstern aus Barrows Reisebeschreibung kennen. Er hatte damals die misvergnügten und beutelustigen Hottentotten gesammelt und ward von Herrn Barrow mit Mühe überredet, ihm nach der *Algoabay* zu folgen, wo er indessen nicht lange aushielt, sondern bald sich mit den Kaffern vereinigte und ihnen bei ihrem gleich darauf erfolgenden Einfall in die Colonie nach besten Kräften behülflich war. Er hatte es Anfangs nicht gewagt, auf die Einladung des Gouverneurs in der Bay selbst zu erscheinen und gebeten, derselbe möge ihm an einem gewissen Ort entgegenkommen; als er aber hörte, der General habe alle Hottentotten, die sich über die Colonisten zu beschweren hätten, zu sich entboten, um ihnen Recht widerfahren zu lassen, so erschien er selbst beim *Fort Fredric.* Der General liefs ihn sogleich vor sich kommen und that an ihn mancherlei Fragen, die er freimüthig und klug beantwortete. Ueber die Stärke seiner Mannschaft, schien er nicht

bestimmte Auskunft geben zu wollen, auch wich er den Nachfragen über seine früheren Klagen gegen die Colonisten sorgfältig aus. Vielleicht rechnete er das, was inzwischen geschehen, für eine hinreichende Vergeltung und fürchtete die Abrechnung. Einige seiner Begleiter aber und andre Hottentotten aus dem van der Kempschen Institut brachten ihre Beschwerden vor, die nachher einzeln von den dazu bestellten Behörden untersucht sind. Sein vornehmster Wunsch sei, erklärte Stuurmann ferner, wieder in der Colonie zu wohnen und so wie vormals Ruhe und gute Behandlung der Christen zu genieſsen. Er schlug dem Gouverneur vor, ihm ein kleines Gebiet in der fruchtbaren Gegend am linken Ufer des *Chamtoos-Rivier* einzuräumen, als ihm dieser aber zu bedeuten suchte, daſs es mit ihrem beiderseitigen Interesse mehr übereinkommen würde, wenn er ein solches Gebiet näher bei der Capstadt bekäme, wo ihn die Regierung besser zu schützen, aber auch zugleich zu bewachen vermöge, wollte er davon durchaus nichts wissen. Alle seine Untergebenen, sagte er, hätten den Wunsch, unter die Christen zurückzukehren, weil sie in ihrem jetzigen Verhältniſs nicht zu leben und oft von dem Uebermuth der Kaffern zu leiden hätten. Sie würden unter guten Bedingungen und wenn der Gouverneur ihnen eine gute Behandlung der Bauern verbürgte, sehr geneigt sein, sich wieder bei diesen zu verdingen und ihnen als Viehhirten und Hausknechte zu dienen. Der General erklärte darauf, daſs bereits neue Gesetze für die Hotten-

totten entworfen seien, wodurch diesen der Genuſs einer vollkommnen Freiheit oder einer guten Behandlung in Diensten der Christen gesichert werde. Man wolle das Geschehene vergeben und vergessen und ihn und die Seinigen an dem Schutz dieser Gesetze Theil nehmen lassen, wenn er in die Colonie zurückkehren wolle. Auf der andern Seite werde man aber auch nicht dulden, daſs er fortfahre, als Anführer einer Gesellschaft von Müſsiggängern zu leben und mache es ihm zur Pflicht, wenn er unabhängig leben wolle, sich fleiſsig und ordentlich zu nähren. Räubereien werde man hart ahnden und ihn, besonders jetzt, da der Friede mit den Kaffern zu Stande komme, leicht dafür zu strafen wissen. Der General entlieſs ihn darauf mit einigen Geschenken und diese Zusammenkunft hatte die gute Folge, daſs nach einiger Zeit die mehrsten seiner Leute ruhig in die Dienste der Colonisten zurückkehrten oder sich bei dem Hottentotten-Corps annehmen lieſsen, wo sie, so lange die Holländer die Colonie besaſsen, sich ordentlich aufgeführt und keine Ursache zu Klagen gefunden haben. Stuurman selbst blieb mit einigen seiner Gefährten in der Nachbarschaft der Kaffern wohnen und fand seinen Unterhalt, wie sie, in Viehzucht und Jagd. Im November 1803 hatte er das Unglück, daſs ihm auf der Büffelsjagd das Gewehr sprang und ihm den rechten Arm zerschmetterte. Er starb einige Tage darauf.

Zwei Tage nachher erschienen zwei Kaffern vor dem Gouverneur, von denen der eine ein Abgeordneter von Jaluhsa, der andre von Sambeh

war. Sie hatten noch eine Hottentottenfamilie bei sich, die lange im Kafferlande gewohnt hatte, nun aber unter dem Schutz dieser Gesandten zu den Christen und in die Dienste der Bauern zurückzukehren wünschte. Sie waren kafferisch gekleidet und gaben den Mangel an Lebensmitteln bei den Kaffern, als den Grund ihrer Auswanderung an.

Der Abgesandte von Jaluhsa hatte ein gescheutes Ansehn und sprach mit Leichtigkeit und Schnelligkeit; ein Hottentott aus *Bethelsdorp* gab den Dolmetscher ab. Er sagte, daſs er schon einmal vor acht Tagen in der *Algoabay* gewesen, um den General aufzusuchen und ihm Namens seines Chefs die Versicherung von Freundschaft zu bringen. Er sei damals vergeblich gekommen und wieder zurückgekehrt, habe aber des Gouverneurs wirkliche Ankunft erfahren, ehe er zu Jaluhsa gelangt wäre, und also sich wieder auf den Herweg gemacht, ohne seinen Herrn aufs Neue zu sprechen, habe das auch um so mehr für unnöthig gehalten, da ihm die Gesandten des Generals an die Kaffer-Chefs unterwegs begegnet wären. Auf seine nochmalige Versicherung, daſs es das ernstliche Verlangen der Oberhäupter sei, mit den Holländern in Friede und Freundschaft zu leben, fragte der Gouverneur, ob sie denn selbst hieher kommen würden und erhielt zur Antwort, es sei nicht zu glauben, daſs sie sich so weit wagen würden, obgleich sie wohl nicht zweifelten, daſs ihnen kein Leides geschähe. — Wie er es denn habe wagen dürfen, allein hieher zu kommen? Antwort: Ihm

sei es befohlen worden und da komme keine Furcht in Betracht; seinem Herrn aber werde von Niemand befohlen, daher stehe sein Bleiben und Kommen bei ihm. u. s. w. Man bewirthete nun die Abgesandten und bat sie zu bleiben, bis unsre Boten zurückgekommen wären.

Inzwischen ernannte General Janssens aus der Zahl seiner Begleiter eine Commission, die in seinem Namen über die Friedensbedingungen mit den Kaffern unterhandeln sollte und entwarf für dieselbe eine Instruction, die den vornehmsten Colonisten mitgetheilt und von ihnen, die schon öfter mit den Kaffern solche Unterhandlungen gepflogen, vollkommen gebilligt wurde.

Am 18ten Mai kamen die Bürger, welche der Gouverneur zu den Kaffer-Chefs gesandt hatte, wieder bei ihm an. Sie waren von Conga, Sãmbeh, Jaluhsa und Tholy sehr freundlich empfangen. Ein jeder dieser Fürsten liefs einen fetten Ochsen schlachten, um sie damit zu bewirthen. Zugleich hatten sie alle versprochen, sich binnen fünf Tagen an dem Ufer des *Zondagsriviers* einzufinden und liefsen den Gouverneur bitten, eben dahin zu kommen, weil sie es nicht wagen dürften, nach der *Algoabay* zu reisen. Noch immer nemlich daure ihr übles Verhältnifs mit König Geika fort, der sie nicht nur zuweilen angreife und ihnen ihr Vieh nehme, sondern neuerlich selbst dem Commandant Rensburg den Antrag gemacht habe, sich jetzt, da das Land wieder an den alten Herrn Compjie (die Ostindische Compagnie) zurückgekommen, mit den Christen zu vereinigen und

mit ihrer Hülfe sie, seine abtrünnigen Unterthanen, zum Gehorsam zurückzubringen. Da sie dies erfahren, seien sie etwas miſstrauisch geworden und wünschen den Gouverneur erst allein zu sprechen, damit er sie nachher friedlich mit Geika aussöhne.

Gleich darauf kam ein Abgesandter von Conga an, der dasselbe wiederholte, was die Bürger gemeldet hatten. Diese stellten ihn als ersten Minister oder, wie sie sich nach den Begriffen von ihrer eignen Verfassung ausdrückten, als Heemraad des Capitain Conga vor. Er ward schon vormals von diesem in ähnlichen Geschäften gebraucht und trug vor der Brust eine Kupferplatte mit dem Wappen des General Dundas, die er vor dem Ausbruch des Krieges von dem damaligen Landdrost zu *Graaff-Reynett* bekommen hatte. Sein Name war Nacabaneh; er war ein Mann von mittlern Jahren, hoher Statur, kriegerischen Ansehns und festen Blicks. Er erzählte, daſs er vier Frauen habe, die ihm aber so viel gekostet, daſs sein ganzer Reichthum an Vieh darauf gegangen. Seine Kleidung bestand in einem Kroſs von Tigerfellen, dessen Zipfel über der rechten Schulter zusammengebunden waren, so daſs der Arm frei blieb; wenn er ruhig stand, pflegte er das Vordertheil dieses Mantels über die linke Schulter zurückzuschlagen. Dann sah man an seinem linken Arm oberhalb des Ellenbogens acht schöne Elfenbein-Ringe, jeden aus einem Stück geschnitten. An den Handgelenken beider Arme trug er kupferne Ringe. Seine Lenden waren mit doppelten Schnüren von aufgeroll-

ten Stückchen Kupfer geziert. Den Kopf schmückte eine Art von Diadem, bestehend aus einem zollbreiten Lederstreifen, auf welchem Glaskorallen von allerlei Farben in symmetrischen Figuren festgenäht waren und auf dem Scheitel ragte ein aufrechtstehender Quast von Quaggahaaren, ebenfalls mit Korallen und Kupferplättchen verziert.

Er betrachtete mit Neugierde und Verwunderung die vielen fremden Gegenstände, die er hier sah: die kleine Festung, die Casernen und den Reise-Apparat des Gouverneurs. Als er durch die Casernen ging, fand er die Soldaten eben beim Mittagsessen und drückte seinen Beifall aus, über die Ordnung, die dabei herrsche. Er fügte hinzu, die Kaffern hätten zwar auch viel streitbare Männer und liefsen diese keinen Mangel leiden, aber es müsse doch ein grofser Herr sein, der so viel reiches Volk habe, wie dieses. Denn wenn ein jeder der Soldaten ihm nur einen seiner blanken Knöpfe abgäbe, würde er ein reicher Mann sein und sie doch noch genug übrig behalten. Es sei ihm unbegreiflich, wie ein jeder zwischen so vielen Sachen das Seinige herausfinde u. s. w. Besonders zog das grofse Schiff: *de Verwachting*, auf welchem der letzte Truppentransport eben angekommen war, und das sich auf den Wellen der ungestümen Bay heftig bewegte, seine Aufmerksamkeit auf sich und er stand lange am Ufer, um dem mühsamen Ausladen der Waaren aus den Schaluppen zuzusehen. Als man ihm aber anbot, sich hineinzusetzen und mit an Bord zu fahren, lehnte er es ängstlich ab und erklärte, dafs er durchaus

nicht auf das Wasser gehen werde *). Auf sein Verlangen zu erfahren, wozu eine Canone gebraucht werde, liefs der General, nachdem man ihn vorher von der Wirkung unterrichtet, ein Stück in seiner Gegenwart abfeuern. Bei dem Fallen des Schusses gab er kein Zeichen von Furcht oder Schrecken, aber sein Erstaunen drückte er dadurch aus, dafs er mit grofsen Augen und verwunderungsvoller Miene umhersprang, sich darauf beide Ohren zuhielt und nach tiefem Athemholen einen lang ausgehaltenen Ton pfiff. Darauf erkundigte er sich sorgfältig, wie weit hin ein solcher Schufs treffe und wieviel Menschen er auf einmal tödten könne. Als man ihm anbot, das Experiment zu wiederholen, verbat er es sich unter seltsamen Gebehrden und Verbeugungen. Die goldenen Epaulettes der Officiere, die blanken Säbel und Gewehre und mancherlei andre Gegenstände erregten seine Bewunderung, und sobald ihm erlaubt wurde, sie zu betasten oder in die Hand zu nehmen, gab er sein Erstaunen durch wiederholtes Pfeifen zu erkennen. Eine Taschenuhr fing erst an, ihn ganz zu interessiren, als er hörte, dafs dieses Instrument mit der Sonne gleichen

*) Diese Wasserscheu ist allen Kafferstämmen gemein, besonders aber den Küstenbewohnern eigen. Sie kennen keine Art von Schiffen und verschmähen selbst, ungeachtet ihrer Dürftigkeit, das leichte Mittel, sich durch Fischerei ihren Unterhalt zu verschaffen. Auch die Kaffern im Innern des Landes essen keine Fische, und trinken nur bei dem stärksten Durst und gänzlichem Mangel an Milch und Molken, Wasser. Nur ihrer grofsen Viehheerden halber, lieben sie die Nähe von Quellen und Flüssen.

Schritt halte. Dann gab er es stumm zurück und schien fast ärgerlich, über die Unbegreiflichkeit dieses Zusammenhangs.

Am 20sten Mai brach der Gouverneur mit seinem Gefolge von der *Algoabay* auf um sich nach dem *Zondagsrivier*, als dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte zu begeben. Als der Zug am *Kugaflusse* Halt machte, ward der General durch die Ankunft von fünf Colonisten überrascht, die ihm Kunde brachten, daſs unweit von hier mehr als hundert Bürger aus den entlegenen Distrikten versammelt wären, um ihm ihre Freude über den Zurücktritt unter ihre alte Regierung zu bezeugen und ihm aufs Neue zu huldigen. Zu seiner Freude hörte der General, daſs Rensburg, dessen Ankunft er längst erwartet, und dessen Auſsenbleiben ihn fast irre gemacht hätte, sich an ihrer Spitze befinde. Weiterhin begegneten dem Zuge abermals acht bejahrte Bürger zu Pferde, die von Rensburg abgesandt waren, um den Gouverneur zu bewillkommnen und ihn um Erlaubniſs zu bitten, ihn nach Landessitte mit einem: Salve aus den Gewehren zu empfangen. Indem der Weg auf die Fläche des *Sonntagsflusses* hinauslief, erblickte man die Schaar der Bürger zu Pferde, in eine lange Reihe geordnet, hinter welcher eine groſse Anzahl von Wagen und Zelten aufgestellt standen. Nachdem der Gouverneur mit dem angekündigten Ehrenschusse begrüſst und herangenahet war, trat Rensburg vor und bezeugte in einer kurzen einfachen Anrede, wie bei einem jeden unter ihnen die Freude übergroſs sei, einen hol-

ländischen Regenten wiederzusehn. Sie seien gekommen, den Gouverneur ihres Gehorsams und ihrer Treue zu versichern, ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung des Friedens mit den Kaffern anzubieten und die Befehle des Generals aus seinem eignen Munde zu empfangen. Der General benutzte diese Gelegenheit, ihnen unter den Versicherungen seiner väterlichen Fürsorge, die Ursachen ihres bisherigen Unglücks bemerklich zu machen, und wie sehr ein grofser Theil davon ihrer eignen Verkehrtheit und Uneinigkeit, sowie den Uebelthaten Einzelner unter ihnen beizumessen sei, was er jetzt von ihnen erwarte und verlange und auf welche Weise er gesonnen sei, die Wiederherstellung von Glück und Ruhe unter ihnen zu bewerkstelligen. Seine Gemüthsbewegung bei dieser Anrede und von der andern Seite die mancherlei Ausdrücke von Reue, Dankbarkeit und vertrauensvoller Anhänglichkeit machten diesen Vorgang für die Umstehenden in besonderm Maafse rührend und interessant. Eine stille Heiterkeit theilte sich Allen mit und an vielen dieser rohen ungebildeten Menschen bemerkten meine Gewährsleute Spuren inniger Rührung. Der General liefs diese Stimmung nicht unbenutzt und suchte durch freundliche Unterredungen mit Einzelnen unter ihnen seinen Ermahnungen leichteren Eingang und daurendere Wirkung zu verschaffen. Inzwischen ward ein gemeinschaftliches Lager an den Ufern des Flusses aufgeschlagen, das wegen seiner Ausdehnung und der grofsen Anzahl von Menschen, Pferden, Wagen und Zelten in der überdies lieblichen

lichen Gegend einen höchst interessanten Anblick gewährte. Das Gefolge des Gouverneurs betrug, ein Detachement von 56 Jägern und 9 Dragonern abgerechnet, 30 Köpfe, so daſs die Zahl aller Menschen in diesem Lager, mit den 108 Colonisten und ihren Hottentotten sich auf 250 belief. An der andern Seite des Flusses hatte sich Klaas Stuurman gelagert und nach und nach erschienen einzelne neugierige Kaffern. Erstrer schickte dem Gouverneur einen Korb mit frischer Milch zum Geschenk und an den Ueberbringer schlossen sich viele der letztern an, um sich etwas Fleisch, Tabak und ein Schlückchen des von ihnen so hoch gehaltenen Brantweins zu erbetteln. Man weigerte ihnen nichts und sie kehrten Abends höchstzufrieden, über den Fluſs zurück.

Nacabáneh blieb indessen fortdaurend in der Nähe des Gouverneurs, jedoch nicht ohne einige deutliche Zeichen von Furcht und Miſstrauen, wegen des so sehr verstärkten Gefolges, zu geben. Man hatte Mühe, ihn ganz darüber zu beruhigen und obgleich er dann unter lautem Lachen versicherte, daſs er sich gar nicht fürchte und von der Friedfertigkeit dieser Menschen überzeugt sei, so konnte er sich doch nicht genug verstellen, als daſs sein Argwohn nicht immer noch durchgeblickt hätte. Man erwartete den ganzen folgenden Tag vergeblich die, auf diesen bestimmte, Ankunft der Kaffer-Chefs. Indessen hatte der General häufige Unterredungen mit den Colonisten, besonders mit Rensburg und Jaarsveld. Von ersterm erfuhr er, daſs Geika einen Boten an ihn ge-

sandt und gebeten habe, man möge ihn gegen seine Feinde unterstützen und sie zwingen, sich ihm wieder zu unterwerfen. Rensburg hatte darauf geantwortet, daſs ohne die Einwilligung der Regierung von den Colonisten keine Schritte der Art unternommen werden würden. Van Jaarsveld, welchen der General schon von *Zwellendam* vorausgesendet hatte, berichtete, daſs er dem Auftrage gemäſs bei Geika gewesen sei, und daſs dieser sehr verlange, den Gouverneur zu sprechen und den Frieden mit ihm zu schlieſsen. Er sei bereit, an einem noch zu bestimmenden Orte, sich zu einer Zusammenkunft mit dem General einzufinden. Auch habe er (Jaarsveld) Conrad Buis gesprochen und ihn bereitwillig gefunden, sich den Befehlen der Regierung in Allem zu unterwerfen.

Noch vergingen zwei Tage, ehe eines der hieher beschiedenen Oberhäupter sich blicken lieſs. Indessen kamen Botschafter von Conga, welche meldeten, daſs er in der Nähe sei und nur die Ankunft der übrigen erwarte, um sich persönlich darzustellen. Es wurden wieder Leute aus dem Gefolge des Gouverneurs an ihn abgeordnet, die er sehr freundlich und unter wiederholten Versicherungen seines Verlangens nach Frieden empfing. Er lieſs sich als Freundschaftszeichen eine Flasche Brantwein und andre kleine Geschenke ausbitten, die ihm sogleich überschickt wurden. Das Lager ward nicht leer von neugierigen Kaffern, die zuweilen etwas zudringlich wurden und sich oft mehrere Stunden hinter einander auf ihre Weise mit

Tanzen und Singen vergnügten. Endlich erschien am 23sten Mai der Kaffer-Chef Tholy nebst einem andern, Namens Tsĵatsĵo, von etwa zwanzig Kaffern begleitet. Der General sagte ihnen, daſs er, wenn die andern alle versammelt wären, mit ihnen über die Angelegenheiten reden würde, ihren heutigen Besuch sehe er nur als einen Beweis ihres Zutrauens und ihrer Freundschaft an. Es ward ihnen dann ein Zelt angewiesen, und ihnen zu Ehren eine Kuh geschlachtet. Sie bekamen davon sogleich einiges Fleisch, das sie sich selbst brieten und wurden überdies zu ihrem groſsen Behagen mit Tabak und Brantwein bewirthet.

Tholy bat sich einige Geschenke aus und als man ihm sagte, daſs für einen jeden der Kaffer-Chefs dergleichen bestimmt seien, die man ihnen nach Ablauf der Unterhandlungen überrreichen werde, so bat er um die Erlaubniſs, sie wenigstens nur einmal zu besehen, welches ihm indessen nicht verstattet wurde. Tholy ist von einer groſsen, etwas plumpen Statur und sein Gesicht platter und negerartiger, als der mehrsten Uebrigen. In seiner Kleidung unterschied er sich durch nichts, als durch seinen Mantel, der von Tigerfell war. Nachmittags zogen sie wieder über den Fluſs nach Conga zurück.

An eben diesem Tage besuchte der General den Hottentotten-Chef Klaas Stuurman in seinem Kraal und suchte von ihm etwas Näheres über die Veranlassungen des unglückseligen Aufruhrs herauszubringen. Stuurman erzählte von groben Miſshandelungen, die er und seine Leute erduldet.

Er nannte dabei mehrere Colonisten und zwar eben dieselben, die nun bereits seit zehn Jahren sich als unruhige Köpfe bekannt gemacht, zu den Zeiten der Engländer sich am heftigsten gegen die Anordnungen der Regierung aufgelehnt, den Streit mit den Kaffern am lebhaftesten gewünscht und ihn durch ihr unverständiges, hartes Betragen befördert hatten. Ueberhaupt zeigte es sich deutlich, daſs die Bewohner dieses Theils der Colonie roher und verwilderter seien, als die übrigen Colonisten und die Ereignisse der letzten zehn Jahre, in welchen Rebellion, Krieg mit den Wilden und stetes Umherziehen von einem Orte zum andern, sie von einem ruhigen häuslichen Leben entwöhnt hatten, konnten auch in der That wohl keine andre, als eine so nachtheilige Wirkung auf ihren Character äuſsern.

Am 24sten früh lieſsen die sämtlichen Oberhäupter der ausgewichenen Kaffern ihre Annäherung melden und der General sandte ihnen den Veld-Commandanten Botha nebst einigen Andern entgegen, sie feierlich zu empfangen. Als diese aber über den Fluſs zu ihnen gekommen waren, äuſserten sie, daſs sie sich nicht getrauten, in das Lager des Gouverneurs zu gehen. Eben so fruchtlos blieb eine zweite Gesandtschaft, die aus dem Adjutanten des Generals und dem Hauptmann Alberti bestand. Wie sehr man sich auch bemühen mochte, ihnen Vertrauen einzuflöſsen und ihnen zu beweisen, daſs sie nichts zu befürchten hätten, so bestanden sie doch auf ihrer Forderung, der Gouverneur solle zu ihnen herüber

kommen. Selbst als er sich dazu willig finden liefs, machten sie neue Schwierigkeiten und waren nur mit Mühe zu bewegen, aus dem Gebüsch hervorzutreten und auf die Ebene zu kommen. Der General begab sich daher mit einem kleinen Gefolge seiner Officiere und der Bürger-Commandanten an das jenseitige Ufer des *Sonntagsflusses.* Sie liefsen ihn aufs Neue eine geraume Zeit warten und waren kaum zwischen dem Gesträuch aufzufinden. Endlich überredeten die Dolmetscher und Stuurman sie denn doch, zum Vorschein zu kommen. Sie näherten sich schüchtern, einer nach dem andern, unter öfterem Besinnen und Umkehren. Endlich trat Jaluhsa heran und reichte dem Gouverneur die Hand, ein Gleiches thaten dann Sãmbeh, Conga, Tholy, Amaassi und Tsĵatsĵo. Alle setzten sich dann in einen Halbkreis auf die Erde; der Gouverneur redete sie freundlich an und liefs sie, ehe er die Unterhandlungen einleitete, durch den Dolmetscher fragen, warum sie so furchtsam wären. Sie wollten darüber nicht mit der Sprache heraus, es zeigte sich aber, dafs sie glaubten, der General sei mit Geika schon einverstanden und habe ihm versprochen, sie anzugreifen und zum Gehorsam gegen ihn zu zwingen. Sie wurden allmählich zutraulicher, hatten aber die Geduld nicht, wegen der Unterhandlungen sitzen zu bleiben, sondern äufserten, zum Frieden bedürfe es weiter nichts mehr, als der Geschenke, denn da der Gouverneur ihnen die Hand gegeben, so sei der Friede damit abgeschlossen. Es war unmöglich, ihnen begreiflich zu

machen, daſs man noch über vielerlei Puncte übereinkommen müsse, sie blieben dabei, der Friede sei fertig und machten sich auf den Rückweg. Es glückte denn doch endlich den Officieren, welche der General zur Unterhandlung der Friedensbedingungen ernannt hatte, sie in dem Gebüsch, wo sie sich mit den Ihrigen gelagert hatten, zum Stehen zu bringen und diese hatten nun mehrere Gespräche mit ihnen, in welchen über folgende Puncte gehandelt ward:

Zuerst wurden sie gefragt, welches die Ursachen des Krieges gewesen wären?

Antwort: Das Vergangne sei vergessen, auch wären ihnen die eigentlichen ersten Ursachen unbekannt.

Ob sie von einzelnen Colonisten besonders beleidigt wären und über Miſshandlungen zu klagen hätten?

Antwort: Ja. Ganz neuerlich sei einer ihrer Leute von Thomas Ferreira aufs grausamste gemiſshandelt, ohne dazu Veranlassung gegeben zu haben. Das Frühere sei von ihnen selbst bereits gerächt.

Von welcher Art ihr gegenwärtiges Verhältniſs zu König Geika sei?

Antwort: Sie befänden sich mit ihm in offenem Kriege. Er raube ihnen häufig Vieh und sie wären jetzt in Begriff, ihn mit aller Macht anzugreifen.

Welches denn die Ursache ihres Streits sei?

Antwort: Sie seien gewohnt, Krieg anzufangen, wenn es ihnen gut dünke, doch habe sie Geika zuerst verfolgt.

Ob sie nicht geneigt wären, Friede mit Geika zu schließen?

Hierauf antworteten die mehrsten bejahend unter gewissen Bedingungen, nemlich wenn der Gouverneur sie gegen Geika's Uebermuth schützen und vor Rache sichern wollte, besonders aber nicht anders, als wenn Conrad Buis, der den König immer gegen sie aufgehetzt habe, zur Rückkehr in die Colonie gezwungen würde. Nur Sãmbeh schloſs sich von dieser Antwort aus und behauptete, er werde sich nie mit Geika versöhnen, er kenne ihn ganz, da er ihn von Jugend auf erzogen und Niemand als er könne wissen, wie wenig diesem Geika zu trauen sei.

Ferner ward ihnen bedeutet, daſs, wenn es ihnen Ernst sei, mit den Christen in Frieden zu leben, sie sich zu der Erfüllung folgender Bedingungen müſsten anheischig machen:

1) Sie sollten keinen von den Hottentotten, welche sich unter ihnen aufhielten, hindern, in die Colonie zurückzuziehen oder die, welche dazu nicht von selbst geneigt wären, nöthigenfalls dringen, ihre Gesellschaft zu verlassen und entweder bei den Bauern Dienste zu nehmen, oder sich in ein Missions-Institut zu begeben. Der Gouverneur verspreche allen diesen Hottentotten auf das Heiligste, nicht nur, daſs ihnen wegen des Vorgefallenen kein Leids geschehen, sondern, daſs sie auf das Kräftigste gegen die Miſshandlungen der Colonisten geschützt werden sollen.

Antwort: Es befinden sich fast keine Hottentotten in ihrer Gesellschaft, sondern die wären

sämtlich bei Stuurman, Boewesak, oder Trompetter. Die noch etwa da wären, würden sie nicht aufhalten.

2) Sclaven, von welchem Geschlecht und Alter es auch sein möge, die während des Krieges zu ihnen übergegangen oder ihnen sonst in die Hände gefallen, sollen an ihre Herren zurückgegeben werden. Keiner von ihnen hat wegen des Vergangenen Strafe zu fürchten, das verspricht ihnen der Gouverneur.

Antwort: Zu dieser Auslieferung wären sie vollkommen bereit, dagegen bäten sie aber, dafs alle kaffersche Kinder, die noch von dem Kriege her in der Colonie sein möchten, zurückgegeben würden. Und das ward ihnen unbedingt zugesagt.

3) Alle holländische Deserteurs oder sonstige Weifse, die sich bei ihnen befinden, sollen ausgeliefert werden, jedoch ohne ihnen bestimmten Pardon zu versprechen.

Zugestanden.

4) Alle Feuergewehre, die sie erbeutet, sollen zurückgegeben werden.

Antwort: Da sie solche nicht zu gebrauchen verstehen, hätten sie sie den obengenannten Hottentotten überlassen, die damit umzugehn wüfsten und besäfsen daher dergleichen nicht.

5) Sie sollen den *grofsen Fischflufs* als die, durch ältere Verträge gesetzlich bestimmte Grenze der Colonie respectiren und sich daher über selbigen in ihr Land zurückbegeben.

Antwort: Sie erkennen den *Fischflufs* allerdings für die Grenze, können aber nicht über ihn

zurückgehen, weil sie mit Geika in Krieg seien. Sie wären jetzt Willens, ihm eine Schlacht zu liefern und bäten den Gouverneur, er möge veranstalten, daſs ihr Vieh so lange im Schutz der Colonie diesseits bleibe. Wären sie Sieger, so wollten sie nachher das Land gänzlich räumen. Nochmals wiederholten sie die Bitte, der Gouverneur möge den Buis aus dem Kafferlande nehmen.

6) Es soll kein Kaffer ohne Erlaubniſs seines Oberhaupts in die Colonie kommen, und eben so kein Colonist ohne Erlaubniſs des Gouverneurs oder Landdrosten sich auf das jenseitige Ufer des *Fischflusses* begeben dürfen.

Dagegen hatten sie viel einzuwenden und behaupteten, es sei kein wahrer Friede, wenn man nicht Verkehr mit einander habe. Ueberdies wären die Bauern so reiche Leute, bei denen sie alles bekommen und zuweilen ein Tagelohn verdienen könnten.

Beide letzte Artikel sind nicht zur Ausführung gekommen, ungeachtet der Gouverneur in der Folge allen Colonisten verbot, irgend einen Kaffer in Dienst zu nehmen. Er hatte ihnen auch anbieten lassen, allen Tauschhandel mit den Colonisten aufzuheben und ihnen dagegen versprochen, sie von der Capstadt aus mit allem, was sie an europäischen Fabricaten bedürfen möchten, reichlich und zu billigen Preisen zu versehen. Sie blieben aber dabei, daſs es besser sei, mit den Colonisten zu handeln, obgleich es ausgemacht und begreiflich ist, daſs sie von diesen fast immer übervortheilt werden.

7) Wenn ein Colonist einen Kaffer beleidigt, soll derselbe sich nicht selbst rächen, sondern der nächsten Magistratsperson oder dem Commandanten in der *Algoabay* Nachricht davon geben, welcher alsdann dem Beleidigten vollkommene Genugthuung verschaffen wird.

Antwort: Dieser Forderung werden sie treulich nachleben.

8) Dagegen soll ein Colonist eben so wenig sich selbst rächen dürfen, und wenn er von einem Kaffer beleidigt oder beraubt ist, sich bei dessen Chef darüber beklagen. Man erwartet, daſs die Oberhäupter in solchen Fällen das Geraubte ersetzen und die Ruhestörer strafen werden.

Antwort: Dergleichen Missethaten sollen von ihnen mit dem Tode bestraft, ja selbst die Familie des Räubers ausgerottet werden.

Dieser Vertrag ward nicht ohne groſse Mühe zu Stande gebracht. Die dazu beauftragten Herren muſsten sich deshalb drei Tage hinter einander zu den vorhingenannten Oberhäuptern begeben, die denn immer mitten im Gespräch die Geduld verloren und davon liefen und jedesmal, wenn man aufs Neue mit ihnen anknüpfte, groſse Langeweile dabei zu empfinden schienen. Mehrmals waren sie im Begriff, ganz aufzubrechen, indem sie theils Mangel an Lebensmitteln als Grund angaben, theils ihre Furcht vor einem neuen Angriff von Geika's Seite vorschützten, als welcher,

indessen sie hier beschäftigt würden, in ihrer Abwesenheit ihr Vieh stehlen könne. Endlich kam es denn, nachdem man sie, um sie nur zu halten, die letzten Tage noch mit Proviant versehen hatte, soweit zum Schluſs und nun wurden sie eingeladen zu dem Gouverneur in das Lager zu kommen und ihre Geschenke in Empfang zu nehmen. Aber nur zwei von ihnen, nemlich Tholy und Amaassi, wagten es, sich zu stellen und erhielten die, für sie und die Uebrigen bestimmten Freundschaftsgeschenke, die in allerlei Kleinigkeiten an Messern, Spiegeln, Knöpfen, Corallen und Tabak bestanden. Zum Gegengeschenk brachten sie zwei Ochsen, und sagten, dies sei ihr Friedensbrief. Klaas Stuurman, der sich eifrigst bemüht hatte, die Unterhandlungen zu befördern, erhielt ähnliche Geschenke und eine groſse Menge geringer Kaffern, die an dem letzten Tage das Lager überschwemmten, wurden wohl bewirthet und zum Abschiede mit allerlei Kleinigkeiten beschenkt.

Der General lieſs den Oberhäuptern nochmals seine Vermittelung zu einem Frieden zwischen ihnen und Geika anbieten und lud sie ein, unter seinem Schutz Gesandte mitzuschicken. Sie schienen aber nach diesem Frieden nicht sehr begierig und waren nur mit Mühe zu überreden, einen Menschen mitzuschicken, der ihnen von dem Resultat der Unterhandlungen mit Geika, sofern sie sein Verhältniſs zu ihnen beträfen, Nachricht bringen sollte.

Am 27sten Mai kehrte der Gouverneur nach der *Algoabay* zurück. Dort untersuchte er die

inzwischen aus dem van der Kempschen Institut und von andern Hottentotten eingereichten Klagen über das Verfahren der Colonisten gegen sie. Es ergab sich daraus, dafs einige derselben sich die grausamsten Mifshandlungen gegen ihre Untergebenen erlaubt, ja es war sogar zu vermuthen, dafs sie sich Mordthaten hatten zu Schulden kommen lassen. Da es aber an rechtskräftigen Beweisen fehlte und es zu befürchten stand, dafs das Justiz-Collegium am Cap ohne dieselben die Verbrecher würde ungestraft lassen müssen, so erkannte der Gouverneur in diesen Sachen selbst.

Thomas Jgnatius Ferreira ward für immer aus diesen Gegenden verbannt und angewiesen, seinen bisherigen Wohnort zu verlassen, mit seinem beweglichen Vermögen nach *Zwellendam* zu ziehen und unter genauer Aufsicht des dortigen Landdrosten fortan daselbst zu leben. Ein gleiches Urtheil erhielten seine beiden Söhne Stephanus und Hendrik, nebst des letztern Frau Martha und noch einem Bürger, Namens Jan Arend Rens. — Von den übrigen, gröfstentheils sehr gut gesinnten Colonisten, ward dies Verfahren des Gouverneurs aufs Höchste gebilligt, und bei manchem, der sich ähnlicher Vergehungen bewufst war, bewirkte dies Beispiel eine deutliche Ueberzeugung von dem Unrecht eines solchen Verfahrens (die Vielen ganz fehlt) und Besserung.

Unter dem ersten Junius verordnete der General, dafs es fortan keinem Colonisten erlaubt sein solle, einen Kaffer in seine Dienste zu nehmen und wer von ihnen Individuen dieser Nation

als Viehhirten in Miethe habe, solle dieselben augenblicklich entlassen und mit den Mitteln versehen, in ihr Vaterland zurückzukehren. Inzwischen solle man, bis auf nähern Befehl, solche behalten dürfen, die schon länger als ein volles Jahr bei einem Herrn gedient hätten und selbst zu bleiben wünschten.

Ferner, alle Kafferkinder, die von den Zeiten des letzten Krieges her sich noch auf den Wohnplätzen von Colonisten befinden, sollen sogleich und auf die sicherste Weise nach den Kraalen und Familien zurück besorgt werden, zu welchen sie gehören. Hiervon sollen keine ausgenommen sein, auch die nicht, die selbst unter den Christen zu bleiben verlangen.

Am 2ten Junius sandte der Gouverneur zwei Colonisten als Boten an Geika, um ihn zu einer Zusammenkunft am *großen Fischflusse* einzuladen und reiste unmittelbar darauf mit seinem Gefolge dahin ab. Auf dem Zuge dahin durch die fruchtbaren Gegenden des *Sonntags*- und *Bosjesmansflusses* und das ehemalige *Quammedakka*, hatte die Gesellschaft täglich Besuche von einer großen Zahl Kaffern, die diesen ganzen Landstrich einnehmen. Auf den wasserarmen Ebenen, zwischen den beiden genannten Flüssen, fanden sich zahllose Heerden von Springböcken und häufig größere Antilopen und Quagga's. An einem Tage (dem 3ten Junius) wurden von sämtlichen Jägern aus dem Gefolge des Gouverneurs vier und funfzig Springböcke und überdies einige Hartebeesten und andres Wild erlegt. Die Rudel von jenen

bestanden nicht selten aus mehrern Tausenden, die ganze unabsehbare Felder bedeckten und besonders im Entfliehen vor den Jägern einen höchst angenehmen Anblick gewährten, indem sie durch ihre hohen und weiten Sprünge sich mehr in der Luft, als auf dem Boden fortzubewegen schienen. An einem andern Tage entdeckte man zwischen einem groſsen Trupp von etwa drittehalbtausend Springböcken einen einzigen ganz weiſsen. Kaum äuſserte der General den Wunsch, man möchte dieser Seltenheit habhaft werden können, als sich einige junge Leute aufmachten, das Thier zu verfolgen, und mit solcher Geschicklichkeit wuſsten sie es zu umgehen und von den übrigen zu trennen, daſs sie es schon nach einigen Stunden, ohne das Fell durch den Schuſs sonderlich beschädigt zu haben zurückbrachten. Der General gab das Fell dieses Thiers in der Folge Herrn Peron mit, als dieser auf seiner Rückreise aus der Südsee das Cap besuchte und noch jetzt wird es in *Paris* im Museum des National-Instituts als eine allerdings seltne Merkwürdigkeit aufbewahrt *). Bei Nacht ward das Lager gewöhnlich von einer Menge Hyänen und Jakals besucht, die so dreist waren, daſs sie bis mitten zwischen die Zelte und Wagen vordrangen und die daselbst angebundenen Ochsen in groſses Schrecken setzten. Auf den Lärmen, den diese in Angst gesetzten Thiere verursachten,

*) Herr v. Humboldt erzählt ebenfalls von ganz weiſsen Spielarten des *Cervus mexicanus* die in den Steppen von Caraccas vorkommen. (Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen S. 128.)

indem sie aufsprangen und sich loszureifsen suchten, pflegten sie dann gewöhnlich zu entfliehen. Während des ersten Campements am *Sonntagsflusse* erlegte einer der Colonisten eine gefleckte Hyäne auf eine seltsame Art. Der Mann lag bei Nacht schlafend auf einem Wagen, an dessen hinterem Ende ein frischgeschlachtetes Schaf aufgehängt war. Der Geruch davon mochte die Hyäne herbeigelockt haben und indessen sie es sich davon wohlschmecken läfst, ergreift der Africaner leise das neben ihm liegende Gewehr, schiebt dessen Mündung ganz langsam dem Thier an den Kopf und erlegt es. In den Gebüschen, durch welche dann und wann die Reise ging, fand man oft eine grofse Menge Affen von der langgeschwänzten grünen Art, die dieser Gegend des südlichen Africa eigen ist *). Einzelne der Colonisten besafsen eine besondre Geschicklichkeit darin, diesen niedlichen Thieren behende auf die Bäume nachzuklettern und sie einzufangen.

Am 10ten Jun. erreichte General Janssens mit seinem Gefolge den *grofsen Fischflufs*, aber erst am 14ten kamen die vorausgesandten Boten daselbst wieder an. Geika hatte sie sehr freundlich empfangen, aber erklärt, er dürfe sich wegen der drohenden Stellung seiner Feinde nicht so weit von seiner Residenz entfernen und müsse daher den General bitten, noch einige Tagereisen näher zu kommen. — Gleich nach ihnen kam

*) *Cercopithecus glaucus*, dem *C. Sabaeus* nahe verwandt, übrigens derselbe, dessen Le Vaillant (S. 376 der Forsterschen Uebersetzung) erwähnt.

Conrad Buis im Lager an. Er brachte drei Deserteurs vom 9ten Battaillon Jäger mit, die sich zu den Kaffern geflüchtet hatten und zu eben dem Complott gehörten, von welchem oben S. 360 die Rede gewesen ist. Geika liefs sie durch ihn dem General ausliefern und zugleich um Begnadigung für sie bitten. Auch befand sich ein Engländer in seiner Gesellschaft, der sich für einen Reisenden aus *London* ausgab, aber, wie sich nachher fand, ein englischer Soldat gewesen und von seinem Regiment desertirt war. Solcher englischen Deserteurs fanden sich auf der fernern Reise des Generals noch sechs. Sie hatten sich theils unter den Wilden, theils bei den Colonisten verborgen gehalten. Es hat solcher Vagabonden von jeher in der Colonie gegeben und der Einfluss, den sie auf den Character des Colonisten gehabt haben, ist höchst nachtheilig gewesen. Denn auch der ungebildetste Europäer ist dem in Einsamkeit erzogenen Colonisten in den mehrsten Fertigkeiten des Geistes überlegen und von diesem Uebergewicht machten jene, die wohl eben nicht ihrer strengen Grundsätze wegen die Gemeinschaft gebildeterer Menschen verlassen hatten, denn gewöhnlich keinen andern Gebrauch, als sich ein gemächliches Leben zu verschaffen, den rohen Grenzbewohnern ihre bequeme Lehre zu predigen und sie zu manchem Laster und zum Ungehorsam gegen die Regierung zu verführen. Daher denn auch der General diesen englischen Deserteurs einen Aufenthalt in der Nähe der Capstadt anwies, wo sie in einer bevölkertern Gegend, unter der nähern Auf-

sicht

sicht von Magistratspersonen sich auf die eine oder andre rechtliche Art ihr Brod verdienen konnten. Die batavischen Jäger aber wurden gefangen nach der Capstadt gebracht und erhielten dort ihre Strafe.

Buis wiederholte Geika's obige Einladung und äufserte, dafs er sehr zweifle, ob sich eine friedliche Vereinigung der feindlichen Kaffer-Oberhäupter werde bewerkstelligen lassen. Geika habe von den Räubereien und kleinen Angriffen seiner abtrünnigen Unterthanen beständig zu leiden und sei keinen Augenblick vor einem plötzlichen Anfall ihrer vereinten Macht sicher. — Der General forderte Buis auf, von seiner Seite Alles aufzubieten, um Geika zu friedfertigen Gesinnungen zu stimmen, indem die Colonie am mehrsten unter dem Zwist der Kafferchefs leide. Ferner verlangte er von ihm, dafs er sogleich in die Colonie zurückkehre, da seine Anwesenheit offenbar die Unzufriedenheit der Mifsvergnügten vermehre. Zu beidem zeigte sich Buis bereitwillig. Er hatte zwölf Kaffern in seiner Gesellschaft, von welchen vier Geika's vornehmste Officiere und Befehlshaber kleiner Abtheilungen waren. Sie hiefsen t'Enno, Cassa, Spondó und Umláo. Letzterer ist der Bruder von Tholy und derselbe, den Barrow: Maloo nennt. Nachdem sie vor den Gouverneur gekommen waren und ungefähr dasselbe gesagt hatten, wie Buis, erhielt t'Enno, der ein Schwager des Königs war, einige Geschenke und ward darauf abgefertigt, um Geika und die Königin Mutter zu benachrichtigen, dafs

der General im Anzuge sei und beide am *Katflusse* binnen fünf Tagen bestimmt erwarte. Gleich am folgenden Tage ward denn auch die Reise dahin fortgesetzt. Der Weg ging durch eine wilde, durchaus unangebaute Gegend, in der sich eine zahllose Menge grofses Wild aufhielt. Es gab viele Arten von Antilopen, Quaggas und wilde Schweine in solcher Menge, dafs die Jagd an manchen Tagen eine Beute von mehrern tausend Pfund Fleisch lieferte, welcher Vorrath sehr gut zu statten kam, indem man sich nicht für eine so weite Entfernung von den Wohnungen der Christen eingerichtet hatte. Das Land zeigte sich wenig gebirgig, aber nichts desto weniger unwegsam, wegen der Menge von Hügeln und kleinen Flufsbetten, durch welche noch keine Wege für Lastwagen gebahnt waren. Man kam häufig in die Nothwendigkeit, sich erst eine Oeffnung durch die Büsche mit Hacken und Schaufeln bahnen zu müssen und erreichte so erst am 21sten Jun. den bestimmten Ort, nachdem man sechs Tage in fast südöstlicher Richtung fortgezogen war. Unterwegs ward die Verwirrung, in welcher sich ohnehin die hiesigen öffentlichen Angelegenheiten befanden, dadurch noch vermehrt, dafs einige Bürger in *Bruintjeshoogte*, denen von herumstreifenden Kaffern eine Viehheerde gestohlen war, auf der Verfolgung der Räuber, als sie sie nicht gutwillig heraus geben wollten, zwei derselben erschossen hatten. Dieser Vorfall blieb inzwischen ohne Folgen, denn Geika äufserte nachher, die Colonisten hätten recht gethan.

Abermals ausgesandte Boten berichteten am 22sten die Annäherung des Königs Geika. Er liefs den Gouverneur bitten, er möge ihm von den Officieren und Dragonern, die er bei sich habe, morgen einige entgegenschicken, um ihn zu empfangen und für seine Mutter, die wegen ihrer Corpulenz nicht weit gehen könne und von der Reise etwas angegriffen sei, möge er einen Wagen oder Karren entgegensenden. Diesem zufolge ward Tags darauf ein solches Fuhrwerk nebst der verlangten Ehrenwache, bestehend aus einem Detachement Dragoner und einigen Officieren, in aller Frühe abgeschickt. Sie trafen die kafferschen Majestäten bereits im Anzuge. Der König safs auf einem Pferde ohne Sattel, und hielt still, als das Detachement herankam. Nachdem er es einen Augenblick mit einem beifällig musternden Blick betrachtet und die Officiere gegrüfst, berathschlagte er mit seinen Hauptleuten, ritt eine Strecke vorwärts, hielt wieder still und schien sich eine Zeitlang zu bedenken, ob er wohl durch sein Zutrauen nicht Gefahr laufe. Endlich schien ihm ein rascher Entschlufs zu kommen, er flötete laut mit dem Munde und auf dieses Signal setzte sich sein ganzes Gefolge, das, die Weiber mit eingerechnet, aus etwa 150 Personen bestand in schnelle Bewegung. Seine Mutter bestieg den einspännigen Karren und nun ging es im raschen Trab, der König zu Pferde, die übrigen alle zu Fufs, auf das Lager des Gouverneurs zu. Als er dort angekommen war, schwang er sich leicht vom Pferde, liefs sich nach dem Zelte des Generals führen und reichte

diesem unbefangen und nicht ohne einige Würde die Hand.

Geika ist einer der schönsten Männer, die man sehen kann, von einer selbst unter den Kaffern ungewöhnlichen Gröſse, kräftigem Bau und einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung. In seinen Mienen drückt sich Wohlwollen und Selbstvertrauen gleich lebhaft aus, man erkennt in ihm sogleich den König, obgleich er sich in seiner Kleidung durch nichts unterscheidet, als durch ein Paar unscheinbare Schnüre weiſser Korallen, die er um den Hals trägt. Es ist nicht zu viel gewagt, wenn man behauptet, daſs unter den Wilden des Erdenrunds kein liebenswürdigerer Mensch anzutreffen sein möchte.

Die hohe schlanke Gestalt des sechs und zwanzigjährigen, jugendlich blühenden Mannes, der helle freundliche zuversichtliche Blick, die Einfachheit und Würde seiner Gebehrden, die kräftige Ruhe seiner ganzen Haltung, die treffende Schnelligkeit im Urtheilen und Antworten, die Offenheit und Vernünftigkeit in allen seinen Aeuſserungen, dies alles trifft man gewiſs nicht wieder so beisammen in der Person irgend eines Regenten uncultivirter Völker.

Auſser seiner Mutter begleiteten ihn auch zwei seiner Frauen, Namens Nonihbe und Solohgöu. Diese drei traten mit ihm in das Zelt des Generals, wo sich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen und während einer kleinen Bewirthung ein Gespräch entspann, das durch die, über Erwartung gescheuten und liberalen Aeuſserungen des Königs

für die theilnehmenden Europäer höchst interessant ward. — Der Wärme des Tages halber waren die Seitenwände des Zelts aufgeschürzt, rund umher standen die Militair- und Bürger-Officiere, neben Geika am Eingange seine Hauptleute und hinter ihnen in einem Halbkreis das ganze Gefolge der Kaffern, die Hassagayen beim Fuſs. — Mittags aſs der König mit seiner Familie an der Tafel des Gouverneurs und obgleich die mehrsten Speisen und die Art, sie nach dem Munde zu bringen ihm völlig fremd waren, so sah er doch sehr bald den Gebrauch der Messer und Gabeln den übrigen ab und wies seine Frauen zurecht, die sich damit weniger zu behelfen wuſsten. Er erklärte mehrmals, die europäische Art, die Speisen zuzubereiten, gefalle ihm, und wenn ihm etwas besonders schmeckte, so reichte er seinen drauſsen stehenden Hauptleuten über die Schulter ein Stück davon zu. Wein trank er mit Wohlgefallen, aber wenig, desto mehr seine Frauen, die ihn sich, wie es nachher schien, fast zu gut hatten schmecken lassen. Besonders gefiel ihm die europäische Kleidertracht und da ohnehin dergleichen sich unter den ihm bestimmten Geschenken befand, so wurden diese Kleidungsstücke hervorgesucht und ihm noch an diesem Tage überreicht. Er verlangte sie aber sogleich anzulegen und darin waren ihm unsre Officiere, die inzwischen schon sein ganzes Zutrauen gewonnen hatten, behülflich. Dann zeigte er sich, mit sichtbarer Eitelkeit seinen Unterthanen, die ihn unter mancherlei Ausdrücken von Bewunderung von allen Seiten beschauten. Die Kleider, wie-

wohl für ihn viel zu kurz und zu eng, standen ihm dennoch sehr gut und er erschien darin von wirklich riesenhafter Gröfse. Nichts machte ihm gröfsere Freude, als ein hoher Federhut mit Cocarde und Agraffe; in den Kleidern fühlte er sich etwas beengt und wünschte sich statt ihrer den grofsen Tuch-Mantel des Generals, der aber auf der Reise unentbehrlich war und ihm vorerst verweigert werden mufste. Doch ward ihm ein ähnlicher für die Folge versprochen *).

*) Dieses Versprechen blieb auch nicht unerfüllt und Alberti erzählt Folgendes von der Ueberreichung dieser Geschenke, die aufser dem Mantel noch in einer vollständigen, reich mit Gold besetzten Husarenuniform, einem Pferde mit Sattel, gestickter Schabracke und Zaum u. s. w. bestanden. — Nachdem ich, meldet Alberti, über mehrere Gegenstände mit dem Könige unterhandelt hatte, entfernte ich, nach Beendigung unsers bis dahin sehr ernsthaften Gesprächs, sein sämtliches Gefolge aus meinem Zelte und liefs ihn in die Uniform kleiden, die für ihn in der Capstadt verfertigt war, sehr gut pafste und ihm überaus wohlgefiel. Darauf führte ich ihn vor das Zelt, wo er ein reich angeschirrtes Pferd fand, das ich ihm ebenfalls als ein Geschenk des Gouverneurs darstellte. Er bestieg es mit seiner gewohnten Gewandtheit und seine Freude stieg nun aufs höchste, als ich ihm plötzlich einen, etwa sechs Fufs hohen Spiegel vorhalten liefs, der gleichfalls unter den Geschenken befindlich war. Er war so überrascht, dafs er wirklich einige Zeit nöthig hatte, sich von seiner Betäubung zu erholen. Dann offenbarte sich seine ganze Eitelkeit, indem er vor seinem Volke, das ihn mit lautem Jauchzen empfing, auf und nieder galoppirte, und sich nachher unter ähnlichem Zuruf zu Fufs zeigte. Besonders bemerkte ich, dafs er vorzugsweise bei den Weibern stehen blieb und ihre Freudens- und Beifallsbezeugungen mit dem innigsten Vergnügen anhörte. —

Ueberhaupt geben, nach Alberti's Versicherung, die Kaffern unsrer Kleidung ohne Bedenken den Vorzug vor der

Am folgenden Morgen ward nun eine feierliche Zusammenkunft gehalten, in welcher dem Könige mehrere Vorschläge zur Begründung eines daurenden Friedensverhältnisses vorgelegt und mit ihm verhandelt werden sollten. Er erschien dazu in seiner gewöhnlichen Kafferkleidung, begleitet von seiner Mutter und den vertrautesten Hauptleuten. Das beiderseitige Gefolge stand wie gestern um das Zelt versammelt. Von Geika's Seite diente

ihrigen und erkennen sie für bequemer und schützender gegen den Einfluſs der Witterung. Sie finden überdies in europäischen Kleidern immer etwas Auszeichnendes, das dem, der sie trägt, mehr Ansehn verschafft. So trug z. B. die Mutter des Königs sehr gern einen alten Manns-Schlafrock, den sie einmal von Europäern zum Geschenk bekommen hatte und schien sich in diesem Gewande ganz vorzüglich wohl zu gefallen.

Bei allen halbwilden Völkern findet sich diese Liebe zur europäischen Kleidertracht. Namentlich sind die freien Schwarzen an der Küste von Guinea so begierig danach, daſs man vormals ganze Trödelbuden auf den Märkten in Amsterdam ausleerte und auf Speculation mit dahin nahm. Einer meiner Bekannten unter den holländischen See-Officieren, der in frühern Jahren die Goldküste bereist hatte, pflegte uns oft höchst drollige Beschreibungen von den Anzügen mitzutheilen, die die dortigen Schwarzen sich zusnmmenkaufen. So fiel, um nur Eins anzuführen, die Wahl eines Negercapitäns, der sich unter vielen Kleidern einen Anzug aussuchte, auf einen kleinen dreieckigen Hut mit goldener Tresse, einen scharlachrothen Rock von altfranzösischem Schnitt und ein Paar Sammetschuh mit Tombach-Schnallen. Er legte diese Kleidungsstücke sogleich an, nahm einen langen Stock mit einem Metallknopf, den er sich ebenfalls ausgelesen hatte, in die Hand und zeigte sich so, den schwarzen Leib und die Schenkel nackt (denn Hemd, Beinkleider und Strümpfe hatte er als unnütz und belästigend zurückgewiesen), seinen ärmern Landsleuten, die ihm seinen Schmuck nicht wenig beneideten.

Buis, von der unsrigen ein *Gonaaqua* aus *Bethelsdorf* als Dolmetscher. Die Conferenz dauerte lange, indem Geika bei schwierigen Puncten seine Mutter und die Hauptleute erst zu Rathe zog, dann aber mit vieler Festigkeit und Bestimmtheit seine Antwort ertheilte. Aus dem vor mir liegenden Verbal-Procefs, der über diese Verhandlungen auf der Stelle aufgenommen wurde, theile ich meinen Lesern Folgendes als interessant mit:

1) Nachdem der Gouverneur den Zweck seiner Reise erklärt hatte, versicherte Geika, er sei hoch erfreut, den Regenten der Colonie zu sehen und diese Zusammenkunft an sich sei ihm angenehmer, als alle Geschenke, die man ihm machen könnte. Er sei von jeher ein Freund der Christen gewesen, und eben das wäre ihm von seinen abtrünnigen Unterthanen zum Verbrechen gemacht, die ihn nun von allen Seiten bekriegten.

2) Durch die Uneinigkeit der Kaffern sei die Colonie in grofses Unglück gebracht, indem zahlreiche Schaaren von ihnen in das Herz derselben vorgedrungen wären und sich noch jetzt weit jenseits der bestimmten Grenzen daselbst befänden.

Antwort: Das sei seine Schuld nicht. Er könne die Aufrührer nicht bändigen und habe nie an ihren Räubereien und Verwüstungen den entferntesten Antheil genommen.

3) Durch die Eintracht der jetzigen Regierung mit den Unterthanen und dieser unter einander sei die Macht der Christen ungleich stärker, als zu den Zeiten der Engländer, und man habe Kraft genug, jeden Angriff von aufsen mit Nachdruck abzuwehren.

Antwort: Es sei ihm erfreulich, dies zu vernehmen. Die bisherigen Uneinigkeiten der Christen hätten auch sein Unglück mit veranlaſst, indem es ohne sie den abgefallenen Oberhäuptern nie gelungen sein würde, eine Zuflucht in der Colonie zu finden. — Er fragte bei dieser Gelegenheit, was aus den rebellischen Bauern geworden wäre, welche die Engländer damals gefangen nach der Capstadt geführt hätten, und schien sich zu freuen, als er hörte, die Engländer hätten sie begnadigt und von den Holländern sei, bei Uebernahme der Colonie, eine allgemeine Amnestie dieser und ähnlicher Vergehungen proclamirt worden.

4) In welchem Verhältnisse Geika mit den Kaffern, die sich noch in der Colonie befinden, stehe?

Antwort: In Zwist und einem höchst verderblichen Kriege.

5) Es scheine doch für ihn selbst von Wichtigkeit zu sein, daſs sie sich ihm unterwerfen und auf einem gütlichen Wege Frieden machen; was denn einer solchen Versöhnung im Wege stehe, und warum er nicht Friedensboten an sie sende?

Hier brach Geika in bittere Klagen aus über die Rebellen und versicherte mit Wehmuth, wie er seit dem Antritt seiner Regierung nach nichts eifriger getrachtet, als den Frieden unter den Seinigen zu erhalten. Aber sein Oheim sei ein herrschsüchtiger Mann, der es nicht habe ertragen können, unter seinem Zöglinge zu stehen. Dieser habe die Herzen seiner Unterthanen von ihm abgewendet und die Maaſsregeln, die er allein zu

ihrem Besten genommen, bei ihnen verdächtig gemacht. Er wolle ihm persönlich die Flucht aus dem Lande nicht verargen, aber daſs er so viele Kraale mit hinweggeführt habe und nun den König und die Zurückgebliebenen beraube und bekriege, das sei unverzeihlich. Ja noch mehr, er habe ihn nicht allein beraubt und bekriegt, sondern ihm selbst, dem König, nach dem Leben getrachtet, was ein Verbrechen ohne Beispiel sei. — Dann nahm die Mutter das Wort und erzählte unter Aeuſserungen des höchsten Unwillens, man sei so weit gegangen, nach dem Könige mit einer Hassagaye zu werfen und ihn zu verwunden. Die Erinnerung an diese That erregte den Zorn sämtlicher bei dieser Conferenz gegenwärtiger Hauptleute, sie fingen an, zugleich und heftig zu reden und ihr ganzes Betragen bewies, welche deutliche Vorstellungen diese Wilden von der Unverletzlichkeit der Majestät haben *). Der König unterbrach sie und fuhr fort: Es sei demnach kaum möglich, mit solchen Menschen in Frieden zu leben. Der Gouverneur selbst möge sich der Greuel erinnern, die sie in der Colonie begangen, daraus leuchte ihre ganze Bosheit hervor. Er habe gehofft, die Christen würden das alles noch

*) Dieser Zug in dem Character der Nation wirft, wie mich dünkt, ein ganz eignes Licht auf den Zustand ihrer politischen Cultur. Ich erinnere hiebei an das obenerwähnte Beispiel von Palo, der, als er den König in einem gelungenen Aufstande in seine Gewalt bekam, ihn nicht nur nicht tödtete, sondern in seine Würde wieder einsetzte, weil er sonst den Unwillen der ganzen Nation auf sich geladen haben würde.

nicht vergessen haben und bereit gewesen sein, sich mit ihm gegen sie zu vereinigen, denn sein ganzes Betragen gegen die Christen habe solchen Beistand wohl verdient. Da er aber bemerke, daſs der Gouverneur darauf bestehe, daſs er mit den Treulosen Frieden mache, so erkläre er hiemit, daſs er bereit sei, jeden von ihnen wieder aufzunehmen, der sich ihm freiwillig unterwerfe und zwar ohne daſs den Zurückkehrenden Uebels geschehe. Aber Boten werde er nicht senden, denn es sei an ihnen, den Frieden zu suchen. Ueberdies habe er schon mehrmals Gesandte mit Friedensvorschlägen an sie abgeschickt, die wären aber von ihnen übel empfangen und zurückgewiesen. Könne der Gouverneur sie zur Unterwerfung bewegen, so verspreche er, sie liebreich zu empfangen und das Vorgefallene zu vergessen.

6) Wenn es zum Frieden käme, fuhr General Janssens fort, und die ausgewichenen Stämme wieder zurückgekehrt wären, dann (aber nicht eher) werde der Gouverneur der Colonie mit dem Könige der Kaffern ein Freundschaftsbündniſs schlieſsen und sich anheischig machen, ihm von Zeit zu Zeit Acker- und Handwerksgeräthschaft zu senden, damit die Kaffern zu gröſserem Reichthum und einer angenehmeren Lebensart gelangen. Auch solle jährlich ein Commissair von Seiten der Regierung in diese Gegend gesandt werden, um zu untersuchen, ob die Colonisten und Kaffern den Friedensbedingungen nachlebten, und um die etwa entstandenen Klagen nach Recht und Billigkeit auf der Stelle zu schlichten.

Diese Vorschläge wurden von Geika mit besondrer Freude aufgenommen und indem er den aufrichtigen Wunsch zu erkennen gab, mit der Regierung der Colonie in engerer Freundschaft zu leben, fügte er die Bemerkung hinzu, daſs die groſse Entfernung der Capstadt einem genauen Bunde nur gar zu hinderlich sei, ob es daher nicht thunlich wäre, daſs man einen Mann in der Colonie, aber nicht zu weit von den kafferschen Grenzen ernenne, an welchen er sich wenden und von dem er über den Willen des Gouverneurs könnte unterrichtet werden. — Der General antwortete ihm hierauf, daſs eben dies seine Absicht und daſs der Commandant der *Algoabay* bereits zu einem solchen Vermittler bestimmt sei.

7) Die Grenzen der Colonie sollen auf jeden Fall dieselben bleiben, wie sie von dem Gouverneur Plettenberg bestimmt sind. — Zugestanden.

8) Kein Christ soll in das Kafferland reisen dürfen, ohne Erlaubniſs der Regierung; kein Kaffer in die Colonie, ohne Auftrag von Geika dazu erhalten zu haben. Um solche Gesandte erkennen zu können, wird man eigne Zeichen verabreden.

Geika bezeugte seine vollkommene Zufriedenheit mit diesem Artikel und fügte hinzu, er werde dem Commandanten in der *Algoabay* sogleich Nachricht geben, wenn sich ein Christ ohne solches Zeichen bei ihm sehen lasse, dagegen ersuche er, ihn ebenfalls zu unterrichten, wenn Kaffern in die Colonie kämen, damit er sie nöthigenfalls mit Gewalt könne zurückholen lassen.

9) Die Kaffern sollen alles, was sie den Christen an Feuergewehren, Pferden, Rindvieh, Sclaven und Hottentotten zur Zeit des Krieges abgenommen haben, ausliefern.

Antwort: Von allen dergleichen Sachen befinde sich nichts in seiner Gewalt. Brächten die Unsrigen den Frieden mit den abtrünnigen Kaffern zu Stande, so müsse man diese Bedingung ihnen auflegen, ehe sie zu ihm zurückkehren dürften. Würden sie aber mit Gewalt aus der Colonie verjagt und kämen auf diese Weise wieder unter seine Botmäſsigkeit, so verspreche er alles, was sie dann noch etwa von solchen Gütern oder an Hottentotten unter sich hätten, treulich auszuliefern.

10) Alle Weiſse, die sich jetzt im Kafferlande befinden, sollen dasselbe räumen und in die Colonie zurückkehren, widrigenfalls man sie als Feinde der Regierung und Geika als ihren Beschützer betrachten wird.

Antwort: Er sei es zufrieden, daſs die Weiſsen sein Land verlassen, nur den einzigen Buis wünsche er zu behalten, denn der kenne sein Land und seines Raths könne er nicht entbehren. Der Gouverneur aber bestand darauf, daſs Buis zu seiner Familie zurückkehre, und versicherte den König, dieser werde deshalb doch sein Freund bleiben. Bedürfe er des Raths, so möge er sich an den Commandanten wenden, der nicht minder sein Freund sei.

11) Im Fall Schiffe an der Kafferküste stranden, sie mögen gehören zu welcher Nation sie wollen, so soll die Mannschaft gut behandelt, die

gestrandeten Güter sorgfältig und sicher bewahrt und sogleich dem nächsten Landdrost oder dem Commandanten in der *Algoabay* Nachricht davon gegeben werden.

Antwort: Geika verspricht dieser Forderung pünctlich nachzukommen und überdies die Mannschaft so lange mit Lebensmitteln zu versorgen, bis sie abgeholt werde. Dagegen sichert der General ihm und jedem Kaffer, der sich thätig der Schiffbrüchigen annimmt, eine Belohnung zu, die alle Geschenke übertreffen soll, die man ihnen bisher ertheilt hat.

12) Zuletzt ward Geika aufgefordert, Aufschluſs zu geben über die Wahrheit einer, gegen gewisse Personen erhobenen Beschuldigung, als ob dieselben ihn aufgefordert hätten, einige der Colonisten anzufallen und umzubringen.

Hierauf antwortete Geika schnell und bestimmt, ihm seien vor vier bis fünf Jahren im Namen des Herrn Meinier (damaligen Landdrosten von *Graaff-Reynett*) Geschenke übersandt und noch mehrere versprochen, wenn er sich dazu verstehen wolle, Buis und Rensburg aus dem Wege zu räumen. Was sie an Vieh besäſsen, solle so getheilt werden, daſs Geika alles Rindvieh bekäme, die Schafe aber an den Landdrost ausgeliefert würden, und die Pferde wolle man zur Hälfte theilen. Diesen Antrag habe er abgelehnt, weil er seine Freunde nicht zu verrathen pflege.

Nachdem alle diese Verhandlungen zu Papiere gebracht und von den dazu beauftragten gegen-

wärtigen Personen unterzeichnet waren, wurden dem Könige seine Geschenke überreicht, die aufser den obengenannten Kleidungstücken in allerhand Victualien, Tabak, Putzsachen und andern Kleinigkeiten bestanden. Letztere vertheilte er sogleich unter sein Gefolge *) und von dem Uebrigen gab er ebenfalls einen Theil an seine Hauptleute ab, obgleich diese und die Frauen selbst mit Geschenken bedacht waren.

Kurz darauf schickte er dem Gouverneur vier schöne grofse Ochsen als Gegengeschenk und als Wahrzeichen des geschlossenen Friedens. Nachmittags machte er dem General seinen Abschiedsbesuch, ohne sein Gefolge, im kafferschen Costume, aber auf dem Kopfe den schwarzen dreieckigen Hut mit weifsen Federn.

Er verlangte noch ausdrücklich zu wissen, wie lange man den ausgewichenen Kaffern noch Frist geben würde, in der Colonie zu bleiben, wenn sie den angebotenen Frieden nicht annähmen, und da er hierauf keine bestimmte Antwort erhalten konnte, brach er in neue Klagen über S̃ambeh

*) Eben so verfuhr er mit den Geschenken, die ihm Herr Barrow gebracht hatte und die allein in Tabak, Korallen, Kupferplatten und Messern bestanden. Er äufserte damals gegen van der Kemp: Man müsse den König der Kaffern wohl für einen kleinen Mann ansehen, dafs man glauben könne, durch solche unbedeutende Dinge seine Freundschaft zu gewinnen. Die Geschenke, die er in der Folge von der Regierung bekam und die der Hauptmann Alberti ihm gewöhnlich überbrachte, bestanden daher in europäischem Tuch, Mänteln, einem gutem Pferde mit Sattel und Zaum, einem zweirädrigen Fuhrwerk und dergleichen.

aus, und verlangte, der Gouverneur möchte sich noch Folgendes aufzeichnen:

Es habe bei ihm lange Zeit ein Weiſser gelebt, Namens Jan Botha, der vor den Engländern zu ihm geflohen, aber auf die Nachricht von der Wiederankunft der Holländer nach der Colonie zurückgekehrt sei. Dieser habe ihm bei der Abreise für den verliehenen Schutz vier Ochsen, vier Kühe und ein Gewehr geschenkt, sei aber auf der Zurückreise durch S̃ambehs Leute angefallen und ermordet und alle seine Habe von S̃ambeh für gute Prise erklärt. Geika habe sodann die Zurückgabe der Güter verlangt, um sie der Wittwe zustellen zu können, aber nichts erhalten, als zwei kranke Pferde, die bald nachher gestorben, zwei Sclavinnen und ein Gewehr, welche er denn auch der armen Frau ehrlich hingeschickt hätte.

Aus dieser letzten Unterredung ergab es sich auch, daſs Geika keine richtige Vorstellung von dem Verhältniſs zwischen den Engländern und Holländern hatte. Als die Colonie zuerst von jenen erobert war und Abgesandte von ihnen zu ihm kamen, begriff er durchaus nicht, was sie von ihm wollten, denn er kannte überhaupt nur Weiſse als seine Nachbaren und die personificirte Compagnie als deren Regenten. Nachmals, als Buis und andre Colonisten zu ihm flohen, die den Engländern eben nicht geneigt waren, erklärten diese ihm die Lage der Dinge durch ein Gleichniſs. Der alte Herr Compagnie habe ein groſses Land und das, welches er in ihrer Nachbarschaft besitze, verhalte

sich

sich dazu nur wie ein sogenannter Viehplatz zu einem Bauerngut. Die Engländer aber wären die Buschmänner zur See und hätten diesen Viehplatz dem rechtmäfsigen Besitzer weggenommen. Dadurch brachte man den Namen Engländer bei den Kaffern in Verruf, so dafs er mit Räuber und Verräther gleich gestellt und die ganze Nation in Hafs gebracht ward *). Aus diesem Grunde kostete es Mühe, Geika begreiflich zu machen, dafs die Wiederbesitznahme der Colonie friedlich von Statten gegangen sei.

Als der König endlich schied, reichte er dem Gouverneur aufs Neue seine rechte Hand und trennte sich von ihm unter wiederholten Versicherungen persönlicher Zuneigung. Am andern Morgen beurlaubte sich auch Conrad Buis, um dem Könige nachzureisen, seine Angelegenheiten an dem bisherigen Wohnorte in Ordnung zu bringen und dann baldigst in die Colonie zurückzukehren. Noch an eben diesem Tage verliefs auch General Janssens mit seinem Gefolge den *Katrivier* und setzte seine Reise nach *Graaff-Reynett* weiter fort.

Wenige Wochen nachher fing Hauptmann Alberti im Namen des Gouverneurs die Unterhandlungen mit den Kaffern wieder an. Sãmbeh,

*) Herr van der Kemp ist hier abermals mein Gewährsmann. Man vergleiche übrigens die: *Gedenkschriften der Zendelings-Maatschappy* u. s. w. 4ter Theil 15tes Stück S. 41, 137, 171.

Jaluhsa und Conga hatten sich von einander getrennt, jeder nahm mit seinem Kraal einen eignen Bezirk ein, noch immer innerhalb der Grenzen der Colonie, zwischen *Zondags*- und *Bosjesmansrivier*. Der Hauptmann besuchte einen jeden von ihnen einzeln in seinem Lager und fand sie sämtlich freundlicher und zutraulicher, als bei der ersten Zusammenkunft mit dem Gouverneur. Sie klagten alle drei, daſs Geika fortdaurend sie beunruhige und ihnen Vieh raubé und wollten sich durchaus nicht dazu verstehn, wieder über den *Fischfluſs* zurückzukehren, so lange Buis noch bei dem Könige lebe und dieser ihnen keine Friedensboten sende. Dagegen führte Geika in einem von Buis geschriebenen Briefe ähnliche Klagen über die fortgesetzten Feindseligkeiten dieser Hauptleute, die nicht nur von seinen Leuten einige umgebracht, sondern ihm selbst aufs Neue nach dem Leben getrachtet hätten. Ein Gerücht unter den Hottentotten besagte sogar, die Trennung der Hauptleute von einander sei daher entstanden, daſs zwei von ihnen darauf gedrungen hätten, Geika's Kraal in eben dem Augenblick anzugreifen, wo er mit dem Gouverneur am *Katrivier* in Unterhandlungen begriffen gewesen, worin aber die Uebrigen wegen ihres an den Gouverneur gegebnen Versprechens nicht hätten willigen wollen. Auf der andern Seite ward ein solches Vorhaben nicht nur bestimmt von diesen Oberhäuptern geleugnet, sondern neue und härtere Beschuldigungen gegen Geika hinzugefügt. Sãmbeh erklärte sogar, er habe die Ermordung des

Jan Botha auf Geika's Befehl vollbringen lassen und was er bei dem Ermordeten gefunden, sei ihm sogleich von diesem wieder abgenommen. Aus Allem leuchtete hervor, daſs der Haſs und das Miſstrauen, welches zwischen diesen Parteien herrschte, so leicht nicht werde hinwegzuräumen sein und zum groſsen Nachtheil der Colonisten waren die eingewanderten Kaffern durch keine Vorstellungen noch Drohungen zu bewegen, das holländische Gebiet zu verlassen oder etwas weiter gegen die Grenze hinzurücken und den Bauern, die ihre Wohnungen wieder beziehen wollten, Platz zu machen. Sie erklärten vielmehr, daſs sie sich hier allein einigermaaſsen sicher glauben könnten, indem Geika es nicht wagen werde, sie ganz in der Nähe der Christen anzugreifen und daſs sie bereit seien, alle Bedingungen zu erfüllen, wenn man ihnen nur verstatten wolle, noch eine Zeitlang den eingenommenen Platz zu behaupten. In der That waren sie mehrern Versprechungen treulich nachgekommen, hatten Sclaven, Hottentotten und einzelne Gewehre ausgeliefert und alle ihre Maaſsregeln deuteten darauf hin, daſs sie keinesweges die Colonisten zu beunruhigen gesonnen waren, noch einen Angriff von ihrer Seite im mindesten befürchteten. Im Gegentheil nahm ihr Vertrauen zu dem Hauptmann Alberti mit jedem neuen Besuch zu und sie versicherten zu wiederholtenmalen, daſs sie einsähen, es sei den Unsrigen Ernst mit dem Frieden. Nichts destoweniger waren die Unterhandlungen mit ihnen höchst schwierig und unangenehm, indem ihre Aussagen

fast niemals ganz wahr, sondern die Thatsachen immer möglichst zu ihrem Vortheil entstellt waren. Ueberdies verschlossen sie mit einer wirklich ermüdenden Hartnäckigkeit ihr Ohr allen Gründen, mit welchen man sie zu diesem oder jenem Schritt zu überreden suchen mochte und antworteten auf Anträge, die ihnen nicht gefielen, allemal etwas, das gar nicht dahin gehörte.

Es ward nach und nach immer klarer, daſs Geika's Betragen gegen sie weder mit den Aeuſserungen und Versicherungen übereinstimmte, die er dem Gouverneur gegeben, noch mit den Forderungen der Menschlichkeit und Billigkeit. Es war bewiesen, daſs seine Leute sich Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten gegen ihre ausgewanderten Landsleute erlaubten, und welches auch die Ursache davon sein mochte, so ward es immer dringender erforderlich, daſs Buis, welcher von den Gegnern des Königs allgemein als der Anstifter solcher Miſshandlungen angesehen wurde, dessen Gemeinschaft verlasse. Er entschuldigte sich, auf mehrere deshalb an ihn gesandte Anforderungen von Seiten des Hauptmanns Alberti, mit dem Mangel an dem nöthigen Fuhrwerk zum Transport seiner Effecten und mit der Gefahr, die er laufen würde, wenn er die Gegend, die von den Feinden des Königs besetzt sei, durchreisen müsse. Um diesen Vorwand zu vernichten, ward ihm von *Graaff-Reynett* eine Escorte entgegengesandt, mit welcher er im Anfange Novembers in der Colonie ankam. Er brachte noch zwei Europäer mit zurück, die im Kafferlande in genauer Verbindung

mit ihm gelebt hatten, nemlich einen gewissen Faber (von deutscher Abkunft) und den obenerwähnten englischen Deserteur Namens John Maader. Diese entdeckten dem Hauptmann Alberti, daſs sieben Christen, die noch auſser ihnen im Kafferlande gelebt hätten, Willens wären, von dort aus auf gut Glück landeinwärts zu ziehen, um wo möglich *Dalagoabay* zu erreichen. Die Gesellschaft bestehe aus vier Colonisten, die längst in schlechtem Rufe gestanden, nemlich den Brüdern Bezuidenhout, zwei andern Brüdern Namens Lochenberg und drei englischen Deserteurs, Thomas Bentley, Coves Bork und Harry Obry. Ihr Plan, den sie dem Maader mitgetheilt, um ihn zur Mitreise zu bewegen, sei, zuerst sich von der Capstadt Pulver und Blei und andre nothwendige Bedürfnisse zu verschaffen und dann die Reise anzutreten *).

Obgleich Buis versicherte, Geika sei sehr zum Frieden geneigt und denke ernstlich darauf, sich mit seinen Feinden (jedoch mit Ausnahme von Sãmbeh) zu versöhnen, so blieb doch alles in dem bisherigen Zustande. Zwei Frauen von Geika's Kraal besuchten ihre Verwandten unter

*) Dies Project ist aber nicht ganz zur Ausführung gekommen, indem man durch Alberti's Vorkehrungen zu wachsam auf diese Vagabonden gemacht worden war. Sie haben die groſse Reise ohne eine hinlängliche Ausrüstung angetreten, aber statt sich ganz nordwärts zu ziehen, sind sie den Grenzen der Colonie gefolgt und haben sich in der Folge am Oranjerivier sehen lassen, wo wir (im 6ten Abschnitt) Spuren von ihnen wiederfinden werden.

Jaluhsa's Leuten und wurden deshalb für Abgeordnete oder wenigstens für Vorläufer von Friedensboten gehalten, aber ohne daſs darauf irgend eine Annäherung erfolgt wäre. — Das gute Vernehmen zwischen den Colonisten und Kaffer-Chefs dauerte fort, obgleich von den letztern zuweilen Einzelne umherstreiften und Vieh stahlen und es unter jenen an solchen nicht fehlte, die entweder aus Furcht oder aus Rachsucht von diesen einzelnen Fällen groſses Aufheben machten. Einem gewissen Prinsloo wurden unter andern vierzehn junge Rinder gestohlen. Einer seiner Hottentotten, ein sehr geübter Jäger und Hirte, verfolgte die Spur, und die brachte ihn gerade nach Sãmbehs Kraal, wo er auch sein Vieh wirklich antraf. Der Bursche hatte den Muth, von Sãmbeh selbst das Eigenthum seines Herrn zurückzufordern. Es wurde augenblicklich eine Untersuchung angestellt, der Thäter entdeckt und sogleich in des Hottentotten Gegenwart von Sãmbeh selbst getödtet. Darauf gab er ihm die Kälber zurück, weil aber zwei davon schon geschlachtet waren, ersetzte er sie mit zwei jungen Ochsen und fügte noch einen dritten als Geschenk für den Veld-Cornet des Districts hinzu. Dieser schickte sie ihm alle drei wieder, das nahm er aber übel und versicherte, er würde an der Aufrichtigkeit des Friedens zweifeln, wenn sie nicht angenommen würden. Dessen ungeachtet leugnete er den ganzen Vorgang, als Hauptmann Alberti einige Zeit nachher wieder eine Zusammenkunft mit ihm hatte; denn er fürchtete, der Gouverneur möchte es ihm zurech-

nen, daſs von seinen Leuten dergleichen Frevel begangen worden und daſs er sie nicht besser im Zaum zu halten wisse. Wenigstens hatte er dies gegen Jaluhsa als Grund des Leugnens angegeben; ein Beweis wie ängstlich er auch den Schein zu meiden wünschte und wie wenig er durch die Todesstrafe das Unrecht ausgeglichen zu haben glaubte. — Auch die übrigen Kaffernhäupter lieſsen es nicht an Beweisen fehlen, daſs sie aufrichtig wünschten, mit den Christen in gutem Verhältnisse zu leben. So wurde auch mehrmals gestohlenes Vieh den Eigenthümern zurückgebracht, nachdem die Hauptleute es den Räubern mit Gewalt wieder abgenommen und sie bestraft hatten, und gewöhnlich begleiteten sie die Zurückgabe mit freiwilligen Geschenken und lieſsen ersuchen, man möge darüber bei dem Gouverneur nicht klagen. Als Hauptmann Alberti einmal neben Jaluhsa's Kraal sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, lieſs dieser ihn erinnern, die Ochsen des Nachts anbinden und wohl bewachen zu lassen, indem er selbst nicht sicher wäre, daſs ihm nicht von umherstreifendem schlechten Volk, bei Nacht Vieh gestohlen werde und der Hauptmann in solchem Falle glauben könnte, es sei von seinen (Jaluhsa's) Leuten geschehen.

Eben so strafte Sãmbeh einmal in Alberti's Gegenwart einen Viehhirten mit vielen Schlägen, weil er die Heerde verlassen hatte und zwar aus dem Grunde, weil, wenn etwa davon einiges verloren ginge, Uebelgesinnte sagen könnten, die Christen hätten es genommen und er wolle nicht,

dafs den Christen ein böser Name gemacht werde, indem er überzeugt sei, dafs sie den Frieden nicht brechen würden.

Gegen Ende Novembers hatte Hauptmann Alberti, schon von der Annäherung des General-Commissärs unterrichtet, noch eine Zusammenkunft mit jedem einzelnen der Kaffernhäupter. Er fand das Verhältnifs noch eben dasselbe und hartnäckig weigerten sie sich, unter Geika zurückzukehren, weil er noch immer keine Gesandten geschickt und auch den Buis nicht von sich entfernt habe. (Von der Zurückkunft dieses letztern waren sie nemlich damals noch nicht unterrichtet.) Inzwischen fand der Hauptmann für gut, diesmal mit etwas mehr Festigkeit und Nachdruck darauf zu bestehen, dafs sie die Colonie räumen sollten und da sie noch immer die Wichtigkeit dieser Angelegenheit und die Beschwerde, die sie den vormaligen Eigenthümern dieser Gegend verursachten, nicht begreifen wollten, drohete er, man werde endlich sie mit Gewalt zu vertreiben wissen. Er erwähnte dabei, es sei ein Regent des Landes im Anzuge, welcher nachsehen werde, ob sie die Friedensbedingungen auch in Erfüllung gebracht.

Uebrigens wurden ihnen alle Kaffernkinder, die sich noch in der Colonie befanden, um eben diese Zeit ausgeliefert und ihr Vertrauen auf den Frieden stieg dadurch zu solchem Grade, dafs sie es nunmehr wagten, in ganzen Haufen in der Colonie umherzureisen und die Colonisten zu deren grofser Belästigung auf ihren Wohnplätzen zu be-

suchen. Solche Reisende waren es, die wir auf unserm Zuge von *Krommerivier* nach der *Algoabay* fast auf jeder Pächterei antrafen und meine Leser erinnern sich, wieviel daran fehlte, daſs diese Gäste hätten willkommen sein können. Hauptmann Alberti lieſs es nicht an Vorstellungen fehlen, um sie dahin zu vermögen, daſs sie ruhig an dem bisherigen Wohnorte blieben; er theilte ihnen sogar seine Besorgniſs mit, sie könnten von den, zur Abwehrung des Raubgesindels umherziehenden Commandos für solche Schelme angesehen und todtgeschossen werden. Nichts war im Stande, sie davon abzuhalten und immer wiederholten sie, sie wären gar zu gern bei den Christen und zu ihrer Art von Jagd gäbe es gar keine bessere Gegend, als die in der Nähe des *Chamtoos-Riviers.* Ob sie denn durchaus wieder Krieg anfangen wollten? Antwort: Es sei ja einmal Friede gemacht, der Gouverneur habe ihnen selbst die Hand gegeben, nun wüſsten sie wohl, daſs sie nichts zu befürchten hätten u. s. w.

So standen die Sachen, als der General-Commissär mit seinem Gefolge in der *Algoabay* anlangte. Nachdem Hauptmann Alberti ihn von Allem, was sich bis dahin ereignet, genau unterrichtet hatte, schien es ihm erforderlich, daſs er sowohl mit den Oberhäuptern innerhalb der Colonie, als mit König Geika selbst eine persönliche Zusammenkunft halte, um die Beendigung des für

die Colonie so verderblichen Streits der entzweiten Wilden möglichst schnell herbeizuführen.

Nachdem also, wie oben erwähnt, unsre Boten an die Fürsten vorausgesendet waren, verliefsen wir selbst am 13ten Jan. die *Algoabay.* Hauptmann Alberti nebst einem Detachement von 15 Waldeckischen Jägern begleiteten uns nunmehr auf der fernern Reise. Wir zogen Anfangs an dem Strande der Bay hin und passirten bald darauf den *kleinen Zwartkopsrivier*, der vollkommen ausgetrocknet war. Weiterhin kamen wir an das Haus der Wittwe van Royen, deren Mann in dem letzten Kriege bei einem nächtlichen Anfall der Wilden, als er eben sein Haus muthig vertheidigte, von einer Flintenkugel getödtet war. Die Ruinen der abgebrannten Gebäude stellten die Ueberreste von einer ansehnlichen Pächterei dar, nur die Mühle war stehen geblieben und diente jetzt zum Wohnhause. Erst seit einigen Monaten war die Familie wieder hiehergezogen und der grofse Obstgarten war schon wieder völlig in Ordnung gebracht. Man bewirthete uns mit köstlichen Weintrauben und Melonen. Der Viehzucht ist dieser Landstrich besonders günstig, es gab vor den letzten Unruhen mehrere Eingesessene, die 1000 Stück Rindvieh und 3000 Schafe hatten, aber, wie sie selbst bekennen, ohne dafs ihnen diese grofsen Heerden sehr vielen Gewinn brachten. Selten kamen Viehhändler in diese entfernte Gegend, oder boten dann eine Kleinigkeit von sechs bis acht Thalern für einen fetten Ochsen, oder einen halben Thaler für ein Schaf. Sie selbst

konnten ihren Vorrath nicht verzehren, zumal da er in diesen Gegenden nie durch Seuchen vermindert wird. Wegen dieses Ueberflusses an Lebensmitteln und dieses Mangels an Absatz und an Consumenten verdiente die Gegend um *Zwartkopsriwier* mit Recht die Aufmerksamkeit der Regierung, die ihr noch in demselben Jahre (1804) zu Theil ward, indem hier eine neue *Drosdey* und ein kleines Dorf, der Mittelpunct des neuen Districts *Uitenhage*, angelegt ward. Der Vorschlag, statt der ausgedehnten Pächtereien kleinere Stücken Landes oder sogenannte Erben auszugeben, scheint in jeder Hinsicht bedeutenden Gewinn für die Bevölkerung und Civilisation dieser Gegend zu versprechen.

Auch in diesem Hause hatten sich eine Menge Menschen eingefunden, die im Begriff waren, unter dem Schutz des General-Commissärs, ihre alten Wohnungen an den kafferschen Grenzen wieder zu beziehen. Einige derselben schlossen sich sogleich an unsern Zug an, der dadurch das vollkommene Ansehen einer Caravane gewann und eine Strecke von mehrern tausend Schritt einnahm. Unter diesen neuen Begleitern befand sich auch der Veld-Commandant Rensburg, der mit besonderm Eifer für die Proviantirung dieser groſsen Menschenzahl und für den nöthigen Vorspann Sorge getragen hatte.

Gleich neben der van Royenschen Pächterei flieſst der *groſse Zwartkopsfluſs* vorbei, der bei starkem Regen sehr gefährlich ist, jetzt aber kaum einen Fuſs tief war. Wir verlieſsen, gleich

nachdem wir ihn durchwatet hatten, die Heerstraſse und nahmen links einen artigen Weg durch ein Gebüsch blühender Mimosen. In einer kleinen Stunde überraschte uns der Anblick der berühmten *Salzpfanne*, der gröſsten, die man bis jetzt noch im südlichen Africa gefunden hat. Es ist ein länglich runder See, den wir in einer Stunde bequem umgingen. Das Wasser ist vollkommen hell, aber so gesättigt mit reinem Küchensalz, daſs ein Tropfen davon, der etwa auf ein Kleid fällt, beim Verdunsten deutliche Krystalle zurückläſst. Bei starken Regen wird das Salz von dem hereinströmenden Wasser aufgelöst, aber in der warmen Jahrszeit, wenn das Wasser verdunstet, bildet sich auf der Oberfläche, vorzüglich an den Seiten hin, eine dicke Rinde von schneeweiſsen Krystallen, die dem ganzen Bassin vollkommen das Ansehn eines überfrornen und dünn mit Schnee bedeckten Sees giebt. In der That lösen sich auch bei der weitern Verdunstung die feinen Nadeln des Salzes los und werden von dem Winde, in Flockengestalt angehäuft, zu ordentlichen kleinen Schnee-Hügeln an dem Ufer zusammengetrieben. Von weit her holen die Colonisten von diesem See ihr Salz; es ist das reinste in der ganzen Colonie und wird gelegentlich mit Schiffen sogar nach der Capstadt versandt. Der Name *Salzpfanne* ist sehr bezeichend, denn allerdings verrichtet in diesem Behälter die Sonne und der Wind dasselbe, was auf den Salzwerken in den flachen kupfernen Pfannen künstlich durch Feuer bewirkt wird. Die Rinde war an einigen Stellen so dick, daſs sie

einen Menschen trug ohne zu brechen und einzelne kleine Felsen, die aus ihr hervorragten, waren mit mehrere Zoll dicken grofsen Krystallen überzogen. Die Vegetation rund umher war vortrefflich und die Saftpflanzen prangten eben mit den herrlichsten Blüthen, welche mit dem winterlichen Anblicke des Sees wunderbar contrastirten. Vor allen zeichnete sich der Speckbaum (*Portulacaria afra*), der hier in seiner Heimath eine Höhe von 12 bis 15 Fufs erreicht, durch seine schönen lilafarbigen Blüthen aus und eine unglaubliche Menge grofser Prachtkäfer und Cetonien umsumsten die duftenden Aeste. Die ganze Fläche des Sees war mit todten Insecten bedeckt, unter welchen manch seltenes Stück aus dem Salze, worin sie gleichsam festgefroren waren, herausgelöst ward *).

Nachdem wir Mittags am Ufer des Sees unter einem Zelte ein sehr heitres Mahl eingenommen, setzten wir unsre Reise fort und erreichten noch vor Abend den *Koegaflufs*, wo unsre Leute bereits das Lager auf einer kleinen Ebene neben dem Flufs aufgeschlagen hatten. Es ward hier, und in der Folge immer, nach einer gewissen

*) Ueber die Entstehungsart dieses Salzsees verweise ich auf Barrow (I, S. 153) und pflichte derjenigen Meinung bei, die er zuletzt darüber aufstellt. Wie wenig die Ausdünstungen des Meers zur Erzeugung des Salzes an dieser Stelle beitragen können, bedarf keiner Auseinandersetzung. — Aehnliche Salzseen finden sich auch im südwestlichen Asien und zwar bei Asow. (M. s. Pallas Reisen in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs. Zweiter Theil S. 477.)

Ordnung aufgestellt, so daſs sechs Zelte, von welchen das gröſste zum gemeinschaftlichen Aufenthalt der Gesellschaft, die übrigen aber zu Schlafgemächern dienten, eine Linie bildeten. In einiger Entfernung vor derselben schlug das Jäger-Detachement ein Paar Zelte als Frontwache auf. Zu den Seiten campirten die Bauern, gröſstentheils neben und unter den Wagen, zum Theil aber auch in Zelten. Hinter der Fronte befand sich erst die Feldküche, nebst den Zelten des Hofmeisters und der Bedienten, und dahinter folgte das Lager der Dragoner. Alle Wagen, deren Zahl sich auf vierzehn belief und mitunter durch neuangekommene Fourage oder durch Bauernfamilien, die sich an uns anschlossen, bis auf zwanzig vermehrt ward, wurden in eine Reihe gezogen und zwischen den Rädern die Feldkrippen für die Pferde befestigt. Die Ochsen wurden ebenfalls jeden Abend an den Deichseln und Rädern der Wagen mit den Hörnern festgebunden. Auch wenn es keine wilde Thiere und keine räuberische Kaffern gegeben hätte, wäre diese Vorsicht dennoch nothwendig gewesen, weil die Ochsen gar zu gern bei Nacht davon gehen und die Heimath wiedersuchen. — Unsre Hottentotten und Sclaven schliefen in den Wagen und einige von ihnen blieben jede Nacht als Wächter bei dem Vieh, sowie auch regelmäſsig einige des Nachts auf die Wache gestellte Dragoner und Jäger für die Sicherheit des Lagers sorgten und fleiſsig die Runde machten.

Auf diese Weise stellte unser Lager ein kleines wandelndes Dorf dar, in welchem bald ein

IV.

S. 558.



Bösel d. | F. Bolt sc 1811.

Lager am Koëga-Flusse.

jeder seinen Platz und die Geschäfte kennen lernte, die ihm als Bürger des kleinen Staates zur Erhaltung des Ganzen oblagen. Da nun die Gegenden, in denen wir fortan campirten, sich immer ziemlich ähnlich sahn, weil gewöhnlich eine Ebene neben einem Flufsbett und einem kleinen Mimosengebüsch dazu gewählt ward, und da wir unsern Wagen soviel Vorsprung zu geben pflegten, dafs Alles vor unsrer Ankunft in Ordnung sein konnte, so schien es oft, als ob wir nach einer zurückgelegten Tagereise nur wieder nach Hause zurückgekehrt wären. Unsre Leute wurden in dem Aufschlagen und Abbrechen des Lagers so geübt, dafs ein jeder von uns des Abends Alles so wiederfand, wie er es am Morgen verlassen hatte.

So wurden wir also selbst zu Nomaden und theilten das allgemeine Loos mit den übrigen Bewohnern des südlichen Africa, die die Natur zu steter Verändrung ihres Wohnplatzes zwingt. Den Colonisten treibt der Schnee von dem Gebirge in die *Karroo*, die Kafferhorde verläfst das Thal, wenn es ihrem Vieh an Nahrung zu mangeln beginnt und sucht eine bessere Weide, den Buschmann fesselt kein einzelner Fleck seines kahlen Bodens und jede Nacht gräbt er sich an einer andern Stelle ein; den Schaaren des leichtfüfsigen Springbocks, wie den Heuschreckenwolken und den unermefslichen Zügen wandernder Raupen, ihnen allen hat die Natur den Weg gewiesen und sie vorwärts streben gelehrt, damit der ungeheuren Menge die Nahrung nicht mangle. —

Eine grofse Menge Kaffern aus einem benach-

barten Kraale überschwemmten heute das Lager und belästigten uns nicht wenig durch ihr zudringliches Betteln um Tabak, Brantwein und Korallen. Unter den Colonisten, die uns gefolgt waren, befanden sich einige bedenkliche Kranke, die zum Theil mit in der Hoffnung, der Arzt des General-Commissärs werde sie unfehlbar heilen können, sich auf den Wagen nachschleppen lieſsen. Eben als ich beschäftigt war, für sie etwas Arznei zu bereiten, nahete sich mir ein ganzer Trupp Kafferinnen und hätte mir beinahe meine Medicinkiste geplündert, denn die Fläschchen, die blanke Waagschale und die messingnen Gewichtchen schienen ihnen unschätzbare Reichthümer. Ich hatte Mühe, mir die zudringlichen Frauenzimmer durch ein wenig Schelten und Toben vom Halse zu schaffen. Sie untersuchten und betasteten Alles und was ihnen nur einigermaaſsen wohlgefiel, baten sie sich auch sogleich zum Geschenk aus. Sie bekamen denn auch manche Kleinigkeiten aus dem mitgenommenen Vorrathe von Tandwaaren und von einigen unter ihnen wurden allerhand Merkwürdigkeiten, z. B. Körbe, Armringe, Hassagayen, Kirris und dergleichen gegen Tabak oder Korallen eingehandelt. Spät Abends brachte noch eine der Frauen einen ganzen Korb frischer Milch zum Gegengeschenk, und mehrere von ihnen, sowohl Männer als Frauen, übernachteten bei unsern Wagen.

Der *Koega*, an welchem wir jetzt campirten, ist ein höchst unbedeutender kleiner Fluſs, in welchem kaum soviel Wasser war, daſs unser Vieh dar-

daraus getränkt werden konnte. Das Trinkwasser für die Menschen aber mußte erst gegraben werden und hatte einen sehr widerlichen Geschmack.

Hier nahmen wir Abschied von dem braven Veld-Cornet Müller, der in den letzten acht Tagen unabläßig beschäftigt gewesen war, die Vorbereitungen, Ausbesserungen und Zurüstungen zu unsrer Reise ins Kafferland zu veranstalten. Da die Gegend so schwach bevölkert war und die zu unserm Unterhalt erforderlichen Lebensmittel zum Theil aus so fernen Gegenden herbeigeschafft werden mußten, so war mit dieser Besorgung allerdings unendlich viel Mühe verknüpft, wodurch er sich die gerechtesten Ansprüche auf unsern Dank erwarb.

Vom *Koega* zogen wir östlich über eine hohe, nur hin und wieder mit Gebüsch bewachsene Ebene, die aber Gras und Haidegewächse in Menge hervorbrachte und durch den vor kurzem gefallenen Regen ein überaus lachendes Ansehn gewonnen hatte. Zur Linken allein zeigten sich zwei höhere Berge, von denen der eine der *Winterberg*, der andre der *Elandsberg* genannt wird. Um Mittag erreichten wir den *Sonntagsfluſs*, der eben wegen jenes Regens zu einer, in dieser Jahrszeit ungewöhnlichen, Höhe angeschwollen war. Obgleich das Wasser an der Furth drei Fuſs tief und das Bette des Flusses mit losen Felsstücken angefüllt war, kamen wir doch alle glücklich hindurch und lagerten uns an der andern Seite unter den blühenden Mimosen. Indessen wir hier ein kleines Mittagsmahl verzehrten und

unsre Wagen nicht ohne einige Gefahr den Fluſs passiren sahn, versammelten sich abermals eine Menge Kaffern um uns her. Auch an dem jenseitigen Ufer zeigte sich eine ganze Gesellschaft, von welcher die Männer, ohne sich lange zu besinnen, den Fluſs durchwateten. Die Weiber aber waren zu schamhaft und gingen deshalb lieber den Fluſs eine Strecke hinauf, um an einer zwar tiefern Stelle, wo sie aber nicht gesehen werden konnten, hindurchzukommen. Unter diesen letztern befanden sich viele junge Mädchen von 14 bis 18 Jahren, von denen einige wirklich schön zu nennen waren. Ihr angenehmes Ansehn und die fröhliche Stimmung der ganzen Gesellschaft veranlaſste hier eine lebhaftere Unterhaltung, als wir bisher mit den Kaffern noch gehabt hatten. Unsre Dolmetscher hatten groſse Mühe, die Reden so schnell zu übertragen, wie sie gesprochen wurden. Die Mädchen wurden immer zutraulicher und ergötzten uns lange durch ihre Lebhaftigkeit und Naivetät, wobei nichts auffallender war, als daſs sie, ungeachtet ihrer fast ausgelassenen Lustigkeit, nie die Grenzen des Anstandes und der strengsten Sittsamkeit überschritten, so oft ihnen dazu auch durch verfängliche Fragen und Aeuſserungen Veranlassung gegeben ward. Sie machten sich besonders gern mit unsern Damen zu thun und konnten nicht satt werden, sich über deren weiſse Haut und langes Haar zu verwundern. Herr Barrow nennt sie ebenfalls keusch und züchtig, erwähnt aber zugleich, daſs es bei ihnen Sitte sei, den Busen zu entblöſsen, wenn man sie frage, ob

sie verheirathet wären. Ich kann aber versichern, daſs, wenn es auch in einzelnen Fällen geschehen sein mag, eine solche Art des Beweisführens nie bei ihnen zur Sitte geworden ist.

Wir fanden gegen Abend unser Lager eine Stunde von diesem Orte, an eben diesem Flusse aufgeschlagen, wo derselbe eine merkliche Biegung macht und ziemlich weit nach Osten vortritt. Auch hier wurden wir von einer Anzahl Kaffern besucht, die zu Jaluhsa's Mannschaft gehörten und sich eben so wenig des Bettelns schämten, wie unsre Freunde von gestern. Es waren ihrer mehr als hundert, die alle Einiges von ihren Zierrathen und andern Kleinigkeiten gegen Tabak, Kupferstückchen und Knöpfe zu verhandeln suchten. Für diese Artikel war jetzt Alles von ihnen zu haben, besonders aber gelten die Knöpfe bei ihnen als eine Art von Münze, auf die sie Alles reduciren. So hätten wir z. B. eine Kuh für dreiſsig gelbe Rockknöpfe kaufen können; absichtlich aber wurden nur solche Sachen von ihnen eingetauscht, die keinen sonderlichen innern Werth hatten. —

Unser fernere Weg war höchst angenehm und führte über einen breiten, gelinde abhängigen Hügel, der von unten bis oben mit mancherlei blühendem Gesträuch, besonders mit Mimosen bewachsen war. Der Weg war durch dies Gehölz ausgehauen, aber schon halb wieder zugewachsen. Unsre Begleiter versicherten uns, daſs es vor der Invasion der Kaffern hier von Elephanten, Rhinoceros und Büffeln gewimmelt habe, wie wir denn

auch in diesen Tagen Spuren von solchen Thieren fast überall antrafen. Auf halbem Wege ruhten wir und nahmen wie gewöhnlich ein wenig Brod und Wein zu uns. Bald nachdem wir wieder aufgebrochen waren, fanden wir den Hottentotten, der an die Kaffernhäupter abgesendet war, schlafend im Felde liegen. Er hatte sein Halstuch an einen Stock gebunden und dieses Fähnlein neben sich in einen Busch gesteckt, damit wir ihm nicht vorüberreiten möchten. Er berichtete, daſs die Kaffer-Chefs auf der Jagd wären, daſs man ihnen aber sogleich Boten nachgeschickt habe, um sie auf morgen nach dem *Bosjesmansrivier* zu bestellen. —

Auf einer Ebene, die wir nun durchschnitten und die die *Quagga-Vlakte* (die Fläche der Quagga's) genannt wird, sahen wir eine groſse Menge von diesen Thieren in unterschiedenen Rudeln von 80 bis 100 Stück. Sie waren aber sehr scheu und nahmen, so wie sie uns erblickten, im schnellsten Trabe die Flucht. Auch gab es hier eine Menge Springböcke, die uns aber ebenfalls nicht sehr nahe kommen lieſsen. Der Anblick einer solchen fliehenden Heerde von einigen hundert Springböcken ist selbst für Jemand, der nicht Jäger ist, äuſserst unterhaltend. Sie laufen eine Strecke sehr rasch, sowie ihnen aber ein Busch oder ein Felsen im Wege steht, schnellen sie sich behende vier bis fünf Fuſs hoch von der Erde und machen einen Sprung von zehn bis zwölf Fuſs Weite, stehen dann einmal wieder still und sehen sich neugierig nach ihren Verfolgern um, und plötzlich

setzt sich dann wieder die ganze Heerde in die eiligste Bewegung mit abwechselndem Laufen und Springen. Sind ihrer viele beisammen, so sieht man sich nicht müde daran, wie hier und da und dort einer sich in die Luft schnellt. Der zierliche Bau, die hübsche Zeichnung des Thiers und die unglaubliche Leichtigkeit seiner Bewegungen machen dies Schauspiel dem Auge noch angenehmer. Der Springbock ist schneeweifs, nur von den Schultern bis nach den Keulen zieht sich zu beiden Seiten des Rückens nach oben ein kastanienbrauner Streif, an den sich gegen den Bauch hin ein eben so breiter isabellfarbiger anlegt. Aehnliche braune Streifen finden sich an den Schenkeln, den Ohren und Wangen. Der Rücken selbst ist mit längern schneeweifsen Haaren bedeckt, die platt aufliegen, aber sich sträuben, indem das Thier im Sprunge den Rücken krümmt. Die Hörner sind niedlich geringelt und mit den Spitzen gegen einander gebogen *(cornua lyrata)*. Ein ausgewachsener Springbock wiegt sechzig bis achtzig Pfund. Das Fleisch ist äufserst schmackhaft und zarter und weifser, als von irgend einer andern Antilopenart. Unsre vorausgegangnen Jäger hatten sechs dieser niedlichen Thiere geschossen, drei davon wurden den Kaffern zum Besten gegeben, die übrigen kamen uns sehr gut zu Statten, indem bei der Proviantirung zu dieser Reise allerdings darauf gerechnet war, dafs die Jagd uns Nahrungsmittel liefern werde. — Abends schlugen wir unser Lager etwa zweihundert Schritt diesseits des *Bosjesmansriviers* auf, nachdem wir kurz vor-

her an dem Hügel vorbeigekommen waren, auf welchem General Vandeleur vor vier Jahren von den Kaffern eingeschlossen war, als Rensburg zu seinem Beistande herankam und ihn entsetzte. Die Gegend ist hier ziemlich eben und hohe Gebirge sieht man nur in sehr weiter Entfernung.

Da die Ankunft der Kaffernhauptleute hier abgewartet werden sollte, so ward abermals ein Bote zu ihnen geschickt, um sie zu benachrichtigen, daſs der General-Commissär hier zwei Tage verweilen, dann aber unfehlbar weiter reisen werde. — Unser Lager ward fortdaurend von umherziehenden Kaffern besucht, die sich etwas erbettelten oder von ihren Kleidern, Waffen und Körben zum Tausch anboten. Wir sahen hier auch einen ganzen Kraal vorüberziehn, der sich einen andern Wohnort suchte. Eine ansehnliche Heerde Rindvieh zog voran, dann folgten die Pack-Ochsen, auf deren Rücken der geringe Hausrath und die Matten, womit sie ihre Hütten bedecken, geladen waren. Ganz oben auf waren hin und wieder kleine Kinder festgebunden, die ruhig dasaſsen und sich geduldig zwischen den Matten und Körben hin und her schaukeln lieſsen. Die gröſsern Kinder und die Erwachsenen trugen ebenfalls einigen Hausrath und volle Milchkörbe auf den Köpfen. Alle Männer, bis auf die Viehwächter, blieben einen halben Tag bei uns, aber die Frauen wurden von diesen gebieterisch angewiesen, der Heerde zu folgen, so gern sie sich auch bei uns aufgehalten hätten.

Die Hitze war an diesen Tagen unerträglich und eine unglaubliche Menge von Fliegen sammelte sich in unsern Zelten, so daſs die Leinwand, wenn sie sich Abends zur Ruhe setzten, vollkommen schwarz davon überzogen war. Angenehmer war uns die Menge mancher anderer, zum Theil sehr schöner Insecten, die sich in dieser Gegend fanden. Besonders pflegte bei Nacht eine Art groſser Mistkäfer *(Copris Hamadryas)* sich einzufinden, deren Schwirren uns zuerst ein ganz räthselhaftes Geräusch war, bis wir sie am andern Morgen in ziemlicher Anzahl unter dem Ochsenmiste fanden, unter welchem sie sich zwei bis drei Fuſs tief in den Sand gegraben und in diesen Höhlen ordentliche Magazine zur ersten Nahrung für die jungen Larven angelegt hatten.

Unsre Jäger und Jagdliebhaber durchstreiften von hieraus fleiſsig die umliegende Gegend und kamen selten ohne reichliche Beute zurück, die theils für die Küche benutzt ward, theils für die Sammlungen von Schädeln, Fellen und andern merkwürdigen Theilen dieser Thiere zu Statten kam.

Der 16te Januar war gerade der hundertste Tag unsrer Reise und es fand sich, daſs wir bis hieher genau fünfhundert Stunden zurückgelegt hatten. Doch waren unter jenen hundert Tagen vierzig Rasttage, wir waren also im Durchschnitt täglich ungefähr acht und eine halbe Stunde oder fünftehalb Meilen weitergerückt.

In der Nacht vor dem 18ten Januar kam der Bote mit einer eben so nichts sagenden Antwort

zurück, wie der erste. Die Hauptleute wären noch immer auf der Jagd, man werde sie aufsuchen lassen, es könne aber wohl noch einige Tage dauern, ehe sie kämen. Zugleich erklärte er, er habe Grund zu glauben, daſs dieses Vorgeben erdichtet und daſs sie zu Hause wären, aber sich fürchteten zu kommen, weil sie vermutheten, man sei im Begriff, nunmehr mit Gewalt zu fordern, daſs sie die Colonie verlieſsen. Vielleicht hatten die letzten nachdrücklichen Erklärungen des Hauptmanns Alberti und die darauf wirklich erfolgte Ankunft einer hohen Magistratsperson unter zahlreichem Gefolge viel dazu beigetragen, diese Furcht bei ihnen zu vermehren, und es war demnach nicht wahrscheinlich, daſs man sie zu einer persönlichen Zusammenkunft werde vermögen können. Ueberdies war es fürerst hinreichend, ihnen bewiesen zu haben, daſs die Regierung ihren Aufenthalt in der Colonie durchaus nicht als gleichgültig ansehe und ernstliche Maaſsregeln zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses ergreife, dessen ungeachtet aber weit entfernt sei, den Weg gütlicher Ausgleichung zu verschmähen.

Es ward also sogleich Befehl zum Aufbruch gegeben, und um 8 Uhr war die ganze Carawane über den *Bosjesmansrivier* gesetzt. Etwas weiterhin, trafen wir abermals auf die Ruinen einer groſsen Pächterei, bei welcher eben mit uns zugleich acht Wagen nebst neuem Vorspann aus der Gegend von *Graaff-Reynett* anlangten. Dagegen kehrten vier Wagen nebst den Zug-Ochsen, die

uns bis hieher gebracht, nach der *Algoabay* zurück. Viele von den commandirten Colonisten hatten mit ihren Wagen und Ochsen eine Reise von mehr als zwanzig Meilen machen müssen, und es beweist sowohl die geschickte Anordnung des Veld-Commandanten Rensburg, als den guten Willen der Eingesessenen, dafs ungeachtet dieser grofsen Entfernung auch nicht ein einziger von allen, die aufgeboten waren, verfehlt hatte, sich zu dem bestimmten Zeitpuncte hier einzufinden.

Weiterhin kamen wir an dem *Hassagaybosch* vorüber, einem unbedeutenden Gebüsche an dem Abhange eines kleinen Hügels, das auf der Karte nicht angemerkt zu werden verdiente, wenn Herr Barrow hier nicht einmal übernachtet hätte. Wir hatten gehofft, hier ein ansehnliches Gehölz zu finden, das uns Schatten und Wasser bieten würde. Es fehlte aber an beiden und wir mufsten uns entschliefsen, ungeachtet der glühenden Mittagshitze unsre Reise bis zu der nächsten Quelle, bei welcher wir übernachten wollten, fortzusetzen. Diese lag in einem kleinen und engen Thale, *Hofmans-gat* genannt, wo das Wasser an dem Fufse einer senkrechten Felsenwand, unter dem Schatten eines angenehmen Gehölzes, zum Vorschein kam. Es fiel mir auf, dafs die Mimosen in dieser Gegend einen ganz andern Wuchs haben, als im Innern der Colonie und namentlich in der *Karroo*, welches offenbar eine Wirkung der so ganz verschiedenartigen Beschaffenheit des Bodens sein mufs. Dort pflegt dieser Baum die Gestalt eines grofsen Strauchs zu haben, indem gleich an

der Wurzel schon Aeste hervorkommen, deren Spitzen die Erde fast berühren, hier hatte er einen Stamm getrieben, der meistens acht bis zehn Fuſs hoch war, ehe er sich in Aeste vertheilte. Eine andre Merkwürdigkeit, die ich an diesem Baume hier besonders häufig antraf, war eine krankhafte Anschwellung einzelner Theile. Die jungen Zweige und Dornen waren an manchen Stellen sechs- bis achtmal so dick, als ihr natürlicher Durchmesser, und vollkommen schwarz. Statt der Schoten, die sonst aus zwei dünnen Membranen bestehn, sah man hin und wieder eben so schwarze länglich-cylindrische Auswüchse, dreimal so lang als die Schote gewöhnlich zu sein pflegt, von holzigem Gewebe und inwendig hohl. Diese anomalischen Erzeugnisse der Mimosen haben, allem Ansehn nach, ihren Grund in der Einwirkung irgend eines Insects und sind demnach unsern Galläpfeln zu vergleichen. Auch das ausflieſsende Gummi ist oft auf ähnliche Weise krankhaft angegriffen, dunkelfarbig, undurchsichtig und übelriechend.

Unsre Zelte, vierzehn an der Zahl, in dem lichten Gehölze aufgeschlagen und bei eintretender Dunkelheit von innen erleuchtet, gewährten, aus einiger Entfernung angesehen, mit den dazwischen brennenden Feuern einen zauberischen Anblick, der mühsam zu beschreiben, aber eben so schwer durch den Pinsel darzustellen sein möchte. — Hyänen und Jakals störten diese Nacht unsre Ruhe durch fast ununterbrochenes Geheul. Unsre Hunde bellten dagegen an und die Pferde

und Ochsen wurden so unruhig, dafs die Hottentotten Mühe genug hatten, sie beisammen zu halten.

Eben, als wir am andern Morgen wieder aufbrechen wollten, kam ein Kaffer in unser Lager, um zwei Knaben abzuholen, die uns bis hieher aus Neugierde gefolgt waren. Nachdem er etwas Fleisch und Brod auf den Weg bekommen hatte, ging er mit ihnen weg. Die Jungen entwischten ihm aber aufs Neue und fanden sich am Abend wieder in unserm Lager ein, weil, wie sie sagten, sie es bei den Christen besser hätten als zu Haus. Da man keine Gelegenheit hatte, sie zurückzuschicken, so ward die Ankunft des Vaters abgewartet, der uns endlich den dritten Tag einholte, nachdem er seine Kinder zwei Tage lang gesucht, ohne in dieser Zeit etwas zu essen zu haben.

Wir passirten heute die *Nieuwejaars-drift* und *Zwartwaters-Rivier* und lagerten uns Abends an einem Orte, der *Dirkskraal* genannt wird. Einige unsrer Begleiter brachten uns von der Jagd vortrefflichen wilden Honig mit. —

Diese Nacht drangen die Hyänen wirklich in unser Lager und jagten unsre Schafheerde aus einander. Die mehrsten wurden am andern Morgen wieder aufgetrieben, allein drei waren ihnen zur Beute geworden und ein viertes trafen wir mit abgebissenem und noch blutendem Fettschwanze auf der weitern Reise am Wege an.

Wir sahen hier häufige frische Spuren vom Rhinoceros und fanden einen noch ziemlich wohlerhaltenen Schädel von einem solchen Thiere am Wege. Die Gegend ward hier wieder dürre und

einförmiger; es ist dieselbe, die bei Sparrman unter dem nunmehr vergessenen Namen *Quammedakka* vorkommt. Wir trafen auf dem ganzen Wege nur ein einziges kleines Gebüsch von *Portulacarien*, *Cactus* und *Guajacum*-Arten an, das etwas Schatten vor den Strahlen der Mittagssonne und ein Ruheplätzchen bot, und erreichten am Abend den *kleinen Fischfluſs*, an dessen Ufern unser Lager aufgeschlagen war. Dieser Fluſs, der sonst in dieser Jahrszeit ganz trocken zu sein pflegt, hielt eben noch ziemlich viel Wasser, indem vor einiger Zeit in *Agterbruintjes-hoogte* reichliche Gewitterregen gefallen waren. Rensburg bekam hier die traurige Nachricht, daſs auf seiner dortigen Wohnung, wo eben die Erndte in Garben auf dem Felde gestanden hatte, der ganze Gewinn, den er auf 350 Scheffel berechnete, von einem solchen Wolkenbruch fortgespült sei. Einem seiner Nachbaren, Namens van Aart, waren 3300 Schafe dabei ertrunken, aus einem andern Hause war ein Kind in der Wiege mit weggeschwemmt und die Erwachsenen hatten sich nur mit Mühe an dem Gebälke des Hauses vor dem Ertrinken gerettet. Dies alles hatte sich an demselben Tage ereignet, an welchem auch wir ein so fürchterliches Gewitter in der Gegend des *Kabliauflusses* erlebten.

Unsre heutige Jagd lieferte auſser mehrern Springböcken und einem Steinbock auch einige Perlhühner, die sich in dieser Gegend häufig an den Flüssen aufhalten. Ihr Fleisch ist indessen, wenn sie anders nicht ganz jung sind, sehr zäh, trocken und unschmackhaft.

Ein ziemlich heftiger Wind mäſsigte gegen Abend die Hitze, hatte aber das Unangenehme, daſs unsre Zelte, die ohnehin wegen des harten Thonschiefergrundes, aus welchem hier fast die ganze Gegend besteht, nicht recht befestigt werden konnten, uns fast über dem Kopfe zusammenwehten.

Zu unsrer Linken hatten wir nunmehr die Gebirge von *Agterbruintjes-hoogte*, vor uns die des eigentlichen Kafferlandes. Eine weite Ebene, die wir nun durchzogen, trennte uns noch von beiden. Es wimmelte hier von Springböcken und die Jagd auf diese allerliebsten Thiere verkürzte uns den sonst sehr langweiligen Weg. Wir umzingelten groſse Heerden davon und ergötzten uns, sie ganz in der Nähe in gedrängten Haufen springen und laufen zu sehn. Erlegt wurden nur zwei, denn mehr hatten wir fürerst nicht nöthig; ein geschickter Jäger, der einer Heerde aus einem bequemen Hinterhalte aufzulauren versteht, erlegt nicht selten sechs bis acht auf einen Schuſs, so dicht laufen sie neben einander und so schwer ist das Caliber der hiesigen Gewehre. Da nemlich ein Jäger in diesen Gegenden eben so gut gegen einen Elephanten oder ein Rhinoceros gerüstet sein muſs, wie zu der kleinen Jagd, so wird selten mit kleinern Kugeln geschossen als mit vierlöthigen. Ein wahres Elephantengewehr (*Olifantsroer*) schieſst aber Kugeln, von denen nur sechs oder fünf auf ein Pfund gehn, und die zu einem Drittheil aus Zinn bestehn. — Der Springbock hält sich übrigens nur in groſsen Ebenen auf und wagt

sich aus instinktmäſsiger Furcht vor den reiſsenden Thieren nie ins Gebüsch. Man macht sich auf der Jagd diesen Umstand zu Nutze und treibt einen Trupp gegen ein Gebüsch hin, wo es denn nicht schwer hält, die Jungen lebendig zu erhaschen. Es hat aber bis jetzt noch nicht recht glücken wollen, sie zu zähmen und gewöhnlich sterben sie bald in der Gefangenschaft. Doch erinnere ich mich, hin und wieder junge halbgezähmte Springböcke zwischen den Schaafheerden der Colonisten gesehen zu haben, nur ist man nicht sicher, daſs sie bleiben und bei zunehmendem Alter und wachsenden Kräften suchen sie gewöhnlich das Weite.

Wir kamen frühzeitig auf der *Modderfontein* an, welches der südlichste Platz in dem District von *Agterbruintjes-hoogte* ist. Der Eigenthümer hatte es noch nicht gewagt, ihn wieder zu beziehn, an seiner Statt wohnte eine Wittwe hier, Namens Bauer, die von ihrer eignen Wohnung durch die Kaffern verjagt war und uns, soviel es ihre Armuth zulieſs, aufs Beste bewirthete. Wir fanden hier zuerst wieder frische Milch und Butter und einiges Gemüse, lauter Genüsse, die einem Reisenden, der acht Tage lang von Fleisch und Zwieback gelebt hat, nicht anders als sehr willkommen sein können.

Abends langten die, an den König Geika vorausgeschickten Gesandten wieder bei uns an. Sie hatten ihn am 17ten an seinem dermaligen Wohnorte am *Büffelflusse* angetroffen. Geika erkannte sogleich einen von ihnen, der schon mit dem Gouverneur da gewesen war, wieder, und

reichte ihm freundlich die Hand, indem er zugleich fragte, was sie brächten.

Nachdem sie nun ihren Auftrag ausgerichtet und ihn zu einer Zusammenkunft mit dem General-Commissär am *groſsen Fischflusse* eingeladen hatten, antwortete er, daſs ihm dieser Besuch äuſserst willkommen sei, daſs er aber bitten müsse, der General-Commissär möge den *Fischfluſs* einige Tagereisen hinabziehn, indem er sich nicht von seinem Volke entfernen dürfe und eben in Begriff sei, mit aller Mannschaft seine abtrünnigen Unterthanen anzugreifen und zum Gehorsam zu bringen. Die treulosen Hauptleute führen fort, ihn zu berauben, ihm seine Leute abspenstig zu machen und in dem Lande der Christen umherzuschwärmen, da doch der Gouverneur ihnen nur noch drei Monate Zeit hätte geben wollen, binnen welcher sie in sein Land zurückkehren sollten. Jetzt seien bereits sechs Monate verlaufen, ohne daſs dieses Elend ein Ende genommen, sein Volk werde ihm endlich ganz ungetreu werden und er völlig verarmen. Daher erwarte er nur noch ein Hülfs-Corps von den *Tambukkis*, um den Angriff mit aller Kraft zu unternehmen und dieser verdrieſslichen Sache ein Ende zu machen. Er werde sie verfolgen, wo sie auch sein möchten und nicht heimkehren, bevor er sie unterworfen oder vertilgt habe.

Sein Weg führe ihn an einem Platze vorüber, der drei Tagereisen von hier am *groſsen Fischflusse* liege und bei den Christen *Herrmannus-Kraal* genannt werde. Dort werde er mit seinem Heere

in drei Tagen eintreffen und die Ankunft des General-Commissärs abermals drei Tage abwarten. Er werde Boten entgegensenden, um diese Ankunft zu vernehmen und auf allen Fall dort Leute hinterlassen, die ihn gleich zurückrufen könnten, wenn wir etwa noch später dort einträfen. Desgleichen, bitte er, auf ihn zu warten, im Fall wir früher als er an dem bestimmten Orte eintreffen sollten.

Er erkenne den General-Commissär als Regenten der Colonie für seinen Freund und Vater, und sei bereit, ihm mit aller seiner Mannschaft zu dienen, und wäre es bis nach der Capstadt hin. Er selbst werde sich an die Spitze stellen, um ihm gegen seine Feinde, die Engländer, beizustehn, dagegen wünsche und erwarte er, daſs man ihm gegen seine aufrührigen Unterthanen helfen werde.

Er bewirthete darauf die Abgesandten, begleitete sie selbst eine Strecke auf ihrem Rückwege und ermahnte sie beim Abschiede noch einmal, seine Antworten an den General-Commissär wohl auszurichten.

Auf dem Wege hieher trafen die Botschafter auf einen seiner Heerhaufen von etwa 200 Mann und erfuhren, daſs noch drei andre ähnliche Haufen den *Fischfluſs* hinabzögen, um zu einander zu stoſsen, ferner, daſs Geika den Krieg habe ankündigen und sogar den Ort habe bestimmen lassen, an welchem er die Schlacht zu liefern Willens sei, nemlich einige Stunden abwärts von *Herrmannus-Kraal* nach der See zu. —

Wie-

Wieviel Bedenklichkeiten sich auch gegen die zu unternehmende Reise nach dem angedeuteten Orte erheben liefsen, so waren doch die Gründe für dieselbe überwiegend. Der General-Commissär wünschte Geika's Achtung und sein Vertrauen auf die Gesinnungen der holländischen Regierung zu befestigen, er gab die Hoffnung noch nicht auf, eine friedliche Ausgleichung der Parteien zu bewerkstelligen, wozu die Entfernung des Buis und die in den Augen der Kaffern ansehnlich vermehrte Macht der, als Vermittler auftretenden, Christen Vieles mitwirken konnte. Auf jeden Fall mufste eben diese Autorität dazu benutzt werden, dem Gebiete der Colonie Achtung zu verschaffen und den Kampf wilder Horden innerhalb seiner Grenzen abzuwehren. Die Anwesenheit des General-Commissärs in der Nähe des Kriegs-Schauplatzes mit einer ansehnlichen Zahl Gewaffneter konnte im schlimmsten Falle den Ausschlag geben und dem schwächeren Theil ruhige Unterwerfung gebieten. Er war es ferner seinen Regentenpflichten schuldig, den Muth und das Vertrauen der Colonisten dadurch zu beleben, dafs er in einem so bedenklichen Augenblicke sich den fernern unmittelbaren Unterhandlungen nicht entzog, und so neuen Auswanderungen und dem Flüchten von Haus und Hof zuvorkam.

Es wurden daher sogleich die nöthigen Befehle ertheilt und noch in dieser Nacht Eilboten damit abgefertigt. Schon am folgenden Tage langten demzufolge dreifsig bis vierzig bewaffnete Colonisten zur Verstärkung der Escorte, frische Reit-

pferde für einen Theil der Gesellschaft, einiges Schlachtvieh, Brod, Fourage für die Pferde und andre unentbehrliche Bedürfnisse in unserm Lager an. Das Gepäcke ward soviel möglich zurückgelassen und nur vier Wagen mit dem Nothwendigsten folgten uns. Auch unsre Frauenzimmer, die man nicht wohl den möglichen Gefahren dieses Streifzuges aussetzen konnte, blieben unter Rensburgs Schutze zurück und begaben sich nach einer der bessern Pächtereien in dem Bezirke von *Agterbruintjes-hoogte.*

Wir nahmen unsern Weg zuerst wieder durch die Fläche, welche wir vorgestern durchschnitten hatten, wandten uns dann links an dem Ufer des *kleinen Fischflusses* hinab und campirten die Nacht an der Furth desselben. Das Bette dieses kleinen Stroms ist sehr reich mit Bäumen mancherlei Art bewachsen, unter denen sich africanische Weiden und eine seltenere Art von Mimosen mit weißsen Blüthen auszeichneten. Die Blätter der letztern zeigten eine gröſsere Sensibilität, als die der gewöhnlichen Art und fanden sich Morgens völlig zusammengefaltet. Erst bei zunehmender Wärme sah man sie sich wieder öffnen.

Diesen Fluſs beständig zu unsrer Linken, zogen wir den folgenden Tag in südlicher Richtung fort. Die Hitze war ausnehmend stark und ein fast glühender Südwind (ein wahrer *Sirocco*) wehte uns den ganzen Tag entgegen. Einige von uns fühlten die Wirkung davon auf das Gesicht so empfindlich, daſs sie sich genöthigt sahen, Tücher um den Mund zu binden. Mein Thermometer war

leider bei dem Umwerfen eines Wagens unlängst zerbrochen, ich habe aber in der Folge in der Nähe der Capstadt eine Hitze von 113 Graden beobachtet, die mir viel erträglicher schien. Dessen ungeachtet legten wir heute eine Tagereise von zehn Stunden zurück und schlugen unser Lager am *groſsen Fischflusse* auf, etwa eine halbe Meile unterhalb der Stelle, wo der *kleine Fischfluſs* sich mit ihm vereinigt. Die Höhen der fruchtbaren *Zuure Velden* hatten wir den ganzen Tag zu unsrer Rechten, aber die Ebene in der wir uns befanden war höchst dürr und kahl, so daſs unser Zugvieh durch den Fluſs getrieben werden muſste um jenseits auf kafferischem Gebiet bessere Weide zu finden. Dicht bei unserm Lagerplatze standen noch die Ruinen einer groſsen Pächterei, die ehemals einem gewissen Duprés gehört hatte. In dem Schutte fanden sich eine Menge Scorpionen und Solpugen (eine Art groſser giftiger Spinnen), an denen wir eine reiche Beute für unsre Sammlung machten. — Ich hatte am Abend dieses Tages das Unglück, mit meinem Feldbette niederzubrechen und muſste mein Lager deshalb auf plattem Boden bereiten lassen. Dies brachte mich indessen in nicht geringe Gefahr, denn am andern Morgen fand ich mehrere dieser aus ihren Schlupfwinkeln verjagten gefährlichen Insecten unter meiner Decke, wohin sie die Wärme gelockt haben mochte. Eine zufällige unwillkührliche Bewegung hätte mir leicht eine Verwundung zuziehen können, deren Folgen nach der allgemeinen Erfahrung zuweilen das Leben kosten, immer aber langwierig und schwer zu hei-

len sind. Die gröſste der gefangnen Solpugen hatte mit ausgestreckten Beinen eine Länge von vier Zoll und darüber.

Von hieraus wurden noch vor Anbruch des Tages die Boten dem König Geika entgegengesandt, um ihn von unsrer Annäherung zu benachrichtigen. Indessen hatten wir nun schon seit dem *Bosjesmannsflusse* keine Kaffern mehr gesehen. Es begegnete uns auf dem ganzen Zuge durch dieses Land kein menschliches Wesen. Hier und da bezeichneten noch die Mauern verbrannter und eingestürzter Häuser den ehemaligen Aufenthalt von Menschen und an dem Flusse standen hin und wieder noch die Gerippe einzelner Kafferhütten. Dagegen war der Ueberfluſs an Wild in diesen Gegenden zum Erstaunen groſs. Wir sahn am folgenden Tage gleich zuerst in ziemlicher Entfernung zu unsrer Rechten die gröſste Heerde von Springböcken, die mir je vorgekommen ist und die nach einer ungefähren Schätzung wenigstens aus 2000 Thieren bestand. Aehnliche kleinere Rudel zeigten sich uns, mit jeder Stunde, die wir zurücklegten, aufs Neue. Eben so wenig fehlte es an Hartebeesten, Steinböcken, Haasen, Strauſsen und Quaggas. Von letztern begegnete uns ein groſser Trupp, der umzingelt und zusammengejagt ward. Ich ritt eben einen muntern Hengst, den ich erst bei *Zwellendam* gekauft hatte und gerieth mit diesem Thier mitten zwischen die wilden Pferde. Es lieſs sich nicht halten, mit ihnen in gestrecktem Galopp fortzujagen und ich bemerkte deutlich, daſs er besonders Eine Stute verfolgte,

denn als diese sich etwas seitwärts von den übrigen entfernte, lief er ihr nach und so entkam ich der Gefahr, durch einen Biſs oder Schlag dieser bösen Thiere verletzt zu werden. Man hat allerdings Versuche gemacht, sie zu zähmen, ist aber nicht weiter gekommen, als sie zum Ziehen abzurichten. Zum Tragen aber haben sie sich nie bequemen wollen und sind überdies so beiſsig, daſs die Gefahren ihrer Wartung den Nutzen, den man von ihnen haben könnte, bei weitem übersteigen. Auſserdem wird nichts dadurch erspart, indem man für das, was ein Quagga zu zähmen kostet, gewiſs mehr als eins der besten Pferde haben kann. Es wurden von ihnen, wie von dem eſsbaren Wilde, heute mehr, als unsre zahlreiche Gesellschaft verzehren konnte, erlegt.

Die Hitze war wenig schwächer als gestern, der Weg ungebahnt und beschwerlich, der *groſse Fischfluſs* zwar immer an unsrer Seite, aber seine Ufer so steil und so dicht mit Bäumen bewachsen, daſs Niemand zu dem Wasser gelangen konnte, um den Durst zu löschen. Endlich fanden wir nach achtstündigem Marsch in sengender Sonnenhitze einen Ort, wo der Fluſs eine merkliche Biegung macht und wo man bequem hinabgelangen konnte. Unsre Leute waren nicht abzuhalten, sie warfen sich platt am Ufer nieder und tranken wie das Vieh aus dem Flusse. Die mehrsten von ihnen kleideten sich gleich darauf aus und sprangen ins Wasser, ohne daſs ihnen weder das eine noch das andere etwas geschadet hätte, denn das Wasser selbst war zu einem ziemlichen Grade

erwärmt. Indessen Ochsen und Pferde ebenfalls getränkt wurden, suchten wir vergebens ein schattiges Plätzchen, um ein Paar Stunden Ruhe zu genieſsen. Das Laub der Mimosen ist zu fein und zu dünn, um Schatten gewähren zu können, und die Weiden standen zu nahe am Flusse auf abschüssigem Boden. Es blieb also nichts übrig, als einige Pferdedecken und Mäntel in den dornigen Aesten der Mimosen zu befestigen, und uns so vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Die Aussicht auf den ziemlich breiten und wasserreichen, von Weiden überschatteten Fluſs, den wir von dem hohen Ufer, auf welchem wir uns gelagert hatten, eine ansehnliche Strecke hinauf und hinab übersehen konnten, war eine der wenigen, bei welchen man die Dürre und Unwirthbarkeit dieses Landes einen Augenblick zu vergessen im Stande ist. — Um noch heute *Hermannus-Kraal* erreichen zu können, gönnten wir uns nur eine kurze Rast an diesem Orte und kamen, nachdem wir noch acht Stunden, und zwar die letzten im Mondschein, zurückgelegt, um halb zehn Uhr Abends an dem bestimmten Platze an.

Noch ehe es dunkel geworden war, passirten wir eine kleine Berg-Enge, die *de Israëlitische Kloof* genannt wird. Hier finden sich mehrere groſse Grabhügel von Hottentotten, die aus Kieseln aufgehäuft sind und von denen die ersten Colonisten, die diese Gegend bevölkerten, in frommer Einfalt annahmen, es seien Denkmäler von den Kindern Israëls, die auf ihrem Zuge durch die Wüste hier durchgekommen wären.

Hier bemerkte man schon an der reichern Vegetation, daſs man sich der Seeküste nähere. Das Feld war mit ziemlich hohem Gebüsche und Saftpflanzen bewachsen, zwischen welchen sich die Fuſssteige, die das Wild auf seinem Wege nach dem Flusse zu treten pflegt, hinschlängelten und durchkreuzten. Das Nashorn findet sich in diesen Gegenden noch ziemlich häufig und von den Colonisten in *Camdeboo* und *Bruintjes-hoogte* werden nicht selten Jagden hieher angestellt. Bei Nachtzeit ist dieses Thier für den im Zuge begriffenen Reisenden unter allen das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung heranstürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daſs ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen, oder den davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fort geschleppt und zertrümmert hat. Da sich nun auch heute an vielen Stellen frische Spuren davon zeigten, so wurden einige Vorsichtsmaaſsregeln gebraucht und die besten Schützen unter unserer africanischen jungen Mannschaft ritten eine Strecke voraus, um zur Abwendung jedes Unglücksfalls sogleich in Bereitschaft zu sein.

Indessen kamen auch unsre Wagen einige Stunden später, als wir, ungefährdet an diesem Orte an. Wie spät es auch war, so verlangte doch einen Jeden nach einiger warmen Speise, da wir seit zwei Tagen nichts als Schiffszwieback und Biltong (gedörrtes Rindfleisch) genossen hatten.

Wir hielten also Mittag- und Abendmahl zugleich, Nachts um zwei Uhr, und begaben uns, aufs Aeufserste ermüdet, zur Ruhe.

Wir bekamen nun Nachricht, dafs weder Geika, noch einer von seinen Leuten sich in dieser Gegend habe sehn lassen, indem unsre Boten eine ziemliche Strecke weit ihm entgegengeritten waren, ohne einen Menschen zu treffen. Sie wurden deshalb noch einmal geradezu nach seiner gewöhnlichen Residenz abgeschickt, die eine starke Tagereise zu Pferde von diesem Orte liegt, und beauftragt, ihm zu melden, dafs der General-Commissär sich nicht ohne Verdrufs in seiner Hoffnung, den König hier anzutreffen, betrogen finde, dafs er, im Vertrauen auf sein Wort, eine Reise von mehr als dreifsig Stunden hieher unternommen habe, die bei dieser Jahrszeit und bei seinem Alter ihm höchst beschwerlich gewesen sei und ihn um viele Tage von den übrigen Zwecken seiner Reise entferne. Er werde deshalb nicht länger als zwei Tage ihn hier erwarten können und dann, ohne ihn gesehen zu haben, wieder zurückreisen.

Schon am Abend unsrer Ankunft hatten wir den erfreulichen Anblick eines fernen Gewitters, wodurch die Luft sich um ein Beträchtliches abkühlte. In den folgenden Tagen fiel von Zeit zu Zeit ein warmer, erquickender Regen, nach welchem sich das Feld auffallend plötzlich erholte. Da es ohnehin zu den fruchtbarern gehört, so sammelte unser sehr angegriffenes Zugvieh sehr schnell wieder seine Kräfte zur Rückreise. Unsre

jungen Leute belustigten sich fleiſsig mit der Jagd und brachten manchen Braten und manches hübsche Fell mit nach Hause. Das groſse Wild war meistens verscheucht, indem einer unsrer Begleiter, Namens Philipp Botha, vor wenigen Wochen hier eine groſse Jagd gehalten hatte. Er war mit zwei Gefährten und einigen Hottentotten den *groſsen Fischfluſs* bis auf einige Stunden von dessen Mündung hinabgereist, und hatte gemeinschaftlich mit ihnen in Zeit von zwanzig Tagen (die Hin- und Herreise mitgerechnet) erlegt:

Fünf Seekühe *(Hippopotamus)*
Acht Nashörner
Neun Hartebeesten
Zwei wilde Schweine
Fünf Springböcke.

Kleineres Wild und Geflügel, sowie eigentlich auch Springböcke, waren den Schuſs nicht werth gewesen. Die ganze Beute an Seekuhspeck, an Sjambockleder, Fellen und getrocknetem Fleisch wurde auf drei groſsen Wagen nach Hause gebracht und war hinreichend, drei Familien auf mehrere Monate mit Lebensmitteln und Kleidung zu versehen, und ein Theil davon versprach noch, auf der nächsten Reise nach der Capstadt ganz ansehnlichen Gewinn abzuwerfen.

Was wir hier von Pflanzen und Insecten einsammelten, war gröſstentheils Alles neu und ist mir nachher in andern Gegenden nicht wieder vorgekommen. Unter andern ward auch eine sehr schöne groſse Schlange getödtet, von vollkommen citrongelber Farbe mit regelmäſsigen schwarzen

Flecken; sie maafs etwas über fünf Fufs. Nirgends waren wir mehr von den Raubvögeln belästigt, als hier, besonders nachdem wir am zweiten Tage ein junges Rind geschlachtet hatten, dessen Fleisch unsre Hottentotten sich, nach Landessitte, in schmale Streifen schnitten und auf den Sträuchen zum Trocknen aufhenkten. Eine grofse Menge von Geiern und Adlern, besonders Le Vaillants Urigurap, versammelten sich um unser Lager und holten sich keck Einen Bissen nach dem andern, wenn man nicht beständig Wache hielt uud sie verscheuchte. Sie begleiteten uns nachher noch mehrere Tage auf der Rückreise bis zu den Wohnungen in *Agterbruintjes-hoogte.*

Am Sonnabend Morgen kamen endlich unsre Botschafter zum letztenmal von Geika zurück und brachten einen Abgesandten von ihm mit, der gebrochen Holländisch sprach. Der König liefs sich durch diesen angelegentlichst wegen seines Aufsenbleibens entschuldigen und dem General-Commissär melden, dafs seine Hülfstruppen von den *Tambukkis* noch nicht angekommen, auch seine eignen Streiter nicht alle versammelt seien. Er wünsche nichts mehr, als dafs es dem *Grootbaas* des Christenlandes gefallen möge, noch eine kleine Tagereise weiter ins Kafferland hineinzuziehn, worauf er, durch den mitgesandten Boten von diesem Entschlufs benachrichtigt, sich sogleich aufmachen und ihm entgegenkommen werde.

Unsre Botschafter bestätigten diese Aussage und fügten hinzu, Geika sei augenscheinlich verlegen und beschämt gewesen. Zugleich habe er

ihnen entdeckt, daſs sich die Gestalt der Dinge in den letzten Tagen einigermaaſsen verändert habe, indem Jaluhsa im Anmarsch sei, um sich ihm zu unterwerfen und sich mit ihm gegen Sãmbeh zu vereinigen. Conga, der es noch fürerst mit keiner Partei verderben wolle, sei vorgeblich mit seinem Volke auf die Jagd gegangen, aber von Jaluhsa durch Eilboten dringend zur Rückkehr aufgefordert. Auch habe dieser an alle seine, noch in der Colonie befindlichen Leute das Aufgebot ergehn lassen, ihm über den *Fischfluſs* zu folgen. — Von einem Miſsverständnisse zwischen den abgefallenen Oberhäuptern hatten wir schon früher Nachricht, und wahrscheinlich war dieses die Ursache, warum sie einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft mit dem General-Commissär auswichen, in welcher sie einer dem andern ihre Absichten hätten verrathen können. Wir erinnerten uns überdies des Botschafters von Conga, den wir am *Rietfonteinsrivier* trafen und der die dort liegende Kafferhorde zur Rückkehr beorderte. Also war aller Wahrscheinlichkeit nach schon damals die Trennung von Sãmbeh im Werke und nur durch die Dazwischenkunft unsers Chefs, dessen Absicht man erst kennen wollte, verzögert.

Geika's Abgesandter versicherte, der König werde dessen ungeachtet seine Rüstungen nicht einstellen. Er traue auch noch jetzt keinem der Andern und sei fest entschlossen, alle die sich ihm nicht freiwillig unterwürfen mit Gewalt dazu zu zwingen. Er hoffe dabei auf den Beistand von dem hier anwesenden Herrn des Christenlandes

und zweifle nicht, dieser werde ihm entweder entgegenkommen oder seine Ankunft an diesem Ort, die spätestens binnen drei bis vier Tagen erfolge, abwarten.

Auf die Frage, wie stark Geika's Macht sei, hob der Hottentott die zwei Vorderfinger der rechten Hand in die Höhe, krümmte den ersten im Mittelgelenk und sagte: der groſse Finger ist Geika's Volk, der vordre halbe Finger aber die Macht aller seiner Feinde zusammen.

Wie gern nun auch der General-Commissär sich selbst und uns Allen die Freude verschafft hätte, den interessanten König der Kaffern persönlich kennen zu lernen, so gab es doch mehrere Gründe, die längeres Warten und das abermalige Eingehn auf die Forderung des Kafferfürsten widerriethen. Man war es dem Ansehn der holländischen Regierung schuldig, sich nicht länger von ihm umherziehen zu lassen, ja es leuchtete aus Allem ziemlich deutlich hervor, daſs die bisher bewiesene Willfährigkeit in ihm die zuversichtliche Hoffnung erregt hatte, man werde zu seinen Gunsten an dem Kampfe Theil nehmen. Eine Weigerung dieses Beistandes würde also unfehlbar den König unmuthig und die Zusammenkunft verdrieſslich gemacht haben. Durch die Entfernung von hier wich man seinen Zumuthungen und in Rücksicht auf die Gegenpartei, die wegen ihrer gefährlichen Stellung noch immer zu fürchten war, jedem Verdachte eines Friedensbruchs aus. Ueberdies schien sich jetzt der schwächere Theil gutwillig unterwerfen zu wollen und durch

unsern Zug in diese Gegenden war ihm auf jeden Fall bewiesen, daſs man den Ausschlag geben könne, wenn man wolle. — Dazu kam, daſs unsre Zufuhr an Proviant ausgeblieben war. An Brod war schon wirklicher Mangel und für unsre Pferde hatten wir nur noch auf zwei Tage Fourage. Selbst wenn man sich entschloſs, eine Zeitlang von bloſsem Fleisch zu leben und das Vieh Mangel leiden zu lassen, war es noch nicht ausgemacht, ob die Unschlüssigkeit und Langsamkeit der Kaffern nicht den Aufschub abermals verlängern und uns in die gröſste Verlegenheit bringen werde.

Der General-Commissär trug also dem Boten des Königs auf, ihm zu sagen, daſs der holländischen Nation und der Regierung dieses Landes nichts so heilig sei, als ihr Versprechen, daſs er selbst daher pünctlich Alles erfüllt habe, was von ihm zugesagt sei und daſs er nicht ohne Unwillen sehe, daſs der König sein Wort nicht halte. Er habe von ihm mehr Achtung für den Regenten der Colonie, der noch dazu doppelt so viel Jahre zähle als er, und für die holländische Nation überhaupt erwartet. Er werde jetzt abreisen, aber deshalb nicht aufhören, der Freund aller gutgesinnten Kaffern zu bleiben. Es thue ihm leid, Geika nicht gesehn und gesprochen zu haben und die Geschenke wieder mitnehmen zu müssen, die er ihm habe anbieten wollen. Er erwarte, daſs der König milde mit seinen überwundnen Feinden umgehen und alle Vorkehrungen treffen werde, die Ruhe der Colonie so wenig wie möglich zu stören.

Der Botschafter schien durch diese Erklärung überrascht und betrübt und bot alle seine geringe Beredsamkeit auf, seinen Herrn zu entschuldigen und den General-Commissär zu einigem Aufschub der Abreise zu bewegen. Als er aber aus dem bereits beginnenden Aufbruch des Lagers ersah, daſs der Entschluſs unwiderruflich gefaſst sei, erklärte er, diese Antwort werde den König unendlich betrüben und er fürchte sich, damit vor ihn zu kommen.

Er ward sodann bewirthet und noch mit einigen Lebensmitteln auf den Rückweg versehen und reiste, nachdem unser Vortrab bereits *Herrmannus-Kraal* verlassen hatte, zu dem Könige zurück. Wir selbst traten unmittelbar darauf die Rückreise an und erreichten noch vor einbrechender Nacht die Biegung des *groſsen Fischflusses*, an welcher wir einige Tage zuvor einen Mittag zugebracht hatten. Unterwegs begegneten wir einem groſsen Nashorn, das aber erschreckt durch den Anblick des langen Zuges und durch das Knallen der Peitschen die Flucht ergriff und vergeblich von unsern Jägern verfolgt ward. Es ragte mit dem Rücken weit über das hohe Gebüsch hervor und verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit aus unsern Augen. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es entflieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch und Gebüsch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehn muſs. Daher wird nie im offenen Felde Jagd darauf gemacht,

sondern der Jäger schleicht sich durch das Gebüsch unter dem Winde leise heran und sucht dem Thiere, das eben so schlecht sieht, als es gut hört und riecht, so nahe zu kommen, daſs der Schuſs nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist dreiſsig Schritte, die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge. Denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daſs die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle und behält das Thier Kraft zum Verfolgen, so stürzt es wüthend nach dem Orte hin, wo der Schuſs fiel und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es ihn sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen, indem man nur behende einige Schritte zur Seite treten und das wüthend anlaufende Thier an sich vorbeistreifen lassen darf. Dabei muſs aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daſs man sich nicht nach der Windseite wende und sich dadurch dem Thiere aufs Neue verrathe. Ich habe in der Folge Nashornjäger kennen gelernt, die mich versicherten, daſs sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wuth auf sie andringenden Nashorne auszuweichen im Stande gewesen und es endlich, nachdem es ausgetobt, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorne und allen groſsen Thieren, von denen man Widerstand fürchtet, beizukommen, ist die, daſs man ihnen in mondhellen Nächten an ihren gewöhn-

lichen Trinkplätzen auflauert und sie dem sichern Hinterhalt zwischen hohen Felsen u. s, w. so nahe kommen läſst, daſs der Schuſs nicht fehlen kann.

Wir hielten ganz den Weg, den wir hergekommen waren und langten am 30sten Januar spät Abends wieder auf der *Modderfontein* in *Agterbruintjes-hoogte* an, nachdem wir eine sehr mühsame Reise von acht und sechzig Stunden zurückgelegt hatten. Indessen hatten wir schon auf dem letzten Theile der Rückreise eine gute Wirkung dieses Streifzuges erfahren und eingesehn, daſs der damit beabsichtete Zweck vollkommen erreicht sei. Als wir nemlich die letzte Nacht unweit der *Zuure Velden* unser Lager aufgeschlagen hatten, bemerkten wir an den Höhen umher häufige Feuer, wie sie die Kaffern auf ihren Wanderungen des Nachts anzulegen pflegen, und am andern Morgen sahn wir zahlreiche Viehheerden nebst einigen hundert Menschen in die Fläche hinabziehn. Als wir mit ihnen zusammentrafen, erzählten sie, sie gehörten zu S a͂ m b e h's Corps, hätten sich aber von ihm getrennt und wären auf dem Wege zu G e i k a. Des ewigen Krieges wären sie müde und wollten sich nun ihrem rechtmäſsigen Oberhaupte wieder unterwerfen, zumal da sie wohl wüſsten, daſs der *Grootbaas* jetzt bei dem Könige gewesen und ihm seinen Beistand zugesagt habe. Sie wurden wegen dieses Vornehmens gelobt und ermahnt, sich denn auch sogleich über den *Fischfluſs* zu begeben und sich nicht länger in der Colonie aufzuhalten. Da war denn aber wieder die gewöhnliche Entschuldigung, sie

hät-

hätten hier und dort noch Vieh, das sie erst zusammenholen müfsten, und dann wollten sie auch noch gern so lange bei den Christen bleiben, bis die Sache zwischen Geika und S̃ambeh ganz entschieden wäre. Es ward ihnen darauf erklärt, dafs dies unmöglich gestattet werden könnte und dafs man ihnen, falls sie die Colonie nicht bald verliefsen, alles Vieh abnehmen und nicht eher wiedergeben würde, als bis sie über den *Fischflufs* hinaus wären. Sie aber liefsen sich durch alle diese Drohungen nicht irre machen und meinten, da der Friede einmal geschlossen sei, werde sie Niemand verjagen. Dafs die Colonisten darunter nothwendig leiden müfsten, dafs sie also Ursache zu neuen Kriegen gäben, war ihnen durchaus nicht begreiflich zu machen. Sie wiederholten nur immer, die Christen wären ihre Freunde und bei ihnen wollten sie bleiben, bis es in ihrem eignen Lande ruhig wäre.

Inzwischen schien auf jeden Fall viel dadurch gewonnen, dafs die Gemüther sich mehr zum Frieden und zur Unterwürfigkeit neigten, und die Anwesenheit des General-Commissärs hatte unleugbar an der Hervorbringung dieser Stimmung wesentlichen Antheil. In der That kam es bald nachher zwischen Geika, Conga und Jaluhsa zu einer friedlichen Ausgleichung. Die Rüstungen gegen S̃ambeh aber wurden eingestellt und dieser blieb, nach wie vor, innerhalb der Grenzen der Colonie. Auch belästigten einzelne Horden der andern Hauptleute die nächsten Grenzbewohner über die Maafsen. Alle Bemühungen des Haupt-

manns **Alberti**, sie durch wiederholte Vorstellungen und Drohungen zu entfernen, waren vergeblich; sie mit Gewalt zu vertreiben würde aus vielen Gründen nicht rathsam gewesen sein, auch wenn man disponible Truppen gehabt hätte. So mufste man sich also begnügen, mit ihnen auf einem nur halb freundschaftlichen Fufse zu leben und zufrieden sein, dafs sie noch Achtung genug vor der Regierung behielten, in ihren Forderungen nicht weiter zu gehn und den Aufenthalt in der Colonie als eine besondre Vergünstigung zu betrachten. In diesem Verhältnifs blieben die kafferischen Angelegenheiten bis zu dem Zeitpuncte, wo die Engländer das Cap wieder eroberten und wie es in den neuesten Zeiten geworden, darüber haben wir die Berichte noch zu erwarten.

Unsre Frauenzimmer trafen wir am 31sten auf der Pächterei eines gewissen **Berend Greiling** wieder, woselbst wir nunmehr einen Tag ruhten, um zur fernern Reise nach *Graaff-Reynett* Alles wieder in Stand zu setzen. Hier befanden wir uns mitten in dem Bezirke von *Agterbruintjes-hoogte*, der östlich von einem ansehnlichen mit Waldung bewachsenen Berge begrenzt wird, welcher eben deswegen der *Boschberg* heifst. Ungefähr in der Mitte dieses Berges erstreckt sich ein hoher Rücken nach Westen hinab und dies ist die eigentliche *Bruintjes-hoogte*, also genannt, weil hier zur Zeit der Colonisation dieser Gegend ein Hottentotten-Chef wohnte, den die ersten

Reisenden im Scherz *Bruintje* (Bräunchen) nannten. Was nun südlich von dieser Höhe liegt, heiſst *Agterbruintjes-hoogte*, sowie die jenseits der Höhe nach *Graaff-Reynett* hin liegenden Pächtereien zu *Voorbruintjes-hoogte* gehören. Diese ganze Gegend ist der Viehzucht ausnehmend günstig, obgleich sie ein eben so dürres Ansehn hat, wie die mehrsten andern Gegenden der Colonie. Wahrscheinlich wachsen hier gewisse nahrhafte und gesunde Kräuter besonders häufig, die sich im Aeuſsern nicht auffallend unterscheiden und daher bis jetzt unbeachtet geblieben sind. Ueberhaupt ist dieser Theil der africanischen Landwirthschaft, ich meine die Kenntniſs der einheimischen Futterkräuter, noch sehr vernachläſsigt, ja es ist zu vermuthen, daſs man bei genauer angestellten Untersuchungen die Ursachen der mehrsten, bis jetzt noch so räthselhaften Viehkrankheiten, in gewissen schädlichen Gewächsen entdecken würde. Man begnügt sich für jetzt, die Beschaffenheit einer Gegend im Allgemeinen zu kennen und nennt den einen Strich ein ungesundes Feld und den andern ein zuträgliches, ohne von beidem den Grund zu wissen. Den Bewohnern um *Bruintjes-hoogte* kommt auch noch besonders die Nähe des *Boschberges* gut zu Statten, an dessen Fuſse zahlreiche und ergiebige Wasserquellen sind, als welche allein schon hinreichen, eine Gegend im südlichen Africa fruchtbar zu machen.

Vor der Invasion der Kaffern gehörte dieser Bezirk, ungeachtet der weiten Entfernung von der

Capstadt, zu den reichsten in der ganzen Colonie und der Ueberfluſs an Rindvieh, Schafen und Pferden war unglaublich. Nirgends aber haben die Colonisten mehr gelitten als hier, und noch jetzt wohnten vier bis fünf Familien in armseligen Hütten bei einander, weil sie noch nicht genug wieder erübrigt hatten, um ihre Wohnhäuser von neuem aufbauen zu können. An Feld- und Gartenbau ward nur auf einzelnen Pächtereien wieder gedacht und es kostete unglaubliche Mühe, nur etwas Brodkorn und Fourage für unsre Pferde aufzutreiben. Ueberhaupt hat Getreide nie zu den Producten dieser Gegend gehört, obgleich sie ganz vorzüglich dazu geeignet ist, und daran ist abermals die Schwierigkeit des Absatzes Schuld.

Herr Barrow behauptet, daſs die Bewohner dieses Districts die erste Veranlassung zum Ausbruche des Kaffernkrieges gegeben haben, und wenn überhaupt Colonisten daran Schuld haben sollen, so fällt der Verdacht allerdings zunächst auf diese, denn sie waren die unmittelbaren Nachbaren der Wilden. Auch ist es in der That sehr wahrscheinlich, daſs, wenn dieser District seit langen Jahren von gebildeten und verständigen Menschen bewohnt gewesen wäre, die mit den Kaffern nach Herrn Barrows Meinung umzugehn verstanden hätten, dann der Krieg nicht ausgebrochen sein würde. So aber waren es allerdings nur Abkömmlinge von rohen Abentheurern, die diese Gegend bevölkerten und die, wo sie mit den Wilden in Zwist geriethen, nur zu leicht bereit waren, statt des Rechts die Gewalt geltend zu machen. Sie unter-

schieden sich aber in dieser Abstammung und in diesem Grundsatze durch nichts von allen ihren Landsleuten, ja von allen Colonisten der ganzen Welt und es ist sehr die Frage, ob Andre unter diesen Umständen es besser gemacht hätten. Herr Barrow veranlaſst daher seine Leser zu einem groben Irrthume, wenn er die Bewohner von *Bruintjes-hoogte* eine Bande von europäischen Abentheurern nennt, von entlaufenen Soldaten, weggejagten Matrosen u. s. w. Es sind so gut africanische Colonisten, wie alle die übrigen, zum Theil Abkömmlinge alter capischer Familien und nur hin und wieder mag man einen Knecht oder einen Schulmeister finden, der auf die obenbemerkte abentheuerliche Weise aus Europa hieher verschlagen ist. — Wie in der ganzen Welt, so auch hier, giebt es einzelne sehr schlechte Subjecte, aber auch sehr rechtschaffene achtungswerthe Männer und letztere gerade unter den eifrigsten Gegnern der englischen Regierung. Aber in unsern stürmischen Zeiten hat man ja den moralischen Werth eines Menschen von seiner politischen Meinung unterscheiden gelernt und ein Reisebeschreiber sollte Weltbürger genug sein, die eigne politische Meinung, den Nationalhaſs ganz zu vergessen und Andersdenkende nicht zusamt allen ihren Angehörigen und Landsleuten geradezu zu verdammen.

Der Platz, auf welchem wir uns jetzt befanden, ist einer der ansehnlichsten dieser Gegend und verhältniſsmäſsig von den Kaffern wenig verwüstet. Es lebten denn auch in diesem Augen-

blick eilf Familien an diesem Einen Orte beisammen, von denen fünf ganz bei dem Besitzer wohnten, bis ihre eignen Wohnplätze wieder in Stand gesetzt sein würden; die übrigen waren theils mit uns von der *Algoabay*, theils um den General-Commissär zu besuchen, hiehergekommen. Die Zahl der letztern vermehrte sich ab und an durch die Besuche der benachbarten Colonisten, die alle irgend eine Bitte oder Klagen gegen einander und gegen ihre Hottentotten, oder Reclamationen von Vieh, das ihnen vor langer Zeit durch die Kaffern gestohlen sein sollte, vorzutragen hatten. Ich fand hier auch meine Patienten wieder, sie hatten sich während meiner Abwesenheit einer erfahrnen alten Frau anvertraut, die in dieser ganzen Gegend mit vielem Ruhm practisirte und mich in der Hoffnung, von mir einige der ausgegangnen Arzneimittel geschenkt zu bekommen, mit ihrem collegialischen Zutrauen beehrte. Die gute Alte bildete sich nicht wenig auf ihre Geschicklichkeit ein und hatte ein Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihrer Kunst, das manchem rechtschaffenen Arzte zu wünschen wäre. Ihre Vorstellungen von den Ursachen mancher Krankheiten und die darauf gegründeten Proceduren waren zum Theil höchst sonderbar. So glaubte sie zum Beispiel, die hysterischen Krämpfe, von welchen in dieser Gegend fast alle Frauen über dreifsig Jahr so viel zu leiden haben, beständen in einem wahrhaften Aufsteigen der Mutter gegen die Brust. Ihre Curart bestand darin, dafs sie sich hinter der Kranken aufs Bett setzte, sie mit beiden Armen

kräftig umfaſste und den Leib nach unterwärts zusammendrückte. Wollte das nicht helfen, so ward ein zusammengedrehtes Handtuch der Kranken um den Leib geschürzt und von zwei starken Personen fest zusammengeschnürt, um der Mutter den Weg nach oben zu versperren. Sie war übrigens als Hebamme nicht ungeschickt und kannte die Kräfte mancher einheimischer Kräuter.

Hier hörten wir zuerst wieder Klagen über die Räubereien der Buschmänner, die sich häufig in den einsamen Gebirgen nord-östlich von hier aufhalten und diesen Bezirk durch fortgesetzte Diebstähle an Vieh und Ermordung der Hirten beunruhigen. Am mehrsten erbittert die hiesigen Colonisten der Frevel dieser nicht zu zähmenden Wilden, den sie oft, allein um zu schaden und ohne eignen Gewinn, an den Heerden verüben. So hatte noch vor kurzer Zeit einer von den hier versammelten Bauern eines Morgens nahe bei seinem Hause die ganze Heerde, bestehend aus einem Hottentotten als Hirten, mehreren Hunden, zwei hundert Schafen, vierzig Ochsen und einigen Pferden, sämtlich ermordet gefunden, ohne daſs eins daran fehlte.

Am 2ten Februar setzten wir unsre Reise von hieraus weiter gegen Norden fort, passirten die *Bruintjes-hoogte* um Mittag und lagerten uns jenseits an einer kleinen armseligen Quelle, um die stärkste Hitze etwas vorüber gehen zu lassen. Zwei kleine Flüsse, die wir Nachmittags passirten, *de Vetkuil* und *Blyderivier*, waren beide vollkommen wasserleer. Sie entspringen seitwärts aus den

Boschbergen (nicht aus den *Sneeuwbergen*, wie Herr Barrow angiebt) und ergieſsen sich nachher in den *Sonntagsfluſs*. Abends erreichten wir die Pächterei von einem gewissen Carl Rasmus an *Vogelrivier*, neben welcher wir unser Lager aufschlugen. Auch hier hatten die Buschmänner seit einiger Zeit übel gehauset und den Colonisten eine beträchtliche Anzahl Hornvieh genommen. Sie halten sich bei Tage in den unzugänglichen Schluchten des *Boschberges* auf und verriethen uns am Abend ihre Gegenwart durch groſse Feuer, die an dem Abhange dieses, etwa eine gute Meile von hier entfernten Berges ganze Waldstrecken zu verzehren schienen und einen unvergleichlich schönen Anblick gewährten. Man versicherte uns hier, daſs in der dürren Jahrszeit sich dieses Schauspiel sehr häufig zeige und dadurch ein beträchtlicher Schaden verursacht werde, doch sei es eher die Folge der Unachtsamkeit und Sorglosigkeit dieser Wilden, als absichtliche Zerstörung.

Wenn man die steten Gefahren erwägt, mit welchen der einsame Bewohner dieser Landstriche sowohl von diesen räuberischen Wilden, als von den Kaffern und umherschwärmenden Banden entlaufener Sclaven und Hottentotten bedroht wird, so begreift man kaum, wie ein Mensch hier seines Lebens froh werden könne. Man muſs nun noch dazu die fürchterliche Dürre dieser Felder selbst gesehen haben, in welchen es oft in drei Monaten nicht regnet, wo nur hin und wieder eine kleine, kaum sichtbar flieſsende, schmutzige Quelle oder

eine mitten in einem ausgetrockneten Flufsbette stehen gebliebene Lache, den Trank für Menschen und Vieh darbietet, wo aufser den zartbelaubten dünngesäeten Mimosengebüschen kein Strauch zu finden ist, der einigen Schatten gäbe, wo der Mensch mit wilden Thieren und noch wildern Menschen um seine einsame, freudenleere Exsistenz kämpfen mufs, man mufs, sage ich, dies Alles selbst gesehen haben, um sich eine vollkommene Vorstellung von dem Zustande dieser Menschen machen zu können. Man erkennt hier mit Erstaunen die Macht der Gewohnheit und lernt einsehen, welcher Entbehrungen der Mensch fähig ist, dem von frühester Jugend an alle Genüsse, die über die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens hinausgehen, fremd blieben. Immer aber ist es leichter zu begreifen, wie die heutige Generation sich hier wohlbefinden kann, als wie es zuerst Jemand einfallen konnte, sich in dieser Wüste anzusiedeln. Gleich deutlich beweist und erklärt dies die Indolenz, die einen Hauptzug in dem Character des africanischen Colonisten ausmacht, dafs alle Genüsse, die der Geist aus freundlichern Umgebungen schöpft, alle Freuden und Vortheile gröfserer geselliger Verbindungen der einzigen Befriedigung der ersten physischen Bedürfnisse zum Opfer gebracht werden. Denn ganz unbewohnbar wären diese Gegenden, lieferten nicht eben diese halbverdorrten Felder den genügsamen Schafen eine so erspriefsliche Nahrung, dafs eine nur etwas ansehnliche Heerde dieser nützlichen Thiere eine ganze Familie zu unterhalten

im Stande ist, ohne daſs der Besitzer einen Handschlag zu seiner und der Seinigen Ernährung zu thun braucht. Die Fortpflanzung dieser Thiere ist so wunderbar stark, daſs man nach Abzug aller verunglückten, gestorbenen und gestohlenen Lämmer, den jährlichen Ertrag immer auf die Hälfte der ganzen Heerde berechnen kann, das heiſst von einer Heerde von 2000 Schafen hat man im Durchschnitt 1000 Lämmer. Zur Ernährung der Familie, nebst Sclaven und Hottentotten, sind 5 bis 600 Hammel jährlich erforderlich und ein andres Nahrungsmittel als Schaffleisch ist in mancher Colonistenfamilie gar nicht bekannt. Dann bleiben noch 400 Schafe zum Verkauf an die herumreisenden Aufkäufer übrig, die immer einen Gewinn von 600 Thalern abwerfen, ohne daſs der Pächter die geringste Mühe davon gehabt hätte. Seine ganze Arbeit besteht darin, daſs er Morgens den Hottentotten mit der Heerde ins Feld schickt und allenfalls Abends beim Nachhausekommen einmal überzählt, ob keins verloren gegangen. Viele Colonisten (und bei weitem die mehrsten) besuchen ihre Heerde täglich einmal im Felde und bleiben in der Zeit, daſs die Schafe lammen, den ganzen Tag dabei. Die ganze übrige Zeit wird mit wenigen und mühelosen häuslichen Geschäften oder auf der Jagd zugebracht. Ein groſser Theil des Tages verflieſst in ruhiger Muſse und unter täglich mehrmals wiederholten gemeinschaftlichen Andachtsübungen. — Ist die Gegend der Rindviehzucht günstig, so ist das Loos des Colonisten schon viel glücklicher. Denn in solchen Gegenden

kann bestimmt auch soviel Korn gebaut werden, wie die Familie zu ihrem Unterhalte an Brod bedarf. Die Milch giebt ein kräftiges Nahrungsmittel und aus der jährlich nach der Capstadt verführten Butter kann ebenfalls ein ansehnliches Capital erübrigt werden. Ein verständiger Wirth läſst auch den Dünger nicht unbenutzt, der jedoch bei den mehrsten als völlig nutzlos in den Kraalen vertrocknet. Ein solcher kann dann noch ein Bedeutendes an Gartenfrüchten gewinnen und vielleicht soviel Korn bauen, daſs er zum Verkauf an Andere etwas übrig behält. Von dem jährlichen Gewinn an baarem Gelde werden auf der Reise nach der Capstadt, die auch der entfernteste Colonist alle Jahr einmal anzustellen pflegt, die geringen Abgaben an die Regierung und die Einkäufe an Tuch, Leinewand, Hausrath und Ackergeräthschaft bestritten, und oft bleiben noch ansehnliche Summen zum Zurücklegen übrig. Dagegen ist der Colonist in diesen Gegenden nie sicher, seine ganze Habe durch die Räubereien der Buschmänner, durch Einfälle der Kaffern, durch plötzliche Gewitterregen, durch Viehseuchen, welche der Wassermangel, die groſse Hitze oder in andern Gegenden die Kälte und Nässe des Winters herbeiführt, nicht zu verlieren, ja selbst sein eignes Leben ist beständig von ähnlichen Gefahren bedroht. Nur die Leichtigkeit des Erwerbs ist im Stande, alles dieses Ungemach aufzuwiegen. Was Wunder, daſs da der Mensch, dem nicht nur die Aufmunterung zu thätigern Anstrengungen fehlt, sondern der sogar vergeblich

nach einem Gegenstande für dieselben suchen würde, allmählich die in ihm ruhenden Kräfte zu üben verlernt, immer sorgloser und unempfindlicher gegen den sonst unerträglichen Mangel aller höherer geistiger Genüsse wird; was Wunder, wenn er allmählich zum Halbwilden hinabsinkt und nur der Befriedigung des thierischen Bedürfnisses, der Ernährung, zu leben scheint. Nur Eines bietet die Natur hier in reichlicher Fülle und entzieht desto unerbittlicher die übrigen Gaben. Der Mensch empfängt aus ihrer Hand und genieſst, ohne sich über ihre Milde zu wundern, er entbehrt, ohne den Mangel zu kennen. Denn darin besteht hier sein Glück, daſs er den Werth der Güter nicht kennt, die ihm fehlen. In fast bewuſstloser Geistesruhe, ohne Thaten, ohne wohlthätiges Wirken auf einen gröſsern Menschenkreis jenseits des kleinen, den seine Familie um ihn bildet, verlebt der africanische Colonist seine einsamen Tage und wird so das, was er ist. Man mag ihn bedauren, aber man kann ihn nicht schelten. Denn der Character eines Volks ist ihm nicht durch sich selbst gegeben, sondern durch die Natur des Landes, das er bewohnt, und durch die Geschichte seiner Väter. Aus diesem Gesichtspuncte wünsche ich, daſs meine Leser den africanischen Colonisten beurtheilen, und aus obigen Bedingungen hoffe ich ihn in der Folge klarer und richtiger darzustellen, als es bisher noch geschehn ist.

Wir traten nun in die dürren und ausgedehnten Flächen des Districts *Camdeboo*, der sich

nach Westen in die groſse *Karroo* verliert und ganz die oben beschriebenen Merkmale dieser unermeſslichen Ebene an sich trägt. Nur die Nähe der groſsen Gebirge, besonders der *Schneeberge* im Norden, aus denen sich gröſsere Flüsse über sie herab ergieſsen, machen das Clima milder und diesen Landstrich einigermaaſsen bewohnbar. Unser Weg führte uns bald, nachdem wir unser Lager verlassen hatten, noch einmal über den *Vogelfluſs*. Hier muſsten wir uns für die ganze Tagereise mit Wasser versehn, denn von hier bis zum *Melkrivier* (eine Entfernung von zehn Stunden) war auch nicht ein Tropfen zu finden. Die Pferde wurden noch einmal getränkt und die Feldflaschen gefüllt, dann zogen wir weiter.

Es ist schwer, einem Europäer eine richtige Vorstellung von den Beschwerden eines solchen Zuges über eine dürre Fläche in der heiſsesten Jahrszeit, mitzutheilen. Alle Vegetation schien für immer erstorben, kein Grashalm, kein grünes Blatt war rund umher zu erblicken, die Erde, ein fester Lehmboden, warf die Sonnenhitze mit verdoppelter Kraft zurück. Man durfte sich Glück wünschen, auf dem Pferde einige Fuſs hoch von ihr entfernt zu sein. Daher war aber auch an kein Ausruhen zu denken, denn da es nirgends Schatten, Wasser und Weide gab, so würde eine solche Ruhe für Menschen und Pferde nur noch erschöpfender gewesen sein.

Die africanischen Pferde sind aber auch in hohem Grade an dergleichen Beschwerden gewöhnt und obgleich sie im Durchschnitt viel weniger

intensive Kraft haben, als die europäischen, so ist man doch im Stande, unglaubliche Märsche bei starker Hitze, ohne Futter und Tränke, mit ihnen zurückzulegen. Sie sind es aber gewohnt, dafs man ihnen unterwegs zuweilen den Sattel abnimmt und sie sich auf ebenem Boden rollen und die Glieder ausrecken läfst. Sie thun dies mit sichtbarem Wohlbehagen und stehn, nachdem sie sich gerollt, gestreckt und geschüttelt haben, so erfrischt auf, als ob sie ein Futter bekommen hätten. Kommt man an eine Pächterei, so besteht die Einladung des Hausherrn, der sogleich in die Thür tritt, gewöhnlich in den Worten: „*Zit af Mynheer, laat rollen.*“ Ein Sclave erscheint, fafst das Pferd, leitet es einige Minuten auf und nieder, damit es verschnaufe, und sattelt es dann ab, damit es sich wälze. Ein Stall ist sehr selten vorhanden und noch seltener andres Futter, als die magre Weide.

Jenes Wälzen war denn auch die einzige Erquickung, die wir unsern Pferden heute bieten konnten und sehr erschöpft langten Rofs und Reuter gegen Abend am *Melkrivier* an. Im trocknen Bette des Flusses steht, an einer etwas tieferen Stelle, ein Wasserpfuhl, der das ganze Jahr hindurch nicht auftrocknet, wahrscheinlich weil er Zuflufs aus einer unterirdischen Quelle erhält, daneben ist eine Pächterei, die in diesem Augenblick ein alter Mann, Namens Curt Grobbelaar, nebst seiner ebenfalls sehr bejahrten Ehefrau einsam bewohnte.

Die auf der letzten Tagereise erlittenen Be-

V.



Nach einer Skizze von Howen gez: von Rösel. gest: von E. Henne.

Der Spandauberg bei Graaff-Reinett.

schwerden veranlaſsten den General-Commissär zu dem Entschlusse, die noch übrigen zehn Stunden bis *Graaff-Reynett* bei Nacht zurückzulegen. Wir blieben daher den folgenden Tag hier liegen und warteten den Aufgang des Mondes ab, um unsre Reise in der Kühle der Nacht fortsetzen zu können. Wir begaben uns bald nach Mitternacht auf den Weg und empfanden gegen Morgen eine so merkliche Kälte, daſs die mitgenommenen Mäntel und Oberröcke gut zu Statten kamen. Die Gegend, welche wir durchzogen, schien, soweit man in der Dämmerung beurtheilen konnte, weniger kahl und dürre als die, welche wir gestern gesehen hatten. Rechts und links lagen hin und wieder Pächtereien und ungefähr auf der Hälfte des Weges kamen wir durch ein ziemlich dichtes und ausgedehntes Mimosengebüsch. Unser Wegweiser, der eben nicht zu den Herzhaftesten zu gehören schien, obgleich er den Posten eines Veld-Commandanten bekleidete, erzählte uns, daſs dies Gebüsch voll von Löwen stecke; man habe erst in der vorigen Woche sieben auf einmal gesehn und nur Einen von dieser Zahl getödtet. Man vermeide es soviel als möglich, bei Nacht diese Straſse zu reisen, besonders zu Wagen, weil die Zugochsen, wenn sie Löwen witterten, leicht scheu würden und mit dem Wagen durchgingen. Wir blieben indessen von ihren Angriffen verschont und sahen mit Anbruch des Tages den *Spandauberg* bei *Graaff-Reynett* vor uns.

Dieser Berg hatte, sowie die meisten in dieser Gegend, noch vor wenigen Jahren keinen Na-

men. Ein alter Preuſse, Namens Werner, der in *Graaff-Reynett* wohnt, gab ihm wegen seines fast unzugänglichen Gipfels, den ein schroffer Bergkranz fast zu einer natürlichen Festung macht, den vaterländischen Namen. An seinem Fuſse, eine Stunde von *Graaff-Reynett*, empfing uns der Veld-Commandant Gerotz, der einstweilen die Geschäfte eines Landdrosten versieht, nebst den Heemraden; sie gingen sämtlich, wie alle übrigen Colonisten dieser Gegend, in kurzen Wämsern und langen Beinkleidern, trugen aber jeder einen Degen oder Säbel an der Seite. Beim Eintritt in den Ort sahen wir die batavische Flagge wehen und ein und zwanzig Schüsse aus drei kleinen metallenen Stücken begrüſsten in der Person des General-Commissärs den Repräsentanten des Staatsbewinds.

Das Dorf *Graaff-Reynett* ward 1786 auf Veranstaltung des Gouverneurs Van de Graaff angelegt und erhielt nach dem Beispiele von *Stellenbosch* und *Zwellendam* den Namen von ihm und seiner Frau, einer gebornen Reynett. Es besteht aus einer ziemlich breiten und schnurgeraden Straſse, die von etwa zwanzig Häusern (sogenannten Erben) und den dazwischen liegenden Gärten gebildet wird. Die Bewohner sind Schmiede, Wagenmacher, Sattler, Schreiner und andre Handwerker, die sich hier ganz gut nähren. Auch giebt es einzelne kleine Krämer, deren Waarenlager aber sehr dürftig aussehen. Die Drostey, die Wohnung des Landdrosten ist das älteste und zugleich das schlechteste Haus im ganzen Dorf;

auch

auch die Kirche, wiewohl erst vor acht Jahren auf Kosten der Gemeinde gebaut, ist in sehr baufälligem Zustande und am Ende der Gasse sieht man die Ruinen der englischen Casernen, die vormals zu einer Art von Festung dienten, und aus welchen in den unseligen Zeiten der letzten Zwiste von den Hottentotten im englischen Dienst auf die Häuser gefeuert und zwei derselben in Asche gelegt wurden. Ueberhaupt sind die Spuren jener unglücklichen Verwirrungen nirgends sichtbarer, als hier. Sie zeigen sich aber nicht nur in dem Verfall jener öffentlichen Gebäude, sondern noch deutlicher in der beispiellosen Unordnung, die dermalen in allen Zweigen der Verwaltung dieses Districts herrschte, und in der ganzen Sinnesart der Einwohner und Nachbaren des Hauptorts. Es scheint mir nicht überflüssig, die Ursachen davon etwas deutlicher zu entwickeln.

Schon ehe die Drostey *Graaff-Reynett* gestiftet ward, gehörten die Bewohner dieser Gegend zu den unruhigsten und ungehorsamsten der ganzen Colonie; denn sie lebten zu entfernt von dem Sitze der Regierung, als daſs man streng genug über die Befolgung der Gesetze hätte wachen können, und überdies waren es fast lauter Fremdlinge, die sich hier zuerst ansiedelten. Wenn nemlich ein Soldat, der seine Zeit ausgedient hatte, oder sonst ein Europäer, der nicht Kenntnisse und Geschicklichkeit genug besaſs, um in der Capstadt sein Brod finden zu können, sich als Colonist anzusiedeln begehrte, so ward es ihm verstattet, sich in diesen Gegenden einen noch

unbebauten Platz zu suchen. Während der schnell zunehmenden Bevölkerung in den Jahren 1760 bis 1780 suchte ebenfalls mancher Colonistensohn sich in diesen entfernten, der Viehzucht so besonders günstigen Landstrichen einen eignen Heerd zu gründen und das leichte Gelingen lockte Viele zur Nachfolge. Die damalige Regierung fehlte ohne Zweifel darin, daſs sie zu freigebig in der Austheilung dieser Ländereien und zu sorglos in der Wahl der damit Begünstigten war. Das Zusammentreffen so vieler ungebildeter Menschen in einer so entlegenen Gegend, wo ein jeder ohne den mindesten Zwang des Gesetzes in allen Handlungen nur dem eignen Gelüste folgte, konnte nicht anders als höchstnachtheilig auf ihren Character wirken. Zu den vielen bereits bestehenden Fehlern brachten die eingewanderten Europäer, aus den niedrigsten Ständen der gröſsern Nationen, noch manches Laster mit, das der Africaner bis dahin nicht gekannt, oder vor welchem ihn seine oft übertriebene Bigotterie bewahrt hatte. Besonders artete die Streitsucht der Africaner, deren Gegenstand gewöhnlich die Frage über die Ausdehnung des eignen und des nachbarlichen Grundgebiets betraf, hier in die traurigsten Familienspaltungen und die unwürdigsten gerichtlichen Verfolgungen aus. Ohne die Wiederherstellung einer strengern bürgerlichen Ordnung und ohne die Einführung einer vermittelnden Autorität in die Mitte dieser Grenzbewohner, muſsten sie nothwendig mit jeder Generation einen bedeutenden Schritt in ihrer Cultur rückwärts gehn und

endlich ganz auf die Stufe hinabsinken, auf welche die Natur des Landes den wilden Urbewohner gestellt hat. Die Gründung der Drostey *Graaff-Reynett* war daher eine ganz unerläſsliche Maaſsregel, die, 10 bis 20 Jahre früher ergriffen, vielleicht vollkommen wirksam gewesen sein würde *). So aber hätte das Uebel schon zu tiefe Wurzeln geschlagen und es kamen Umstände hinzu, die es aufs Neue verschlimmerten. Zuförderst nemlich waren die Handwerker, welche man als Bewohner des neu anzulegenden Dorfs herbeirief, abermals sämtlich Europäer, indem kein freier Africaner ein Handwerk als Gewerbe treibt, und unter diesen Fremdlingen waren wenige, die dazu geeignet gewesen wären, die Uebrigen durch ihr Beispiel zu bessern. Ferner war man höchstunglücklich in der Wahl der ersten Magistratspersonen, indem man theils schwache Männer zu Landdrosten ernannte, die aus Trägheit den zur Gewohnheit gewordenen Vergehungen ferner nachsahen, oder hartherzige Eiferer, denen die Mäſsigung ganz fremd war, welche so nothwendig mit der Festigkeit und Rechtschaffenheit eines Richters und Regenten dieser Gegenden vereinigt sein muſste. Man ertheilte diesen Posten an Leute, die einmal eine Versorgung haben muſsten, die man in der Capstadt nicht anstellen konnte,

*) Man darf aber nicht vergessen, daſs sie damals nicht ergriffen werden konnte, weil dieser Theil der Colonie noch nicht bevölkert genug war, um die Unterhaltung und Besoldung eines, wenn auch noch so kleinen, Regierungspersonals tragen zu können.

oder wohl gar entfernen, wenigstens in Ruhe versetzen wollte, statt daſs man Männer dazu hätte ernennen sollen, die diesen Posten als eine Stufe zu fernerer besserer Versorgung angesehen hätten, und deren Eifer durch die Aussicht auf Belohnung fortdaurend thätig wäre erhalten worden. So schreckten die Mühsamkeiten der neuen nur unvollkommen organisirten Verwaltung gar bald jede aufs Neue mit der Würde eines Landdrosten bekleidete Person von der Ausführung der nothwendigsten Geschäfte zurück; das traurige abgeschiedene Leben in einer öden Gegend, das ohnehin zur Unthätigkeit disponirende Clima und die weite Entfernung der controlirenden Oberbehörde trugen gleichfalls das Ihrige bei, den Gang der Geschäfte noch schläfriger zu machen. So wandte sich der Unmuth der Colonisten, der leicht in jeder Vernachläſsigung seines Interesse, in jedem vermeintlichen Eingriffe in seine Rechte Nahrung fand, fast von allen Seiten gegen die Regierung und ihre Diener, die Landdrosten. Bei den mangelhaften Instructionen, die diese letztern hatten, war eine gewisse Willkühr von ihrer Seite unvermeidlich und unruhige Köpfe säumten nicht, eine jede Handlung, die Spuren davon an sich trug, als Despotie und Tyrannei darzustellen. In den so vorbereiteten Gemüthern ward der Geist des Aufruhrs ohne Mühe rege gemacht. So wie die Losreiſsung der englisch-americanischen Colonien von dem Mutterlande schon in dem Kopfe manches capischen Schwindlers Entwürfe geweckt hatte, die dem, der den hülflosen Zustand der Colonie

an sich selbst, kennt, nicht anders als in hohem Grade lächerlich erscheinen konnten, so veranlaſste auch die Französische Revolution und die gleichzeitig erfolgende Umwälzung in Holland eine allgemeine Gährung in der ganzen Colonie. Es bildeten sich Parteien Prinzlich-Gesinnter und Patrioten, die das ohnehin schwache damalige Gouvernement nicht wenig ins Gedränge brachten. Die Sprache, welche die Demagogen in Holland in den Versammlungen des Volks redeten, war ganz nach dem Sinne der mehrsten, von jeher neuerungssüchtigen und miſsvergnügten capischen Bürger, aber es fehlte ihnen an Muth und Kraft, selbst etwas zu wagen, wenigstens so lange sich die Bessern und Verständigern zur Gegenpartei bekannten. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als den Geist des Miſsvergnügens und der Widerspenstigkeit unter den rohen Colonisten zur offnen Flamme anzublasen, die bei ihrer Unwissenheit und Leichtgläubigkeit leicht für eine Meinung zu gewinnen waren, die so ganz zu ihren Grundsätzen stimmte. Mehrere europäische Abentheurer, in dem District *Graaff-Reynett*, unter denen die Geschichte der Cap-Colonie besonders die Namen: Pisani und Delport, ewig mit Abscheu nennen wird, lieſsen sich theils als Werkzeuge der Absichten verborgener Ruhestörer gebrauchen, theils ergriffen sie die Rolle von Volksführern, in der Hoffnung auf eine allgemeine Verwirrung. Im Jahr 1794 brach der Aufstand in *Graaff-Reynett* förmlich aus. Der damalige Landdrost Meinier, der in der That mit weniger Milde über seine

Unterthanen regiert hatte, ward genöthigt abzureisen, und sogleich organisirte sich eine Volksregierung, deren Sitz *Graaff-Reynett* wurde und die bald auch über die andern Theile der Colonie sich Gewalt zu verschaffen suchte. Eine Commission von einigen Mitgliedern der Regierung, die auf dem gütlichen Wege die Ruhe in *Graaff-Reynett* wiederherzustellen versuchen sollte, kehrte nach dem ersten Zusammentreffen mit den Rädelsführern muthlos nach der Capstadt zurück, und wie gern man auch nun mit gewaffneter Hand dem Unwesen gesteuert hätte, so fehlte es dazu an Mannschaft, indem ein Angriff der Engländer auf die Colonie mit jedem Augenblicke zu befürchten war. Indessen trieben die Bauern ungestört ihr tolles Wesen fort, hielten Grundversammlungen, trugen National-Cocarden, wählten aus ihrer Mitte Präsidenten und Secretäre, die kaum lesen und schreiben konnten, und deliberirten mit gleich wichtiger Miene über die Angelegenheiten des Staats, wie über die unbedeutendsten Privat-Angelegenheiten Einzelner unter ihnen *). Der Schwindel griff immer weiter um

*) Die Protocolle solcher Versammlungen, die sich noch in dem Archive der Drostey finden, stellen ein seltsames Bild von dem Verfahren dieser Menschen dar, zu welchem sich, wieviel auch damals den französischen Volksversammlungen nachgeäfft wurde, wohl nicht leicht ein gleichzeitiges Gegenstück finden möchte. Es verdient inzwischen zum Lobe der Graaff-Reynetter bemerkt zu werden, daſs ungeachtet ihrer Rohheit, während der ganzen Zeit dieser Anarchie keine wirklichen Greuel, keine Hinrichtungen, schwere Leibesstrafen u. s. w. vorfielen.

sich, *Bruintjes-hoogte*, *Zwartkopsrivier*, *Zwartebergen*, *Sneeuwbergen*, ja selbst einzelne Individuen von *Koüb* und dem *Roggeveld* gesellten sich zu den, unter dem Schiboleth von Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft verbündeten Rebellen, und einzelne Bauern gingen bei ihren gelegentlichen Reisen nach der Capstadt soweit, daſs sie Mitglieder des Gouvernements und Oranisch gesinnte Bürger öffentlich insultirten, und so groſs war die Schwäche dieser Regierung, daſs auch solche Frechheiten ungeahndet bleiben muſsten.

So standen die Sachen, als die Engländer das Cap eroberten; wie manche der Bessergesinnten anfänglich glaubten, um dem Prinzen von Oranien diese Besitzung zu bewahren. Daher denn ein doppelt entschiedener Widerwille fast aller Bewohner des platten Landes gegen die neue Regierung, der sich in der That wenig verminderte, als in der Folge die wahre Absicht deutlicher ward. Lord Macartney forderte von sämtlichen Einwohnern der Colonie den Eid, treu und gehorsam zu sein der Groſsbrittannischen Majestät, eine Maaſsregel, die in einem militärisch besetzten, noch nicht abgetretenen Lande nicht anders, als etwas hart, ja selbst als unpolitisch erscheinen muſste. Denn schwerlich würden die ächt niederländisch gesinnten Einwohner der Colonie den abgezwungenen Eid für verbindend gehalten haben, wenn die Expedition des *Schout-by-Nagt* Lucas geglückt und einige tausend Holländer gelandet wären. Man mochte die in öffentlichen Bedienungen stehenden Einwohner eidlich zur Treue

verpflichten, aber daſs man diesen Eid von sämtlichen Privatpersonen nicht allein in der Stadt, sondern im ganzen Lande forderte und im Weigerungsfall die Colonie zu räumen befahl, bewies den Unterthanen gerade, daſs man ihnen nicht traue und erbitterte besonders die ohnehin im Aufstande begriffenen *Graaff-Reynetter.* Kühn gemacht durch die vorherigen glücklichen Erfolge gegen die schwache holländische Regierung, hatten sie den Muth, die Ablegung dieses Eides förmlich zu verweigern. Die Anführer änderten plötzlich ihre Sprache; statt der bisherigen revolutionären Aeuſserungen war es nun lautre Anhänglichkeit an das Mutterland, was sie zur Widersetzlichkeit trieb, nicht mehr die Oranisch-Gesinnten, sondern die Engländer erkannten sie für ihre Gegner und aus den Feinden der alten Ordnung wurden sie nunmehr Feinde der neuesten. Es bedurfte indessen nur eines Detachements englischer Soldaten, um alle ihre Plane über den Haufen zu werfen; kaum zeigte es sich, als sie, auf ernstlichen Widerstand nicht vorbereitet, sich ruhig der Gewalt unterwarfen und Gehorsam versprachen. — Jetzt war der günstige Augenblick da, in welchem noch das Glück dieses Districts sicher gegründet, die Menschen selbst wahrhaft gebessert werden konnten, wenn man einen Mann an die Spitze stellte, der es verstand, sich die Achtung und Zuneigung dieser zuchtentwöhnten Menschen zu erwerben und sie mit väterlichem Ernste zu regieren. Statt dessen gerieth man auf den unglücklichen Gedanken, man müsse Energie zeigen

und schickte denselben Hrn. Meinier aufs Neue als Landdrost hin, der vorher, durch seine unverständige Härte, die Veranlassung zum Ausbruche des Mifsvergnügens gegeben hatte. Herr Barrow, Lord Macartney's Secretär und Rathgeber, begleitete ihn, um ihn zu installiren und sammelte auf dieser Reise die schätzbaren Bemerkungen, die der gröfste Theil der europäisshen Lesewelt kennt.

Der aufs Neue in seine Würde eingesetzte Landdrost hatte den Bauern eine schwere Beleidigung zu vergessen, wenn er sie milde regieren wollte, sie dagegen durften sich seines frühern Verfahrens nicht erinnern, wenn sie ihm mit Freuden gehorchen sollten. Es war vorauszusehn, dafs keiner der beiden Theile zu dieser Mäfsigung gelangen würde, und um sie noch mehr zu entfernen, war es eben der Landdrost, in dessen Hände sie den verhafsten Eid leisten mufsten, da viel passender eine begleitende Magistratsperson, ein geborner Engländer, bei dieser Ceremonie repräsentirt haben würde. Es zeigte sich denn auch sehr bald, dafs die Autorität des Landdrosten nicht ohne eine hinreichende militärische Besatzung bewahrt werden konnte. Sir James Craig hatte damals ein Corps Hottentotten organisirt und diese waren es, die man, um die Colonisten ganz zu demüthigen, zu ihren Aufsehern und Wächtern bestimmte. Ich kann nicht umhin, diese Maafsregel abermals höchlich zu tadeln. Wie grofs auch das Unrecht der Colonisten gegen die Hottentotten sein mochte, so war dies nicht der

Weg, ein besseres Verhältniſs für die Folge herbeizuführen. Indem man den Hottentotten Gelegenheit gab, sich zu rächen, entflammte man den Colonisten zum wirklichen Haſs gegen seinen vormaligen Diener und gab ihm im Voraus scheinbaren Grund zu desto gröſserer Härte für die Zukunft. Ueberdies waren unter den Hottentotten manche, die Gutes von ihren ehemaligen Herren genossen hatten und nun absichtlich in den Verdacht gebracht wurden, als könnten sie es ihnen mit Bösem vergelten wollen. Zudem muſste nun der Colonist der Lohndienste entbehren, die ihm bis dahin von Hottentotten geleistet waren, und theure Sclaven anschaffen, wenn nicht sein ganzer Hausstand zu Grunde gehn sollte.

Man baute in *Graaff-Reynett* für die Hottentotten geräumige Casernen, deren ganze Einrichtung darauf hindeutete, daſs man sich auf den möglichen Fall eines Aufstandes und eines überlegenen Angriffs vorsehe und sich in diesem Gebäude zu halten denke. Man besoldete die Hottentotten gut, versah sie reichlich mit Nahrungsmitteln, selbst mit dem von ihnen so geliebten Brantwein und verschaffte ihnen eine Art von Wohlleben, indessen der Wohlstand der Colonisten immer mehr zu sinken drohte. Die Regierung des Landdrosten ward nach dem einmal angenommenen Grundsatze mit einer Kraft und Festigkeit fortgeführt, die nahe an Härte grenzte, wenigstens den Unterthanen als solche erscheinen muſste, und dies ganze Verfahren verfehlte nicht, die Herzen der Unterthanen immer mehr von der

neuen Regierung zu entfremden und die Erbitterung mit jedem Tage zu vermehren. Einige Colonisten waren vor der Ablegung des Eides entflohen, theils zu den Kaffern, theils in weit entlegene einsame Gegenden, diese wurden für vogelfrei erklärt, selbst mit den Kaffern ward über ihr Leben unterhandelt und andre wurden aus der Colonie verbannt *).

Zwei Jahre lang wurden die Graaff-Reynetter vermittelst der Besatzung glücklich im Zaume gehalten. Am Ende des Jahrs 1798 aber ereignete sich ein Vorfall, der das Signal zu einem förmlichen Aufstande gab. Ein gewisser Zacharias van Jaarsveld war wegen untergeschlagener Vormundschaftsgelder von dem Landdrost gefänglich eingezogen und sollte nach der Capstadt transportirt und dem Justizcollegium ausgeliefert werden. So wie er selbst aber von jeher an allen Unruhen Theil genommen, so gehörten alle die Miſsvergnügtesten zu seinen Freunden, und vierzehn von diesen faſsten den sträflichen Entschluſs, ihn aus den Händen der Justiz zu befreien. Der Anschlag glückte soweit, daſs sie die Escorte,

*) Man darf es zu den glücklichen Folgen dieser Begebenheiten rechnen, daſs sich auch Pisani und Delport unter der Zahl dieser letztern befanden. Sie wurden nach Holland transportirt und stellten sich dort als Märtyrer ihrer patriotischen Grundsätze dar. Ersterer bekam inzwischen verdrieſsliche Händel mit der Polizei und flüchtete nach Frankreich, wo er nachher den Versuch machte, als Schriftsteller über das Cap aufzutreten. (M. s. die Litteratur der Reisebeschreibungen im dritten Theile dieses Werks.)

welche ihn nach der Capstadt führen sollte, zwangen, wieder nach *Graaff-Reynett* umzukehren. Dort gesellte sich eine grofse Anzahl der übrigen Colonisten zu ihnen und man unterhandelte nun nicht mehr über die Befreiung des Gefangenen allein, sondern verlangte von dem Landdrost die Abstellung vieler andern Beschwerden, über welche er nicht einmal allein zu entscheiden hatte. Da ihre Menge zu grofs war, um ihnen offenen Widerstand leisten zu können, so suchte der Landdrost Aufschub zu bekommen und zog sich inzwischen mit den Truppen in die Casernen zurück. Indessen sammelte sich die Zahl der Bauern immer mehr, sie durchschwärmten lärmend die ganze Gegend und in *Graaff-Reynett* selbst diente ein, den Casernen schräg gegenüberliegendes Haus den berathschlagenden Rädelsführern zum Sammelplatze. — War es Furcht, diese tumultuarischen Bewegungen möchten in einen wirklichen Angriff übergehen, oder Hoffnung, die Rebellen in Schrecken zu setzen, genug der Landdrost liefs auf das Haus feuern, mehrere der darin Versammelten wurden verwundet und bald gerieth es in Flammen. Die Colonisten schossen nun zwar wieder auf die Casernen, aber ohne Erfolg und zogen sich gleich darauf aus dem Dorfe zurück, ohne auch etwas weiteres zu unternehmen. Ihr natürliches Phlegma, die Furcht vor der unausbleiblichen Strafe, wenn sie eine entschiedene Gewaltthat gegen den Landdrost ausübten, Mangel an den nöthigen Bedürfnissen für eine so grofse Anzahl von Menschen, vielleicht auch Uneinigkeit

unter einander, vermochten sie zu einem ruhigen Verhalten und ein bald darauf anrückendes starkes Detachement Engländer zerstreute sie vollends und führte neun der unruhigsten Köpfe gefangen nach der *Algoabay*, von wo aus sie zu Schiffe nach der Capstadt gebracht wurden. Das Justizcollegium am Cap verurtheilte sie in der Folge zum Tode, das Urtheil war aber noch nicht vollzogen, als die Nachricht von dem Amiensschen Friedensvertrag ankam, und die englischen Befehlshaber dachten edel genug, in Rücksicht auf das wiederhergestellte gute Vernehmen beider Mächte, den Vorwand der Anhänglichkeit an das Mutterland, den jene Delinquenten als das Hauptmotiv ihrer Vergehungen vorgeschützt hatten, dasmal gelten zu lassen und die mildernde Entscheidung des Processes den Holländern anheimzustellen. Von diesen ward ihnen nachher die vierjährige Gefangenschaft als Strafe zugerechnet und bei ihrer Freilassung eine allgemeine Amnestie erklärt. Damit sie indessen nicht glauben möchten, als sei das holländische Gouvernement geneigt, sie für völlig unschuldig zu halten, ward diese Freilassung mit ernsten Feierlichkeiten begleitet, die den Act der Begnadigung, nicht der Lossprechung, bezeichneten.

Gleich nach jenen Vorfällen im Jahr 1799 hatte das englische Gouvernement doch für gut gefunden, an die Stelle des Hrn. Meinier einen andern zum Landdrost zu ernennen. Aber das Mifstrauen und die Unzufriedenheit der Colonisten war zu hoch gestiegen, als dafs es möglich gewe-

-sen wäre, die Ruhe in diesen Gegenden wieder herzustellen. Mehr als sechzig Familien unter **Rensburgs** Anführung waren ausgewandert, in dem ganzen südlichen Theile des Districts hauseten die Kaffern, mehr als die Hälfte aller Pächtereien war verlassen und verwüstet, Miſswachs und Viehseuchen kamen dazu und steigerten das Elend zu einem hohen Grade. Die zurückgebliebenen Colonisten lieſsen nicht nach, sich bei allen Gelegenheiten der Regierung ungehorsam zu zeigen, und ungeachtet der unglücklichen Zeitumstände sich selbst unter einander auf mancherlei Weise zu verfolgen und anzufeinden. Der Landdrost reiste nach der Stadt zurück und an seiner Stelle übernahm der Veld-Commandant **Gerotz**, ein alter ehrlicher Schwabe von gutem Willen, aber geringen Fähigkeiten, die Regierung. Es schien kaum der Mühe werth, für diese Menschen weitere Sorge zu tragen und man überlieſs sie, besonders nachdem die Nachricht eingetroffen war, daſs die Colonie an die Holländer solle zurückgegeben werden, ganz ihrem Schicksale.

Unter so ungünstigen Umständen war die Wiederherstellung der Ordnung in diesem Districte eine der ersten und angelegentlichsten Sorgen der holländischen Befehlshaber. Nachdem daher der Friede mit den Kaffern vorläufig abgeschlossen war, begab sich General **Janssens** zunächst nach *Graaff-Reynett.* Er fand dies Land in der traurigsten Verfassung, die Hälfte der Einwohner von den Kaffern zu Grunde gerichtet, Andre in stetem Kampf mit den Buschmännern begriffen, die We-

nigsten im Stande, ihre geringen Abgaben zu bezahlen. Die Districts-Cassen waren leer, die Rechnungsbücher in der furchtbarsten Unordnung, die öffentlichen Gebäude verfallen und mit Schulden belastet, die wichtigsten Posten mit unwissenden schwachen Personen besetzt. Nichts als das unbegrenzte Zutrauen der Colonisten auf die wohlthätigen Absichten der neuen Regierung schien unter diesen Umständen ein Mittel zur Rettung und Beglückung dieser Menschen an die Hand zu geben. Dagegen schwächte ihre verkehrte und rohe Sinnesart gar sehr die Hoffnung, daſs es, wenigstens für den Augenblick, möglich sein werde, sie zur Ordnung, zur Unterwürfigkeit gegen die Gesetze zurückzuführen. Sie waren es zu sehr gewohnt geworden, vor keiner weltlichen Macht Ehrfurcht zu hegen; die gegenseitigen unauslöschlichen Zwiste und Feindschaften, ihre so ganz verkehrten Vorstellungen vom Recht und dem Gesetze, die wunderlichen Begriffe von Freiheit, der gänzliche Mangel wahrhaft religiöser Grundsätze bei vieler äuſseren Frömmelei, kurz die völlige Unbekanntschaft mit allen bürgerlichen Pflichten und Tugenden hatten diese Menschen in eine für sie selbst und die Regierung gleich seltsame und unglückliche Lage versetzt. So nachtheilig wirkt die Abgeschiedenheit von der Welt und den Bildungsmitteln des geselligen Lebens, die Beschränkung des Colonisten auf sich selbst und den Kreis seiner Familie, die leichte Befriedigung der ersten Bedürfnisse, die Entbehrlichkeit des nachbarlichen Beistandes und die unbewachte

Willkühr aller Handlungen, daſs bei aller Einfachheit und Reinheit der Sitten, bei aller Unbekanntschaft mit den gröbern Lastern der europäischen Völker, der africanische Pächter dennoch viel öfter von einer verwerflichen als von lobenswerthen Seiten sich darstellt. Selbstsucht, Gesetzlosigkeit, Hartherzigkeit, Unverträglichkeit und Rachsucht sind die vorherrschenden Flecken in seinem Character, die wohl schwerlich durch Genügsamkeit, Sparsamkeit, Treue, Gastfreiheit und Religiosität aufgewogen werden. Am verabscheuungswürdigsten erscheinen Einzelne durch die Härte, mit welcher sie ihre Sclaven und Hottentotten behandeln, Andre durch die Erbitterung und Unversöhnlichkeit, mit welcher sie sich unter einander anfeinden. Es geht ein unglücklicher Gebrauch im Schwange, der nemlich, jede persönliche Verunglimpfung, jede nachtheilige Aeuſserung, jeden Eingriff in die vermeintlichen Rechte durch schriftliche Zeugnisse mehrerer Personen sich bestätigen und bekräftigen zu lassen, um den Beleidiger damit, oft nach Jahren noch, gerichtlich verfolgen zu können. Jeder Colonist hat ein groſses Paket solcher unnützen Papiere und sammelt deren fortdaurend, um diesem oder jenem seiner Feinde gelegentlich damit schaden zu können. Ein jeder Privatstreit wird so die Sache einer ganzen Gemeinde, indem Alles was nur schreiben kann, für die eine oder andre Partei eine sogenannte *Verklaaring* liefern muſs, in welcher oft weiter nichts bezeugt wird, als daſs dieser oder jener einen andern einen gottlosen Kerl

ge-

genannt, oder hinter seinem Rücken übel von ihm geredet habe. Dem Gouverneur, wie dem General-Commissär, wurden auf ihren Reisen solche Erklärungen in unglaublicher Anzahl überreicht, aber nirgends mehr als zu *Graaff-Reynett*. Ein jeder hat hier seine Feinde und führt gegen irgend einen andern, es sei nun ein Mitglied der Regierung oder eine Privatperson, bittere Klagen, niemand erkennt das eigne Unrecht und gerade die, welche der Vergebung am mehrsten bedürfen, schreien am lautesten über Bedrückung und Verfolgung. Obgleich von der Regierung eine allgemeine Amnestie erklärt und das Andenken an alle Missethaten, die ihren Grund in einer politischen Meinung hatten, vertilgt war, so liefen doch noch täglich Anklagen ein, in welchen einer den andern dieses oder jenes aufrührerischen Schrittes beschuldigte, oder das Betragen der vormaligen Landdrosten gehässig darzustellen suchte.

So verwickelten und tief liegenden Uebeln konnte nicht auf der Stelle abgeholfen werden. Der Gouverneur begnügte sich daher, auf seiner Reise den Zustand der Colonie *Graaff-Reynett* aufs genaueste kennen gelernt zu haben, ermahnte aufs nachdrücklichste zur Ruhe und Eintracht, suchte vorläufig einige Ordnung in den Gang der Regierungsgeschäfte zu bringen und berathschlagte nach seiner Zurückkunft in der Capstadt mit dem General-Commissär ernstlich über die Mittel zur Abhelfung der gegenwärtigen und zur Vorbeugung künftiger Uebel. Die Ausführung der in dieser Hinsicht genommenen Beschlüsse war einer der

Hauptzwecke der Reise des General-Commissärs. Schon war deshalb der bisherige Secretär des Districts *Zwellendam*, Stockeström, ein Mann von allen den Eigenschaften und Kenntnissen, die zu einem so schwierigen Posten erforderlich waren, unter möglichst günstigen Bedingungen zur Annahme der Landdrostenwürde eingeladen und ein Brief, in welchem er die gemachten Anträge genehmigte, liefs seine Ankunft gerade zu derselben Zeit, in welcher wir uns hier befanden, erwarten. Eben so sorgte der General-Commissär während seiner Anwesenheit für taugliche Gehülfen des Landdrosten, indem der bisherige Secretär, der zugleich Schulmeister und Küster war, diesem Geschäft nicht gewachsen zu sein schien. Einige der bisherigen Heemraden wurden entlassen und an ihrer Stelle thätige Leute von allgemein gutem Rufe gewählt. Dem zerrütteten Zustande der Finanzen kam der General-Commissär auf mancherlei Weise zu Hülfe und ein Theil der Abgaben, welche bis dahin in die allgemeine Casse geflossen waren, wurden auf gewisse Jahre in die Districts-Casse geleitet. Die Rechnungsbücher wurden von dem General-Commissär eigenhändig in Ordnung gebracht und eine Regel über die Verwaltung der Finanzen vorgeschrieben. Statt der verfallenen Drostey sollte ein neues anständiges Gebäude zur Wohnung für den Landdrosten und zu den Gerichts-Versammlungen aufgeführt werden. Der Plan dazu ward sogleich entworfen, die nöthigen Fonds theils als Darlehn, theils als Geschenk von der Regierung herbeigeschafft und der Bau noch in demselben Jahre beendigt.

Die Kirche, welche während der letzten Unruhen als Magazin und als Cavallerie-Caserne und Stall gedient und beträchtlich gelitten hatte, ward gesäubert, die darin angebrachten Schiefs-Scharten wurden vermauert und um sie ganz wieder zu gottesdienstlichen Versammlungen brauchbar zu machen, eine Summe von 300 Thalern der Gemeinde geschenkt. Auch ward die Einrichtung getroffen, dafs, bis ein eigner Prediger für *Graaff-Reynett* angekommen sein würde, der Prediger von *Zwellendam* jährlich zweimal sich eine Zeitlang hier aufhalten solle. Man war darauf bedacht, gute Schullehrer aus Europa hieherkommen zu lassen, um soviel möglich die künftige Generation vor den Irrthümern der jetzigen zu bewahren. Um auf alle Weise die Erhaltung der Ordnung und Ruhe zu befördern, verordnete ein Decret vom 12ten Februar, dafs der zu weit ausgedehnte District von *Graaff-Reynett* in Zukunft in zwei besondre Districte zerfallen und in der Nähe der *Algoabay* eine neue Drostey errichtet werden sollte.

Die Ruinen der Casernen und andre Denkmäler jener unglücklichen Zwiste wurden fortgeschafft und an ihrer Stelle eine Gasse gebahnt, in welcher hinfort die neuen Ansiedler ihre Wohnungen aufstellen sollten. Die bedeutendsten Zwiste der Einwohner wurden geschlichtet und die erbittertsten Feinde feierlich mit einander ausgesöhnt, überhaupt keine Ueberredung und Ermahnung gespart, den Bewohnern dieses Landstriches begreiflich zu machen, dafs sie ihr ganzes Unglück

ihrer eignen Verkehrtheit zuzuschreiben und ein ganz anders Betragen gegen einander und gegen die Regierung anzunehmen haben, wenn es ihnen in Zukunft besser gehen solle. — Der Erfolg hat bewiesen, daſs diese Bemühungen keineswegs vergeblich gewesen sind, und wenn sich gleich die Sinnesart der Einwohner im Ganzen nicht auffallend geändert hat, so ist man doch den Ausbrüchen von innern Zwisten durch Ernst, Mäſsigung und Klugheit zuvorgekommen, und hat den bürgerlichen Autoritäten zum Glücke der Untergebenen fortdaurend Achtung und Liebe zu verschaffen gewuſst.

Das Dorf *Graaff-Reynett* liegt in einer öden, kahlen und dürren Gegend, fast ringsum eng von Berghöhen eingeschlossen und daher in den Sommermonaten einer unerträglichen Hitze ausgesetzt. Der *Sonntagsfluſs* ergieſst sich gleich hinter dem Dorfe mit ansehnlichem Falle von einem mäſsigen Abhang und hat daher durch kleine Canäle leicht in die Aecker und Gärten geleitet werden können, die vermittelst dieser steten Bewässerung ein ganz lachendes Ansehn haben und bei der Güte des Bodens reichen Gewinn bringen. Man würde übrigens Unrecht gehabt haben, in einer so dürren Gegend ein Dorf anzulegen, wenn nicht eben diese Leichtigkeit, sich das nöthige Wasser zu verschaffen, ein entscheidender Empfehlungs-Grund für diese Stelle gewesen wäre. Weiter aufwärts am *Sonntagsflusse* finden sich mehrere unstreitig viel fruchtbarere Ebenen, aber der geringe Fall des Flusses und die Tiefe seines Bettes würden

es unmöglich gemacht haben, die umliegenden Felder in der dürren Jahrszeit mit Wasser zu versehn. Da der Fluſs in den hohen und wasserreichen *Schneebergen* entspringt, so trocknet er niemals aus, doch hat man wohl Beispiele, daſs des Wassers zu wenig wird und daſs nicht alle Felder damit getränkt werden können. Ueberhaupt ist die culturfähige Fläche des Thales nur von geringer Ausdehnung und es ist aus diesem Grunde sehr die Frage, ob dieses Dorf je einer starken Bevölkerung fähig sein werde. Das Clima ist wegen der Hitze und der trocknen Nordwinde, die hier einen groſsen Theil des Jahrs hindurch wehen, weder angenehm noch sonderlich gesund. Wenigstens habe ich in keiner andern Gegend soviel Kranke angetroffen wie hier. Eben jetzt herrschten Ruhren, Erkältungsfieber, Augenentzündungen und Ausschlagskrankheiten fast in jedem Hause, und hysterische Beschwerden waren nirgends häufiger als in dieser Gegend. Ein vormaliger Schiffswundarzt hatte sich hier niedergelassen, klagte mir aber, daſs er, ungeachtet er der einzige Arzt in dem ganzen District sei und es viele Kranke gebe, doch keine Praxis bekommen könne. Sechs bestaubte Büchsen und drei Arzneifläschchen enthielten seinen ganzen Vorrath an Medicamenten und durch ein Geschenk von einigen Unzen Jalappenpulver hatte ich das Vergnügen, seinen ganzen Bedarf auf einige Zeit wieder auszufüllen.

Die einzige Anlage von einigem Werth ist der Garten des oben genannten alten Schlesiers

Werner, in welchen Kern- und Steinfrüchte aller Art, besonders aber schmackhafte Trauben gewonnen werden. Es war eben die Zeit der Weinlese und eine Menge herrlicher Obstsorten waren uns Allen nach langer Entbehrung eine treffliche Erquickung. Der Wein, der hier gewonnen wird, ist von mittler Güte und kann, wenn die Trauben vor dem Keltern mit einiger Sorgfalt ausgelesen werden, wie das bei Werner und andern vernünftigen Oeconomen geschieht, gewiſs noch ansehnlich verbessert werden. Dieser jovialische alte Mann hat seit der Errichtung der Drostey hier gewohnt und sich durch seine Profession als Lohgerber ein ganz ansehnliches Vermögen erworben. In seinem Hause lebte man auf einem, nach hiesiger Art ganz glänzenden Fuſs, wie denn überhaupt die africanische Gastfreiheit fast nirgends liebenswürdiger erscheint, als bei solchen Colonisten, die geborne Deutsche sind. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daſs meine Landsleute in Africa sich ungern an die Einsamkeit gewöhnen; der Hang zur Geselligkeit scheint bei ihnen stärker, als bei den übrigen Colonisten von andern Nationen, und keinem sieht man es so recht an, wie sehr ihm mit dem Besuche eines Reisenden gedient ist, als dem Deutschen. Dagegen finde ich an ihnen zu tadeln, daſs sie ihr Vaterland und die vaterländischen Sitten ganz vergessen, selbst in der Capstadt halten, (einen Kreis sehr liebenswürdiger deutscher Familien ausgenommen,) die Deutschen wenig zusammen, sprechen selbst unter einander holländisch und

empfangen einen Landsmann nicht mit mehr Freude und Herzlichkeit, als jeden andern Ehrenmann. Die mehrsten haben es nicht einem günstigen Jugendgeschick zu danken, daſs sie hier sind, wenig angenehme Empfindungen schlieſsen sich an ihre letzten vaterländischen Erinnerungen, mit jedem Jahre werden diese Bilder schwächer, die Nachrichten von den Ihrigen seltener und die Bande, welche sie mit dem väterlichen Boden in Zusammenhang erhielten, in eben dem Grade auflöslicher, in welchem sie selbst unter dem fremden Himmel einheimischer werden. Glücklicher sind indessen diese, die, angesteckt von der allgemeinen, fast climatischen Indolenz, ganz zu Africanern werden, als die andern, denen zu lebhaft die Erinnerung an das Vaterland beibleibt; denn solche pflegen die Entbehrungen früherer Freuden und Genüsse tiefer zu empfinden, als die manchfachen Vorzüge, die ihr gegenwärtiger Aufenthalt bietet. Es beweist viel für dieses Land, daſs Beispiele von Heimweh sehr selten sind. Es characterisirt es überhaupt, daſs Europäer aus den niedern Ständen und mit geringen Ansprüchen hier leicht ihr Glück machen und das Vaterland vergessen, gebildete und zart fühlende Menschen dagegen leicht eine unangenehme Leere und eine Sehnsucht nach der Heimath empfinden und verhältniſsmäſsig seltener zu äuſserm Wohlstande gelangen. —

Während unsers Aufenthalts zu *Graaff-Reynett* liefen auch Nachrichten aus der *Algoabay* und von den kafferschen Grenzen ein. Jene bestätigten

das, was wir bereits auf unsrer Reise über die Aussöhnung des Königs Geika mit den Hauptleuten Jaluhsa und Conga und die freiwillige Unterwerfung der letztern erfahren hatten. Es ward hinzugefügt, Sãmbeh's Anhang werde immer schwächer und es sei zu hoffen, daſs auch er sich werde unterwerfen, wenigstens das Gebiet der Colonie verlassen müssen.

Der Veld-Cornet Erasmus von *Agterbruintjes-hoogte* kam selbst hieher, um zu berichten, daſs die Kaffernhorde, welcher wir am 30sten Jan. begegnet waren, auf die wiederholte Drohung, man werde ihr Vieh in Beschlag nehmen und es über den *Fischfluſs* zum Könige bringen, wenn sie nicht gutwillig sich entferne, nunmehr wirklich das Gebiet der Colonie geräumt habe. Noch eine andre Horde sei zurück und jetzt ebenfalls im Abzuge begriffen. Die Wichtigkeit dieses Ereignisses und eines friedlichen Verhältnisses mit den Kaffern überhaupt ward uns hier erst recht deutlich. Denn, wenn der Anblick so vieler verbrannten Häuser und verwüsteten Felder, das Zusammentreffen mit so vielen verarmten Familien uns noch nicht ganz von den traurigen Folgen eines Kaffernkrieges überzeugt hätte, so würden es die Berechnungen von dem Verluste an Vieh allein gethan haben, die jetzt auf der Drostey nach den eidlichen Angaben der Colonisten angefertigt wurden. Noch hatten bei weitem nicht zwei Drittheile derselben ihre Angaben eingeliefert und schon belief sich die Zahl des von den Kaffern im letzten Kriege geraubten und getödteten Viehes auf:

858 Pferde
4475 Zug-Ochsen
35474 Kühe und Kälber
34023 Schafe und
2480 Ziegen.

Wenn man erwägt, daſs der einzige Reichthum der Colonisten in dieser Gegend in ihrem Vieh besteht, und daſs die Subsistenz der ganzen Colonie, ja selbst der Capstadt davon abhängt, so wird man einsehen, von welcher Wichtigkeit für das Ganze ein so bedeutender Verlust sein muſste. Auch ward in der That im Jahr 1800 der Mangel an Rindvieh so fühlbar, daſs das englische Gouvernement sich bewogen fand, eine Commission nach den Briquas zu schicken, um Vieh aufkaufen zu lassen. Der Zweck blieb indessen gröſstentheils unerreicht und der Hauptgewinn bestand in einer vorläufigen Bekanntschaft mit dem merkwürdigen, bis dahin noch sehr wenig bekannten Volksstamm der *Beetjuanen.* Noch jetzt ist der Preis des Hornviehes ohne allen Vergleich höher, als vor dem Kriege, und bei der so schnell zunehmenden Bevölkerung wird daher der ungestörte Friede der, Rinder nährenden, Triften mit jedem Jahr eine nothwendigere Bedingung des allgemeinen Wohls.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erste Beilage.

Bemerkungen über die Sprache der Koossa nebst einem kleinen Wörterverzeichnisse.

Es liegt wohl aufser allem Zweifel, dafs der Zustand eines wilden Volkes, der Grad seiner sittlichen Bildung, vor Allem aber seine Verwandtschaft mit andern Völkern, nicht vollständig erkannt und gewürdigt werden könne, ohne eine gewisse Kenntnifs von dem Klange, dem Bau und dem Umfange seiner Sprache. Eine bloſse Sammlung von Wörtern, mit Treue und Sorgfalt zusammengetragen, hat schon das Verdienstliche, einen Maafsstaab für den Reichthum oder Mangel an Begriffen, und für die Beschaffenheit der Umgebungen, in welchen sich das Volk befindet, an die Hand zu geben. Aber vollen Werth kann eine solche Sammlung wohl nur erst durch Nachweisungen einer inneren Consequenz der Sprache und durch Bemerkungen über die Art, wie das Volk durch Zusammenfügung und Beugung der Worte den Wechsel seiner Vorstellungen bezeichnet, erlangen. Je mehr einer Sprache jene innere Consequenz mangelt, je willkührlicher sie in der Beugung und Fügung der Worte verfährt, je mehr es an fest stehenden Regeln gebricht, desto vergeblicher scheint das Bemühen, von ihrem Wesen, oder wohl gar von ihrem Geiste eine Vorstellung geben zu wollen. Die Sprache eines Volks, dem es gänzlich an Schriftzeichen fehlt, das überdies ein nomadisches Leben führt und in zahlreiche Stämme vertheilt ist, mit deren Aufblühen

und Untergehen neue Dialecte entstehen und alte verschwinden, die Sprache eines solchen Volks ist keine wahrhaft bestehende, sie ändert sich stets, ohne sich fortzubilden, sie theilt das Geschick derer, die sie reden. — Und eben auch daher ist der Geist, den man in ihr suchen möchte, nicht leicht zu erkennen und darzustellen, am wenigsten von einem Reisenden, der nur einen oder zwei jener Stämme kennen gelernt hat. Die Sprache des Wilden ist überdies immer nur Mittel, sie ist sich selbst nie zum Zweck, sie ist sich eines Geistes nie bewufst geworden, kann daher auch einen solchen nicht verrathen, wie es die Sprachen der hochgebildeten europäischen Nationen vermögen.

Wer also die Sprache eines einzelnen Kaffernstammes auch noch so vollständig ergründet, gelangt damit noch nicht zu einer richtigen Beurtheilung ihres Wesens, bevor er nicht die verwandten Dialecte möglichst genau kennen gelernt und Mittel gefunden hat, aus einer Vergleichung des fest Bestehenden mit dem, was veränderlich in ihr ist, sich die Urform, das gemeinsam Characteristische aller Kaffernsprache darzustellen. Da es nun aber schwer zu hoffen ist, dafs sobald Jemand zu dieser umfassenden Kenntnifs gelangen werde, der zugleich Kraft und Gelegenheit hätte, sich fafslich und kunstgerecht darüber mitzutheilen, so möge in diesem Werke dem künftigen glücklichern Forscher, den ähnliche Lust zur Untersuchung der Kafferndialecte an Ort und Stelle führen möchte, in etwas vorgearbeitet und durch das, was ich über zwei derselben beizubringen im Stande bin, seine Mühe einigermaafsen erleichtert werden.

Vorläufig habe ich bereits vor drei Jahren eine Zusammenstellung der wichtigsten süd-africanischen Sprachen im ersten Bande des Archivs für Ethnographie und Linguistik, von Bertuch und Vater, bekannt gemacht, und mich dort ausführlich über die Schwierigkeit der Untersuchung dieser Sprachen und über die Mittel, durch welche ich sie zu überwinden suchte, erklärt. Es kam mir dort darauf an, Materialien zu ihrer Vergleichung zu liefern und ihre gröfsere oder geringere Verwandtschaft unter einander deutlich zu machen. In diesem Werke sollen die Bemerkungen über die

Sprache eines jeden einzelnen Volkes auf die Beschreibung seiner Sitten folgen und (das ist wenigstens mein Wunsch) recht eigends dazu dienen, die Vorstellungen von dem Grade seiner Cultur oder seiner Rohheit zu vervollständigen und zu berichtigen. Zugleich werde ich hier immer den ganzen Vorrath meiner Wörtersammlungen mittheilen, indessen ich dort nur das Wichtigste zur Vergleichung heraushob.

Ich bezeichnete oben (S. 394) die Kaffernsprache im Allgemeinen als eine volltönende, weiche und wohlklingende Sprache, die aus einfachen, selten mehr als zweisilbigen Worten gebildet ist. Durch die langsame, bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen, offenen Selbstlautern und die deutliche Betonung der vorletzten Silbe, bekommt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang. Sie lautet fast wie Italienisch, es wird dem Europäer, von welcher Nation er auch sei, nicht schwer, die Laute beim ersten Hören nachzusprechen, und der Deutsche findet wenig Schwierigkeit, sie durch Niederschreiben mit den Schriftzeichen seiner Muttersprache, für sein Gedächtnifs zu bewahren. Diese allgemeinen Eigenthümlichkeiten gelten auch für den Dialect der Koossa, der sich jedoch darin von allen übrigen unterscheidet, dafs in ihm gewisse Schnalzlaute vorkommen, die sonst der Kaffernsprache fremd sind und nur durch den häufigen Verkehr der Koossa mit den benachbarten Hottentottenstämmen, namentlich mit den Gonaaqua's, in ihre Mundart übergingen. Diese Schnalzlaute werden auf dieselbe Weise gebildet, wie in der Sprache der Hottentotten, indem der geringere Grad durch ein schnelles Abziehen der Zunge von der hintern Seite der obern Vorderzähne, der stärkere durch ein ähnliches Abziehen der Zunge von den obern Backenzähnen, der stärkste aber durch eine Berührung des Zungenrückens mit dem Gaumen hervorgebracht wird. Die Hauptschwierigkeit bei der Nachahmung dieser Laute besteht darin, dafs zugleich mit ihnen ein Buchstabe ausgesprochen werden mufs. Die stärkern Zungenschläge, die man aufser diesen in der Hottentottensprache noch antrifft, kommen bei den Koossa nicht vor; überhaupt hört man sie selten und nur in den Worten, die aus der Gonaaquasprache in die ihrige übertragen worden sind. Ich be-

zeichne sie durch die Zahlen 1, 2, 3 über der Silbe, welche mit dem Schnalzen ausgesprochen werden soll, indem 1 den leichtesten, 3 den stärksten der unterschiedenen Schnalzlaute andeutet.

Ferner unterscheidet sich der Klang der Koossa-Sprache von dem der übrigen Kafferndialecte durch die völlige Abwesenheit des Schnarrlautes R, wodurch sie besonders weich und sanftklingend wird. Nur in einigen wenigen, entschieden hottentottischen Wörtern kommt das R vor, das dann aber nur mit Mühe ausgesprochen und von den Mehrsten durch ein L ersetzt wird. Dagegen gebrauchen die Koossa das F mit seinen verwandten Lauten V und W, die in den beetjuanaschen Dialecten fehlen; wiederum haben diese das R. Allen kafferschen Dialecten gemein ist ein gewisses Lallen, das ich durch das Zeichen des griechischen Circumflex ˜ über der Silbe, worin es vorkommt, anzudeuten versuche. Es besteht in einem bald leisern, bald stärkern Anstoſsen der Zungenspitze an den Gaumen und bewirkt bald, wenn dazu ein S, Sj oder Tj ausgesprochen wird, eigenthümliche unvollkommene Zischlaute, bald mit L, Sl, Kl und Tl, ein wirkliches Stammeln, wie es unter uns zuweilen als Fehler des Organs vorkommt, daher denn auch dieser Laut, vorzüglich beim ersten Hören, einem europäischen Ohre entschieden miſsfällt.

Die eigentlichen, vollkommenen Zischlaute, sowohl unser deutsches Sch, als das weichere französische Gé, fehlen in den Kafferndialecten, eben so kommt kein X vor. Hinter K, P und T hört man in vielen Worten eine scharfe Aspiration, ein deutliches H, welches daher, wo es in den aufgezeichneten Wörtern sich findet, durchaus nicht als müſsig angesehen werden muſs.

Die Diphthongen Au, Ou, Eu und Ai, die in den Hottentottendialecten so häufig und unter so mancherlei verschiedenartigen Dehnungen vorkommen, sind der Kaffernsprache ganz fremd. Dagegen hört man in jeder Silbe einen der einfachen Vocale, deutlich und mit wenigen Consonanten ausgesprochen. Unter diesen ist im Dialecte der Koossa U der häufigste, O der seltenste.

Die Koossa reden langsam und deutlich, in kurzen

Sätzen, zwischen welchen sie gröſsere oder kleinere Pausen machen. Ihre Declamation ist singend und rhythmisch, indem der Accent auf der vorletzten Silbe jedes Worts ruht und besonders die, in dem letzten Worte eines Satzes, lang gedehnt wird. Bei leidenschaftloser Rede ist die Haltung ihres Körpers ruhig, ohne Bewegung der Arme und Hände. Der Kopf aber wird beim Aussprechen des letzten gedehnten Wortes mit bedeutungsvoller Miene vorwärts gestreckt, oder nach der Gegend oder dem Gegenstande hin, von welchem die Rede ist, indessen sie gewöhnlich die Arme in den, über der Brust zusammengeschlagenen Mantel eingewickelt haben. Ihr Mienenspiel ist dabei nicht besonders lebhaft, desto ausdrucksvoller aber der Blick. Man liest in ihren Augen oft die ganze Meinung, während die Gesichtsmuskeln sich kaum stärker bewegen, als zur Aussprache der Rede nothwendig ist.

Da sie in kurzen Sätzen reden, so ist ihre Construction einfach und beim wörtlichen Uebersetzen leichter begreiflich, als die hottentottische, die mit willkührlichen Zwischensilben überladen ist. Sie haben keine wahre Artikel, keine Hülfszeitwörter und keine Endbeugungen weder der Zeitwörter, noch der Substantiven, von welchem Allen die unten angehängte Beispielsammlung deutliche Proben geben wird.

Den einfachen, aber abstracten Satz: Ich bin, vermag ihre Sprache nicht auszudrücken. Soll ein Zustand angegeben werden, so genügt es, das Personal-Fürwort dem Beschaffenheitswort anzuhängen, ohne vermittelndes Zeitwort. Das Zeitwort, ohne Pronomen ausgesprochen, deutet immer auf die dritte Person. Ihre Personal-Fürwörter ändern sich nach Maaſsgabe der Zeit, welche angedeutet werden soll. Aus diesen Aenderungen der Fürwörter erkennt man, ob von der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft die Rede ist. So werden ihre Zeitwörter conjugirt, ohne Hülfszeitwörter und ohne Beugungen. Ein Wort, auf welches ein besondrer Nachdruck gelegt werden soll, wird mehrmals schnell hinter einander wiederholt. Oft sind diese Wiederholungen wahre Frequentative, welche andeuten, daſs eine Handlung oft, oder schnell, oder mit Kraft geschehen sei. Bei den Koossa kommen diese Wiederholungen am mehrsten mit den Zeitwörtern vor, die

Beetjuanen hingegen wiederholen die dazu gehörigen Adverbien.

Der Dialect der Koossa hat noch das Eigene, daſs vor dem Aussprechen vieler Wörter, besonders der Substantive, die mit einem Consonanten anfangen, die Lippen erst geschlossen werden, so daſs man ein stummes M vorhört. Seltener klingt dieser Laut wie N, häufig aber wird noch ein Vocal hinzugenommen, so daſs eine volle Silbe: Am, Om, Um und In, dem Worte vorangeht. Die Willkührlichkeit dieser vorgehängten Silben wird bei öfterem Hören bald deutlich, geht aber auch daraus hervor, daſs man in andern Kafferndialecten dieselben Wörter, ohne diese Vorsilben in ihrer einfachen Gestalt antrifft. Der bedächtig redende Koossa scheint dadurch besonders der Langsamkeit und Deutlichkeit seiner Rede zu Hülfe kommen zu wollen. Es ist, als wolle er Zeit gewinnen, indem er den Mund erst schlieſst, um ihn zu öffnen. Hauptsächlich aber sollen dadurch Elisionen vermieden werden, daher auch immer zwischen zwei zufällig auf einander folgenden Vocalen ein N (ein wahres N ἐφελκυστικόν) zwischengeschoben wird. —

Einige speciellere Bemerkungen, werden besser neben dem folgenden Wörterverzeichnisse Platz finden, das ich zum Theil auf meiner Reise selbst gesammelt und nachher durch die Beiträge einiger Freunde vermehrt habe. Was aber das Beste darin ist, verdanke ich den Belehrungen des Herrn van der Kemp, der sich während eines längern Aufenthalts in der Capstadt (im November 1805) die Mühe nicht verdrieſsen lieſs, mir auf meine Fragen und Zweifel die gewünschte Auskunft zu geben. Schon früher hatte er dem Herrn General-Commissär de Mist ein Verzeichniſs von kafferschen Wörtern mitgetheilt, von welchem ich durch die Güte meines Gönners ebenfalls eine Abschrift bekommen habe, die mit meinen Sammlungen gut übereinstimmt. Herrn Alberti's Werk über die Kaffern enthält leider keine Beiträge zur Kenntniſs ihrer Sprache, indem er (gewiſs zu bescheiden) das, was er darüber erfahren, des Mittheilens nicht werth hielt. Wie wenig in den frühern Reisebeschreibungen Sparrmans, Le Vaillants und Barrows für die Linguistik geleistet, wie wenig über-

überhaupt solchen Untersuchungen im südlichen Africa vorgearbeitet ist, bedarf kaum einer Erinnerung, es soll nur den Mängeln meiner Arbeit zur Entschuldigung dienen.

Verzeichnifs
von Wörtern aus der Sprache der Koossa.

Mensch.	Uhmtŏ [1]).
Menschen, Leute.	Umuhntŏ.
Volk, Stamm.	Gabaantŏ.
Völker.	Gababaantŏ [2]).
Mann.	Indóda.
Frau.	Umfási [3]).
Vater.	Bao.
Mutter.	Mao. Uhma. Unina. Kunina. Njoko [4]).

Anmerkungen.

1) Das kurze O am Ende eines Wortes wird halb verschluckt, so dafs man beim Hören zweifelhaft bleibt, ob es ein O oder ein U sei.

2) Der Plural und die Collectiva werden durch Verdoppelungen einzelner, meistens der Hauptsilben gebildet, wahrscheinlich nach Analogie der oben angeführten Wiederholungen der Zeitwörter (Frequentativen).

3) Asi ist die allgemeine weibliche Endung. Bei den Kafferstämmen, die das R haben, lautet sie Ari.

4) Diese fünf Wörter für: Mutter sind uns zu verschiedenen Zeiten und von unterschiedenen Personen angegeben. Die beiden ersten scheinen jedoch die gebräuchlichsten.

Grofsvater von väterlicher Seite.	Injánja.
Grofsvater von mütterlicher Seite.	Ithi$\overset{3}{k}$a.
Grofsmutter.	Uhma-kulu.
Neugebohrnes Kind.	Bessána.
Kind überhaupt.	Uhmtoána [5]).
Knabe vor der Beschneidung.	Kwinkweh [7]).
Beschnittener Knabe.	Inkowála.
Junger Mann.	Indodána [5]).
Kleines Mädchen.	Kakasána.
Jungfrau.	Toombi.
Schwangere Frau.	Umithi.
Unfruchtbare Frau.	Us̃oolo.
Aelterer Bruder.	Umkl̃ueh [7]).
Jüngerer Bruder.	Omninálwe.
Schwester.	Udéda oder Dadéda.
Neffe, Bruderssohn.	Umnáko.
Nichte.	Ums̃lawe.
Vetter.	U-éhtu.
Oheim.	Baolúmi.
Tante.	Maolúmi [6]).

Glieder und Theile des menschlichen Leibes.

Kopf.	Um$\overset{3}{k}$logo.
Haar.	Inueele [7]).
Stirn.	Iwuhnsi.
Schläfe.	Its̃lawúnu.
Wange.	Isibeele [7]).

5) Ana ist die Diminutiv-Endung. Uhmtoána heifst wörtlich ein Menschlein, Indodána ein Männchen.

6) Diese beiden Wörter sind von Bao und Mao, Vater und Mutter, abgeleitet.

7) Ich unterscheide durch ee und eh zwei besondere

Backe.	Kandu-ihdu.
Auge.	Ameeslj̃o.
Augenbraune.	Ammassi.
Ohr.	Eelehbe oder Sinzehbe.
Nase.	Poomlu, Umpoomlu [8]).
Mund.	Mloomu, Umloomu [9]).
Zunge.	Mlume.
Zahn.	Ssihnju.
Zähne, Gebiſs.	Ammaassihnju [10]).
Lippe.	Leebe.
Kinn.	Isiléö.

Laute des langen e, deren erster dem ä näher verwandt ist, nach dem Beispiele von leeren und lehren in der reinen deutschen Aussprache. Es ist derselbe Unterschied, der im Französischen durch è und é ausgedrückt wird, z. B. père, même und été, beauté. Das einfache e in der vorletzten langen Silbe ist immer wie eh auszusprechen.

8) Auf ähnliche Weise unterscheide ich durch oo und ô die beiden Laute des langen o, deren einer in unserm: Thor, Ohr, Mond u. s. w. und in dem französischen au, der andre aber in dem französischen or, mort und in dem englischen oa (z. B. abroad) liegt.

9) Diese beiden Wörter mögen nur zum Beispiel dienen, wie das Um, das überdies oft wie Üm klingt, vor den Wörtern, die mit einem Consonanten anfangen, bald ausgesprochen, bald weggelassen wird. Ueberhaupt wird man bei aufmerksamer Vergleichung bald auf die Bemerkung stoſsen, daſs die Augmente in M den Labialbuchstaben vorgesetzt werden, indessen die in N nur mit den Dentalbuchstaben vorkommen. Vor G, K und S findet man abwechselnd bald M, bald N.

10) Das Wort Amma bezeichnet immer, wie hier, den Collectivbegriff. So wird von Koossa, Ammakoosina (das Land oder Volk der Koossa) abgeleitet, von Thumbe (ein Darm) Ammathumba (das Gedärm).

Bart.	Indéö [11]).
Hals.	Intamo.
Luftröhre.	Umkala.
Schlüsselbein.	Ingala.
Brust.	Isifuba.
Brüste.	Ibeele.
Schulterblatt.	Ig̃alaba.
Rücken.	Ums̃latna.
Bauch.	Össiésso.
Nabel.	Inkaba.
Arm.	Unkono.
Ellenbogen.	Kunehba.
Hand.	Isanga.
Finger.	Omnu.
Die Finger in der Mehrzahl.	Iminu [12]).
Daumen.	Isithuba.
Nagel.	Insipu.
Schenkel.	Umlensi.
Lende.	Umkoolo.
Nates.	Isunu.
Anus.	Umkuhndu.
Penis.	Uboolo.

11) Das ö am Ende dieser beiden Wörter wird halb verschluckt oder verhaucht, und erscheint überhaupt, wo es in kafferschen Wörtern vorkommt, nie lang oder betont, sondern immer nur als ein rundere Modulation des E.

12) Wieviel Mühe ich mir anch gegeben habe, bestimmtere Regeln über die Bildung des Plurals auszumitteln, so habe ich dazu doch nicht gelangen und in den gesammelten Beispielen durchaus keine Consequenz auffinden können. Spätere Forscher, denen längere Zeit zu ihren Untersuchungen vergönnt sein wird, als mir, werden darin ohne Zweifel glücklicher sein.

Testiculi.	Seenda.
Praeputium.	Iseende oder Isjabu.
Vulva.	Jumi.
Knie.	Idoolo.
Schienbein.	Ukong.
Knöchel.	Ökweele.
Fuſs.	Jénjäo.
Hacke.	Istheende.
Zehe.	Osowane.
Sämtliche Zehen.	Ammasowane.
Groſse Zehe.	Ubónsi oder Ithubjénjäo, Fuſsdaumen.

Namen von Thieren [13].

Wild überhaupt.	Sammakási.
Pavian (*Cynocephalus ursinus*).	Imfeene.
Grüner Affe (*Cercopithecus glaucus*).	Imkáo.
Löwe.	Guinjáma.
Parder (*Felis Pardus*).	Ingwa.
Leopard [14] (*Felis jubata*).	Ilósi.

13) Ich glaube mir ein kleines Verdienst um die Naturforscher, welche künftig das südliche Africa bereisen, zu erwerben, indem ich ihnen hier ein Verzeichniſs der Thiere des Kafferlandes nebst den Namen, welche sie bei den Eingebohrnen tragen, mittheile und ihnen so das Nachfragen erleichtere, zumal da manche darunter noch nicht genau beschrieben und Einzelne völlig neu sein möchten.

14) Nicht der Leopard des Systems, der mit unter F. Pardus begriffen ist, sondern der, den die Colonisten Luipaard nennen. Ueberhaupt halte ich es für nöthig, die Namen beizubehalten, die unter den holländischen Colonisten gebräuchlich sind, damit man sich auch diesen verständigen könne.

Wilde Katze (*Felis — ?*).	Booldla.
Wolf, Hyäne (*Hyaena crocuta*).	Unngjúka.
Jakal (*Canis mesomelas*).	Punguhtje.
Hund (*Canis familiaris*).	Inzja.
Hündin.	Inzjakasi.
Rother Mäusehund (*Viverra Caffra*).	Igála.
Grauer Mäusehund, Ratel (*Gulo mellivorus*).	Iliéhtse.
Schwarzer Mäusehund (*Mustela Zorilla*).	Ikháka.
Bisamkatze (*Viverra Civetta?*) [15].	Umpúku.
Elephant.	Ungliovo.
Rhinoceros.	Unkhombo.
Seekuh (*Hippopotamus*).	Imfuhbu.
Rindvieh überhaupt.	Inkómo.
Stier.	Kuhnsi.
Kuh.	Komokási oder Maas'.
Ochse.	Kábi.
Ungehörntes Rind.	Unkuva.
Kalb.	Metôle oder Mathôla *).
Junges Kalb.	Kojána.
Mageres Rind.	Inkomo inile.
Fettes Rind.	Inkomootje-leleejo od. Inkomo-ammafuta [16].
Büffel (*Bos Cafer*).	Ureáti.
Elenn-Antilope (*Ant. Oreas*).	Umpoof [17].

15) Was die südafricanischen Arten der Gattung Viverra betrifft, so herrscht darunter noch große Verwirrung, die jedoch hier nicht hinweggenommen werden kann.

16) Futa heißt Fett überhaupt, auch Butter.

17) Daher wahrscheinlich der Name Empophos bei einigen Schriftstellern.

Blaubock *(Ant. leucophaea)*.	Iputhi [18]).
Buschbock *(Ant. sylvatica)*.	Babehla.
Rehbock *(Ant. cinerea)*.	Ilisa.
Rietbock, Rohrbock *(Ant. Syrinx)*.	P'huhnsi.
Rother Rehbock (wahrscheinlich neu).	Ñala.
Springbock *(Ant. Euchore)*.	Pade.
Täucherbock, Duiker *(Antilope Grimmia?)*.	Puhnsi [19]).
Zwergbock, Oribi *(Ant. pygmaea)*.	Jula.
Schaf.	Immfu.
Schafbock.	Inguhnsi.
Mutterschaf.	Immfu-ingáni.
Lamm.	Itholeel-immfu.
Ziege.	Imbuhri.
Quagga.	Quagga.
Zebra.	D͠au [20]).
Pferd.	Haassi.
Schwein.	Ihaagwu.
Wildes Schwein (Boschvarken, *Sus aethiopicus*).	Guluhwe, Inguluhbe.

18) Nach van der Kemps und einiger Colonisten Behauptung kommt der Blaubock, den man in den Gegenden der Colonie, wo er sich sonst aufhielt, nicht mehr findet, noch ziemlich häufig im Kafferlande vor.

19) Dieser Name unterscheidet sich von dem des Rietbocks nur durch den Mangel der Aspiration in der ersten Silbe.

20) Unter eben diesem Namen kommt das Zebra in den mehrsten Hottentotten-dialecten vor.

Eine andere Art von wilden Schweinen (Vlakte-zwyn).	Innagu [21]).
Stachelschwein (Yzervarken, *Hystrix cristata*).	Innaénda.
Maulwurf (Bleſsmol, *Georychus capensis*).	Inthuko.
Maus.	Impuku.
Robbe (*Phoca vitulina?*).	Inguhsa.
Wallfisch (*Physeter macrocephalus*).	Umneenga.

Vogel.	Intáka.
Hahn.	Kukuduna.
Henne.	Kukukasi.
Küken.	Kukukwinjane [22]).
Geier (*Vultur percnopterus*).	Kalanga.
Kuikendief (*Falco paraſitus*).	Ums̃wása.
Strauſs.	Inngiba.
Schwarze Krähe (*Corvus Afer*).	Kwáwa.
Schwarze Krähe mit weiſsem Halsring (*Corvus albicollis*).	Ithboguhlu.
Papagay.	Koneene.
Luri (*Corythaix Persa*).	Guluhwi.
Honigweiser (*Cuculus indicator*).	Intáka-buhs.
Kranich.	Jéndöwe.
Reiher mit gelbem Federbusch.	Heem.
Wilder Pfau (*Otis*).	Zeeme.

21) Wahrscheinlich ist damit das Aardvarken (Erdschwein), der Ameisenbär (*Orycteropus capensis*) gemeint.

22) Die Kaffern hatten schon zu den Zeiten der ersten portugiesischen Entdeckungen zahme Hühner.

Feldhuhn (*Tetrao*).	Isl̃angu.
Ente.	Dada.
Zwei in der Colonie unbekannte Landvögel.	Peekwe. Sigehsi [23]).

Schildkröte.	Ingubhlo.
Frosch.	Izeele.
Kröte (mit Zähnen) [24]).	Gongóde.
Leguan.	$\overset{2}{\text{T}}$aam.
Salamander.	Ukhuchu.
Drei unterschiedene Arten von Eidechsen.	Inkuhmi. I$\overset{2}{\text{k}}$iliétj̃e. Ichô$\overset{3}{\text{k}}$ootj̃eene.
Schlange überhaupt.	Njóka.
Graue Busch-Schlange.	Naamba.
Gelbgestreifte Schlange.	Nuhssu [25]).
Grüne Wasserschlange.	K$\overset{2}{\text{h}}$aandi.
Grofse Pof-Adder.	Ichamba.
Berg-Adder.	In$\overset{1}{\text{t}}$hango.
Cobra-Capella.	P'himpi.
Vierfüfsige Schlange.	K$\overset{2}{\text{a}}$beh.

23) Ich habe es nicht gewagt, für die mehrsten der hier genannten Vögel, systematische Namen beizufügen, da ich sie theils nicht selbst gesehn habe, theils keine Namen dafür in den Handbüchern vorfinde. Desto reicher bleibt die Ausbeute für den späteren Reisenden.

24) Ich folge hier ganz Herrn van der Kemp, von welchem ich diesen und die folgenden Namen bekommen habe. Sie systematisch bestimmen zu wollen, würde ein sehr undankbares Geschäft sein.

25) Dies ist dieselbe, deren oben S. 585. erwähnt wurde.

Fisch.	Tl̃aansi.
Seekrebs.	Inkála.
Fliege.	Upukáne.
Ameise.	Bovani.
Ein Wurm, der heftig beiſst oder sticht.	Isibongu.
Eine groſse grüne Fliege, in welche sich dieser Wurm verwandelt.	Sbáo.
Köcherwurm, wahrscheinlich die Larve einer *Phryganea* oder dergleichen.	Tuhntsj̃ana.
Biene.	Injuhssi.
Laus.	Jentowala.
Floh.	Jentowakuhmba.
Schmetterling.	Insl̃águhs.
Scorpion.	D'audoáni.
Mantis.	Uhmtoamsuhlu, wörtlich: Kind des Himmels.

Theile von Thieren.

Horn.	Phôndo.
Elephantenzahn.	Phôndonungl̃ovo.
Hornscheide, hohles Horn.	Isikuhsjl̃o.
Haar.	Pôja.
Fell eines Thiers.	Isikhumba.
Federn.	Insiba.
Schwanzfeder.	Itsj̃oba.
Schwanz eines Vogels oder vierfüſsigen Thiers.	Umsila.
Schwungfeder.	Usiba.
Fleisch.	Jamma oder Injamma.
Knochen.	Thaambo.

Markknochen.	Ummongo.
Lunge.	Ip'hunga.
Athem.	Upefuhmla.
Herz.	Ip'hápu.
Magen.	Luhssu.
Niere.	Sinso.
Leber.	Isbihndi.
Gedärm.	Ammathumba.
Ochsenmist.	Pulongo.
Blase.	Isihnja.
Ei.	K[3]anda.
Milch.	Ammaassi.
Süfse Milch.	Lubihssi.
Geronnene Milch.	Kháka.
Biest (junge Milch).	Inthube.
Butter oder Fett.	Futa.
Honig.	Obuhssi.

Baum.	Immihti.
Krüppelbaum (*Protea conocarpa*).	Intsaassa.
Hoher Baum mit Pflaumen-ähnlichen Früchten, vielleicht *Zizyphus mucronatus*.	Ingonja.
Der grofse Dornbaum.	Ummuhnga.
Eine andre Art Dornbaum. (Beides species von *Acacia*).	Immieenga.
Katzendornbaum.	Umk[2]ak[2]oba.
Bohnenbaum (*Schotia speciosa*).	Ing[2]aam.
Hassagayenholz (*Curtisia faginea*).	Inslakusj̃áne.
Niesholz.	Umtháti.

Dintenbaum *(Protea — ?).*	T³kalangnee.
Buschtau, Pavianentau *(Cynanchum obtusifolium).*	Luhsi.
Kürbis.	Puhsi.
Kalbasse *(Cucurbita lagenaria).*	Liseelŏa.
Kaffersche Wassermelone *(Cucumis — ?).*	Ithanga.
Kaffernkorn *(Holcus Sorghum).*	Eemasomba.
Das Stroh oder die Stiele davon.	Sehle.
Mais.	Bona.
Aloë.	Ik'hala.
Tabak.	It'húba.
Schilfrohr.	In¹gongôlo.
Eine Art von Zuckerrohr.	Jeenfe.
Dacha *(Phlomis Leonurus).*	Uhsloane.
Pflanze, aus welcher Löffel gemacht werden [26]).	Umphômbo.
Eine bitter-aromatische Pflanze, die als wurmtreibendes Mittel gebraucht wird.	Jinga.
Eine gewisse efsbare Wurzel.	Nongo.
Gras.	Inghá, Tj̃ani, Uhtj̃aan.
Binsen.	Immihsi.
Pilz.	Koáne.

26) Alberti beschreibt diese Pflanze und ihren Gebrauch ausführlich. Sie hat einen platten Stiel von einem Zoll Breite und zwei Linien Dicke und von sehr hartfaserigem Gewebe. Dieser Stiel wird unten, wo er am breitesten ist, mit einem Stein so lange geklopft, bis sich die Fasern spalten und einen ordentlichen Pinsel bilden. Diesen tauchen sie in die Milch und führen sie so zum Munde. Aufserdem bedienen sie sich der Muschelschalen statt der Löffel. Die cultivirteren Beetjuanen schnitzen sich ordentliche Löffel von der Form der unsrigen, recht künstlich aus hartem Dornholz.

Holz.	Kuhni.
Dünn Brennholz.	T^{2}saassa.
Asche.	Uthútu.
Blatt.	In^{2}gábi.
Bast.	Kosa.
Samen.	Beeu.
Gummi.	Insl̃aka.
Harz.	Tina.

Thonerde.	Umdôhnge.
Sand.	Tl̃abati.
Kupfer.	Bangála.
Messing.	Zumbi-tsl̃ope.
Eisen.	Zumbi-linjáme.
Stein.	Iliétj̃eh.
Geschiebe, abgerundeter Stein.	Bongótoa.
Berg, Kuppe.	Intába.
Bergrücken.	Mango.
Felsenkranz, Flötz.	Iliwa.
Steiler Abhang, Wall.	Udonga.
Termitenhaufe.	Siduhla.
Schlucht.	Umfuhla.
Thal.	K'heebi.
Erde, festes Land.	Umsl̃ába.
Meer.	Loaanse.
Brandung.	Amása.
Fluſs.	Umlaambo.
Furth, Stelle zum Durchwaten.	Swuku.
Wasser.	Ammaansi.
Feuer.	Umlilo.
Flamme.	Fut'ha.
Rauch.	Uhmsi.
Schatten.	Umthunsi.

Sonne.	Lelanga oder Ilanga.
Mond.	Injanga.
Sterne.	Kwinkweies.
Abendstern.	Ngaandi.
Morgenstern.	Ikwees.
Siebengestirn.	Isl̃imeela.
Nacht.	Upsuhch.
Tag.	Imine.
Morgen.	Gomso.
Abend.	Kwakuhl̃su.
Himmel.	Isuhlu.
Wolke.	Ammáfu.
Donner.	Laduduhma.
Blitz.	Abaneeka.
Regen.	Infuhla.
Regenbogen.	Umjáma.
Schnee.	Seele.
Reif.	Inkôlosáne.
Nebel.	Inkuhngo.
Wind.	Moja.
Dürre.	K'homehle.

Wohnplatz, Dorf.	Ikhája oder Umsl̃aante.
Haus, Hütte.	Insl̃uh.
Viehkraal, Hürde.	Ut'hango.
Thür.	Umkango.
Fenster.	Isikhóba.
Der mittlere Pfahl der Hütte.	Intsehka.
Die Seitenstäbe.	Tonga.
Lagerstätte, Bett.	Mkaansi.
Schlafmatte.	Ukhuko.
Matte zum Essen.	Istheebe.

Krug zum Aufbewahren des Getränks.	Tsj̃ala.
Topf.	Imbisa.
Topfdeckel.	Isikikwe.
Kürbisflasche.	Kokombi.
Kürbisschale.	Indehbe.
Milchkorb.	Sihtj̃a oder T'huhnga.
Beil.	Zimbi.
Messer.	Tsj̃ehmi.
Messerscheide.	Islitsj̃eetsj̃a.
Hölzerne Spaten.	Sl̃ak'hulo.
Löffel.	$\overset{2}{I}$gabbehka.
Pinsel-Löffel.	Umsl̃onsa.
Dose von Schildkrötenschale.	Umkeeke.
Nadel, Pfrieme.	Silanda.
Beutel.	Inn$\overset{2}{ó}$hu.
Stöckchen zum Feuermachen durch Reiben.	Veethe.
Spiegel.	$\overset{2}{N}$adi [27]).
Geld.	Mali [28]).
Musicalisches Instrument, die 't$\overset{2}{G}$örrah der Hottentotten.	Ihadi.
Kleine Flöte von Rohr.	Umbaandi.
Hassagay.	Umk'hónto.

27) Ein von den Hottentotten erlerntes Wort. Als sie zuerst Europäer lesen sahen, nannten sie das Buch ebenfalls: Nadi, mit dem Zusatze ot'heeta: zum Sprechen, einen Sprechspiegel. Seitdem unterscheiden sie einen wirklichen Spiegel ebenfalls durch einen Zusatz und nennen ihn Nadi-ok'hangeela: Spiegel zum Kucken.

28) Eben so heifst auch Geld im Persischen. Die Koossa aber haben dies Wort von den Hottentotten, bei welchen es Mari lautet.

Hassagay mit viereckigem gezähntem Stiel.	Isagga.
Eine Handvoll Hassagayen.	Siggále.
Kirri, Wurfkeule.	Indúku.
Bosjesmansbogen.	Sipeeta.
Bogensehne.	Ummuhtj̃a.
Pfeil.	Umtôlo.
Schaft des Pfeils.	Udihsa.
Spitze des Pfeils.	Ingahla.
Feuergewehr.	Mpuh [29].

Mantel von Rindsfellen.	Inguhbo.
Mantel von Thierhäuten.	Uneebe.
Unterkleid der Frauen.	Iukjo.
Frauenmütze.	$\overset{3}{\text{N}}$gonse.
Schuh, Sohle.	Jetangwo.
Metallener Armring.	Uhs$\overset{2}{\text{k}}$ôlo.
Elfenbeinring.	$\overset{3}{\text{K}}$haga.
Finger- oder Zehenring.	Pseesana.
Thierknochen zum Halsschmuck oder als Amulet getragen.	Lubeengo.
Korallen.	Igaláka.

Speise.	Kuhlsl̃a.
Brod.	Isonka.
Hirsebrei.	Kóbi.
Salz.	Tj̃ua.
Kaffern-Bier.	Tj̃alŏa.

29) Soll offenbar den Knall eines Gewehrs andeuten.

Kaffern-Essig.	Tj̃ala.
Kaffern-Wein.	Inguhja.

Kaffer.	Koossa, Kaussa oder $\overset{3}{K}$aussa.
Kafferin.	$\overset{3}{K}$aussakási.
Hottentott.	Umlaŏ.
Bosjesmann.	Umtŏa oder Batŏa.
Ein Namaaqua.	Damma [30]).
Namaaqualand.	Dammeene.
Weisser, Colonist.	Umluhngo.
König, Herr.	Inkoossi (vergl. S. 476).
Königin.	Inkosakási.
Diener, Knecht.	Igosso.
Zauberer, Zauberin.	$\overset{3}{G}$eicha, $\overset{3}{G}$eichakási.
Freund.	Ums̃ilobo.
Kamerad,	Vandini.
Feind.	Immpi.
Dieb.	Indefajo.
Schelm.	Gwiga.

Schmerz, Krankheit.	Silônda.
Fieber.	$\overset{e2}{G}$éisäkwe.
Ausschlag.	Ukweekwe.
Kinderblattern.	Ing$\overset{3}{a}$gáka.
Blutfinne.	Int'húba.

30) Es wird sich in Zukunft ausweisen, ob mit diesem Namen nicht eigentlich die noch sehr wenig bekannten Dammaras, oder mit ihnen sämmtliche Hottentottenstämme an der Westküste gemeint sind, zu welchen die Namaaquas auch gehören.

Husten.	Kofeela.
Blähung.	Suhsa.
Hunger.	Lamba.

Beschaffenheitswörter.

Schön.	Jenkĩe.
Stark.	Ammaansĩa.
Schwach.	Thatháka.
Krank.	Fah.
Lebendig.	Lichihse.
Todt.	Puhla.
Vergnügt.	Tsala.
Betrübt.	Dammīle [31]).
Gehorsam.	Kovāŏ.
Ungehorsam.	Akōsa.
Geizig.	Wimba.
Faul.	K^{3}eena.
Betrunken.	Jang^{2}eela.
Hungrig.	Lambīle.
Alt, bejahrt.	Indāla.
Jung.	Ikhobōka.
Reich.	Fih.
Krumm.	Guelna.
Gerade.	Longa.
Aufrichtig, rechtschaffen.	Longīle.
Wahr.	Janīsa.

31) Von Damma: Trauer. Überhaupt sind alle Adjective mit der Endung īle, wie man auch aus einigen folgenden Beispielen sehn wird, deutlich von Substantiven oder sinnverwandten Adjectiven abgeleitet, uud diese Endung bezeichnet ohne Ausnahme ein Beschaffenheitswort.

Lügenhaft.	Khôkandīle, von Khôka, lügen.
Gut.	Kajeeke.
Böse.	Kuhmba.
Zornig.	Kuhmbīle.
Süſs.	M'maandi.
Sauer.	Immuhnje od. Muhngu.
Scharf.	Ameera.
Faulig.	Anuka.
Warm.	S̃juh oder Suhsu.
Heiſs.	Tsj̃ibu.
Kalt.	Trabba oder Ingihle.
Kalt. (vom Wetter)	Godoole.
Groſs.	Kuhlu.
Klein.	Intoanna.
Voll.	Iseele.
Viel.	Siniénzi.
Wenig.	Tuani.
Dunkel.	Kuhssāma.
Hell.	Khaanja.
Weiſs.	Tsl̃ope.
Schwarz.	Linjāme.
Roth.	Pongwu.
Gelb.	Libihlu.
Grün.	Luhssa-ossa.
Blau.	Ingwīwu.
Grau.	Ichoana.

Zeitwörter [32]).

Geben.	Pah, Nika od. Eetha [33]).
Nehmen.	T'habáta.
Kaufen, tauschen.	T'heenga.
Bezahlen, büſsen.	Sãula.
Bewahren.	Beeka.
Verbergen.	Fakka.
Suchen, bitten.	Fuhna.
Finden.	Fumána.
Wollen.	Wuhma.
Denken.	Buhla.
Glauben.	Sanga oder K'hoola.
Vertrauen.	Dsehla.
Lieben.	T'handa.
Hassen.	Sondŏa.
Hoffen.	Ingana.

32) Alle Zeitwörter enden auf a; die mehrsten, besonders die rein activen sind radical und gewöhnlich zweisilbig. Die abgeleiteten sind mehrsilbig und haben die Endung ana, ela oder essa. Die Neutra werden meistentheils durch die unveränderten Substantive oder Adjective von derselben Bedeutung ersetzt: z. B. Lamba, Hunger: Lamba, hungrig sein; Kuhmba, böse: Kuhmba, zürnen; Tsala, vergnügt: Tsala, sich freuen, u. s. w. Das beigesetzte Pronomen giebt ihnen die Gestalt von Zeitwörtern; es fehlt aber nur das vermittelnde Hülfszeitwort, das nicht ausgesprochen, sondern nur subintelligirt wird.

33) Unter diesen ist Nika noch von besondrer Bedeutung. Es wird nemlich theils in gleichem Sinne gebraucht, wie die beiden andern, theils bedeutet es in gewissen Zusammenstellungen: sich geben lassen, z. B. mit der ersten Person: Di nike, nicht: ich gebe, sondern: gieb her, vielleicht: mir gieb; mit der zweiten Person Futuri (O, wovon unten mehr) O nike, nicht: du wirst geben, sondern: du sollst bekommen.

Loben.	Koota.
Lügen.	K'hôkiéssa [34].
Schwören.	Fuhnga.
Recht handeln.	Longiéssa [34].
Lernen.	Funda.
Lehren.	Fundiéssa [34].
Sehen.	Pôna.
Zeigen.	K'hangeela.
Hören.	Kova.
Verstehn, riechen, prüfen.	Deewa.
Sprechen.	T'heeta.
Rufen.	P'hisa.
Zählen.	Bala [35].
Seufzen.	P'huhmla.
Blasen.	Wutheela.
Erhitzt seyn.	Igála.
Schwitzen.	Pila.
Träumen.	T'honga.
Weinen.	Lila.

34) Diese Beispiele, sowie noch einige folgende, geben Aufschlufs über die Form der Ableitungen. K'hôka: die Lüge, und zugleich: lügen, die Unwahrheit reden; Khôkandile: lügenhaft, Lügner; Khôkiéssa: lügen, eigentlich (nach van der Kemp): ein ganzes Gewebe von Lügen ersinnen; Longa: gerade; Longile: rechtschaffen; Longiéssa: recht oder aufrichtig handeln, u. s. w.

35) Seit sie Europäer zuerst haben schreiben gesehen, benennen sie diese Handlung mit eben diesem Wort und meinen also, der Schreibende zähle nur die Dinge. Dafs auch ein anderes, als das quantitative Verhältnifs sich durch Schriftzeichen ausdrücken lasse, ist ihnen, die sich, wie oben erwähnt (S. 464), täglich mit dem Zählen ihrer Viehheerden beschäftigen und ihrem Gedächtnisse höchstwahrscheinlich dabei auch mit Zeichen zu Hülfe kommen, noch nicht begreiflich.

Schlafen.	Lala.
Schleifen.	Lola.
Schneiden.	Siga.
Spalten.	Tj̃anda.
Binden.	Eeba.
Hacken.	Gaula.
Graben.	Limma.
Pflanzen.	Bina.
Säen.	Tj̃ala.
Kochen.	Peekä.
Nähen.	Thuhnga.
Melken.	Singa.
Machen, verfertigen.	Eensa.
Löschen.	Geima.
Bedecken.	Winga.
Zuschlieſsen.	Fala.
Aufschlieſsen, lösen, loslassen.	Fula [36].
Öffnen, entfalten.	Kila.
Falten, zusammenlegen, zurücktreiben.	Songa.
Brechen, zerbrechen.	P'hula.
Einschmieren.	T'hambiéssa [37].
Eisenschmieden.	K'handa.
Auf die Jagd gehn.	Singeela.
Fangen.	Amba.
Festhalten.	P'hamba.
Schlagen.	Peeta.
Stoſsen.	K'haba.
Tödten.	Puläba.
Sterben.	Fila.
Fechten, kämpfen.	Ilsa.

36) Daher auch Fula: es regnet, und Infuhla: Regen.

37) Von Thaamba: Mark, Fett.

Die Hassagay werfen.	Bieensa.
Laufen.	Dsj̃idima.
Schwimmen.	Sl̃amba oder Dada.
Tanzen.	Duda.
Gehen.	Hamba.
Sitzen.	Tsl̃ala.
Aufstehn.	Vuka.
Kommen.	Isa.
Bleiben.	Ima.
Abreisen, nach Hause gehn.	Kudúka.
Weggehn.	Muka.
Wegbringen.	Mukiéssa.
Hineinbringen.	Ginniéssa [38]).
Herausbringen, hervorbringen.	Chola.
Ausleeren.	Suhssa.
Aufhören.	Peesa.
Essen.	Jesl̃a.
Trinken (auch tränken).	Tseela.
Saugen.	Olaanj̃a.
Bewirthen.	P'huka.
Rauchen (Tabak).	Sj̃ail.
Rauchen *(neutrum)*.	M'muhs.
Heirathen.	'Mseeka.
Beschneiden.	Luka.
Heilen *(activ)*.	Polana.
Es regnet.	Fula.
Es donnert.	Duduhma.

Fürwörter.

Ich.	Mina oder Muna.
Du.	Öenna.

38) Von Ginna: innerhalb.

Er.	Luhmtŏ.
Wir.	T'hina.
Ihr.	Nina oder Nini.
Sie.	Luhmtŏ [39]).

Diese Personalfürwörter werden nur gebraucht, wenn die Person mit besonderm Nachdruck angedeutet werden soll, z. B. auf die Frage: wer? etwa wie die lateinischen *Pronomina* von derselben Bedeutung. In der gewöhnlichen Rede werden die Personalfürwörter durch gewisse, dem Zeitwort vor- oder angehängte Silben ausgedrückt, die nach der Zeit, die man andeuten will, wechseln und also gewissermaaſsen als Beugungen der Zeitwörter anzusehen sind. Folgendes Schema stellt diese Silben dar.

	Gegenwärtige Zeit.	Vergangne Zeit.	Zukünftige Zeit.
Ich.	Dia.	Di oder Indi.	Do.
Du.	Uja.	Ube.	O.
Er.	Ea.	Ebe.	Wo.
Wir.	Sija.	Sibe.	So.
Ihr.	Nija.	Nibe.	No.
Sie.	Paja.	Ebe.	Bona.

Die Regelmäſsigkeit und Consequenz in der Bildung dieser Zeitpronomen ist bemerkenswerth. Das Characteristische zur Bezeichnung der Person liegt in dem Consonanten, z. B dem D für die erste Person *Sing.*, dem S für die erste *Plur.*, dem N für die zweite, dem B oder P für die dritte. Dagegen verräth sich die Zeit durch den Vocal, das *Praesens* durch A, das *Perfectum* durch E, das *Futurum* durch O. Gewiſs eine sehr einfache und glückliche Combination. Diese Form der Personalfürwörter überhebt die Sprache der Koossa des Gebrauches der Hülfszeitwörter, die ihr auch ganz fremd sind,

39) Dieses Wort für die dritte Person ist offenbar aus Uhmtö: Mensch, und dem L zusammengesetzt, das den Demonstrativartikel abgiebt, also wörtlich: dieser Mensch, diese Leute.

obgleich sie in den Dialecten der Beetjuanenstämme vorkommen und dort das einzige Mittel zur Beugung der Zeitwörter abgeben. Hin und wieder erscheint jedoch auch in der Koossasprache das Di ku: ich gehe, als Hülfszeitwort zur Bildung des *Futurs*. Übrigens werden jene Silben bald dem Zeitwort vorgesetzt, bald hinten angehängt; ich kann aber nicht angeben, ob dies willkührlich oder nach gewissen Regeln geschehe.

Mein.	Eaam.
Dein.	Saam, Ako oder Lako.
Sein.	K'haluhmto [40].
Unser.	A-éthu.

Euer und Ihr wie: Dein und Sein.

Diese Possessivpronomen werden den Substantiven angehängt, z. B. Umfas'eaam: meine Frau; Inkomo-lako: Dein Ochse; Insĩuh-aéthu: unser Haus.

Der, das.	Le, Lo oder Lento.

Eine Art von Artikel, der zuweilen den Substantiven vorgesetzt wird [39], oder auch als Demonstrativpronom vorkommt, z. B.

Was ist das?	Ni-lé? oder Intoni-lo?
Jener, Jenes.	Lehs'.
Wer, welcher?	Bani, Kobanì.
Was?	Ni oder Inina.
Dieser, welcher.	I - i.
(Dieser Weg, welcher gerad'aus geht, dieser [ist] gut.)	(I sdeela, i longiléjo, i enkĩe.)
Keiner.	Ak'hu.
Niemand.	Ak'hu-n-uhmtŏ. (Kein - Mensch.)

40) Wörtlich: zu diesem Mann oder nach diesem Mann.

Vorwörter.

Nach, zu.	K'ha.
An, zu.	Au.
(Sprich zu ihm.)	(Théta au lé.)
Von.	Vel, Vela.
Bei.	Khan.
Oberhalb.	Peesuhlo.
Unterhalb.	Paaéntsi.
Innerhalb.	Ginna, Kuhsse.
Tief in.	Lombo.
(Tief im Wasser.)	(Lombo-n-ammaassi.)
Ohne, außer.	Ak'haku.
Mit.	Né, Na, N'.

(Eigentlich ist dies Né oder N' nur das Verbindungswort zweier Substantiven, z. B. Indoda-n-Umfasi, Mann und Frau; Induda-n-Inzja-kási, Hund und Hündin, eigentlich: männlicher und weiblicher Hund; T'huhnga-nin-Ammaas, ein Korb mit Milch.)

Beiwörter.

Heute.	Namsla.
Morgen.	Gomso.
Übermorgen.	Gomso omnje.
Gestern Abend.	Isôli.
Heute Abend.	Pesôli.
Täglich.	Umsla jonke.
So eben, vorhin.	Kadi.
Jetzt.	Kaloko.
Niemals.	Pagati.
Wo?	Epi oder Opu.
Da.	Appa.
Wohin?	P'hina.

Woher?	Vel a'phina.
Dahin.	Appája.
Daher.	Vel appája.
Hier.	Lindajo.
Hieher.	Najo.
Wie.	Sin.
Wie groſs?	Sin k'haka.
Wie viel?	Singa.
So groſs als.	Sin k'haka-gé.
Soviel.	Sinjens-jé.
So wie.	Gansj̃é.
(So heiſs wie Feuer.)	(Tsj̃ibu gansjé-n-umlilo.)
Ein wenig.	Innáni oder Inkháni.
Sachte, leise, still, ruhig.	Gôsĩi.
Schnell, laut, hart u. s. w.	Koneene.
Warum?	Kkéh oder Unani.
Ja.	Hé, Ewé oder Ewah.
Nein.	Haai.
Nicht.	Aiko oder An.
Das sei ferne.	Eonaantŏ.
Wohlan.	Ma.
Aber.	Uh.

Ausrufungen.

Hé, Héda.	Wa.
Verwunderung.	Uh, Au.
Miſsbilligung.	Ooih.
Schwur.	Non.
(Beim Chachábeh.)	(Non Chachábeh.)

Zahlwörter.

Eins.	Ihnje.
Zwei.	Mabini oder Sombini.
Drei.	Mat'hatu.
Vier.	Mani.
Fünf.	Masl̃anu.
Sechs.	Sikana.
Sieben.	Sit'handatu.
Acht.	— —
Neun.	T'huomne.
Zehn.	Sj̃ume.

Gewöhnlich deutet ein Koossa, wenn er die Zahl ausspricht, sie zugleich durch aufgehobene Finger an. Ja bei weitem die mehrsten nennen dabei das Zahlwort nicht, und überhaupt sind die Zahlwörter bei ihnen so wenig im Gebrauch, daſs es Mühe kostet, sie zu erfahren. So konnte Herr van der Kemp, ungeachtet seines langen Aufenthalts unter ihnen, nie den Namen für die Zahl 8 herausbringen, und mir ging es bei den Beetjuanen mit den Zahlen 5 und 9 nicht besser. Noch viel weniger sind Wörter für die höhern Zahlen: 20, 40 — 100, bekannt. Herr Barrow theilt deren zwar mit, scheint aber durch seinen Dolmetscher hintergangen zu sein, denn Keiner unter den Kaffern, denen wir seine Zahlwörter für 11, 12, 20 u. s. w. nannten, verstand, was mir damit wollten.

Proben einiger Redensarten.

Wo kommst du her?	Vel ap'hina.
	(Von wannen.)
Ich komme vom Guakúbi.	Di vela Guakúbi.
———	(Ich von Guakúbi.)

Wie heiſsest du?	Ni gamma láko. (Was Name dein.)
Ich bin ein Colonist.	Mina Umluhngo. (Ich Colonist.)
Wo ist deine Frau?	Epi-n-umfasi lake. (Wo Frau deine.)
Ich habe keine Frau.	Aiko-n-umfasi. (Nicht Frau.)
Laſs uns niedersitzen.	Ma-si-tsl̃ale. (Wohlan wir sitzen.)
Ich bin zu Pferd gekommen.	Diséne haassi. (Di: ich, isa: kommen, né: mit, haassi: Pferd.)
Ich komme aus dem Wald.	Di vel é sl̃at'hina.
Gieb mir Milch zu trinken.	Dĩ nike, di ts̃el ammaas. (Mir gieb, ich trinke Milch.)
Gieb mir Brod.	Di pé sonka. (Mir gieb Brod.)
Milch ist im Korbe.	Ammaas ase t'huhngéne.
Korn ist im Beutel.	Eemasomba as' inno[2]wéne.
Die Milch ist dick.	Ammaas avuthile.
Ich gehe melken.	Dia kù singa.
Gehst du melken?	Uja ku singana.
Schneide mir ein Stück Fleisch.	Di sigeel' injamma. (Di: ich, mir — siga: schneiden — le: dieses etc.)
Brate es mir.	Do usehle. (Do: mir [*Futur.*] usehla: braten.)
Koche es mir.	Do p'hekehle.
Das Feuer brennt nicht.	A-uhtsj̃e umlilo.

Die Hütte brennt.	Insl̃uh i a-ehtsj̃a.
Das Feuer raucht.	Umlilo nomsi.
Das Feuer geht aus.	Umlilo i g[1]nile.
Schüre das Feuer an.	Kwase la umlilo.
Das Essen ist heiſs.	Ukuhlsl̃a u sj̃usu.
Das Essen wird kalt.	Ukuhlsl̃a kup'hôle.
Das Essen schmeckt salzig.	Ukuhlsl̃a suna tj̃ua.
Ich muſs dir etwas sagen.	Di sa u kutj̃eela. (Ich zu dir rede.)
Hörst du nicht?	Aik' hova.
Ich verstehe nicht.	An diwa.
Vernimmst du es?	Uje soána.
Ich begreife es nicht.	An di kaas'.
Sprich laut, daſs ich's verstehe.	T'heeta k'hakúlu, di ésüeh.
Ich verstehe es.	Di sihle.
Was bringt ihr Neues?	Usáko t'hi nina.
Der Feind kommt.	Jesa immpi.
Laſs uns gehen.	Hamba si hambe. (Gehen wir gehen.)
Lauf geschwind.	Dsj̃idima koneene.
Geh nach Hause.	Ku duka.
Ich bin müde.	Di diniwe.
Ich werde dich schlagen.	Dia ku peeta òènna. (Ich gehe schlagen dich.)
Warte auf mich.	K'hau di lie͂nde.
Gieb mir Tabak zu rauchen.	Na di ts̃el it'huba. (Gieb ich trinke Tabak.)
Wo wohnt ihr?	Nini p'hina. (Ihr wohin.)
Wir wohnen am Sj̃ommi.	Thin' appaja Sj̃ommi. (Wir dorthin — —).
Hast du eine Frau?	Un Umfasina?

Ich habe zehn Kinder.	Di sj̃ume abanto anabaam.
	(Ich zehn Leute Kinder.)
Die Frau ist sehr reich.	L'umfaas' ufihlé hakuhlu.
	(Frau reich grofs (sehr).
Der Tag bricht an.	Kwiaassa.
Es ist sehr früh.	Kuhssa essa.
Die Sonne geht auf.	Ilanga liésa.
Sie bricht durch.	Lia p'huma.
Es ist heute windig.	Uko moja namsl̃a.
Die Sonne geht unter.	Lelanga zona.
Der Bruder kommt zurück.	Buja Umkluéh.
Er ist schnell gelaufen.	Ebe kitsimihle.
Das ist gut.	Tj̃api'le.
Du sagst recht.	Uja tj̃apa.
Binde die Kälber fest.	Neeb' in konjane.
Die Kuh hat gekalbt.	Iseele inkomo.
Diese Schafe kommen zu Haus.	Isimmfuhsa kuduka.
Das kleine Kalb ist fort.	Inkonjane sl̃arikīle.
Schlachtest du ein Rind?	Kheela ȯènna kheelani?
Ich will nicht.	An di vuhme oder an di k'haandi.
Der Hund hat mich gebissen.	In-di lumihle inzj̃a.
	(Ich [*Perf.*] gebissen Hund.)
Den Hund, welcher beifst, werde ich todtschlagen.	Inzj̃a le, i lumájo, do kupulába.
	(Hund jener, welcher beifst, ich [*Futur.*] tödten.)
Lafs uns jetzt aufstehn.	Ma si vuka kaloko.
Ich bin fertig.	Di ké wile.
Ich habe noch nicht zur Genüge.	An di ka sl̃uti.
Es wird regnen.	Ea ku fula.

Laſs uns durch die Furth gehen.	Ma su eele i swuku.
Der Fluſs ist voll.	Umlaambo useele.
Der Fluſs strömt.	Umlaambo i hamba.
Nein der Fluſs ist leer.	Haai, umlaambo uhtsihle.
Der Fluſs steht.	Umlaambo i ahtsihle.
Es wird ein Gewitter kommen.	Lea kuse bekeele.
Da donnert es.	Usuhlu la duduhma. (Himmel da donnert.)
Laſs uns nach Hause gehn.	Hambane kuduka.

Es mag an dieser kleinen Probe genügen, aus der sich bei aufmerksamer Vergleichung wohl noch manche Uebereinstimmung mit dem früher Gesagten ergiebt, wiewohl ich gestehen muſs, daſs mir selbst noch hin und wieder die Zusammenstellung der Worte dunkel und namentlich die Bedeutung mancher Zwischensilben fremd ist. An diesen Zwischensilben sind alle südafricanische Mundarten reich und ihr Sinn ist so wenig bestimmt und für jeden einzelnen Fall so oft ein andrer, daſs man mit der Erlernung der einzelnen Worte nicht ausreicht, sondern vielmehr die ganzen Phrasen sich einzuprägen suchen muſs.

Wie unvollständig nun also auch die hier mitgetheilten Bemerkungen sein mögen, so glaube ich dennoch, der Eingangs erwähnten Absicht entsprochen, für den Culturgrad der Koossa darin einen neuen Maaſsstab gegeben und künftigen Untersuchungen dadurch die Bahn geebnet zu haben. Auch für den, weniger auf Sprachforschung als auf andre Zwecke bedachten Reisenden können sie Nutzen haben. Denn keine Nation ist so wild, daſs sie nicht mit günstigern Augen den Fremdling ansehen sollte, der sich in ihrer Sprache auszudrücken bemüht. Und möchten die Kaffern doch die wildste und unbändigste des Erdbodens sein!

Zweite Beilage.

Zur Erläuterung der Karte.

Ich übergebe dem Publicum bei diesem ersten Theile meines Werks eine Karte von der Colonie an der Südspitze Africas, eine Arbeit, über deren Entstehen, über deren Mängel und Vorzüge ich vorläufige Rechenschaft schuldig bin, wiewohl eine vollständige Erklärung erst in dem geographischen Abschnitte des dritten Bandes Platz finden kann.

Man wird auf den ersten Anblick sich überzeugen, daſs diese Karte sich merklich von der Barrowschen und von der, in Absicht der Küste etwas verbesserten, Arrowsmithschen unterscheidet. Die Mängel jener ersten muſsten bei ihren übrigens groſsen Vorzügen vor den ältern Karten, dennoch, nach einiger Untersuchung auf den Reisen im Lande selbst, zu bald sich verrathen, als daſs die, für die genauere Beschreibung der Colonie mit so liberalem Geiste besorgten holländischen Befehlshaber, nicht darauf hätten bedacht sein sollen, ihnen abzuhelfen und etwas Vollendeteres darzustellen. Es wurden daher auf Veranstaltung des Generel Janssens zunächst die vorhandnen Materialien zur genaueren Darstellung der Südküste sorgfältig untersucht und von einigen geschickten See-Officieren auf mehrern Reisen zu Wasser und zu Lande von der *Tafelbay* bis zur *Algoabay* berichtigt und vervollständigt. Die Resultate dieser Untersuchungen wurden in einem sehr groſsen Maaſsstabe auf dem Papier entworfen

und gaben die erste Grundlage zu einer groſsen Karte der Colonie, in welche fürerst die Hauptpuncte nach der Barrowschen Karte oder nach den Berichtigungen derselben, die seine Schriften enthalten, eingetragen wurden. Die Reise des Gouverneurs, auf welcher er selbst sowie sein Aide de Camp, der Capitain Paravicini di Capelli alle Aufmerksamkeit auf die Berichtigung der Barrowschen Karte wendeten, lieferte schon eine groſse Menge Verbesserungen, die eben so sorgfältig in die neue Karte eingetragen wurden, als die spätern, die ich auf meiner Reise im Gefolge des General-Commissärs de Mist zu machen Gelegenheit hatte. Jedoch waren auf diesen beiden Reisen keine astronomische Untersuchungen zur Ortsbestimmung angewendet worden und die ungefähren Bestimmungen nach dem Compaſs und der zurückgelegten Stundenzahl lieſsen offenbar immer sehr viel an Genauigkeit zu wünschen übrig. Erst auf meiner dritten Reise ward ich durch einige gute Instrumente, die mir das Gouvernement mitgab, in Stand gesetzt, genauere Bestimmungen zu veranstalten, von welchen, soweit meine Reise die Colonie berührte, treulich auf dieser Karte Gebrauch gemacht worden ist.

Ich muſs es den Männern, die ich während meines Aufenthaltes in Africa als so gütige Vorgesetzte zu verehren hatte, hier öffentlich danken, daſs sie mir nach unsrer Zurückkunft in Europa, die groſse, von dem geschickten Zeichner Jones am Cap auf die eben angegebene Weise zusammengetragne Karte im Original mittheilten und mir davon, sowie von einigen andern geographischen Materialien, für mein Werk Gebrauch zu machen verstatteten. Wenn die Ausführung des Stichs, der in diesem Augenblick noch nicht beendigt ist, ganz nach meinem Wunsche gelingt, so hoffe ich, werden die Leser selbst in diesen Dank mit einstimmen. — Indessen waren die Schwierigkeiten dennoch nicht gering, als bei der angekündigten Herausgabe meiner Reisebeschreibung, die Karte auf einen kleinern Maaſsstab gebracht und mit den noch später hinzugekommenen Verbesserungen, die meine Materialien enthielten, bereichert werden sollte. Wie sorgfältig hier verfahren werden muſste, leuchtet von selbst ein, da die richtig bestimmten Puncte oft eine andre Lage bekamen, als

sie auf den frühern Entwürfen hatten, und die daneben liegenden, von mir nicht besuchten Gegenden, nun natürlich nicht mehr genau an sie paſsten. Die Wahrheit oder vielmehr die gröſste Wahrscheinlichkeit konnte hier nur durch eine Art von Interpolation gefunden werden, zu welcher überdies noch eine Menge südafricanischer Reisejournale, in deren Besitz ich bin, berichtigende oder bestätigende Data lieferten. Ich muſs auch mein Glück preisen, daſs es mich an unserm rühmlichst bekannten Geopraphen, Herrn Gottholdt, einen treuen Gehülfen finden lieſs, der nicht nur die Projection der Karte übernahm und die Hand eines geschickten Zeichners leitete, sondern mir auch zur Ueberwindung jener Schwierigkeiten mit Liebe für die Sache die Hand bot. Ein Uebelstand war es, daſs die Gestalt der Gebirge in manchen Gegenden, wo neuere Data fehlten und wo also die Barrowsche Karte als die beste zu Gebot stehende Quelle benutzt werden muſste, dadurch eine Unsicherheit bekam, daſs dort alle Berge nach alter Weise in der Profilzeichnung dargestellt sind, die wenig Genauigkeit verstattet und weder den Umfang noch die Richtung des Gebirges erkennen läſst. Daſs überhaupt dort die Berge nur gleichsam aufs Gerathewohl angedeutet, nicht sorgfältig geographisch gelegt sind, ist eine Folge eben dieser bequemen Manier, die um so mehr Tadel verdient, da sie zu den bedeutendsten Irrthümern Veranlassung gibt und an den Stellen, wo die Gebirge in mehr oder weniger rechten Winkeln auf einanderstoſsen, Durchgänge oder Thäler vermuthen läſst, die gar nicht vorhanden sind *).

*) Man vergleiche z. B. nur oberflächlich die Gegend um die Quellen des *Rivier zonder end*, *Fransche hoek* und *Drakenstein* auf der Barrowschen, Arrowsmithschen und unsrer Karte. Arrowsmith, der es versuchte, die Berge aus der Barrowschen Profilzeichnung in eine Plandarstellung zu bringen, hat hier, wo gerade einer der mächtigsten Gebirgsknoten liegt, eine völlige Fläche und überhaupt ist seine ganze Gebirgszeichnung noch viel unwahrer geworden, als die Barrowsche, weil ihm zu dieser Umarbeitung wahrscheinlich die Hülfe eines Ortskundigen fehlte. Eben daher ist auch die Bertuch-Reinekesche Karte von Süd-Africa eine so

Eine Karte, die wie die unsrige auf einem beschränkten Raume einen großen Länderumfang von mehrern tausend Quadratmeilen darstellen soll, kann wohl auf grofse Genauigkeit im Einzelnen unmöglich Anspruch machen. Mit desto gröfserm Rechte aber darf man von ihr fordern, dafs sie von der Gestalt des Landes, von den Hauptgebirgszügen und ihrem Zusammenhange eine klare und richtige Vorstellung gebe. Und gerade diese Bergketten und ihre Richtung und Verbindung sind es, aus welchen sich die Gestalt und manche, scheinbar climatische Eigenthümlichkeit der africanischen Südspitze am besten entwickeln und erkennen läfst. Ich habe dieser Entwickelung einen andern schicklichern Platz in meinem Werke bestimmt, daher hier nur soviel, als zur Erläuterung der Karte erforderlich ist.

Zwei grofse Gebirgsreihen ziehen sich, die eine parallel mit der Westküste und von ihr durch ein sandiges Vorland von 5 bis 10 Meilen Breite geschieden, die andre im Osten, näher und mit häufigen, dem Aequator parallel laufenden Zweigen an die Küste tretend, von Norden nach Süden hinab. Beide sind durch drei, von Westen nach Osten laufende Bergketten verbunden, die eben soviele Terrassen zwischen sich frei lassen und eine von der andern ungefähr zwei bis drei Breitengrade entfernt sind. Die erste von diesen (die südlichste) verzweigt sich an mehrern Puncten mit der westlichen und aus den Knoten, welche beide zwischen *Tulbagh* und dem *Bokkeveld*, sowie zwischen *Drakenstein* und dem *Bosjesveld* mit einander bilden, entspringt nun das grofse Gebirge, das sich unter dem Namen des schwarzen Berges *(zwarte Berg)* wie eine steile Mauer, nur an wenigen Puncten von den *Karrooflüssen* durchbrochen, bis an die *Algoabay*

sehr verfehlte Darstellung, weil die Barrowschen Bergprofile ganz mifsverstanden und die unbeträchtlichern Höhen um so Vieles zu stark angedeutet sind. Auf der Arrowsmithschen Karte, die 1806, zur Zeit der letzten Besitznahme durch die Engländer, erschien, sind zwar die bessern Längenbestimmungen für einzelne Puncte der Südküste benutzt, dadurch aber auch die Zwischenräume zwischen ihnen und den unbestimmt gebliebenen desto unrichtiger geworden.

erstreckt. Das Vorland, das zwischen ihr und der Südküste übrig bleibt, wird in der letzten Hälfte immer schmaler; kleine Zweige des Gebirges ziehen sich schon bei *Mosselbay* und *Plettenbergsbay* in ost-süd-östlicher Richtung an der Küste ins Meer und geben diesen Baien die auffallende Aehnlichkeit ihrer Gestalt; gröſsere Abhänge mit waldbewachsenen Schluchten laufen von da weiter, mit einander parallel an der Küste hin und bilden, wo sie ihre Arme ins Meer strecken, die Busen der *kromme Riviers*- und *Algoabay*.

Gegen Norden bildet das schwarze Gebirge mit weniger steilen und tiefen Abhängen geräumige lange Thäler, von denen *Kochmans-kloof*, *'tKango*, der Thalweg des *Olifantsriviers* und *lange Kloof* die bedeutendsten sind. Nur an wenigen Puncten, und auch da nicht ohne Gefahr und Beschwerde, übersteiglich, hebt es die Gemeinschaft zwischen dem Küstenlande und der, um einige tausend Fuſs höher liegenden zweiten Terrasse gänzlich auf. Diese, *die groſse Karroo* *) füllt in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung den Raum zwischen dem schwarzen Gebirge und der zweiten groſsen Bergreihe, die im Westen, wo sie sich mit steiler Fronte erhebt und gegen Norden als schräge Fläche sich neigt, die *Roggevelden* trägt, in der Mitte, weniger bewohnbar und bis jetzt noch unbekannter, *Nieuweveldsbergen* genannt wird und endlich im Osten mit andern, von Norden und Süden heranziehenden Gebirgen den merkwürdigen Gebirgsknoten der *Sneeuwbergen* bildet. Herr Barrow nennt diese zweite Bergkette die höchste im südlichen Africa. Sie ist es aber nur auf seiner und unsrer Karte, denn weiter hinauf folgt noch eine höhere, ebenfalls von Westen nach Osten laufende: die *Karreeberge*, die auf der Karte zum zweiten Bande dieses Werks dargestellt und näher beschrieben werden soll.

Es war keine leicht zu lösende Aufgabe, diese Gestalt der Gebirge, diese stufenartige Aufhöhung des Landes durch Feder- und Griffelzeichnung auszudrücken. Die oft erneuerten Versuche, die mangelhaft erkannte Manier durch eine genügen-

*) Man erinnere sich der ausführlichen Beschreibung davon S. 195 u. ff. dieses ersten Theils.

dere zu ersetzen und der Wunsch, dem Publicum etwas möglichst Vollkommnes zu liefern, liefsen keine beschleunigte Vollendung der Karte zu und sind hauptsächlich Schuld an der verspäteten Ausgabe dieses ersten Theils meiner Reisebeschreibung geworden, der seit dem Anfange dieses Jahrs fertig gedruckt ist. Wenn indessen ungeachtet dieses sorgfältigen Strebens der Leser mit mir noch vieles an der beabsichteten Vollkommenheit vermifst, so erkenne er auch mit mir, dafs wir in einer Zeit leben, die der Darstellung vollendeter Kunstwerke nichts weniger als günstig ist, und dafs in einer solchen auch der liberalste Verleger Ansprüche auf die Billigkeit des Publicums und des Schriftstellers zu machen hat. Ich darf mit Zuversicht versprechen, dafs der zweite Band dieses Werkes auch von dieser Seite reicher ausgestattet sein werde, da wir, weniger von der Zeit gedrängt und schon durch manche harte Erfahrung gewitzigt, die Hindernisse zu vermeiden und zu besiegen wissen werden, die bisher unsrer guten Absicht so oft im Wege standen.

Das Verdienst soll aber meine Karte wenigstens haben, dafs sie als treu und wahr zu erkennen sei, wie mein schriftlicher Bericht selbst. Darum will ich nun noch ehrlich bekennen, wo es ihr hauptsächlich fehlt, damit ein späterer Reisender auf diese Fehler sein Augenmerk richte und die Karte einst um eben so Vieles verbessert darstelle, als sie selbst ihre Vorgängerinnen übertrifft.

Was die nächsten Umgebungen der Capstadt anlangt, so ist hier Alles so gut, wie es der kleine Maafsstab nur immer erlaubt *) und Vieles ansehnlich richtiger als bei Barrow. Aber gleich die Lage der *Saldanhabay* ist noch durchaus nicht sicher. Auf der Barrowschen Karte liegt sie ohne allen Zweifel um einige Minuten zu südlich, dagegen auf meinen capischen Originalkarten so weit nördlich, dafs ich einen Irrthum des Zeichners vermuthen mufs. Ich habe daher von vier sämtlich von einander abweichenden Breitenbestimmungen das arithmetische Mittel genommen und sie danach ge-

*) Eine Karte von der Cap-Halbinsel in ziemlich grofsem Maafsstabe wird zum dritten Bande geliefert.

legt, so daſs denn auch die Entfernungen von der Capstadt und von *Tülbagh* u. s. w. jetzt genau damit zusammentreffen. — Wenn ich mich ferner rühmen darf, das Gebirge von *Hottentottschholland*, *Stellenbosch*, *Paarl* u. s. w. bis an die Quellen des *Olifantsriviers* sehr richtig dargestellt zu haben, so kann ich ein Gleiches nicht von dem Theile preisen, der weiter hinauf folgt. Freilich ist der Lauf des *Olifantsriviers* und was zunächst an unsrer Reiseroute liegt, möglichst verbessert, jedoch bleibt westlich von da ein groſses Stück Land nebst der Küste, das gröſstentheils von der Barrowschen Karte entlehnt ist und für dessen Richtigkeit ich nicht einstehen kann. Dasselbe gilt von dem Gebirge östlich vom *Olifantsrivier* bis nach dem *On-der-Bokkeveld* hinauf, das ich ebenfalls nicht selbst bereist, sondern nur nach den besten Quellen und Berichten entworfen habe. Die *Khamiesbergen* und *Koperbergen* sind nun gar noch ein unbekanntes Land und warten, sowie alles, was dann weiter nach Norden folgt, auf genauere Untersuchung. Desto mehr darf ich mir auf den Theil der Karte einbilden, der die Länder von der Südküste, westlich vom *Cap Agulhas*, bis nach den *Roggevelden* hinauf besonders von *Tulbagh* und *Hexrivier* bis dahin begreift. Ich habe ihn dreimal durchreist und die Lagen der Örter gründen sich gröſstentheils auf astronomische Ortsbestimmungen. Besonders sind die *Karroo* und die zunächst von unten und oben daran stoſsenden bewohnten Gegenden hier mit Sorgfalt gearbeitet. Den *Zwartebergen* selbst wird man es, wenn ich etwa die sehr bekannte südlicbe Fronte ausnehme, leicht ansehen, daſs es mir bei ihrer Entwerfuug an genauer Kenntniſs ihrer innern Parthien fehlte. Ich habe nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem innern Zusammenhange der Thäler und Höhen, die dieser breite Gebirgszug in seinem Innern bildet; es ist daher fürerst Alles nur, wie auf der Barrowschen Karte, als Andeutung zu betrachten. Da die merkwürdigen, erst nach meiner Abreise entdeckten Tropfsteinhöhlen in *'tKango*, in der Folge wahrscheinlich die Reisenden häufiger als bisher in jene Thäler locken werden, so ist zu hoffen, daſs auch dieser beschwerliche Theil der Colonie bald richtiger werde dargestellt werden. Die Küstenländer

südlich von den *Zwartebergen*, sind der bei weitem am häufigsten bereiste Theil der Colonie und daher möchte, wenn man nicht Specialkarten davon liefern will, nicht viel daran zu verbessern sein, auch war in diesem Striche, wenn ich die fehlerhafte Lage der Baien ausnehme, die Barrowsche Karte schon sehr verdienstlich. Desto mehr gab es an der Kafferschen Grenze hin zu berichtigen und hier hat Alles eine ganz andre Gestalt gewonnen, von der ich indessen nur behaupte, daſs sie fehlerfreier, als die auf der Barrowschen Karte, nicht aber, daſs sie keiner Verbesserung fähig und bedürftig sei; denn die Lage der Flüsse und Berge ist hier nur nach den Abständen und nach dem genommenen Course berichtigt. Dasselbe gilt von dem Laufe des *groſsen Fischflusses*, von *Agterbruintjeshoogte*, *Zwagershoek* u. s. w. Die Lage von *Graaff-Reynett* ist wieder nach einer astronomischen Bestimmung durch Englische Ingenieurs, verbessert und die Gestalt der *Sneeuwbergen* sowie des ganzen Landes nördlich von diesen, nicht ohne groſse Mühe und Sorgfalt, mit den besten, zu Gebote stehenden Angaben in Uebereinstimmung gebracht. Das kahle und dürre *Nieuweveldsgebirge* ist von mir nicht bereist und überhaupt in Absicht seines innern Zusammenhanges noch ganz unbekannt. Daher kann die Darstellung davon auf unsrer Karte, nur soweit sie die südliche Wand desselben betrifft, auf einige Genauigkeit Anspruch machen. Die *groſse Karroo* hingegen verdient wieder gröſsern Beifall und es ist dem Zeichner ganz nach meinem Wunsche geglückt, eine Manier in der Behandlung des Terrains zu finden, die das Eigenthümliche davon ausdrückt.

Was die Namen der Örter betrifft, so sind sie sämtlich nach holländischer Aussprache zu lesen. Ich habe mir hierin eine besondre Sorgfalt zur Pflicht gemacht, da doch eine gewisse Einheit der Rechtschreibung durchaus erforderlich ist und da die mehrsten Namen auch deshalb Holländisch geschrieben werden muſsten, weil sie aus holländischen Wörtern zusammengesetzt sind. Ich würde ein ganzes Register allein mit den Namen füllen können, die auf den Karten meiner Vorgänger aus Unkunde der holländischen Sprache fehlerhaft geschrieben und oft so entstellt sind, daſs man sie

mit der gröfsten Mühe nicht wiedererkennt. Besonders gilt das von den Karten, die zu den deutschen Uebersetzungen der Le Vaillantschen und Barrowschen Reisen geliefert wurden, auf welchen man die, von dem Engländer oder Franzosen, bald nach seinem Gehör, bald nach dem abgelesenen Holländischen, niedergelegten Namen sämtlich wie aus einer und derselhen Sprache in die deutsche Rechtschreibung (oft gar nach obersächsischem Dialect) übertragen findet. Von den eigentlichen Mifsverständnissen, aus welchen oft die abgeschmacktesten Uebersetzungen entstanden sind, will ich gar nicht einmal reden. Ich habe auf einige derselben schon in der Reisebeschreibung selbst aufmerksam gemacht. Keine aber unter allen Karten ist reicher an falschen Namen, als eben die neueste von Arrowsmith, auf welcher mehr als die Hälfte einer Berichtigung bedürfen.

Da unsre Karte hauptsächlich dazu dienen soll, die Beschreibung des auf der Reise genommenen Weges zu versinnlichen, so sind alle in dem Buche genannte Örter sorgfältig auf die Reiseroute eingetragen und selbst die mit aufgenommen worden, die, wenn man nicht diese Absicht vor Augen hatte, zu unbedeutend gewesen sein würden. Auf den übrigen Theilen der Karte aber habe ich die Namen der Ausspannplätze, der kleinen Bäche und Quellen weggelassen, weil der Schrift sonst zuviel geworden und die Zeichnung dadurch verdunkelt sein würde. Künftige Reisende werden selbst die Namen vieler Colonistenwohnungen noch vermissen. Sie aber alle zu liefern war fast eben so unmöglich und unzweckmäfsig, als auf der Karte einer europäischen Gegend in eben dem Maafsstab, jedes Vorwerk und jede Mühle namentlich mit aufzuführen. Da die mehrsten Namen sich nur auf ein einzelnes Haus oder eine einzelne Hütte beziehn, so mufste nothwendig eine Auswahl getroffen werden. Ich habe aber versucht, die wichtigern Puncte auf die gewöhnliche Weise durch gröfsere Schrift zu unterscheiden.

Die Angaben der Tiefen auf der *Agulhasbank* und längs der übrigen Küste sind aus Arrowsmiths Karte entlehnt, die man in dieser Hinsicht wohl als Autorität gelten lassen darf.

Die den zweiten Band begleitende Karte wird auf einem Blatt von derselben Gröſse, als das vorliegende, die Südspitze Africa's bis zum 20sten Grad S. B. darstellen, meine Reiseroute zu den Beetjuanen, die Namen der wilden Völker, die in diesem innern Lande noch wohnen, und in dem Raum der Colonie, einige Angaben über die Höhe und Beschaffenheit der Gebirge, über die Productivität einzelner Striche und die darin vorkommenden Thierarten u. s. w. enthalten, also eine genauere Erklärung dieser ersten Karte, besonders für Naturhistoriker und Geologen zu geben im Stande sein.

Dritte Beilage.

Erklärung der Kupfer.

Die Zeit, in der wir leben, gebietet Entsagung. Mancher Wunsch muſs schweigen, manche Hoffnung unerfüllt bleiben. So erscheinen denn auch die Kupfer, die dieses Buch zieren sollen, mit Ansprüchen vielmehr auf die Billigkeit des Publicums, als auf seine Bewunderung. Ich habe nie daran gedacht, ein Prachtwerk aus meiner Reisebeschreibung zu machen, denn die Beschaffenheit der mitgebrachten Skizzen lieſs eine Ausführung derselben in hoher Kunstvollkommenheit nicht zu, aber gern hätte ich sie wenigstens in etwas gröſserm Maaſsstab dargestellt gesehen. Doch konnte dies nicht geschehen, ohne dem Käufer das Buch ansehnlich theurer zu machen. Daher denn dem Drange der Umstände nachgegeben und der darstellende Theil des Buchs so geliefert werden muſste, wie ihn die Leser jetzt vor sich sehen. Zufällig sind die Skizzen, die sich auf diesen ersten Theil beziehen, unter allen die ich besitze, die am wenigsten anziehenden und bezeichnenden. Andre, die in dieser Hinsicht mehr Glück gemacht haben würden, habe ich geglaubt verwerfen zu müssen, weil die Phantasie des Zeichners bei ihrer Ausführung zu thätig gewesen war und soviel zu ihrer Verschönerung gewirkt hatte, daſs darüber die Treue verloren gegangen war, die ich mir einmal als das erste Erforderniſs zu dem Glück meines Werks vorgestellt habe. Auch in die-

ser Hinsicht wird der folgende Band reichlicher ausgestattet sein, indem theils die Materialien brauchbarer, theils die dargestellten Gegenden malerischer und interessanter sind und den Character der africanischen Natur deutlicher ausdrücken.

Das erste Blatt in diesem Bande stellt den Punct aus der grofsen westlichen Gebirgskette dar, wo mit Hülfe eines etwas vorspringenden Bergrückens der Weg, den die Colonisten *Pikenierskloof* nennen, über die steile Gebirgsmauer geführt ist. Man sieht zur Rechten und Linken noch einen Theil der fast senkrecht gebrochenen Sandsteinflötze, die die obere Schicht des Gebirges fast nach seiner ganzen Länge ausmachen. Im Vordergrunde ist die Reisegesellschaft, im Zuge begriffen, dargestellt, wie sie nach der Tagereise des 24sten Octobers, der zur Linken liegenden Pächterei zueilt, um am folgenden Tage den Weg über das Gebirge anzutreten. Um die Landschaft noch etwas mehr zu beleben, sind die Lastwagen schon im Hinaufziehen gedacht, ein Anachronism, der wohl kaum einer Entschuldigung bedarf und sich, sowie die übrigen Stücke des Bildes aus der Reisebeschreibung (S. 102 u. ff.) von selbst erklärt.

Auf dem zweiten Blatt (zu S. 377) ist eine Ansicht des Etablissements an der *Algoabay* geliefert. Man steht im Westen davon und sieht sich durch den *Baakerivier*, der gleich rechts in die Bay fliefst, von der Landschaft getrennt. Auf der Höhe zur Linken liegt das kleine *Fort Fredric*, unten nahe am Flusse das Blockhaus. Das Haus des Commandanten und die Wohnungen der Officiere liegen weiter zurück, man übersieht ihre Reihe nur in der Verkürzung. Der Zeichner (Oberstlieutenant von Howen in Amsterdam) hat im Vordergrunde abermals die Reisegesellschaft angebracht, die ihren Weg aber eigentlich nicht über diesen Flufs, sondern ostwärts in der entgegengesetzten Richtung nahm, welches ich anführen zu müssen glaube, damit der Leser, der die Karte mit dem Texte vergleicht, nicht desorientirt werde. Eine andre Ansicht dieser Gegend von der See aus habe ich unbenutzt gelassen, da Alberti zu seiner Beschreibung der Kaffern einen Kupferstich davon gegeben hat.

Die dritte Zeichnung zu S. 406 giebt auf der einen Hälfte

das Bild eines Kaffers und einer Kafferin vom Stamme der Koossa, das ich gröfstentheils von einer Abbildung in Albertis Beschreibung dieser Nation entlehnt habe; die andre Hälfte ist zur Darstellung einiger kafferschen Hausgeräthe benutzt, deren Erklärung sich in dem Verfolg des dritten Abschnittes vorfindet.

Durch das vierte Kupfer soll hauptsächlich die Beschreibung, die S. 558 und an andern Stellen von der Einrichtung unsrer Feldlager an der kafferschen Grenze gegeben ist, versinnlicht werden. Diese Beschreibung selbst diene wiederum zu seiner Erklärung. Die Skizze dieses Bildchens wurde bei dem Campement am *Koegaflusse* entworfen. Die Menge der besuchenden Kaffern vermehrt die Zahl der auf diesem Blatt dargestellten Personen.

Das letzte Blatt giebt die Ansicht des S. 607 und 608 erwähnten Berges, den ein alter preussischer Kriegsmann zum Beweise, wie lieb ihm die vaterländischen Erinnerungen blieben, mit dem Namen *Spandau* belegte. Das Bild ist dazu geeignet, eine ziemlich richtige Vorstellung von dem eigenthümlichen Wesen africanischer Landschaften zu geben. Diese parallelen Flötze, diese nackten Bergrücken und diese trocknen mit dünnbelaubten Mimosen bewachsenen Flufsbetten wiederholen sich leider nur zu oft in diesem Lande. Weiter im Hintergrunde sieht man das Dorf *Graaff-Reynett*, das hier freilich so lachend nicht erscheint, als es dem vorkommt, der die unwirthbaren Flächen von *Camdeboo* hinter sich hat. Der Flufs, durch dessen trocknes Bette der Colonist mit seinem Hottentottenknaben reitet, ist einer der zahlreichen, noch unbenannten Zweige des *Sonntagsflusses*, die nur bei heftigem Gewitterregen, und auch dann nur auf kurze Zeit mit Wasser sich füllen.

Ende des ersten Theils.

Buchbinder
R. Wawrzyn

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lichtenstein, Hinrich,

Reisen im südlichen Africa in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806

Bd.: 1

Berlin (1811)

It.sing. 594-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467331-9